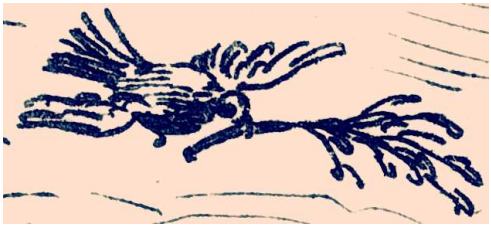
Adolf von Harnack

Schriften über Krieg und Christentum



kirche & weltkrieg

digitalbibliothek 6

Impressum:

Adolf von Harnack
SCHRIFTEN ÜBER KRIEG UND CHRISTENTUM.
„Militia Christi“ (1905) und Texte
mit Bezug zum Ersten Weltkrieg

Herausgegeben von Bodo Bischof & Peter Bürger

kirche & weltkrieg – digitalbibliothek 6.
Düsseldorf, Frühjahr 2021.
https://kircheundweltkrieg.wordpress.com/

Satz: Peter Bürger (Projekt *Kirche & Weltkrieg*)
Kooperationspartner: Solidarische Kirche im Rheinland

*

Ergänzend zu dieser Digitalbibliothek erscheint
die gleichnamige Buchreihe *Kirche & Weltkrieg* bei BoD,
in der nachträglich auch eine preiswerte Druckausgabe
des jeweiligen Teils erhältlich ist.

Ankündigung zur illustrierten
Druckausgabe dieses Teils:

Adolf von Harnack
Schriften über Krieg und Christentum.
„Militia Christi“ (1905) und Texte
mit Bezug zum Ersten Weltkrieg

Herausgegeben von Bodo Bischof & Peter Bürger

Kirche & Weltkrieg, Band 6
(Buchreihe zur Digitalbibliothek: https://kircheundweltkrieg.wordpress.com)

Herstellung & Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt
ISBN der Buchausgabe: 978-3-7534-1759-2
(Paperback; 500 Seiten)

Nach Erscheinen erhältlich über
https://www.bod.de/buchshop/
und überall im Handel.

Adolf von Harnack
Schriften über Krieg und Christentum

„Militia Christi“ (1905) und Texte mit Bezug zum Ersten Weltkrieg

Herausgegeben von
Bodo Bischof und Peter Bürger,
in Kooperation mit der
Solidarischen Kirche im Rheinland

digitalbibliothek
kirche & weltkrieg

Herausgegeben in Kooperation mit der
Solidarischen Kirche im Rheinland

Die Bearbeitung des Werkes ist dem
Düsseldorfer Friedenspreisträger
Pfarrer i.R. Friedhelm Meyer gewidmet

Inhalt

EINLEITENDE BEMERKUNGEN
ZU DIESEM QUELLENBAND 11

1. Der Theologe und Staatsdiener Adolf von Harnack (1851-1930) 13
2. Die Forschungen zur ‚Soldatenfrage' der Alten Kirche 16
3. Die Kriegsbeihilfe eines liberalen Theologen 21
4. Zweifel und Ansätze zur ‚Friedensarbeit' 29
5. Bleibende Widersprüche 38

A.
Militia Christi

MILITIA CHRISTI
Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten (1905) 47

Vorwort 47
I. Der christliche Kriegerstand 49
II. Die christliche Religion und der Soldatenstand 81
Nachträge 116

DIE VERBREITUNG DES CHRISTENTUMS DER ERSTEN DREI JAHRHUNDERTE IM MILITÄR
(Aus: „Mission und Ausbreitung des Christentums", Zweite Auflage, 1906) 119

B.
Reden, Aufsätze und Dokumente 1912 – 1922

1.
HARNACKS BRIEF AN HERRN PASTOR LIC. SIEGMUND-SCHULTZE
Berlin, 17.01.1912 133

2.
DER KAISER-AUFRUF VOM 6.8.1914 UND HARNACKS ENTWURF
I. Thronrede des Kaisers am 4. August 1914 138
II. Kaiser-Aufruf „An das deutsche Volk“ vom 6. August 1914 141
III. Harnacks Entwurf für den Aufruf „An das deutsche Volk“ 142
IV. Im Vergleich: Harnacks Entwurf und der Kaiseraufruf 144

3.
HARNACKS REDE ZUR „DEUTSCH-AMERIKANISCHEN SYMPATHIEKUNDGEBUNG“ (Rathaus Berlin, 11. August 1914) 149

4.
SCHREIBEN VON ELF ENGLISCHEN THEOLOGEN AN A. V. HARNACK
London, 27. August 1914 155
Harnacks Antwort, 10. September 1914 159

5.
AUFRUF DEUTSCHER KIRCHENMÄNNER UND PROFESSOREN:
An die evangelischen Christen im Ausland (04.09.1914) 165

6.
DER EUROPÄISCHE KRIEG: ENGLISCHE ANTWORT
auf den Aufruf der deutschen Theologen (23.09.1914) 170

7.
WAS WIR SCHON GEWONNEN HABEN UND WAS WIR NOCH GEWINNEN MÜSSEN (Rede in Berlin, 29.09.1914) 178

8.
‚AUFRUF DER 93‘ AN DIE KULTURWELT (04.10.1914) 193

9.
DIE ANTWORT DER ENGLISCHEN GELEHRTEN
auf den Aufruf der 93 deutschen Gelehrten (24.10.1914) 198

10.
DIE LEISTUNG UND DIE ZUKUNFT DER BALTISCHEN DEUTSCHEN
‚Die Woche', 29.05.1915 201

11.
ZWEI BRIEFE VOM SEPTEMBER 1915
I. Harnacks Dankschreiben an H. St. Chamberlain (30.09.1915) 210
II. Harnacks Schreiben an Kaiser Wilhelm II. (26.09.1915) 211

12.
DIE DEUTSCHE UNIVERSITÄT DORPAT, IHRE LEISTUNGEN
UND IHR UNTERGANG (Illustrirte Zeitung, 07.10.1915) 213

13.
[PRESSE-ECHO] „KRIEGSVORTRAG VON ADOLF V. HARNACK"
Die deutschen Ostprovinzen, ihre Geschichte und ihre Leistungen
(Tägliche Rundschau, 13. Oktober 1915) 223

14.
FELDAUSGABE „DAS WESEN DES CHRISTENTUMS"
Harnacks Vorwort vom 17. Oktober 1915 226

15.
EINE BETRACHTUNG UND EIN GEDICHT, INS FELD GESCHICKT
(Aus: ‚Christbaum und Schwert', Weihnachten 1915) 228

16.
„DER ABSCHIED VON DER WEIßEN WESTE" (21. April 1916) 231

17.
FRIEDENSAUFGABEN UND FRIEDENSARBEIT: Eine Denkschrift,
im Sommer 1916 dem Reichskanzler auf Ersuchen eingereicht 238

18.
AN DER SCHWELLE DES DRITTEN KRIEGSJAHRS: REDE,
gehalten am 1. August 1916 in der Philharmonie zu Berlin 255

19.
VOM REICHE GOTTES
Predigt im akademischen Gottesdienst: Berlin, 04.03.1917 269

20.
WILSONS BOTSCHAFT UND DIE DEUTSCHE FREIHEIT
Einleitungsworte [zum Vortragsband „Die deutsche Freiheit“,
Mai 1917] 277

21.
DAS GEBOT DER STUNDE
Eine Denkschrift, im Juni 1917 dem Reichskanzler eingereicht 286

22.
DIE RELIGION IM WELTKRIEGE
Berlin, 28. März 1918 291

23.
VOM INWENDIGEN MENSCHEN
Predigt im akademischen Gottesdienst: Berlin, 28.07.1918 299

24.
AUF DEIN WORT WILL ICH DAS NETZ AUSWERFEN
Predigt im Akademischen Gottesdienst: Berlin, 02.02.1919 309

25.
POLITISCHE MAXIMEN FÜR DAS NEUE DEUTSCHLAND
Der akademischen Jugend gewidmet (1919) 317

26.
OFFENER BRIEF AN HERRN CLEMENCEAU
6. November 1919 320

27.
WAS HAT DIE HISTORIE AN FESTER ERKENNTNIS ZUR DEUTUNG DES WELTGESCHEHENS ZU BIETEN? (Vortrag, Frühjahr 1920) 323

28.
DEUTSCHLAND UND DER FRIEDE EUROPAS (Dezember 1921) 345

29.
DIE KRISIS DER DEUTSCHEN WISSENSCHAFT (2. DEZEMBER 1922) 351

C.
Biographische Kontexte

ADOLF VON HARNACK UND DER WELTKRIEG

Agnes von Zahn-Harnack (1936) 363

D.
„Zeitgenössisches"

1.
NATIONAL-SOZIALER KATECHISMUS
Erklärung der Grundlinien des National-Sozialen Vereins

Friedrich Naumann (1897) 403

2.
DIE DEUTSCHEN PROFESSOREN UND DER WELTKRIEG

Walther Schücking (1915) 433

3.
DEUTSCHCHRISTENTUM AUS REIN-EVANGELISCHER GRUNDLAGE
95 Leitsätze zum Reformationsfest 1917

Friedrich Andersen, Adolf Bartels, E. Katzer, H.P. v. Wolzogen 438

4.
DIE POLITISCHE BLINDHEIT IM DEUTSCHEN PROTESTANTISMUS
Kommentar aus dem Jahr 1925
Friedrich Wilhelm Foerster 461

E.
Zur Nachbetrachtung

ZWISCHEN SCHULDABWEHR UND DEMOKRATIEABLEHNUNG
Vom Umgang der protestantischen Kirchen mit der Niederlage und ihren Folgen
Rainer Hering 465

KRIEGSDIENST ALS GOTTESVERACHTUNG
Frühchristliche Friedenstheologie bis zur konstantinischen Wende
Uwe-Karsten Plisch (2015) 485

QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS (mit Kurztiteln) 493

Einleitende Bemerkungen zu diesem Quellenband

„Nun aber wollen sie uns noch demütigen; da gibt es keine Geduld mehr; denn *Gott der Herr hat das deutsche Volk erschaffen*, damit es den Beruf auf Erden erfülle, zu dem Er es verordnet hat. Das wollen die Feinde verhindern. Wir aber antworten mit dem Rufe: *Auf! Zu den Waffen! Gott will es!* Um Sein oder Nichtsein unsres deutschen Vaterlands handelt es sich, um deutsche Macht, deutsche Stärke, deutsche Kultur!" (Aus dem Entwurf Adolf von Harnacks für den Kriegsaufruf des Kaisers[1], 4.8.1914)

„Wir treiben Geschichte, nicht nur um zu erkennen, nicht nur um zu wissen, was geschehen ist, sondern um uns von der *Vergangenheit* zu befreien, wo sie uns zur Last geworden ist, ferner um in der *Gegenwart* das Richtige tun zu können, und drittens um die *Zukunft* umsichtig und zweckmäßig vorzubereiten." (Adolf von Harnack, Frühjahr 1920[2])

Auf orthodoxe Bekenntnistreue bedachte, pietistisch ausgerichtete und ebenso aufgeklärt-liberale Theologen des deutschen Protestantismus haben im Ersten Weltkrieg gleichermaßen mit den ihnen zur Verfügung stehenden – vornehmlich geistigen – Waffen die militärische Mobilmachung der ganzen Nation unterstützt.[3] Christliche Nonkonformisten bildeten eine verschwindend kleine Minderheit. Auch bei ‚Liberalen' wie Friedrich Siegmund-Schultze[4] oder Martin Rade[5], die sich selbst aus-

---

[1] Text nach: HARNACK 1953 (Kursivsetzungen pb). – Alle Kurztitel verweisen auf das Literaturverzeichnis im Anhang zu diesem Quellenverband (dort werden auch einige Arbeiten aufgeführt, die der Herausgeber selbst nicht eingesehen hat).

[2] Hier zitiert nach dem erneuten Abdruck des Vortrags in: HARNACK 1923, S. 171-195 (→B.27).

[3] Vgl. in unserer Reihe: K&W02; zu den keineswegs weniger betrüblichen römisch-katholischen Entsprechungen: K&W04.

[4] Vgl. zu ihm K&W03, S. 227-276.

[5] Vgl. zu M. Rade die Textbeispiele in K&W02, S. 419-428. (Korrigendum zu diesem Band, S. 406-414: Der Text stammt nicht von Otto Dibelius, sondern von dessen Onkel Franz Wilhelm Dibelius, 1847-1914.)

drücklich als Anwälte des Friedens betrachteten, stand der – vermeintliche – Pazifismus zeitweilig auf denkbar wackeligen Füßen.

Sebastian Kranich vermerkt in einem Aufsatz: „Theologen wie Traub, Seeberg und Althaus standen weit über Kriegsende hinaus für den deutschnationalen Weg des Mehrheitsprotestantismus. Dagegen plädierten sozialliberale Protestanten wie Martin Rade, Ernst Troeltsch und Adolf von Harnack für gemäßigte Kriegsziele und demokratische wie soziale Reformen. Harnack meinte in zwei Denkschriften an den Reichskanzler, die größte Aufgabe sei nicht die Beendigung des Kriegs, sondern die Bewältigung der Nachkriegssituation. Er verlangte dafür eine Wahlrechtsänderung, volle Religionsfreiheit, das Koalitionsrecht für Gewerkschaften und eine Ergänzung der deutschen Politik und Kultur mit westeuropäischen Ideen. Nur so könne das deutsche Volk zu ‚dem in Gott gegründeten Idealismus' kommen."[6]

Unter den Berliner Gottesgelehrten beteiligte sich der ‚modern-orthodoxe' Lutheraner Prof. Reinhold Seeberg[7] (1859-1935), ein deutsch-baltischer ‚Landsmann' und Kollege Harnacks, 1914-1918 an der alldeutschen Kriegsraserei, um sodann – auf noch schlimmeren Pfaden – einem völkischen Protestantismus Wege zu bahnen, der mit „Christentum" ganz sicher nichts mehr gemein hatte. Zu nahe liegt auch deshalb der Wunsch, Adolf von Harnack – dem unbestrittenen theologischen Meister der Liberalen – Mäßigung während der Kriegsjahre und Umkehrbereitschaft bei Kriegsende bescheinigen zu können.[8] Doch Trost und

---

[6] K&W02, S. 95.

[7] Vgl. zu ihm – mit weiterführenden Literaturangaben: KAUFMANN 2005

[8] Ein entsprechendes Bild vermittelt z.B. auch die ‚Neue Deutsche Biographie': „Dem Kriegsausbruch 1914 und dem totalen Ausmaß seiner Rückwirkungen stand H[arnack]. tief erschüttert gegenüber. Doch bald nahmen ihn viele neue Aufgaben so in Anspruch, daß er, der sich ausdrücklich als konservativ bezeichnete, Abstand von den Dingen und neue Maßstäbe für sie gewann. Entscheidendes verdankt er dabei Delbrück; mit ihm und Männern wie Troeltsch und Meinecke traf er sich schließlich, trotz aller Nuancen im Einzelnen, in der Verurteilung des Annexionismus der sogenannten Vaterlandspartei und in der Forderung nach innenpolitischen Reformen. Diese Entwicklung H.s, die ihn nach 1918 zur Bejahung der republikanischen Staatsform führte, ist ihm von Freunden und Feinden als ‚Verrat' zur Last gelegt worden. Sie steht gewiß in scharfem Kontrast zu den Ergebenheitsbezeugungen gegenüber dem Kaiser, bei denen sich H. vom üblichen Stil der Hofgesellschaft kaum unterschied. Doch ist dazu zweierlei zu bedenken: Einerseits war die Stellung Wilhelms II. in jeder Hinsicht so ungewöhnlich und so kompliziert, daß selbst die

Beruhigung, wie sie ein solches Begehren sucht, gewähren die kritischen Forschungsergebnisse[9] nur in geringem Umfang. Zumal aus christlich-pazifistischer Sicht sind nicht nur einige vorübergehende Irritationen zu konstatieren, sondern Irrwege und ungelöste Widersprüche.

Der hier vorgelegte – auch barrierefrei zugängliche – Quellenband führt im →Teil B möglichst vollständig jene Zeugnisse aus Veröffentlichungen der Kriegs- und Nachkriegszeit bis 1922 zusammen, deren Lektüre allen, die sich ein eigenes Bild auf der Grundlage von Primärtexten und Dokumenten verschaffen wollen, von Nutzen sein kann. Die exemplarische Beschäftigung gerade mit einem prominenten Fürsprecher von ‚Liberalität' und ‚sozialer Monarchie' wie Adolf von Harnack könnte am Ende womöglich kritische Anfragen an *gegenwärtige* Verhältnisse provozieren. Die Bedingungen des akademischen Theologiebetriebs in deutschen Landen haben sich ja nach einem Jahrhundert keineswegs durchgreifend geändert. Sind sie mit einer *friedenskirchlichen* Umkehr im dritten Jahrtausend überhaupt vereinbar?

1. Der Theologe und Staatsdiener Adolf von Harnack (1851-1930)

Karl Hammer bietet in seinem Aufsatz über die Weltkriegsjahre folgendes Kurzporträt: Adolf von Harnack, „dessen überragendes wissenschaftliches Lebenswerk […] in außergewöhnlich jungen Jahren kometengleich und dennoch nicht ohne Hemmnisse begonnen hatte, ging bei Ausbruch des Weltkriegs ins siebente Jahrzehnt. Er hatte sich nicht nur durch wissenschaftliche Sonderleistungen auf dem Gebiet der Dogmen- und Kirchengeschichte, vor allem der Alten Kirche, sondern darüber

bedeutendsten wissenschaftlichen Unternehmungen nur mit seinem Willen geplant und ausgeführt werden konnten. Anderseits bedeutet H.s loyale Unterstützung der Republik sowohl den Vollzug der nüchternen, zwingenden Einsicht, daß die Monarchie nicht mehr zu restaurieren war, als auch die Bewahrung bester preußischer Traditionen, die der Ära Wilhelms II. ohnehin so gut wie nichts verdanken und die einen Halt gegen revolutionäre wie gegen reaktionäre chaotische Tendenzen bieten konnten. Bösartige Ausfälle der Rechtspresse und das Befremden weiter Kreise, auch mancher Freunde und Kollegen, waren die Antwort, als H. bei der Reichspräsidentenwahl 1925 gegen Hindenburg für den Katholiken Marx eintrat." (Liebing 1966)

[9] Vgl. z.B. Hammer 1972; Kinzig 2004; Kaufmann 2005.

hinaus durch eine Menge beruflicher Sonderaufgaben, Mitgliedschaften und Präsidentschaften in halböffentlichen Gremien, die er mit der größten Sorgfalt ausübte, in der Öffentlichkeit bis hin zum kaiserlichen Hof längst einen Namen gemacht, der weit über Deutschlands Grenzen – bis 1914 – etwas galt. Der Sohn des mehr konservativen lutherischen Theologieprofessors Theodosius Harnack aus Dorpat [heute: Tartu, Estland] begann seine wissenschaftliche Laufbahn bereits mit 23 Jahren als Privatdozent für Kirchengeschichte in Leipzig, wurde 1879 o[rdentlicher]. Prof[essor]. in Gießen, 1887 in Marburg, ein Jahr darauf trotz kirchenpolitischer Gegnerschaft durch kaiserliches Machtwort nach Berlin geholt und 1890 Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften, deren 200jährige Geschichte er nebenbei verfaßte (1901). Als Leiter der Kirchenväterkommission und Generaldirektor der Kgl. Bibliothek Berlin (1905) schuf er Bleibendes, während seine Wirkungen als Präsident des Evangelisch-Sozialen Kongresses (1903-1912) wie seine Mitarbeit in der ‚Christlichen Welt' Rades und im ‚Bund für Gegenwartschristentum' mehr den Stempel seiner bürgerlichen Zeit tragen. Jedenfalls zeigen auch sie, für den Laien ebenso überzeugend wie seine 1900 großenteils frei vorgetragene […] populärste Vorlesung über ‚das Wesen des Christentums', daß Harnacks Christentum und Gelehrtenberuf allzeit, also *vor* dem Weltkrieg wie *darnach*, ein stets gegenwartsbezogenes, der ethischen Komponenten nie entbehrendes christliches Zeugnis umfaßten. Diese Verbindung war der liberalen Theologie überhaupt selbstverständlicher als anderen Ausprägungen christlichen Glaubens; sie bildet ihre Stärke wie Gefahr und Grenze."[10]

Neben dem Theologen muss, so Kurt Nowak, vor allem der „Wissenschaftsorganisator und Gelehrtenpolitiker" ins Blickfeld kommen. In beiden Rollen verstand sich Harnack, den Wilhelm II. im Juni 1914 in den erblichen Adelsstand ‚erhoben' hatte, als treuer Diener des Staates. In *„Politischen Maximen"* des Jahres 1919 wird er als fünften Punkt formulieren: „*Ohne Kapital keine Kultur*. Kultur gibt es nur, wenn es hier und dort, im Geistigen und Materiellen, tiefe Brunnen gibt; sie gedeiht nicht, wenn sie von Regentropfen leben soll, die gleichmäßig und spärlich auf das Land fallen." (→B.25) Auch die theologischen Fakultäten an staat-

[10] HAMMER 1972, S. 86 (hier ohne die Fußnoten).

lichen Hochschulen, denen wir so viele Früchte eines freien Forschens – ohne fundamentalistische bzw. klerikale Bevormundung – verdanken, gehören zu jenem Kultursektor, der ohne „Kapital“ nicht gedeihen kann. Doch birgt die Konstruktion einer akademischen Theologie, die staatlich subventioniert wird und sich weithin einer Monopolstellung erfreut, nicht andere Gefahren der Unfreiheit? Kein Inhaber eines theologischen Lehrstuhls hat 1900-1918 die Militärdoktrin des Kaiserreichs einer grundlegenden Kritik unterzogen (das weltliche Dogma von ‚ewigen Ordnungen‘ des Schwertes wurde stillschweigend akzeptiert). Die evangelischen und katholischen Fakultäten wurden vielmehr zu Stätten der kriegstheologischen Produktion.

Thomas Kaufmann konstatiert: „Eine Basisprämisse der politischen und allgemein-kulturellen Weltorientierung Harnacks bestand darin, dass ‚die Völker, die die Erde jetzt aufteilen, mit der christlichen Zivilisation stehen und fallen, und daß die Zukunft keine andere neben ihr dulden wird‘. Die kolonialpolitischen Ziele des Kaiserreichs akzeptierte Harnack; dem sich aus diesen Zielen ergebenden religionswissenschaftlichen Orientierungsbedarf etwa sollte entsprochen werden“[11].

Schon im November 1909 hatte Adolf von Harnack in einer an den Monarchen gerichteten Denkschrift zur Grundlegung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft geschrieben: „Die Wehrkraft und die Wissenschaft sind die beiden starken Pfeiler der Größe Deutschlands, und der Preußische Staat hat seinen glorreichen Traditionen gemäß die Pflicht, für die Erhaltung beider zu sorgen.“[12] Königliche Bibliothek und Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft wurden während des Krieges 1914-1918 „unter Harnacks Leitung zum Teil auf Kriegspropaganda und -produktion umgestellt“[13]. Es war, so Agnes von Zahn-Harnack, „der Augenblick gekommen, wo Wehrkraft und Wissenschaft in die engste Verbindung mit einander zu treten hatten. Schon wenige Wochen nach Kriegsausbruch konnte Harnack einem Freunde berichten, daß sämtliche Institute neue, mit dem Krieg zusammenhängende Aufgaben in Angriff genommen

---

[11] KAUFMANN 2005, S. 195-196.

[12] Zitiert nach ZAHN-HARNACK 1936, S. 447 (Veröffentlichung der Denkschrift: HARNACK 1910). Vgl. auch HAMMER 1972, S. 87. – Ein Überblick zur Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Internet: https://www.mpg.de/geschichte/kaiser-wilhelm-gesellschaft

[13] HAMMER 1972, S. 91.

hätten. Das Institut für physikalische Chemie wurde die Zentralstelle, an welcher das Forschungs- und Versuchswesen für Gaskampf und Gasschutz betrieben wurde. Sein Direktor, Fritz Haber, trat für diese Aufgaben gleichzeitig mit militärischem Charakter in das Kriegsministerium ein. Das Institut für Kohlenforschung war wenige Tage vor Kriegsbeginn, am 27. Juli 1914, eröffnet worden. Es wurde für die Öl- und Benzingewinnung wie für Forschung über Fettsäuren und Seifen von höchster kriegswirtschaftlicher Bedeutung. Auch die Gewinnung von Webstoffen, die Versuche über Luftströmungen (im aerodynamischen Institut in Göttingen) und nicht zuletzt die Untersuchungen über Arbeits- und Ernährungsphysiologie dienten dem von der Blockade umschlossenen und von allen ausländischen Hilfsquellen abgeschnittenen deutschen Volk und seinem in der Luft, auf dem Meere, unter und über der Erde kämpfenden Heer. Durch alle diese Arbeiten […] war Harnack mit dem Gang der Kampfhandlungen wie mit der Kriegswirtschaft in dauernder, enger Beziehung."[14] – Im Heizraum des „deutschen Idealismus" ging es keineswegs um rein geistige Produktionen.

2. Die Forschungen zur ‚Soldatenfrage' der Alten Kirche

Harnack nahm unter den Theologen, die sich mit der Geschichte der Alten Kirche sowie der Erschließung der Kirchenväterquellen (Patristik) befassten, eine herausragende Stellung ein und zählt bis heute zu den Autoren, deren Werke bei entsprechenden Studien zwingend herangezogen werden müssen. Trotz seiner theologischen Kritik der Entwicklung von Kirchenverfassung und Dogma bewertete er jenen Prozess, der zur ‚Konstantinischen Wende' und schließlich um 380 zum Aufstieg des Christentums zur Staatsreligion führte, positiv. Das Christentum – in seiner idealistischen Betrachtungsweise „die Religion selbst" bzw. „die letzte und höchste Stufe in der Geschichte der Menschheit" – vermochte demnach durch die Verflechtung von Imperium und Kirche erst seinen

[14] Zahn-Harnack 1936, S. 447-448.

Universalismus zu entfalten.[15] Abgesehen von der Verweigerung des „Kaiserkultes“ enthielt es Harnacks Meinung zufolge nichts, was für den Römischen Staat strikt unannehmbar (bzw. bedrohlich) gewesen wäre. Hier bleibt – unter geringer Gewichtung staatskritischer Voten von biblischen und frühchristlichen Schriftstellern – jedoch ausgeblendet, dass sich im imperialen „Kaiserkult“ keineswegs nur ein formaler „Staatsgehorsam“ verdichtete, sondern auch ein ökonomischer, politischer und militärischer Gesamtkomplex des Römischen Imperiums (Münze – Macht – Militär).

Vor solchem Hintergrund ist die Erforschung der altkirchlichen Stellung zum Krieg von zentraler Bedeutung. Erasmus von Rotterdam klagte vor einem halben Jahrtausend besonders nachdrücklich über den Bellizismus in der nachkonstantinischen Christenheit: „Bald sind es die altererbten väterlichen Gesetze, bald die Schriften frommer Menschen, bald die Bibelworte, die wir schamlos, um nicht zu sagen gottlos verdrehen. Schon ist es beinahe dahin gekommen, dass es für dumm und gottlos gilt, gegen den Krieg auch nur zu mucken und das zu loben, was aus Christi Mund vornehmlich Lob empfangen hat.“[16] Der lutherische Kirchenhistoriker Albert Hauck (1845-1918) vermerkt in seiner *„Kirchengeschichte Deutschlands“* 1887: „Zwar gab es im Heere von Anfang an Christen, aber nie waren sie zahlreich. Man kennt die unter den Christen weit verbreitete Ueberzeugung, dass das Bekenntnis zu Christo und der Kriegsdienst unvereinbar seien. Sie herrschte gerade in Gallien. Noch im

---

[15] Vgl. ausführlich zu „Christentum und Imperium Romanum in der Sicht Adolf von Harnacks“: JANTSCH 1998. EBD., S. 382-383 (ohne Fußnoten): „Die grundsätzlich positive Würdigung der Verbindung zwischen Christentum und antiker Kultur durch Harnack erstreckt sich auch auf seine Beurteilung des Verhältnisses zwischen Christentum und Imperium Romanum. Indem das Christentum sich mit der antiken Kultur verband, führte es nicht nur ‚dem römischen Reiche neue Kräfte‘ zu, sondern es entwickelte sich dadurch gemäß seinem eigentlichen Wesen. Der Universalismus des Christentums konnte sich erst entfalten, als es sich aus der Gebundenheit an das Judentum löste – ein Prozeß, in dem Harnack dem Apostel Paulus eine maßgebliche Rolle zuschreibt. Indem das Christentum ‚auf den weiten Plan des griechisch-römischen Reichs gestellt‘ wurde, entwickelte es sich zur ‚Weltreligion‘ und wurde in die ‚Weltgeschichte übergeführt‘. Dies entsprach dem Kern der christlichen Botschaft, denn sie ‚war darauf angelegt, sich in der Menschheit – und diese stellte sich damals im orbis Romanus dar – zu verwirklichen‘.“

[16] Zitiert nach: SCHMID u.a. 2019, S. 50-51.

Jahre 314 musste die Synode von Arles diejenigen mit der Exkommunikation bedrohen, welche ihren Bedenken gegen den Kriegsdienst praktische Folgen gaben."[17] 1902 veröffentlicht der römisch-katholische Kirchenhistoriker Andreas Bigelmair seine – relativ ‚versöhnlichen' – Wahrnehmungen zur Stellung der vorkonstantinischen Christenheit gegenüber Staat und Militär.[18]

Adolf von Harnack hat sich diesem Gegenstand schon in seiner bedeutsamen Studie *„Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten"* (zuerst 1902) zugewandt (→S. 119-130), in welcher er auch – freilich mit zu wenig Sinn für den ‚Universalismus des Judentums' – das altkirchliche Bekenntnis zur ‚humani generis unitas' (Einheit des Menschengeschlechts) und die „Botschaft von dem neuen Volk" beleuchtet. 1905 erscheint seine Spezialstudie *„Militia Christi"* mit dem Untertitel „Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten"[19] (→A). Darin, so resümiert Herbert Koch, „führte Harnack den Nachweis, dass es für die Christen bis zum Ende des 2. Jahrhunderts eine absolute Selbstverständlichkeit war, keinen Dienst im römischen Heer zu leisten. Ein Problem entstand erst, als es mit fortschreitender Ausbreitung des Christentums auch Soldaten gab, die getauft werden wollten. Dies wurde dann zugestanden, aber nur unter Auflagen, etwa der, die Beteiligung an Hinrichtungen zu verweigern. Eine Studie wie diese hatte es bis dahin nie gegeben."[20] Latein und Griechisch sind im kleinen Werk *„Militia Christi"* weitgehend in den Anhang verbannt, so dass es schon bei seinem Erscheinen nicht nur einem kleinen Fachpublikum empfohlen werden konnte.

Bischof Cyprian von Kathargo († 258) stellte erneut die kritische *ethische* Frage, warum das, was der Privatperson eine Mordanklage einbringt, rühmlich sein solle, wenn es auf Befehl des Staates hin erfolgt. Noch kurz vor der konstantinischen Wende hat Lactantius als Christ neben der Einschärfung des unbedingten Tötungsverbotes auch klar die *ökonomischen* Zielsetzungen der Militärdoktrin entlarvt … Aber Har-

---

[17] HAUCK 1887, S. 9-10.

[18] BIGELMAIR 1902, bes. S. 164-201.

[19] HARNACK 1905. Die lateinischen und griechischen Quellenbeigaben des Anhangs entfallen im vorliegenden Band (→A).

[20] K&W02, S. 50.

nacks ein Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg erschienene Studie konnte z.B. von einem staatsnahen Moraltheologen wie dem Katholiken Prof. Anton Koch (1859-1915) so verstanden werden, dass ihr zufolge die altkirchliche Ablehnung des *tötenden* Kriegshandwerks sich angeblich lediglich auf „besondere sittliche Gefahren" des antiken Soldatenlebens und namentlich die Unvereinbarkeit des heidnischen Cäsarenkultes mit dem Glauben bezog.[21] So jedoch wird der auch von Harnack erschlossene Befund ins Groteske verzerrt. In den erhaltenen Zeugnissen der ersten drei Jahrhunderte zu Theologie und Kirchenordnung finden wir nirgendwo auch nur den kleinsten Hinweis darauf, dass das einhellig für alle Getauften verbotene *Töten in staatlichen Diensten* doch unter bestimmten Umständen erlaubt sein könne. (Diese Einmütigkeit verliert auch durch Spekulationen über das Ausmaß der Präsenz von Christen im Heer oder in ‚Polizeieinheiten' nichts von seiner Brisanz.)

Harnack, der sogar die Hebräische Bibel keineswegs als einen unverzichtbaren Teil des Kanons der heiligen Schriften betrachtet[22], würde freilich etwas nicht deshalb als „normativ" für die Gegenwart bewerten, nur weil es in der Alten Kirche als „normativ" galt. Vielmehr finden wir bei ihm den altkirchlichen Standort in der Kriegsfrage sachgerecht erhellt und gleichzeitig dessen *nachkonstantinische Revision* belobigt. So – gut lutherisch – in einem Zeitungsbeitrag vom März 1918 (→B.22):

> „Jeder Krieg scheint die Ideale und Forderungen der höheren Religionen zu mißachten, ja zu vernichten, und die Pazifisten versichern uns daher, daß jeder Christ ein Pazifist sein müsse. Allein zwischen ‚Krieg' und ‚Krieg' sind die Unterschiede ebenso groß wie zwischen ‚Pazifist' und ‚Pazifist'. Die Waffe, die ich ergreife, um den Bruder, Weib und Kind und das Vaterland zu schützen, damit sie nicht leiblich und geistig verhungern, damit auch noch die folgenden Generationen leben können und damit mein Volk seine Mission in der Welt nicht verliere – diese Waffe ist geheiligt; die Waffe aber, die zu Unterdrückungen und Eroberungen ergriffen wird, ist verfemt. Es ist höchst lehrreich, daß auch schon die alte Kirche, so sehr sie den Krieg

[21] Vgl. K&W01, S. 26, 305,

[22] KINZIG 2004; BUCHHOLZ 2015.

> theoretisch verurteilte, diesen Unterschied praktisch hat gelten lassen. Sobald sie eine politisch verantwortliche Größe wurde – und das wurde sie im vierten Jahrhundert – hat sie nicht mehr gewagt, die praktischen Konsequenzen ihres *jeden Krieg verurteilenden Standpunktes* zu ziehen. Das war nicht Schwächlichkeit: es war die unreflektierte Einsicht, daß die Sittenregeln der Bergpredigt, welche dem Christen gelten, der da weiß, daß er hier keine bleibende Stätte hat, nicht ohne weiteres auf die Völker übertragen werden können, die die Erde bebauen und bewahren sollen."[23]

Immerhin, eine irgendwie modifizierte Bedeutsamkeit der Bergpredigt auch für die Völker und ihr Verhältnis untereinander wird in diesen Ausführungen auf der Linie Max Webers vielleicht nicht ganz kategorisch ausgeschlossen. Der Text ist genau zu lesen. Welcher Krieg ließe sich am Ende denn nicht mit dem Verweis auf die Lebensbedingungen nachfolgender Generationen der eigenen Nation und die ‚Mission eines Volkes in der Welt' legitimieren?

Der Dominikaner Franziskus Maria Stratmann zitiert in seinem Werk *„Weltkirche und Weltfriede"* (1924) folgende Zeilen Harnacks aus dem Jahrgang 1907 der Zeitschrift „Friedens-Blätter": „Wir freuen uns, wenn ein edler Patriotismus gepflegt wird. Aber wie armselig ist doch der Mensch, der im Patriotismus sein höchstes Ideal erkennt oder im Staat die Zusammenfassung aller Güter verehrt! Welch ein Rückfall, nachdem wir in dieser Welt Jesus Christus erlebt haben! Wir sollen mit aller Kraft die christliche [sic!] Einheit des Menschengeschlechtes erstreben und weitherzig genug sein, um fähig zu werden, daran zu glauben, daß die brüderliche Einheit der Menschheit kein Traum der Träumer ist, sondern ein vom Evangelium unabtrennbares Ziel."[24] Ob der Autor sieben Jahre später von diesem Votum selbst noch etwas wusste?

---

[23] HARNACK 1923, S. 306-314 (zuerst erschienen in der Wiener „Neuen Freien Presse" am 28. März 1918; Kursivsetzung pb). Man vergesse bei dieser Lektüre nicht, dass Harnack in seinen eigenen Kriegsvoten bis 1917 deutsche ‚Eroberungen' keineswegs prinzipiell abgelehnt hat, vielmehr zeitweilig für unumgänglich hielt.

[24] Hier zitiert nach: K&W05, S. 320-321 (Stratmann macht keine genauen bibliographischen Angaben; die „Friedens-Blätter" waren das Organ der Deutschen Friedensgesellschaft).

Als ‚Pazifist' – auch im Sinne der weiten Bedeutung dieser Bezeichnung in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts – kann Adolf von Harnack ganz sicher nicht bezeichnet werden. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs ist er – über den von ihm unterstützten Friedrich Siegmund-Schultze – orientiert über Bemühungen um eine ‚Friedensökumene' mit den Engländern. In einem Briefzeugnis des Jahres 1912 lesen wir jedoch sehr zweifelhafte ‚Friedensargumente' aus Harnacks Feder, die weit weniger christlich klingen als das „Friedens-Blätter"-Zitat von 1907: „Der Gang der weltgeschichtlichen Entwicklung hat die drei germanischen Reiche England, Nordamerika und Deutschland auf großen Linien der Kultur an die Spitze der Menschheit gestellt. Diese drei Staaten haben außer ihrer Blutsverwandtschaft auch ein großes Erbe gemeinsam. Diese Gemeinsamkeit steckt ihnen die höchsten Ziele, aber verpflichtet sie auch vor dem Richterstuhl der Geschichte zu gemeinsamem und friedlichem Wirken."[25] (→B.1)

3. Die Kriegsbeihilfe eines liberalen Theologen

In seinem Aufsatz *„Die Religion im Weltkriege"*[26] (→B.22) vom März 1918 wird Harnack schreiben: „Vollends verkehrt […] ist das Urteil, der Weltkrieg sei deshalb der Bankerott der Religion, weil sie ihn nicht verhindert habe. Als ob sie jemals in der Geschichte imstande gewesen wäre, dies zu tun! Die Welt ist immer im Kriegszustand gewesen – vor und nach Christus, und daher ist der Übergang aus dem latenten zum offenen Kriege niemals ein Problem gewesen, auf dessen Beseitigung die Religion irgendwelchen Einfluß gehabt hat." Zur Geschichte der Alten Kirche gehörte nun aber – unter Verweis auf die Propheten Israels – der Anspruch, der menschlichen Gattung eine durchaus neue Zivilisationsperspektive ohne Kriegsgewalt zu erschließen. Zumindest für den sogenannten ‚christlichen Kulturkreis' – so fragen wir heute – sollten zwei Weltkriege mit etwa 80 Millionen Toten nicht einer Bankrotterklärung gleichkommen?

---

[25] Harnack 1916b, S. 279-283.
[26] Harnack 1923, S. 306-314.

Selbstredend: Hätten sich Christen- und Kirchentum 1914-1918 zumindest überwiegend *gegen* den Krieg gestellt und bei dieser Verschwörung im Dienst des Lebens keinen Erfolg erzielt, so wäre solche Ohnmacht in der Tat kein Argument gegen die Wahrheit des Evangeliums gewesen. Doch die Verhältnisse waren ja ganz und gar andere. Die großen Kirchen in Deutschland und ihre ‚Gottesgelehrten' gingen 1914 nahezu geschlossen zur *kriegstheologischen Beihilfe für die Militärapparatur* über, um die Getauften in die Irre zu führen. Sie schauten nicht – gemäß der altkirchlichen Vision – auf die alternative Ökumene des ‚neuen Weges', sondern auf den Fetisch Nation.

Diesen so offenkundigen Bankrott des real existierenden Christentums der Kanonen und Bomben vermochte Adolf von Harnack deshalb nicht zu sehen, weil er selbst zu den Akteuren der Kriegsreligion gehörte. Seine „persönliche, nicht unbedeutende Rolle zu Anfang dieser Tragödie beginnt mit der Schlußvorlesung seiner Dogmengeschichte am 1. August 1914, die durch die Aufzeichnungen des damaligen Studenten W. Heilmann auf uns gekommen ist. ‚Die höchste Rechtfertigung des Krieges' entnimmt Harnack dem alten Liede ‚Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte …', das er an den Anfang seiner Rede stellt. ‚Mit hinziehen zu können' in den Krieg ist in dieser Idealisierung denn auch ‚nicht Forderung, nicht … Einladung, sondern … Vergünstigung'. Die alte Humanistenlosung ‚kein schön'rer Tod ist auf der Welt als vor dem Feind gefallen' und die konservativ protestantische ‚mit Gott für König und Vaterland!' finden sich hier auf engem Raum neben der neuen, bis 1945 immer wieder mißbrauchten Parole ‚bis zum letzten Blutstropfen für das Vaterland einzutreten'! Die konsequente Wirkung dieser stimulierenden Vorlesung war am Ende das impulsive Anstimmen des Lutherliedes durch die Studenten."[27] (Karl Hammer) – Die Lieder vom deutschen Eisengott kannte Adolf von Harnack nur zu gut, denn sein Vater Theodosius hatte deren Dichter Ernst Moritz Arndt (1769-1860) in Bonn persönlich kennengelernt: „Ein großes Bild von ihm hing in unseres Vaters Stube, und durch seine Erzählungen und die

[27] HAMMER 1972, S. 87.

patriotischen Lieder Arndts, die wir auswendig lernten, wurde uns das Bild so vertraut, als lebte es."[28]

Drei Tage nach dem mit Lutherchoral beschlossenen Auftakt im Hörsaal schreibt Harnack am 4.8.1914 wunschgemäß einen Entwurf nieder für den geplanten Kriegsaufruf des Kaisers an das Volk. Es bleibt davon am Ende vergleichsweise wenig übrig, und deshalb ist es unsachgemäß, Harnack ohne nähere Erläuterungen als eigentlichen Urheber des Kaiserrufes zu nennen. Doch sicher kann man sagen, dass die Vorlage des berühmten Theologen (→B.2/III) aus *christlicher* Sicht weitaus schlimmer war als der dann veröffentlichte Kaiseraufruf „An das deutsche Volk!" (→B.2/II) vom 6. August 1914. Harnack hatte z.B. gewünscht, sein Kaiser würde proklamieren: *„Auf! Zu den Waffen! Gott will es!"*

Am 11. August 1914 erstrebt Harnack dann in seiner *„deutsch-amerikanischen Sympathiekundgebung"* – mit einigem Tribut an rassistische Komplexe – eine gemeinsame ‚angelsächsische' und ‚deutsche' Abwehrfront wider „mongolisch-moskowitische Kultur" und die unorganisierte „Masse Asiens" (→B.3): „‚Gut und Blut bis zum letzten Tropfen' für die Kultur […] Der Tod, der freiwillig dargebracht wird, er tötet den großen Tod und sichert das höhere Leben […] ‚Er ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz!' Nun, das große Gehorchen hat auch für uns erst recht begonnen …".

Am 10. September 1914 rechtfertigt Harnack in einer Antwort an englische Gelehrte die Verletzung der Neutralität Belgiens und versteigt sich u.a. zu der Parole, es habe sich „Serbien durch den feigsten Mord, den die Weltgeschichte kennt, aus der Reihe der Staaten ausgestrichen, mit denen man auf dem Fuße der Gleichheit verkehrt" (→B.4).

Harnack verteidigte die deutsche Kriegspolitik ebenso in einem gemeinsamen *„Aufruf deutscher Kirchenmänner und Professoren"* vom 4. September 1914 an die evangelischen Christen im Ausland (→B.5; B.6)

---

[28] Zitiert nach KAUFMANN 2005, S. 169. – Vgl. auch KAUFMANN 2005, S. 203: „Harnacks Wertung des von neidischen Feinden aufgezwungenen Verteidigungskrieges der abendländischen Kultur als eines ‚geheiligten' und ‚gerechten' Krieges im Sinne Luthers dürfte sich als eine Art theologisch-politischer *cantus firmus* seiner entsprechenden Äußerungen zum Ersten Weltkrieg erweisen lassen".

wie durch seine – ohne genaue Textkenntnis[29] beigesteuerte – Unterschrift unter den berüchtigten *„Aufruf der 93“* an die Kulturwelt vom 4. Oktober 1914 (→B.8; B.9). Seiner Berliner Rede *„Was wir schon gewonnen haben und was wir noch gewinnen müssen“* vom 29. September 1914 ist wieder dem deutschen Eisengott gewidmet und höheren Idealen als „Kosmopolitismus, Internationale usw.“ (→B.7): „… braust nicht in uns allen von dem Tage ab, da der Krieg begann, ein Freiheitsgefühl? […] Ja auch der Krieg ist ein großer Gleichmacher. […] Weil es in dem Kriege hervortritt für alle gleich: du mußt unverbrüchlich gehorchen und du bist berufen – heute, morgen, in den nächsten Stunden kann's geschehen – zu befehlen. Unser herrliches Heer, welches das Ausland nicht versteht […] Das große Opfer schafft […] unter uns eine neue Blutsverwandtschaft […] wenn wir die Religion wiedergewinnen, […] dann haben wir das Größte gewonnen – […] jene [Religion], die sich jedes Leid zum Kreuz umbiegt […] Wer könnte denn […] freudig hingeben, wenn er nicht im Herzen wüßte, daß der Tod nicht der Übel größtes ist, und wenn er nicht ausschaute auf ein ewiges Reich […] Unser herrliches Heer und sein großer Heerführer, unser teurer Kaiser, sie leben hoch!“ – An anderer Stelle klingt später zur Weihnacht 1915 der Martyriums-Gedanke an: „Den Sterbenden aber, die willig für uns sterben und hier auf Erden den Sieg nicht sehen, gilt das Wort: ‚Sie sind vom Tode zum Leben hindurchgedrungen; denn sie liebten die Brüder‘.“ (→B.15)

1915 erscheint eine Feldausgabe von Harnacks – bereits zu Lebzeiten in vierzehn Auflagen gedrucktem – Buch *„Das Wesen des Christentums“*. Im Geleitwort dieser Spezialedition für die Kriegsfront distanziert sich der Verfasser, der je nach Kontext so gerne einen ‚christlichen Universalismus‘ beschwört, erneut von pazifistisch-kosmopolitischen Anschauungen – und zwar durch ein Zitat von Gedichtversen des Jahres 1873: „Deutsch sein heißt: offne Freundesarme / Für alle Menschheit ausgespannt, / Im Herzen doch die ewig warme, / Die einz'ge Liebe: Vaterland! / Deutsch sein heißt: sinnen, ringen, schaffen, […] / Und Blu-

[29] Die für den nationalen Propagandakomplex gleichsam *blind* geleistete Unterschrift ist aus meiner Sicht alles andere als ein ‚mildernder Umstand‘. Vgl. auch HÄRLE 1975 (gehörte Harnack zum Aufruf-Komitee?).

men ziehn – doch stets in Waffen / Für das bedrohte Eigne stehn."[30] (→B.14) Das konnten auch solche Leser unterschreiben, die die kulturprotestantische Version einer ‚Gottesrede im Herzen' als Rede eines irgendwie vorzugsweise ‚deutschen' Gottes verstanden (keineswegs jedoch als Widerspruch zu einer – real existierenden – gnadenlosen Welt der Gewalt).

Zu den irritierenden Quellen gehören zwei Briefdokumente vom September 1915, aus denen Harnacks auch sonst gut belegte Bewunderung für den extrem antisemitischen Kaiser-Liebling Houston Stewart Chamberlain hervorgeht (→B.11). Wolfram Kinzig zufolge deuten diese lange „in ihrer Gesamtheit unpublizierte[n] Briefe des Theologen an den politischen Publizisten und ‚Rassetheoretiker' Houston Stewart Chamberlain einerseits sowie an Kaiser Wilhelm II. andererseits darauf hin, dass Harnacks anfängliche Kriegsbegeisterung nicht allein durch das ‚Augusterlebnis' zu erklären ist, sondern in seinem politischen Denken zu Kriegsbeginn verwurzelt ist. Eine vergleichende Darstellung dieses Denkens bei Chamberlain und Harnack lässt strukturelle Ähnlichkeiten erkennen"[31]. Dies könnte ein Hintergrund der oben angeführten rassistischen Wendungen (‚mongolisch-moskowitische Kultur', ‚asiatische Masse') sein. – Harnacks *theologischer* ‚Antijudaismus' (Marcionismus) wurde – zusammen mit seinem Ansatz eines ‚inwendigen Gottesreiches' – von den Pionieren einer „Germanisierung des Christentums"[32] aufgegriffen; dies ließe sich u.a. auch an einzelnen Wendungen in dem zum Reformationsfest 1917 erschienenen völkischen Werk *„Deutschchristentum aus rein-evangelischer Grundlage"*[33] aufzeigen (volle Textdokumentation: →D.3). Doch solche Rezeption war kaum im Sinne Harnacks, der selbst *keine* rassenantisemitischen Positionen vertrat, allerdings auch nicht als besonders regsamer Kämpfer gegen den allgegenwärtigen Antisemitismus in Erscheinung getreten ist.[34] Von diesem Komplex wäre aber doch noch einmal die Frage zu unterscheiden, in wieweit bzw. wo

---

[30] Die Verse stammen aus: Anastasius GRÜN, Gesammelte Werke, Band 2. Berlin 1907, S. 96-100 (Harnack selbst nennt keine Quelle).

[31] Einleitende Zusammenfassung in: KINZIG 2015.

[32] Vgl. RADMÜLLER 2012.

[33] ANDERSEN u.a. 1917.

[34] Vgl. KINZIG 2004.

der protestantische Gelehrte den zu seiner Zeit weithin als Wissenschaft geltenden Rassenlehren partiell gefolgt ist.

Harnacks Aufsätze über das Baltikum, die Universität Dorpat und die Leistungen der (ehemaligen) deutschen Ostprovinzen zeugen 1915 – nebst Zeitungsberichten über entsprechende Vorträge – nicht minder von geistiger Kriegsbeihilfe (→B.10; B.12; B.13). Der Gelehrte mit einer ausgeprägten antirussischen Grundhaltung „hat sich darum bemüht, die reichsdeutsche Öffentlichkeit über das Baltikum zu informieren, und er hat im Krieg zeitweilig den Traum einer Anbindung der Ostseeprovinzen an das Deutsche Reich mitgeträumt"[35]. Bei den ersten Siegesnachrichten jubelt Harnack: „In Oriente lux! Lux Germanica über meiner alten Heimat!"[36] Ein von der Tochter mitgeteiltes Briefkonzept vom 2. Mai 1915 enthält folgende Mitteilungen an den Reichskanzler: „Die Nachricht, daß unsere Truppen in breiter Front auf Mitau marschieren, hat mich, wie kaum eine andere in diesem Kriege, bewegt und erhoben. Aus dieser tiefen inneren Bewegung entbindet sich der heiße Wunsch, dem deutschen Vaterlande in den baltischen Landen meine Dienste leisten zu dürfen. Sind doch unsre Truppen wahrscheinlich nur noch wenige Kilometer von der kurländischen Grenze und nur noch etwa 100 Kilometer von Riga entfernt! Freilich weiß ich nicht, ob beabsichtigt ist, dorthin zu marschieren: aber wenn es der Fall ist, so würde ich es als eine Krönung meines Lebens betrachten, wenn ich auf baltischem Boden mich nützlich machen könnte […] Was mir vorschwebt, ist, der, sei es militärischen, sei es Zivil-Verwaltung zur Beratung beigegeben zu werden."[37] (→C) Ge-

---

[35] KAUFMANN 2005, S. 181; vgl. ebd., S. 199 (Hoffnung auf ein Protektorat im Bereich der baltischen Ostseeprovinzen auch noch 1917?). – Der Historiker Heiko Wegmann weist auch auf *katholische* Voten zum Baltikum hin: „Während des Ersten Weltkrieges gab es Pläne für die Germanisierung von militärisch besetzten Gebieten im Baltikum. Das ist bislang wenig erforscht, der Historiker Ron Hellfritzsch befasst sich damit nun im Rahmen seiner Promotion. Organisatorischer Kern war die ‚Vereinigung für deutsche Siedlung und Wanderung'. [Der geistliche Caritas-Gründer Lorenz] Werthmann [1858-1921] gehörte 1916 zu den Gründungsmitgliedern der Vereinigung. Neben radikalen Akteuren wie dem Alldeutschen Verband beteiligten sich auch der Caritasverband und der Raphaelsverein zum Schutze katholischer deutscher Auswanderer." (KÖRNER 2021)

[36] Zitiert nach ZAHN-HARNACK 1936, S. 464.

[37] Zitiert nach ZAHN-HARNACK 1936, S. 464-465. – KINZIG 2015, S. 229 vermerkt noch folgenden Zusatz auf dem Konzept für einen Brief an den Kaiser vom 26.9.1915: „Ew. Mai.

dacht wird hier – folgt man einer editorischen Fußnote Harnacks von 1923 (→B.17) – an ‚Protektorate'. Neue, weit im Osten liegende Grenzen für die sogenannte abendländische Kultur hat Adolf von Harnack offenbar selbst im Juni 1917 als Ziel noch nicht preisgeben wollen. Seine Denkschrift *„Das Gebot der Stunde"* (→B.21) nennt bei Rückzügen hinsichtlich anvisierter Erweiterungen des politischen Einflussgebietes jedenfalls noch nicht die baltischen Ostseeprovinzen: „Wenn unsere inneren Reformen als grundlegende und fortwirkende in Kraft gesetzt sind […] – dann müssen wir in einem Manifeste aufs neue erklären, daß wir zur Beendigung dieses Krieges, den wir als Verteidigungskrieg geführt haben, zu jedem Opfer bereit sind, das unser status quo ante erträgt, und ferner daß uns als christliche Nation die Menschheit so nah angeht wie unser Vaterland, weil wir mit unserm Vaterland einen Beruf für diese haben. […] Zu den Opfern aber, um keine Zweideutigkeit zuzulassen, rechne ich Belgien, Polen, ja selbst Verhandlungen über elsaß-lothringische Grenzregulierungen."

Karl Hammer schreibt – unter besonderer Berücksichtigung einer Dissertation von Erhard Pachaly[38] – über die ersten Kriegsjahre: Der Stil der „Anfangsdokumente weist Harnack bruchlos in die Reihe kriegsverherrlichender deutsch-nationaler Theologen, die von den sogenannten Befreiungskriegen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges reicht. Das Glaubensbekenntnis zu ‚deutsch über alles' und das Anathema gegen ‚asiatische Halbkultur und welsches Wesen' ist bei ihm so deutlich ausgedrückt, wie bei vielen seiner Kollegen, Vorläufer, Zeitgenossen und Nachfolger […] / Daß neben ethischen Argumenten des Theologen Harnack von 1915 an bereits militärische und kräftepolitische bismarckscher Art eine wichtige Rolle spielten, zeigt Pachaly an einem Brief Harnacks vom 14.2.1915. Alldeutschen Phantastereien ist der in annexionistischen Wünschen – aus militärischen, nicht ethischen Gründen zwar – gemäßigtere Harnack von Anfang an abhold. Unter den drei Hauptfeinden

---

Heere haben [?] Kurland gewonnen + / stehen vor d[en] Thoren meiner [?] alten Heimat, livl[ändische] Wellen / Gefühle meine [?] Brust bewegen, so ich […] besprechen. So [?] EW. Maj. / glauben sollten, […] alle Kenntnisse d. Landes nützlich zu / finden – es sind [?] vor [?] allem direkte + indirekte Personalkenntnisse –, / so würde [?] ich mich glücklich schätzen, sie in d[en] Dienst des Vaterlands / stellen z[u] dürfen."

[38] PACHALY 1964 (nicht eingesehen; Bibliotheksorte: Frankfurt, Leipzig).

Deutschlands ist ihm nur einer gründlich zu schlagen, ein anderer kaltzustellen und der dritte zum Freund zu machen. Ob allerdings England oder Rußland zu schlagen seien, darüber wechselt er seine Meinung (vom Februar zum Mai/Juni 1915) – ob unter dem Eindruck der militärischen Entwicklung oder des ‚Mitteleuropa'-Buches Naumanns […] bleibt unentschieden. […] Mit diesem realistischeren, gemäßigteren, aber leider unwirksameren Kurs stand Harnack u.a. auch seinem Berliner Kollegen Reinhold Seeberg entgegen […] Seebergs Annexionsdenken bereitete es offensichtlich keine theologischen Schwierigkeiten, ‚politisch selbständige und an Selbständigkeit gewöhnte Völker' einzuverleiben. Harnack widerstrebten solche Forderungen, wenn er auch in der Ablehnung von Annexionen keineswegs konsequent blieb. […] / Pachaly resümiert die ‚Linie', die sich aus Harnacks verschiedenen privat-offiziellen Äußerungen zur Annexionsfrage ergibt, so: ‚Er bejahte das Kriegszielprogramm deutscher annexionistischer Kreise. Auch er unterstützte die Forderungen nach der Vergrößerung der Macht des deutschen Imperialismus … Diese Grundtendenz ist allen Denkschriften gemeinsam. Es zeigen sich aber taktische Unterschiede.' Andererseits muß auch von ihm Harnack ‚persönlicher Mut und ehrenhafte Gesinnung … in einer Zeit, in der in Deutschland der Chauvinismus große Teile des Volkes und namentlich der Intelligenz beherrschte', bescheinigt werden. […] / Harnacks Mitwirkung in der ‚Deutschen Gesellschaft von 1914', die im November 1915 aus der Taufe gehoben wurde, um eine weitere Vertiefung der neuerlich hervorgetretenen Klassengegensätze zu verhindern, ist von der Einsicht bestimmt, daß nur die beim Kriegsausbruch sichtbar gewordene Einigkeit der Parteien, der vielberufene ‚Geist von 1914', ein Maximum im Krieg gewinnen läßt. Harnack betätigte sich ‚als publizistischer Propagandist' natürlich nur nebenbei, das heißt neben seiner vielfältigen beruflichen Tätigkeit, trug aber durch seine Popularität nicht unerheblich zur Stützung der kaiserlichen Politik in Deutschland und den besetzten Gebieten bei, wenn er zum Beispiel einen Artikel zu Kaisers Geburtstag (23.1.1916) im ‚Champagne-Kamerad', der Feldzeitung der 3. Armee, schrieb, oder wenn er allenthalben Vorträge in sechs deutschen Städten hielt, zum Beispiel über das Thema

‚Der Kulturkrieg im Weltkrieg' oder in Warschau (18./19.4.1916) ‚über den Unterschied der ost- und westeuropäischen Kultur!'"[39]

Bei aller Differenz zu den Fürsprechern einer äußerst aggressiven Eroberungspolitik gab es auch aus Sicht von Thomas Kaufmann doch einen gewissen ‚Grundkonsens': „Dass der Krieg Gottes Willen entsprach und im Horizont der göttlichen Weltregierungen zu deuten war, war eine Überzeugung, die Seeberg und Harnack mit weiten Teilen ihrer protestantischen Zeitgenossen teilten. Für Harnack war der Krieg ein unumgängliches Mittel der Politik, dessen destruktive Energien politisch zu bändigen und dessen Chancen im Sinne einer stabilen Friedensordnung zu nutzen waren, die Deutschland seinen legitimen Platz unter den führenden Kulturnationen sichern, ja die Kultur gegen die Barbarei erhalten sollte. Gegenüber der Konstruktion eines anglo-calvinistischen im Vergleich zu einem deutschlutherischen Kulturtypus, wie ihn etwa Seeberg, Holl oder Emanuel Hirsch vertraten, sah Harnack zwischen Deutschland und den angelsächsischen Ländern eine gemeinsame, trag- und zukunftsfähige protestantische Kulturbasis."[40]

4. Zweifel und Ansätze zur ‚Friedensarbeit'

Karl Hammer konstatiert eine „in ihren politischen Stellungnahmen eigentümlich schillernde und während des Kriegs von verschiedensten Eindrücken, Einflüssen und Machtfaktoren hin und her gerissene Natur Harnacks"[41]. In seiner Darstellung berücksichtigt er u.a. folgende ‚Stationen' zu Wandlungen bzw. Mäßigungen Harnacks in den beiden letzten Kriegsjahren:

– „Ethische Gesichtspunkte tauchen in der kriegspolitischen Publizistik Harnacks erst Mitte 1916 auf, als der Freiherr v. Zedlitz und Neukirch in seinem Artikel ‚Der Abschied von der weißen Weste' diesen Abschied von der Moral fordert und Harnacks politische Ethik

[39] Hammer 1972, S. 88 und 91-93
[40] Kaufmann 2005, S. 219-220.
[41] Hammer 1972, S. 91.

geradezu herausfordert. Harnack exponierte sich zu diesem Zeitpunkt, wenn er in seiner Antwort darauf schreibt: ‚Wie bisher wollen wir Deutschen in der politischen Ethik vor unserem Gewissen und deshalb vor dem Richterstuhl der Geschichte bestehen können […]' – wenn er weiter auf ein zu erwartendes Nachkriegsdeutschland hinweist, das mit anderen Staaten zusammenleben müsse, die nicht seine Vasallen sind. Wir erfahren, daß kaum eine Zeitung sich erbötig zeigte, diese Worte abzudrucken, obwohl sie ihm andererseits allerhöchste Anerkennung von seiten des Staatssekretärs v. Valentini sowie des Kaisers persönlich eintrugen!"[42] (→B.16)

– „Als am 8.1.1917 der uneingeschränkte U-Boot-Krieg von Bethmann, Hindenburg und Ludendorff beschlossen wurde, herrschte ‚große Depression' im Mittwochabend-Kreis, weil der daraufhin zu erwartende Kriegseintritt der USA dem Delbrückkreis klar war. Delbrück [Harnacks Schwager], Meinecke und Harnack richteten deshalb ein Telegramm an den Kanzler, worin gleichzeitig mit jenem verhängnisvollen U-Boot-Entschluß als Anhang eine diesen mildernde Bereitschaftserklärung Deutschlands gefordert wird, ‚Belgien in vollem Umfange wiederherzustellen' – ohne Erfolg."[43]

– „Harnack hatte mit dem Regierungschef [Bethmann-Hollweg] am 22.6.1917 eine Unterredung, deren Ergebnis er seiner Nichte brieflich mitteilt. Bethmann, so heißt es darin, stehe den Kriegszielen von Sozialdemokraten wie Scheidemann, Südekum und David näher als denen der Alldeutschen. Da dieser Brief durch eine Indiskretion entstellt veröffentlicht wurde, konnte der Reichskanzler gleichzeitig von alldeutscher Seite beschuldigt werden, er sehe ‚in den Kreisen, die noch an einen deutschen Sieg glauben, seine größte Gefahr', und somit leichter gestürzt werden. Harnack selber sah bereits zu diesem Zeitpunkt, im selben Brief an Frau Dr. Zeller, nur noch zwei Möglichkeiten für Deutschland, wenn er sich auch hütete, dies öffentlich zu bekennen: ‚einfach Remis oder Niederlage'; die dritte, ‚Remis mit

[42] HAMMER 1972, S. 93.
[43] HAMMER 1972, S. 94.

Vorteil', hatte er seit einem Jahr für sich selber schon gestrichen, nur noch nach außen propagiert."[44]

- „Den Brest-Litowsker Frieden […] konnte Harnack so wenig als ‚wahren Gottesfrieden' feiern – so hätte es dem vorherrschenden protestantischen Kanzelton entsprochen –, wie er der Versuchung widerstand, aus dem Anlaß des Reformationsjubiläums [am 31. Oktober] 1917 eine Gelegenheit zu chauvinistischer Lutherverherrlichung zu machen, wie weithin üblich. Seine Lutherschrift[45] entbehrt jeden aktuellen politischen Bezugs."[46]
- Nicht „nur im Westen [s.o.] widerstrebt Harnack dem Annexionismus immer mehr, je länger der Krieg dauert und je zweifelhafter der Erfolg für Deutschland wird, auch im Nordosten, wo sich mit der zunehmenden Eroberung des Baltikums durch deutsche Truppen (Anfang 1918) Erfolg sogar einstellt, widerstrebt er der völligen Eingliederung seiner geliebten Heimat und muß sich prompt von Landsleuten ‚Vaterlandsverräter' schimpfen lassen."[47]
- „Außenpolitisch hatten sich die Gegensätze zwischen den gemäßigten Ansichten des ‚Volksbundes für Freiheit und Vaterland', dem Harnack zuletzt (ab 1917) angehörte, und der All-‚Deutschen Vaterlandspartei' so sehr vertieft, daß keine Einigung zu erzielen war, etwa auf der Zusammenkunft vom 9.10.1918, als Admiral v. Tirpitz, Prof. Schäfer und Prof. Seeberg einen Aufruf für das letzte Aufgebot vorschlugen unter der Losung ‚Hurra, Heimat, dir sterben wir!' bei keinerlei Kompromißbereitschaft mit dem Feind. Harnack und Troeltsch lehnten solches tapfer ab, erwarben freilich dadurch weder für sich, noch für die deutsche Politik Anerkennung. Das außenpolitische Credo entschied auch über innenpolitische Beförderung. Harnack durfte sich zweimal Hoffnung auf den Posten des Preußischen Kultusministers machen, doch wurden auch hier mehr alldeutsch gesinnte Vertreter vorgezogen."[48]

---

[44] HAMMER 1972, S. 94-95.
[45] [HARNACK 1917b]
[46] HAMMER 1972, S. 94.
[47] HAMMER 1972, S. 94.
[48] HAMMER 1972, S. 95.

Der ‚relative Pazifist' Karl Barth[49] wird 1951 in Band III/4 seiner ‚Kirchlichen Dogmatik' betonen: „Das ist es in erster Linie, was nicht geschehen darf: der Krieg darf nicht als ein normales, ein ständiges, ein gewissermaßen wesensnotwendiges Element dessen anerkannt werden, was nach christlichem Urteil den rechten Staat, die von Gott gewollte politische Ordnung ausmacht." Adolf von Harnack reagierte hingegen 1916 in seinem sehr vage gehaltenen Widerwort *„Der Abschied von der weißen Weste"* (→B.16) auf den Freiherrn v. Zedlitz nicht mit einer fundamentalen, gar theologischen Kritik des Krieges: Vielmehr teilte er selbst die in der Staatsdoktrin enthaltenen Immunisierungen gegen eine umfassende Geltung der Weisungen Jesu: „Es gibt eine Privatethik und eine Sozialethik und eine politische Ethik. Es gibt eine Ethik im Friedensstande und im Stande der Notwehr und so fort. Man kann nicht einfach Übertragungen aus dem einen Gebiet in das andere vornehmen, ja man würde unsittlich handeln, wenn man es täte". Es soll zwar irgendwie überall „dasselbe sittliche Bewußtsein" walten, doch es bleibe eben *„die Spannung zwischen dem Staat und der die Menschheit umfassenden Humanität"*. Ausdrücklich unterschreibt Harnack den Satz einer politischen Nationalethik, *„daß wir ausschließlich unseren eigenen Staat ins Auge zu fassen haben, seine Stärke und seine zukünftige Sicherheit"*. Die Kritik an Zedlitz vom April 1916 ist in diesem Kontext eher pragmatischer Natur und zielt auf die Nachkriegszeit. Deutschland wird „niemals ‚ein geschlossener Handelsstaat' und niemals ein unabhängiger Staat in dem Sinne sein […], daß der Gedanke der Humanität für ihn nicht mehr existiert oder daß alle anderen Reiche zu seinen Füßen liegen". Man wird also dereinst nolens volens mit den ‚Anderen' wieder gut auskommen müssen.

Harnacks Denkschrift *„Friedensaufgaben und Friedensarbeit"* (→B.17) an den Kanzler vom Sommer 1916 zeugt noch relativ ungebrochen vom Kriegspatriotismus des Verfassers: „Die Erhebung des deutschen Volkes im August 1914 ist in ihrer Einmütigkeit und geschlossenen Kraft nicht nur das größte Ereignis in der neueren deutschen Geschichte, sondern

[49] Ob, wie HÄRLE 1975 fragt, Karl Barths Bruch mit seinen ‚liberalen Lehrern' in Deutschland sich nun speziell am „Aufruf der 93" vom 4. Oktober 1914 (→B.8) entzündet hat, erscheint mir angesichts des belegten Entsetzens bei Barth über die Kriegsassistenz der deutschen Protestanten nur von nachrangigem Interesse zu sein.

diese Erhebung hat sich auch als fortwirkend bewährt bis heute." Der Annexionismus wird hier keineswegs prinzipiell zu den Akten gelegt: „Eng mit dem Wohnungswesen hängt das Siedelungswesen zusammen, das aber gegenüber der allgemeinen Aufgabe der Verbesserung der Wohnungen nur eine partikulare Bedeutung innerhalb der heutigen Grenzen Deutschlands hat. Anders wird es stehen, wenn wir im Osten Erwerbungen machen; doch sind auch dort, außer in Kurland, nicht so bedeutende Siedelungsflächen vorhanden, als manche Enthusiasten sich vorstellen." Gefordert wird eine bessere Kenntnis ‚anderer Kulturvölker', „um nicht einem engen geistigen Chauvinismus zu verfallen, der uns schließlich gegen uns selbst blind macht". (Karl Hammer teilt mit, Harnack sei noch an einer weiteren – im vorliegenden Quellenband unberücksichtigten – Eingabe an den Reichskanzler aus dem Jahr 1915 maßgeblich beteiligt gewesen.[50])

Nicht frei von Gebietserweiterungsplänen ist auch die politische Berliner Rede *„An der Schwelle des dritten Kriegsjahres"* vom 1. August 1916 (→B.18): „[D]aß wir uns gegen eine Welt von Feinden wirklich behaupten, unser heimisches Land siegreich verteidigen und alle Stürme abschlagen, das ist wahrlich eine große Tat, und sie allein schon würde in der Geschichte der Welt fortwirkend ein mächtiger Faktor zu unsern Gunsten sein. Aber es wäre doch sehr ungenügend und es wäre bitter, wenn uns der Friede nichts anderes brächte. Aber nicht nur ungenügend und bitter – denn wofür hätten wir die ungeheuren Opfer gebracht? […] es ist auch geschichtlich angesehen, nahezu unmöglich, daß ein solcher Krieg mit dem status quo ante endet. Nein, wir dürfen und müssen mit unseren Zielen vorwärts! […] Da wollen wir erstlich nicht vergessen, daß wir unsre Kolonien fast vollständig verloren haben. Wir müssen ein Kolonialreich zurückgewinnen; die stärkste Stellung in Mitteleuropa kann das nicht ersetzen. Aber automatisch erhalten wir die Kolonien nicht zurück. Wir müssen Opfer für sie bringen in Europa." – Deutschland soll wieder Kolonialmacht werden – und hat eine hohe Mission: „Ich möchte nicht in einer Welt leben, die den deutschen Idealismus nicht mehr kennt

[50] HAMMER 1972, S. 91; dort mit der ergänzenden Fußnote 21: „Veröffentlicht wurde diese interessante Eingabe vom Sommer 1915 erst in: Preußischer Jahrbücher Nr. 169, Berlin 1917, S. 306f. von *H. Delbrück*."

und in welcher Humanität, edles Menschentum und christliche Liebe zum alten Eisen geworfen sind. Daher: selbst in dieser heißesten Zeit, mitten im Kampf um Sein oder Nichtsein, wo nichts als der Siegeswille angespannt sein darf, – soll uns doch aus weiter Ferne das höchste Kriegsziel leuchten: Deutschland, sein[er] selbst mächtig in ungehemmter, edler Arbeit; aber neben ihm und mit ihm friedliche Völker! *Regnum dei in terris*; Gottes Reich auf Erden! […] Deutsches Volk harre aus, stärke deine Arme, wenn sie müde, und deine Knie, wenn sie matt werden! Denke an die im Granatfeuer! Sie leisten bis aufs Blut Widerstand. Du hast noch lange nicht ihr Vorbild erreicht! […] Sei männlich und sei stark!"

Die akademische Predigt vom 4. März 1917 stellt nun wieder klar, dass man *„Vom Reiche Gottes"*[51] (→B.19) natürlich doch nicht in äußeren (politisch-weltlichen) Kategorien reden soll. Über die Gebiete des Staatlichen heißt es: „Es sind große Schöpfungsordnungen [sic!] Gottes, und sie sind selbständig. Daher, wer hier einfach mit der Religion zufahren will und sie christlich machen, der verletzt sie […] Jene Gebiete stehen auf ihrem eigenen Recht und haben ihr eigenes Wachstum […]. Es gibt so wenig einen christlichen Staat und ein christliches Recht, wie es einen christlichen Krieg gibt". Diese Ausführungen dienen leider keineswegs dazu, Ideologien über vermeintlich „christliche Staaten", vermeintlich „christliche Kriegsapparaturen" etc. zu entlarven; sie sollen vielmehr – in gnadenlos lutherischer Tradition[52] – den Staat vor christlicher „Ungeduld" (und vor der Kriegskritik der ‚vorkonstantinisch' eingestellten Christenmenschen) bewahren.

Für Harnack ist *„Wilsons Botschaft"* zum ‚demokratischen Pazifismus' vom 2. April 1917 „die unverschämteste, anmaßendste und heuchler-

---

[51] Harnack trägt in dieser Predigt vor: „Wo ist das Reich Gottes zu finden? Es ist in den starken, zuversichtlichen Menschen zu finden, die einen Gott haben; es ist in dem Liebesbunde zu finden, der die Menschheit verbrüdern soll, und es ist da in jeder Einrichtung, in jeglichem Werke, in jeder Arbeit, die von gottesfürchtigen Menschen getrieben werden."

[52] Es bleibt zu bedauern, dass der offenbare Widerspruch zwischen Luthers theologischem Grundimpuls (‚Sola gratia') und seiner ideologischen, den Herrschenden genehmen Sicht von Staat und Kriegswesen bis heute in der Regel nicht aufgedeckt wird. Was aber soll eine „Botschaft der Gnade", wenn ihr – wie ein Fremdkörper – die Rechtfertigung einer gnadenlosen weltlichen Ordnung an die Seite gestellt wird?

ischste Kundgebung, die seit den Tagen Napoleons I. das Oberhaupt einer Großmacht an ein anderes Volk gerichtet hat“ (→B.20). Doch seiner Denkschrift an den Reichskanzler vom Juni 1917 zufolge sind – als *„Gebot der Stunde“* (→B.21) – demokratische und soziale Reformen im Inneren „wichtiger als der ganze U-Bootkrieg“. Deutschland müsse erklären. „daß wir zur Beendigung dieses Krieges, den wir als *Verteidigungskrieg* geführt haben, *zu jedem Opfer bereit sind, das unser status quo ante erträgt* und ferner daß uns als christliche Nation die Menschheit so nah angeht wie unser Vaterland, weil wir mit unserm Vaterland einen Beruf für diese haben.“ ‚Ansprüche‘ auf Polen und Belgien stehen zur Disposition, aber auch „Verhandlungen über elsaß-lothringische Grenzregulierungen“ erscheinen dem Verfasser jetzt möglich.

Im Aufsatz *„Die Religion im Weltkriege“* (→B.22) vom 28. März 1918, der u.a. ein erneutes Demokratisierungsvotum sowie eine Würdigung der ‚mittleren Linie‘ des Papstes enthält, will Harnack die christlichen Pazifisten vom nachkonstantinischen Mehrheitsstandpunkt aus belehren (Anerkennung der Ordnung des Krieges durch ‚edle Pazifisten‘ statt einer umfassenden Geltung der Bergpredigt und des *staatskritischen* Pazifismus); der Beitrag zeichnet sich – mitten im ‚Menschenschlachthaus‘ – durch einige höchst fragwürdige Beurteilungen aus: „Als ob jeder bittere Streit in den Familien, als ob Ungerechtigkeit, Neid, Haß, heimliche Erdrosselung im Konkurrenzkampfe und die ganze See von Plagen innerhalb eines und desselben Volkes nicht viel schlimmer sind als der Krieg [sic!], und als ob es möglich wäre, die Kriege früher zu beseitigen als jene Zustände! […] Die Ideale und Tendenzen der Religion werden durch jeden großen Krieg nicht vernichtet, sondern aufs kräftigste angespannt“. Ob der Verfasser – auf einer Kanzel hoch über allen Leichenbergen stehend – solches z.B. auch auf den Schlachtfeldern vor Verdun gepredigt hätte?

De facto folgt Harnack als Theologe an vielen Stellen doch dem – von ihm abgelehnten – Credo einer metaphysisch konstruierten omnipotenten Gottheit, die mit Weltordnung und Geschichtsverlauf zusammenhängt. Seine ‚liberale Theologie‘ zielte aber eigentlich auf jenen Gott, der die Liebe ist (1. Johannesbrief 4,16), und auf die Seele des Einzelnen. Was bleibt vom Prophetischen der biblischen Religion, wenn das Reich der Innerlichkeit und die Kriegsschauplätze des millionenfachen Todes zu-

sammenhangslos nebeneinander stehen? Auch eine am 28. Juli 1918 gehaltene Predigt *„Vom inwendigen Menschen“* erschließt uns nicht, wie Harnacks Ansatz beim Individuum angesichts eines zivilisatorischen Abgrundes für die gesamte Gattung vermittelt werden könnte. Genau besehen geht es am Ende schlichtweg um eine Ermutigung der deutschen ‚Heimatfront‘ (→B.23): „Wie sehr uns aber die Stärkung des inwendigen Menschen not tut, darüber braucht es keiner Worte. Befinden wir uns doch seit nun vier Jahren nicht in einem Kriege oder in einem ‚Weltkriege‘ […], sondern mitten in einer furchtbaren Katastrophe der Geschichte, wie sie bis jetzt unerhört war, solange es eine Geschichte der Menschheit gibt. […] Was früher nur wie ein leichter giftiger Hauch um uns war, der da verwehte, die öffentliche Lüge und Verleumdung, der Völkerhaß und der Seelenmord, das ist zur Sturmgewalt geworden, die im Bunde mit dem Feuer und Schwert alles vor sich her niederwirft. Wohl hat mit Gottes Hilfe in diesem unerhörten Kampf unser äußerer Mensch noch standgehalten und das Feld behauptet; aber wie können wir in dem Kampfe weiter noch bestehen, wenn wir nicht stark werden, stark bleiben am inwendigen Menschen?“

Im Akademischen Gottesdienst vom 2. Februar 1919 predigt Harnack unter der Überschrift *„Auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen“* über die Kriegsniederlage (→B.24): „[E]in Sturm erfaßte das Schiff, die Segel zerflatterten und zerrissen, das Steuer versagte, das Schiff scheiterte und zerschellte! Nur Trümmer! Nichts, nichts gefangen und alles verloren! […] Einen Krieg verlieren, sei es auch den größten, das kann jedem Volk widerfahren, wenn es von der Übermacht erdrückt wird, und die Hoffnung des Wiedererstehens und Auflebens ist immer gegeben. Aber in welcher Not sind wir! Unsere Lebensnerven sind durchschnitten, und ohnmächtig liegen wir am Boden. […] Gott hat uns das Gericht geschickt, damit wir uns von der Selbsttäuschung befreien: Wir hatten nichts gefangen. Es war nichts mit unsrem Wohlstand; es war nichts mit unsrem Fortschritt, ja, ich sage es mit heißem Schmerz: Es war nicht gut bestellt mit unsrem Patriotismus.“ Der Prediger zieht geradewegs einen Vergleich zur Antike: „Alles wäre aber damals untergegangen und die volle Barbarei an die Stelle getreten, wären nicht das Evangelium und

die Kirche gewesen. Sie und sie allein haben gerettet und erhalten und übergeführt, was zu retten war, und haben die neue Zeit gebaut."

In *„Politischen Maximen"* des Jahres 1919 stellt Harnack der akademischen Jugend ein Ideal der sozialen Republik vor Augen (u.a. ein nicht marxistischer ‚Sozialismus'); das – seiner Anschauung nach zwingend notwendige – „nationale Bewusstsein" steht jetzt in einem größeren Kontext (→B.25): „Ein wirklicher Menschheitsbund aller guten, edlen und starken Geister, der Gottesstaat auf Erden, ist das höchste Ideal, das uns immer vorschweben muß. […] Kein Chauvinismus und kein wurzelloser Kosmopolitismus, sondern *deutscher Geist und Menschheitshorizont*."

In einem Offenen Brief an den französische Ministerpräsident Georges Clemenceau vom 6. November 1919 bedauert Harnack nunmehr die Verletzung der belgischen Neutralität und stellt nicht mehr pauschal deutsche Kriegsverbrechen in Abrede (→B.26): *„Nach wie vor trete ich für unser tapferes und diszipliniertes Heer ein* gegenüber der Verleumdung, daß es ein Heer von Barbaren sei, und gegenüber den tückischen Versuchen, einen Keil zwischen das Heer und das deutsche Volk samt seinen Gelehrten und Künstlern zu treiben; aber ich gestehe zu meinem tiefen Bedauern zu, daß ein Satz wie der, daß keines einzigen belgischen Bürgers Leben und Eigentum von unseren Soldaten angetastet worden ist[53], ohne daß die bitterste Not es gebot – nicht haltbar ist." (In den ersten Kriegswochen waren 1914 nachweislich weit mehr als 5.000 belgische Zivilisten von deutschen Waffenträgern im Kontext systematischer Massaker ermordet worden, was deutschnationale Revisionisten bis heute abstreiten.)

Im Frühjahr 1920 hält Harnack einen akademischen Vortrag *„Was hat die Historie an fester Erkenntnis zur Deutung des Weltgeschehens zu bieten?"* (→B.27). Von einer durchgreifenden Erschütterung früherer Geschichtsbetrachtungen durch den Weltkrieg zeugt dieser Text nicht. Immerhin wird festgehalten: *„Kann der Fortschritt ganz aufhören und die Menschheit wieder* – über die Barbarei – *auf die Naturstufe zurücksinken*? Die Geschichte vermag diese Frage nicht zu beantworten."

---

[53] [Bezug: der von Harnack mit unterzeichnete *„Aufruf der 93"* →B.8]

Im Aufsatz *„Deutschland und der Friede Europas“* setzt Harnack die Rechtschaffenheit und Leistungsfähigkeit des eigenen Landes voraus (→B.28): „Der große Weltkrieg ist vor drei Jahren beendigt worden; aber der ‚Friede‘ wütet noch immer und sein Wüten ist so schlimm wie der Krieg, ja er ist noch schlimmer [sic!] […] Aber darüber kann kein Zweifel sein, daß Deutschland in extensiver und intensiver Arbeit an der Spitze der Völker steht. […] das deutsche Volk hat nur eine große Leidenschaft, die niemand auslöschen oder zermalmen kann, das ist die Arbeit. […] Alle diese Arbeiter […] wollen […] Frieden nicht nur für sich, sondern auch für alle andern Völker und für die ganze Welt. […] Darum ist es auch ganz gewiß, *daß Deutschland den Krieg nicht gewollt hat*: weder der Kaiser noch der Industrielle noch der Mann der Wissenschaft noch der Arbeiter oder Bauer hat ihn gewollt. […] Wer den Frieden Europas und der ganzen Welt will, der muß dafür sorgen, daß Deutschland wieder mit allen Kräften arbeiten kann, denn das durch Arbeit erstarkte Deutschland wird und kann niemandes Feind sein.“

Im Jahr 1922 will Harnack dem Ausland *„Die Krisis der deutschen Wissenschaft“* vor Augen führen (→B.29): „Nur eine wirklich erfolgreiche Hilfe zur Rettung der deutschen Wissenschaft gibt es – das ist die Abänderung des Versailler Vertrages. Er vernichtet die deutsche Wirtschaft und mit ihr die deutsche Wissenschaft und Kultur.“

5. Bleibende Widersprüche

Christian Nottmeier schreibt zu Harnacks politischem Weg in der Nachkriegszeit: „Im Weltkrieg nach anfänglicher Kriegsbegeisterung Befürworter von innenpolitischen Reformen und Verständigungsfrieden, zählte er nach 1918 trotz seiner Bindungen an das alte Regime zu den Verteidigern der Weimarer Republik. Er verteidigte den Reichspräsidenten Friedrich Ebert gegen Anwürfe von rechts und votierte 1925 gegen Hindenburgs Wahl zum Reichspräsidenten. Harnack gehörte gleichwohl zeitlebens keiner Partei an, sondern pflegte einen überparteilichen, auf Konsens, Konfliktvermeidung und Interessenausgleich zielenden Politikstil, den er selbst wiederholt mit der Formel von der mittleren

Linie umschrieb."[54] Was ihn abseits des republikfeindlichen – „deutschnationalen" – Mehrheitsstroms im Protestantismus stehen ließ, war gerade auch eine gewisse Kontinuität: „Harnack blieb […] in der Weimarer Republik, was er im Kaiserreich gewesen war: ein Staatsdiener"; ein Reinhold Seeberg hingegen „beteiligte sich an dem im Namen des Volkstums geführten Kampf der antidemokratischen Rechten gegen den Staat."[55] (Thomas Kaufmann)

Am 15. Juni 1930 richtete die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Berlin eine Trauerfeier zum Gedenken an ihren Gründungspräsidenten Adolf von Harnack aus. Nach den Ansprachen von drei Ministern, des Dekans der Evangelischen Fakultät und des Direktors der Staatsbibliothek kam es dem jungen Dietrich Bonhoeffer (1906-1945) zu, im Namen der ehemaligen Schüler des Verstorbenen ein Wort zu sprechen: „Es wurde uns an ihm deutlich, daß Wahrheit nur aus Freiheit geboren wird. Wir sahen in ihm den Vorkämpfer des freien Ausdrucks einmal erkannter Wahrheit, der sein freies Urteil je und je neu bildete und es ungeachtet der ängstlichen Gebundenheit der vielen je wieder deutlich zum Ausdruck brachte. Das machte ihn zum Freund aller Jugend, die ihrer Meinung freien Ausdruck gab, wie er es von ihr wollte. Und sprach er sich einmal besorgt aus oder warnte er im Hinblick auf jüngste Entwicklungen in unserer Wissenschaft, so hatte das seinen Grund ausschließlich in seiner Befürchtung, es möchte die Meinung der anderen vielleicht gefährdet sein, Sachfremdes mit dem reinen Streben nach Wahrheit zu vermengen. Wir aber wußten, daß wir bei ihm in gütigen Händen waren, darum sahen wir in ihm gleichsam eine Schutzwehr gegen alle Verflachung und Verödung, gegen alle Schematisierung geistigen Lebens."[56]

---

[54] NOTTMEIER 2004, S. 3. – Harnacks Sohn Ernst von Harnack (geb. 1888, ab 1919 Sozialdemokrat) wurde später als Widerstandskämpfer vom NS-„Volksgerichtshof" zum Tode verurteilt und am 3. März 1945 hingerichtet.

[55] KAUFMANN 2005, S. 219. – MARKSCHIES 2016 behandelt unter der Überschrift „Revanchismus oder Reue?" (Erster Weltkrieg) im Vergleich „die Frage nach Kontinuität und Diskontinuität im Denken von Reinhold Seeberg, Adolf Deissmann und Adolf von Harnack". Zu Harnacks Kollegen Adolf Deißmann (1866-1937) vgl. auch die beispielhaften Kriegsvoten in: K&W02, S. 369-396.

[56] Zitiert nach: SCHLINGENSIEPEN 2006, S. 78; vgl. zur Bedeutung Harnacks in Bonhoeffers Biographie ebd., S. 28, 45-49, 112, 117.

Dietrich Bonhoeffer war als Sohn eines berühmten wie gutsituierten Hochschullehrers in Grunewalder Nachbarschaft zu den Harnacks aufgewachsen und hatte zu einem überschaubaren Schülerkreis des eigentlich schon emeritierten Lehrers gehört. Aufgrund seiner Hinwendung zum *dogmatischen* Traktat über die Kirche erwählte er sich ausgerechnet den Rechtsaußen Reinhold Seeberg zum Doktorvater, doch seine warmherzige Verehrung galt Harnack, dem Altmeister der Liberalen und großen Kirchenhistoriker. Auch nach der freudigen Entdeckung einer – von Karl Barth eingeforderten – „Theologie der Offenbarung" („Gott kann nur aus Gottes Geist begriffen werden") bewahrte sich Bonhoeffer seine Hochschätzung des historischen bzw. wissenschaftlichen Arbeitens auf hohem Niveau („Hinter die kritische Periode kann keiner von uns mehr zurück"). Er stand wie Harnack noch im Bann des Nationalprotestantismus, durchaus fern einer christlichen *Fundamentalkritik des Krieges*. Erst ab 1930/31 erfolgte Bonhoeffers Hinwendung zur drängenden Aufgabe einer Ökumene des Friedens.[57] (Zum Schatten der „Bekennenden Kirche" in NS-Deutschland wird es dann gehören, dass entschiedene Kriegskritiker – gar Pazifisten – in ihr ähnlich wie 1914-1918 allenfalls nur eine kleine Minderheit bilden.)

Aus christlich-pazifistischer Perspektive kann auch der im Gesamtvergleich „*maßvollen* Kriegszielpolitik", wie man sie Adolf von Harnack für die Zeit ab 1916 bescheinigen mag, kein Beifall gezollt werden. (Glaubwürdig ist im Gefolge Jesu selbstredend nur ein Standort, der *jeglichen* Annexionismus – ganz unabhängig von realpolitischen Wechselfällen – verwirft.) Harnacks Demokratisierungs-Voten, seine Klarsicht bezogen auf die Notwendigkeit eines sozialen Paradigmenwechsels und sein loyaler Nachkriegsstandort als ‚Vernunftrepublikaner' sind löblich. Doch sie führen noch nicht zu einer Klärung jener Widersprüche, die in den für diesen Quellenband herangezogenen Primärtexten und Forschungsbeiträgen ansichtig werden.

Was Adolf von Harnack während des Ersten Weltkrieg und z.T. danach vorgetragen hat, kommt in Grundlinien durchaus mit dem *„Natio-*

[57] Vgl. WEISSINGER 2020.

nal-sozialen Katechismus" Friedrich Naumanns[58] aus dem Jahr 1897 überein (vollständige Textdokumentation: →D.1): Naumann wünschte in seinen Schriften für das Kaiserreich *nach innen* mehr parlamentarische Beteiligung (‚Demokratisierung', ‚Liberalität') und soziale Reformen, wobei er – ähnlich wie auch Harnack 1919 – mit antimarxistischer Zielrichtung den Terminus „(nationaler) Sozialismus" verwandte; gleichzeitig sollte *nach außen* die Politik – im Zuge einer von der national(istisch) aufgeladenen breiten Masse mitgetragenen Aufrüstung – militarisiert werden – zur *„Ausdehnung des deutschen Einflusses auf der Erdkugel"* (insbesondere anvisiert: Kolonien zur wirtschaftlichen Ausbeutung zugunsten u.a. der *deutschen* Arbeiter, aber ohne allzu offenkundige Exzesse im Verhalten gegen die Bewohner der geraubten Territorien). – Was Naumann in seinem politischen ‚Katechismus' vertrat, war der übliche ‚Sozialdarwinismus' im Weltmaßstab – gut kapitalistisch: *„Kann sich der Einfluß aller Kulturvölker nicht gemeinsam ausdehnen*? Nein, denn dazu ist der Absatzmarkt für die Waren dieser Völker nicht groß genug. Dieser Markt wächst langsamer als das Streben nach Ausdehnung in den Kulturvölkern. Der Kampf um den Weltmarkt ist ein Kampf um's Dasein."[59] (Zu allen Zeiten will das Bürgertum freilich nie so ganz genau wissen, was das Militär in der Ferne eigentlich treibt, um den Einfluss des eigenen Landes auszudehnen.)

Mit den sogenannten „Ideen von 1914" schien die Verwirklichung eines „sozialen Kaisertums" nahegerückt.[60] Es macht einen ratlos, dass die im Kulturprotestantismus damals nahezu obligaten Anschauungen zu Kriegspolitik, Kolonialismus und Annexionismus auf der Linie Naumanns z.T. bis heute bagatellisiert werden – obwohl sie fundamen-

---

[58] NAUMANN 1897. – Man vergleiche in diesem Traktat, der sich u.a. an ehemalige Anhänger von Stoeckers ‚Christlich-Sozialen' wendet, auch die Ausführungen zur sogenannten ‚Judenfrage'. Die Argumente gegen aggressiven Antisemitismus sind überwiegend pragmatischer Natur. Die deutschen Juden gelten als stammesfremde ‚Israeliten'; von ihnen wird vor einer Integration erwartet, dass sie sich der ‚christlichen Kultur' angleichen.

[59] NAUMANN 1897 (Punkt 22).

[60] Vgl. PRESSEL 1967, S. 15. Bei den nationalen ‚Liberalen' war die Verteidigung des Individuums keineswegs immer gut aufgehoben. So konnte auch ein Friedrich Naumann je nach politischer Lage unversehens zum Kriegskollektivismus übergehen: Die „Volksmaschine geht ihren Gang, ob der Einzelmensch lebt oder stirbt" (zitiert nach: https://www.fr.de/meinung/leiche-keller-11405849.html).

tale Attacken gegen ein christliches Ethos darstellen. Man nehme etwa zur Kenntnis, wie selbstverständlich auch ein Otto Baumgarten 1917 äußern konnte: „Nach meinen ausführlichen Darlegungen in meinem den meisten so ärgerlichen Buche ‚Politik und Moral' kann eine protestantische Ethik an sich keinen Anstoß nehmen an einer Eroberungs- oder Annexionspolitik. Denn jene verträgt sich sehr wohl mit der protestantischen Real- und Machtpolitik, wie sie von Friedrich dem Großen und Bismarck charakteristisch vertreten ist, für die die Erhaltung und Erweiterung der Macht, das heißt der wirklichen Lebensfähigkeit des nationalen Staatswesens, das oberste Gesetz ist. […] Konkret gesprochen: Sobald mir nachgewiesen wird, daß der Nahrungsspielraum, um eine vermehrte Kinderzahl Deutschlands, auf die wir aus nationalen Gründen dringen müssen, wirklich großziehen und sittlich verwerten zu können, in den alten Grenzen Deutschlands, auch unter weitgehender innerer Kolonisation, nicht mehr zu gewinnen ist, so sehe ich nicht ein, was ich gegen eine Annexion des vortrefflichen, noch dazu schon lange von deutscher Seite besiedelten Koloniallandes Kurland vom sittlichen Standpunkt aus einwenden sollte."[61]

Aus welchen ‚christlichen Prinzipien' Harnack die Behauptung einer vom Schöpfer gegebenen Aufgabe Deutschlands, das vermeintliche Recht auf Kolonien und Voten für – mehr oder weniger ‚maßvolle' – Eroberungen (bzw. Ausdehnungen der Einflußsphäre) ableiten wollte, bleibt ein Rätsel. Er hat die eigene Erkenntnis, dass es weder „einen christlichen Staat", noch „einen christlichen Krieg" gibt (→B. 19), in mehr als einem Kriegstraktat selbst nicht beherzigt. Gott spricht leibhaftigen Menschen ‚ins Herz', aber Nationen, Staaten oder Institutionen können nicht getauft werden … Gerne wüssten wir, wie Adolf von Harnack an seinem Lebensabend die Wandlung des ‚inwendigen Menschen' und die von ihm ebenso festgehaltene Bedeutsamkeit der christlichen Religion für die gesamte menschliche Gattung zueinander in Beziehung gesetzt hat. Kam ihm zudem je der Gedanke, dass ein Theologe im Staatsdienst, der als Wissenschaftsmanager des Kaisers z.B. mit Giftgas-Forschungen befasst ist, in die Situation geraten kann, „zwei Herren

[61] Hier zitiert nach: HAMMER 1974, S. 255. – Vgl. auch die Zusammenstellung einiger Kriegsvoten von Baumgarten in K&W02, S. 361-368.

dienen“ zu müssen (Matthäus 6,24)? Oder gab es vielleicht überhaupt gar kein Problembewusstsein hinsichtlich der Widersprüche zwischen der schönen Innerlichkeit (gemäß dem ‚Wesen des Christentums‘) und einem weniger erbaulichen Wirken im Bereich der äußeren Welt?

Pazifisten hatten ein Vierteljahrhundert lang vor einem großen Krieg gewarnt und kein Gehör gefunden in den verfassten Kirchen. Doch 1919 war es im deutschen Kirchentum immer noch nicht möglich, die eigene Verirrung einzugestehen oder gar eine Rückkehr zur vorkonstantinischen Ächtung jeglichen Krieges ins Auge zu fassen. Unverdrossen wurde an den militärfreundlichen Bekenntnisartikeln festgehalten und den Sachwaltern der Friedenskirchlichkeit wie zur Täuferzeit ein häretisches Christsein bescheinigt. So standen die Dinge nach siebzehn Jahrhunderten des arroganten, lernunfähigen Kriegschristentums; man braucht es nicht zum Gegenstand moralischer Empörungspredigten zu machen. (Erst 1948 kam es in Amsterdam zum ökumenischen Bekenntnis: „Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein.“ Trotz Atombombe wird – bis heute – nur von wenigen erwogen, die Wahrheit der Bergpredigt des Propheten aus Nazareth könne auch etwas mit der Überlebensfähigkeit der einen Menschheit zu tun haben.)

Liegt nicht vielleicht in Marcions „Evangelium vom *fremden* Gott“, von dem sich Harnack faszinieren ließ und das der Antisemit Houston Stewart Chamberlain 1922 als Absage an den „Gott der Juden“ pries, in kritischer (!) – biblisch-prophetischer – Lesart ein Impuls verborgen zur Entlarvung jener selbstgemachten, allzu *vertrauten* Staats- und Kriegsgottheit, aus deren „Gnaden“ auch das deutsche Kaiserreich seine ‚Legitimierung‘ bezogen hatte?[62] Der ‚Gott‘, in dessen Namen Sprenggranaten und Giftgas eingesetzt wurden, konnte ja unmöglich identisch sein mit dem himmlischen Vater des Heilandes. War es nach so vielen Millionen Toten nicht an der Zeit, fern von allem konform politisierenden Theologietreiben endlich eine *theologische Kritik* der von Beherrschungswissenschaft, Aneignungszwang und Gewalt gelenkten Zivilisation anzugehen?

Eine ‚liberale Theologie‘ in Deutschland, die sich in ihren Anschauungen selbst von den Abgründen des Ersten Weltkrieges nicht nach-

[62] Zu Überlegungen in diese Richtung vgl. RUSTER 2000.

haltig erschüttern ließ (und deshalb u.a. keine „Zivilklausel“ für die christlichen Fakultäten einführte), sorgte dafür, dass auch viele Christenmenschen guten Willens in der Folgezeit zur Schläfrigkeit neigten, als es längst wieder Anlass zu höchster *Beunruhigung* gab.

Der Ernstfall der biblischen Botschaft wurde mitnichten nur von den Barthianern wahrgenommen. 1932 schrieb Rabbiner Leo Baeck: „Religion, wofern sie vom Gebote weiß, ist ein Widerspruch zu dem ‚guten Gewissen‘; solange der Mensch über die Erde geht, lässt die Religion sein Gewissen niemals gut sein. Keine Aufgabe und Größe kommt ihr mehr zu als diese, so manches gute Gewissen zu beunruhigen und zu bewegen. Es ist ihr Stolz, dass sie viel gutes Gewissen gestört hat, das gute Gewissen, mit dem Menschen sich Sklaven zu eigen nahmen und so Mitmenschen zu Gegenständen machten, das, mit dem Machthaber Menschen bedrückten und quälten, das, mit dem Menschen in alles einstimmten, was jeweils Nutzen und Geltung war, und von dem schwiegen, was das Gebot sprach. Darin hat die Religion einen wesentlichen Teil ihrer Geschichte, und nur so lange sie darin bleibt, ist sie wahrhaft Religion. Besäße sie hierzu nicht mehr die Kraft oder nicht mehr den Willen, dann hätte die verhängnisvollste Krise in ihr eingesetzt, dann könnte sie auch nicht mehr wahrhaft von Unsterblichkeit und Ewigkeit reden.“[63]

Düsseldorf, im Frühjahr 2021 Peter Bürger

[63] Hier zitiert nach: K&W03, S. 550-551.

A.
MILITIA CHRISTI

Militia Christi

Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten[1]

Adolf von Harnack

Vorwort

Die Probleme, die in den nachstehenden beiden Abhandlungen untersucht werden, habe ich in meinem Werke über die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten (1902) S. 297 ff. 388 ff. kurz erörtert. Sie schienen mir schon damals eine eingehendere Behandlung zu verdienen; aber in dem Rahmen der Missionsgeschichte konnte ich eine solche nicht bieten. Hier ist sie nun nachgebracht. Ich habe mich streng an das Thema gehalten, da ich in Bezug auf allgemeinere Fragen („Die Religion im römischen Heere", „Die Beurteilung des Kriegs und des Kriegerstandes bei den griechisch-römischen Philosophen" usw.) Neues nicht zu bringen vermochte und Bekanntes nicht wiederholen wollte. Man muss aber den Hintergrund stets im Auge behalten, wenn man das besondere Problem des Verhältnisses der Kirche zum Soldatenstand zu würdigen unternimmt. „Religio Romanorum tota castrensis", sagt Tertullian, „signa veneratur, signa iurat, signa omnibus deis proponit". Aber auch die abschätzigen Urteile der Philosophen über den Kriegsdienst dürfen nicht vergessen werden; denn das Christentum galt nicht nur als „Philosophie", sondern war ihr auch wirklich wahlverwandt und wurde von ihr beeinflusst.

---

[1] Textquelle | Adolf von HARNACK: Militia Christi. Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten Tübingen: Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1905. – Zählung der Fußnoten nachfolgend abweichend von der Erstauflage.

Man wird in dem Verhältnis der alten Kirche zum Krieg und zum Heere wiederum ihre beispiellose Elastizität und ihren Universalismus bewundern. Die Kirche hielt die höchsten Ideale aufrecht und richtete sich doch in der Welt ein. Sie verstand es sogar einer ganz weltflüchtigen Zukunftshoffnung konservative Motive für das weltliche Leben abzugewinnen, und sie bewährte es auch hier wieder, dass sie das Gegensätzliche zu dulden vermag, indem sie es umklammert. Weltkirche war sie schon damals, als sie noch schutzlos der Welt gegenüberstand.

Das besondere Recht, das Verhältnis der christlichen Religion zum Heere in einer monographischen Darstellung zu entwickeln, liegt darin, dass sich die alten Christen – vor allem im Abendland – auch als Krieger Gottes empfanden und dass sich der weltgeschichtliche Umschwung vom Heidentum zum Christentum öffentlich zuerst im Heere vollzogen hat.

In Bezug auf die Stellung der Christen zum Militärdienst besitzen wir eine Studie von *Bigelmair* in dem Buche: „Die Beteiligung der Christen am öffentlichen Leben in vorkonstantinischer Zeit“ (München, 1902) S. 164-201, und soeben – der Satz dieser Blätter war bereits nahezu abgeschlossen – kommt mir die Abhandlung *de Jong's* zu: „Dienstweigering bij de oude Christenen“ (Leiden, 1905). Beide Untersuchungen, besonders die erste, sind gründlich und fördernd; ich hoffe aber, dass die meinige neben ihnen nicht überflüssig sein wird, da in jenen Arbeiten die „Militia Christi“ kaum gestreift ist und sie Vollständigkeit des Materials und der Gesichtspunkte nicht überall angestrebt haben.

Berlin, den 20. März 1905.
A. H.

Die christliche Religion und der Soldatenstand – dieser Titel umfasst drei Probleme: (1) Hat die christliche Religion selbst in ihrer Geschichte irgend einmal oder dauernd einen kriegerischen Charakter angenommen und Recht und Pflicht des heiligen Kriegs gepredigt? (2) Hat die Kirche militärische Organisation (in übertragenem Sinn) zeitweilig oder dauernd bei sich eingeführt und ihre Gläubigen oder einen Teil derselben als Soldaten Christi diszipliniert? (3) Wie hat sich die Kirche zum weltlichen Soldatenstand und zum Krieg gestellt, liess sie sie gelten oder duldete oder verurteilte sie sie? Es sind drei verschiedene Fragen, aber sie stehen doch in einem engen Zusammenhang mit einander. Sie sollen im Folgenden in Bezug auf die drei ersten Jahrhunderte der Geschichte des Christentums beantwortet werden. Die erste und zweite Frage ist in *eine* Untersuchung zusammengefasst, die dritte aber besonders behandelt. Wer mit diesen Fragen durch die folgenden Jahrhunderte bis zur Gegenwart schreiten wird, darf auch noch auf interessante Einblicke und auf wertvolle Erkenntnisse rechnen. Das hier Erörterte soll nur den Grund legen.

I. Der christliche Kriegerstand

„Miltia Christi", „Militia dei vivi": die Anschauung, welche diesen Begriffen zu Grunde liegt, konnte in der alten christlichen Religion anscheinend nur einen sehr beschränkten Spielraum gewinnen. Sprüche Jesu wiesen in eine ganz andere Richtung, und die Natur des Evangeliums selbst, wie es die erste Generation verstehen musste, erschien allem Kriegerischen entgegengesetzt. Geduld, Demut, Dienstfertigkeit, Verzicht auf das eigene Recht: diese Tugenden sollen den Christen durchdringen; sogar die Notwehr wird nicht anerkannt. Selig gepriesen werden die, welche das Unrecht ertragen; den Sanftmütigen wird der Besitz des Erdreichs verheissen; „Friede" wird allen Menschen verkündigt, und das Evangelium selbst heisst „das Evangelium des Friedens". Wie es „die Gewaltigen" machen, so sollen es die Jünger Jesu *nicht* machen, und ihre Gesinnung soll der Gesinnung der Herrschenden entgegengesetzt sein. Es bedarf nicht weiterer Worte, um festzustellen, dass das Evangelium

alle Gewalt ausschliesst und nichts Kriegerisches an sich hat oder auch nur dulden will. Wie zum Ueberfluss – aber es war gewiss nicht überflüssig – ist Matth. 26, 52 noch gesagt: „Steck dein Schwert ein; denn wer zum Schwert greift, wird durchs Schwert umkommen“, und daran schliesst sich die Mitteilung, dass der Vater im Himmel sein Werk auf Erden nicht durch Legionen kriegerischer Engel ausführen wolle (s. auch Joh. 18, 36).

Aber „der Krieg“ ist eine der Grundformen alles Lebens, und es gibt unveräusserliche Tugenden, die im Kriegerstande ihren höchsten oder doch ihren symbolischen Ausdruck finden – der Gehorsam und der Mut, die Bereitschaft und Treue bis zum Tode, die Entsagung und die Kraft (virtus). Keine höhere Religion kann daher die Bilder entbehren, die vom Kriege genommen sind, und sie wird eben deshalb auch „Krieger“ nicht entbehren können. Ob sie sich dann von diesen Notwendigkeiten bestimmen lässt, auf das militärische Element und seine Formen mehr und weiter einzugehen, das ist eine Frage, bei deren Beantwortung sich stets ein wichtiger Teil der Geschichte der Religion enthüllt. Ist man bisher auf diese Seite auch der christlichen Religionsgeschichte noch wenig eingegangen[1], so ist das nur ein Beweis dafür, dass wir die Gesichtspunkte, unter denen die Religion zu betrachten ist, noch immer nicht vollständig überschauen.

Aber noch von einer anderen Seite her ist das Verhältnis der höheren Religionen zum Kriegerischen von Wichtigkeit. Sie alle haben sich aus Vorstufen niederer Art entwickelt, und auf diesen Vorstufen war die Verbindung der Religion mit dem Kriegerischen eine sehr enge. In jenen Religionen, in denen die religiösen und die politischen Ziele so gut wie ganz zusammenfallen, sind alle „religiosi“ auch „milites“, und der Krieg ist die ultima ratio der Religion; er ist immer „heiliger“ Krieg. Die jüdische Religion war auf einer bestimmten geschichtlichen Stufe von langer Dauer nicht anders beschaffen gewesen, und da sich die christliche aus ihr entwickelt hat, ist es a priori wahrscheinlich, dass sie Züge älterer Art, also auch kriegerische, bewahrt haben wird.

---

[1] Doch s. die Andeutungen in *meiner* „Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten“ (1902) S. 297 ff.

Endlich ist noch daran zu erinnern, dass sich unter den Sprüchen Jesu, wie die Evangelien sie überliefern, doch auch ein paar finden, die kriegerisch lauten: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert". „Das Reich des Himmels dringt mit Gewalt ein, und die Stürmer reissen es an sich", dazu der dunkle Spruch bei der letzten Mahlzeit, man solle seinen Mantel verkaufen und ein Schwert kaufen. Endlich, dass das Wort Jesu, man solle um seinetwillen alles verlassen, und das Bekenntnis zu ihm bei der Taufe wie ein Fahneneid aufgefasst werden konnten, werden wir sehen. Sofern die Sprüche Jesu in der Folgezeit aus den geschichtlichen Zusammenhängen herausgerissen wurden, mussten auch die kriegerisch lautenden einen Spielraum erhalten, wie sie ihn ursprünglich nicht besessen hatten[2].

Blicken wir nun von den Anfängen auf die gegenwärtigen Zustände, so gewahren wir folgendes: (1) In den orientalischen Kirchen sind das Volkstum (event. auch der Staat) und die Religion wieder so zusammen-

---

[2] Wie der Spruch (Matth. 10, 34): „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert" zu verstehen ist, lehrt der Context und Luc. 12, 49-53. Gemeint ist die Entzweiung in den Familien, welche die Folge der Verkündigung des Evangeliums sein wird, und der Friede ist hier der häusliche Friede. Der Spruch, dass jetzt die Stürmer (die Gewalttätigen) das Himmelreich an sich reissen (Matth. 11,12, ähnlich Luc. 16,16) wird verschieden verstanden. Die einen meinen, Jesus habe die Tatsache *missbilligend* ausgesprochen, die anderen aber erklären, dass das, was geschieht, von ihm gebilligt wird. Ich zweifle nicht, dass diese Recht haben (das ist ganz sicher, sobald man V. 12 nicht übersetzt „das Himmelreich wird gestürmt", sondern „das Himmelreich dringt mit Gewalt ein"). Bei der anderen Erklärung entsteht in dem Zusammenhang, in welchem der Vers steht, etwas viel zu Kompliziertes. Der Sinn ist also: Weil das Himmelreich jetzt mit Gewalt d.h. stürmisch eindringt, so muss man gewaltsam zugreifen, um es nicht vorübergehen zu lassen, sondern um es für sich zu gewinnen. Etwas Kriegerisches liegt nur im Bilde, nicht in der Sache. – Wirklich dunkel bleibt die Mahnung (Luc. 22,36 ff.), wer kein Schwert hat, solle seinen Mantel verkaufen und ein Schwert kaufen, samt dem überraschenden Zusatz: „Die Jünger aber sagten: es sind zwei Schwerter da; er sprach: es ist genug". Die wahrscheinlichste Deutung bleibt die, nach der Jesus seinen Jüngern gesagt hat, ihre Lage werde sich nun gänzlich ändern; so lange sie bei ihm waren, habe er sie vor Mangel geschützt; nun aber werde nicht nur Mangel eintreten, sondern die bitterste Verfolgung über sie kommen; gegen sie müssten sie alles aufbieten, und das Schwert werde in Zukunft ihr nötigstes Werkzeug sein. Er meinte die kriegerische Bereitschaft, das Evangelium mit allen Mitteln zu verteidigen; sie aber verstanden ihn sinnlich und wiesen auf die zwei Schwerter hin, die im Gemache waren. Ironisch bricht er das Gespräch ab mit den Worten: Es ist genug. Ganz befriedigend ist freilich auch diese Erklärung nicht; denn man ist am Anfang nicht darauf gefasst, dass das Schwert bildlich zu verstehen ist.

gewachsen, dass in Fällen der Not der heilige Krieg proklamiert wird, um mit dem Volkstum den „Nationalgott“ zu verteidigen. Aber auch ohne Proklamation empfindet sich der Russe, der Armenier u.s.w. als Krieger Gottes, wenn seine Kirche oder sein Volkstum angetastet wird, und selbst der orientalische Priester oder Mönch ergreift das Kreuz und feuert die Scharen der gläubigen Volksgenossen zum heiligen Feldzug an. (2) Solange die abendländisch-katholische Kirche mit Staaten in ähnlicher Weise verbunden war wie die morgenländische, hat auch sie heilige Kriege im Namen Christi und für ihn geführt. Erinnert sei nur an die Kriege Karls des Grossen und an die Kreuzzüge, erinnert sei aber auch an die Kriege, die das Papsttum im Bunde mit diesen oder jenen Staaten gegen den Kaiser oder gegen andere Fürsten geführt hat. Scheidet man auch die Feldzüge aus, die die Päpste als Herrn des Kirchenstaats und für ihn geführt haben, so ist doch bis in die Neuzeit für Christus und die Kirche seitens der Kirche förmlich gekämpft worden. Erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wurden das Papsttum und die römische Kirche genötigt – vom Kirchenstaat abgesehen –, sich als „friedliche“ Macht einzurichten, d.h. sich auf die Politik zu beschränken und dabei auf die ultima ratio der Politik zu verzichten. Doch haben Versuche, diesen oder jenen Krieg als „Religionskrieg“ zu bezeichnen und die Soldaten durch diesen Gedanken anzufeuern, bis in die jüngste Zeit nicht gefehlt. In den Einrichtungen aber der römischen Kirche findet sich das militärische Element in *übertragener Bedeutung* an zwei Stellen: erstlich wird zwar jetzt in der allgemeinen Sakramentenlehre (s. z.B. Catech. Rom. P. 11 c. I qu. 2) der militärische Sinn des Begriffs „Sakrament“ „Fahneneneid“ (entgegen einer älteren Tradition) abgelehnt, aber doch von der Firmung behauptet, dass durch sie der Christ ein „perfectus miles Christi“ zu werden anfängt[3]; jeder Christ soll sich also als Streiter Christi wissen und

[3] Catech. Rom, P. H c. 3 qu. 2: „Qui baptizatus est, cum ab episcopo sacro chrismate ungitur … novae virtutis robore firmior adque adeo perfectus miles esse incipit“. Schon eine alte Predigt aus dem 5. oder 6. Jahrh. sagt: „In baptismo regeneramur ad vitam, post baptismum confirmamur ad pugnam“. In einer anderen, mit Unrecht dem Eusebius von Emesa beigelegten, Predigt heisst es in Bezug auf die Handauflegung und Konfirmation, dass sie trotz der Taufe nicht überflüssig seien: denn „si exigit militaris ordo, ut cum imperator quemcumque in militium receperit numerum, non solum signet receptum, sed etiam armis

fühlen. Zweitens werden die Asketen und Mönche in besonderem Sinne als Krieger Christi betrachtet, und demgemäss haben sich auch einige höchst bedeutende Orden – von den mittelalterlichen Ritterorden zu schweigen – eine militärische Organisation gegeben und wissen sich als Schutztruppe Gottes, der Kirche bez. des Papstes. Viel wichtiger aber noch als Beides ist die Theorie, welche die römische Kirche aus Luc. 22,38 heraus gesponnen hat, dass Jesus der Kirche zwei Schwerter gegeben habe, das geistliche und das weltliche , und dass die Kirche somit die Besitzerin aller Gewalt ist. (3) Den protestantischen Kirchen liegt das militärische Element ganz fern, da ja schon das politische eine viel geringere Rolle in ihnen spielt als in den katholischen Kirchen. Allerdings sind auch sie, namentlich die reformierten Kirchen, im Zeitalter der Reformation und Kontrareformation genötigt worden, für das Evangelium das Schwert zu ziehen – man denke an die Hugenotten und die Scharen Cromwells – aber das waren vorübergehende Nötigungen. In einem ganz friedlichen Sinne hat das Soldatische aber auch in ihnen, in einer einzelnen Erscheinung der Gegenwart einen bedeutenden Spielraum erhalten; ja die geistliche Kopierung des militärischen ist hier weiter geführt als selbst in den abendländischen Mönchsorden. Die „Heilsarmee", eine Hervorbringung des Methodismus, betreibt die Christianisierung der „Christenheit" in der Form einer Organisation und mit Mitteln (auch in der religiösen Sprache), die den militärischen bis zum Anstössigen nachgebildet sind. Aber sie hat Grosses erreicht und darf daher aus ihren Erfolgen das Recht ihrer eigentümlichen Konstitution beglaubigen. Diese uniformierte und taktisch geschulte, kampfbereite, aber ganz friedliche „militia Christi" ist die merkwürdigste Erscheinung der Organisation von Christen in der Neuzeit. Endlich und im Gegensatz zu dem allen ist noch darauf hinzuweisen, dass sich im Reformationszeitalter aus mittelalterlichen Sekten (den Wiedertäufern) eine christlich-kirchliche Gemeinschaft gebildet hat, die prinzipiell und tatsächlich jeden Krieg verurteilt und ihren Mitgliedern den Soldatendienst streng untersagt – die Mennoniten.

---

competentibus instruat pugnaturum, ita in baptizato benedictio illa munitio est: dedisti militem, da ei adiumenta militiae".

Priester und Krieger, Mönche und Krieger – man kann die ganze Weltgeschichte unter diese Aufschriften stellen, wie *Hans Delbrück* in einer geistvollen Ausführung gezeigt hat. Es sind Gegensätze, oder vielmehr Pole, die sich zugleich abstossen und anziehen. Werden die Formen des Kriegerstandes auf die höheren Religionen übertragen, so erscheint dadurch das Kriegerische zunächst in sein striktes Gegenteil umgesetzt oder in ein blosses Symbol verwandelt zu sein. Allein auch die *Form* hat ihre eigene Logik und ihre necessitates consequentiae. Zuerst unmerklich bald aber deutlicher und deutlicher führt das als Symbol rezipierte Kriegerische auch die Sache selbst herbei, und die „geistlichen Waffen der Ritterschaft" werden zu weltlichen. Aber auch dort, wo es nicht so weit kommt, tritt eine kriegerische Stimmung ein, welche die normale der Sanftmut und des Friedens bedroht. Der kriegerische Orthodoxe ist eine ebenso bekannte Erscheinung in der Kirchengeschichte wie der aggressive Asket und Pietist. Beide glauben die Kämpfe des Herrn zu führen und beide vermögen furchtbare Wunden zu schlagen. Die Geschichte der „Zionswächter" ist das dunkelste Kapitel der Kirchengeschichte.

Wir beschränken uns hier auf die Aufgabe zu untersuchen, welchen Spielraum das kriegerische Element in der ältesten Entwicklung der christlichen Religion gehabt hat.

*

Als die christliche Religion sich aus dem Mutterschoss der jüdischen befreite, war das kriegerische Element in dieser noch in einer doppelten Gestalt vorhanden: erstlich, innerhalb der messianischen Erwartung und Dogmatik war es noch in seiner ursprünglichen Art lebendig und entflammte die Juden (bis zur Erhebung im grossen jüdischen Krieg und über diesen hinaus) zu kriegerischen Taten; zweitens, in der Sprache der Propheten und Psalmisten war eben dieses Element in allegorischer Umdeutung wirksam und entfaltete sich in zahlreichen Bildern (geistiger Kampf, geistige Waffenrüstung u.s.w.).

Beides findet sich auch im Urchristentum wieder. Die apokalyptische Eschatologie bewahrte die Züge des kriegerischen Messias, indem sie sie

auf Jesus übertrug, und in den sittlichen Ermahnungen finden sich von Anfang an kriegerische Bilder.

Was das erste betrifft, so bemerkt man, dass das kriegerische Element ganz auf die apokalyptische Eschatologie beschränkt bleibt und sich auf das Christusbild ausserhalb derselben nicht ausdehnt. Es ist eine Ausnahme, wenn es Ephes. 4,8 von Jesus heisst: „Aufgefahren in die Höhe, hat er die Gefangenschaft gefangen geführt, hat Spenden den Menschen ausgeteilt"; aber im Grunde bildet auch diese Stelle keine Ausnahme; denn mit dem „Aufstieg" beginnt eben schon die neue Existenzform für ihn, in welcher er der kriegerische Held ist, der wiederkommen wird. Die Heerscharen aber, welche ihn dann begleiten und unter seiner Führung streiten werden, sind nicht Menschen, sondern Engel: den Menschen kommt der grosse Kampf und Sieg lediglich zu gut; sie selbst sind in diesem Zusammenhang nicht „milites Christi". Infolge davon wurde die Stimmung der Gläubigen von hier aus keine kriegerische oder vielmehr eine kriegerische im passiven Sinn. Der Jude zog in der letzten Not wirklich das Schwert und griff dem Messias vor; er hatte ja auch ein Land, eine heilige Stadt und einen Tempel zu verteidigen. Der Christ aber war angewiesen, auf seinen Christus-victor zu warten. Wohl füllte sich seine Phantasie, wie die Johannes-Apokalypse zeigt, auch mit kriegerischen Bildern des Hasses und der Rache; aber er muss immer Geduld haben und sehnsüchtig auf den Moment ausblicken, in welchem er Zuschauer des grossen Kampfs und Siegs sein wird. Die innere, ethische Stimmung, in die er dadurch geriet, konnte peinlicher, ungesunder und verderblicher werden, als wenn er selbst zum Schwerte gegriffen hätte; allein – im Gegensatz zu der heute herrschenden kritischen Meinung – scheint mir, dass man hier, wie auch in anderer Hinsicht, die Bedeutung der Eschatologie (und so auch dieses messianischen Zukunftsbildes) überschätzt. Ueberschaut man die urchristliche Literatur in ihrer Totalität und sucht sich nach ihr ein Bild der inneren Stimmung und Haltung der ältesten Christen zu machen, nimmt man ferner ihr äusseres Verhalten hinzu, so darf man die Eschatologie nicht zu sehr in den Vordergrund rücken. Man darf auch die psychologische Tatsache nicht vergessen, dass die Welt der Phantasie und die Welt des wirklichen Lebens getrennt sind, und dass unter Umständen ein sehr ruhiger und sehr friedfertiger Mensch zeitweise sich ausschweifenden Phantasien hinzugeben

vermag, ohne dass dieselben im Grunde seine innere Haltung beeinflussen. Die Geschichte bezeugt, dass der kriegerische Jesus Christus redivivus der Apokalyptik die Christen niemals in den drei ersten Jahrhunderten zu kriegerischen Revolutionären gemacht hat; *ja sofern das militärische Element in die christliche Stimmung eingetreten ist, ist es nicht von hier aus abzuleiten*. Der Gedanke der militia Christi, zu der der Christ berufen ist, hat nichts mit dem kriegerischen Christus der Zukunft zu tun; denn, wie bemerkt, seine Heerscharen sind die Engel. Diese Beobachtung ist wichtiger als alle anderen, die auf diesem Gebiete gemacht werden können, und wenn man nun noch hinzunimmt, dass die Johannes-Apokalypse doch nicht einfach Jesus Christus als Kriegshelden und Sieger vorführt, sondern dazwischen immer wieder das Bild des geschlachteten Lammes, des Lammes mit der Todeswunde, einführt und inmitten ihrer Kriegsbilder friedliche Ausblicke gewährt – so kann man nicht zweifeln, dass jene kriegerische Phantastik überhaupt nicht das letzte Wort des christlichen Apokalyptikers, geschweige der christlichen Predigt ist. „Und der Geist und die Braut sprechen: Komm, und wer es hört, der spreche: Komm, und wen da dürstet, der komme; wer da will, der schöpfe das Wasser des Lebens umsonst" – das ist der letzte Gedanke, die Gewissheit und die Sehnsucht des Propheten.

Eine überaus wichtige Folge aber hat die Apokalyptik mit ihren kriegerischen Bildern doch gehabt: wir werden sehen, dass die christliche Ethik den Christen den Krieg überhaupt verboten hat, dass aber andrerseits eine volle Sicherheit hierüber doch nicht erzielt und das Verbot nicht wirklich gehalten wurde. Wie ist das zu erklären? M. E. genügt die nächstliegende Antwort nicht, dass die „Welt" stärker gewesen ist als Christus; mindestens am Anfang waren die Christen weltfrei und weltflüchtig genug, um sich auch einem harten Gebot zu unterwerfen. Aber eine generelle Verwerfung des Kriegs konnte deshalb nicht erfolgen, weil *Gott selbst* nach der Anschauung der ältesten Christen *Kriege bewirkt und leitet*. Er hat es früher getan durch Josua und David; er hat es in der Gegenwart getan durch die Niederwerfung des jüdischen Volks und die Zerstörung Jerusalems, und er wird es in Zukunft tun durch den wiederkehrenden Christus. Wie kann man also Kriege in jedem Sinn und generell verwerfen, wenn Gott selbst sie hervorruft und leitet? Augenscheinlich gibt es notwendige und gerechte Kriege! und ein solcher Krieg

wird der Krieg am Ende der Tage sein. Ist dies aber sicher, so konnte – auch wenn dem Christen untersagt wird zu Felde zu ziehen – die Stimmung gegenüber dem Krieg keine ungebrochene mehr sein. Dann aber wird sich auch jenes Verbot nicht sicher zu behaupten vermögen, denn solche Verbote sind nur durchführbar, wenn sie bedingungslos gelten und das Verbotene in jedem Sinn als etwas Abscheuliches dargestellt wird. Somit hat die Apokalyptik an ihrem Teile dazu beigetragen, dass die Christen sich nicht völlig gegen den Krieg abgesperrt haben; aber, wie bemerkt, nicht sie hat das Bewusstsein, „milites Christi" zu sein, in ihnen erzeugt.

Zu den sittlichen Ermahnungen muss man sich wenden, wenn man die Geschichte des kriegerischen Elements in der ältesten Kirche aufklären will; denn nur in ihnen hat es sich entwickelt. Hier begegnet uns sofort bei Paulus[4] eine Anzahl von kriegerisch lautenden Ermahnungen und Bildern (I. Thess. 5,8; II Kor. 6.7; Röm. 6,13f. 23; 13,12; Ephes. 6,10-18)[5], und wir gewahren, dass sie ihren Ursprung an den Bildern der alttestamentlichen Propheten haben. Bei der ausgeführtesten Allegorie dieser Art (Ephes. 6,10-18)[6] ist dies besonders deutlich. Zugleich aber zeigt eben die Ausführung, dass wirklich Alles, die Waffenrüstung und der Kampf, rein geistlich gemeint ist. Ausdrücklich wird gesagt, dass es sich

---

[4] Aber auch in der Johannes-Offenbarung. Die in ein militärisches Bild gekleidete Ermahnung (2,10): „Sei getreu bis zum Tode, so werde ich dir den Kranz des Lebens geben", hat mit der kriegerischen Apokalyptik nichts zu tun, sondern steht für sich. Der „Kranz des Lebens" (oder ähnlich) kommt im N.T. mehrmals vor und ist nicht überall als militärisches Bild zu verstehen.

[5] Die Texte sind im Anhang [von HARNACK 1905, S. 93-121] zusammengestellt und werden hier nur zum Teil in Uebersetzung wiederholt.

[6] „Seid stark in dem Herrn und in der Kraft seiner Stärke. Ziehet die Waffenrüstung Gottes an, auf dass ihr Stand halten könnt wider die listigen Anläufe des Teufels; denn nicht ist unser Kampf wider Fleisch und Blut, sondern wider die Gewalten, wider die Mächte, wider die Herrscher in diesem Weltdunkel, wider die Geistwesen der Bosheit über uns am Himmel. Deshalb ergreifet die Rüstung Gottes, damit ihr Widerstand zu leisten vermögt am bösen Tage und alles wohl ausrichtet und das Feld behaltet. So stehet nun, eure Lenden umgürtet mit Wahrheit und angetan mit dem Panzer der Gerechtigkeit und an den Füssen geschirrt mit der Bereitschaft für das Evangelium des Friedens, über alles aber versehen mit dem Schild des Glaubens, mit dem ihr alle feurigen Geschosse des Bösen auslöschen könnt. Und nehmet auf den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes".

um das „Evangelium *des Friedens*“ handelt. Dadurch wird der ganzen Schilderung der Charakter einer erhabenen Paradoxie gegeben und das militärische Element im Grunde wieder aufgehoben.

Indessen Eines darf in dieser Stelle durchaus nicht aufgehoben oder allegorisch verstanden werden: *dass es sich nämlich um einen wirklichen Kampf handelt*. Der Apostel ist tief davon durchdrungen, dass jeder Christ ein Krieger sein muss und furchtbare, wenn auch sicher siegreiche Kämpfe zu bestehen hat. Kämpfe gegen Fleisch und Blut, aber das sind die geringeren oder vielmehr sie verschwinden gegenüber den Kämpfen mit den Mächten der Dämonen. Als „die Herrscher in diesem Weltdunkel“ und – noch schlimmer – als „Geistwesen der Bosheit über uns“ belagern und befehden sie die Christen stetig, und nur ein unablässiger, mit allen Kräften des Heiligen und Guten geführter Kampf vermag wider sie zu schützen[7].

Diese Auffassung und Ermahnung des Apostels hat eine ungeheure Wirkung gehabt: das Christenleben ein Kampf mit den Dämonen! Es ist schwer zu sagen, ob die hier entfesselte Vorstellung den alten Christen der Folgezeit mehr Furcht und Grauen oder mehr Kraft eingeflösst hat; gewiss aber ist, dass sie nicht mehr verschwunden ist. Sie wurde eine feste Form ihrer Weltanschauung und ihrer geistlichen Disziplinierung. In der Geschichte der Ethik und des sittlichen Lebens ist es jedenfalls von höchster Bedeutung geworden, dass man den inneren Kampf gleichsam nach aussen verlegte und Dämonen an Stelle von Fleisch und Blut und an die Stelle der Selbstsucht setzte. Doch dürfen wir diese Seite der Sache hier nicht weiter verfolgen; sie wird uns aber im Folgenden noch öfters entgegentreten.

Trotz dem Hinweise, dass jeder Christ in diesem. Kampfe stehen müsse, hat doch Paulus die Christen noch nicht generell als „Soldaten“ bezeichnet; wohl aber hat er sich und seine Mitarbeiter so aufgefasst; ja diese Auffassung ist nicht nur eine vorübergehende, sondern augenscheinlich eine stetige gewesen: *Der Apostel und Missionar ist ein Soldat*.

---

[7] In den alttestamentlichen sittlichen Ermahnungen, sofern sie von einem Kampfe sprechen, findet sich das nicht. Die Dämonologie hat sich erst in der Zwischenzeit zwischen dem Alten Testament und der neutestamentlichen Periode durch äussere Einflüsse im Judentum entwickelt.

„Meine Mitsoldaten“ redet er seine Mitarbeiter an (Philem. 2; Philipp. 2,25). Wer mit ihm in Gefangenschaft gesessen hat, ist ein „Kriegsgsfangener“ gewesen (Röm. 16,7; Koloss. 4,10; Philem. 23). Unterhalt darf der Apostel von den Gemeinden beanspruchen; denn „wer zieht jemals auf eigenen Sold ins Feld“? (1.Kor. 9,8) und – „Andere Gemeinden habe ich geplündert, indem ich Sold nahm (von ihnen) zur Dienstleistung an euch“, schreibt er voll Unmut den Korinthern (II, 11,8), die beleidigende Vorwürfe wider ihn erhoben hatten. In einer Reihe prachtvoller Bilder hat er ihnen vorher seine Kriegstaten geschildert (II Kor. 10,3-6): „Obgleich wir im Fleische wandeln, so liegen wir doch nicht nach dem Fleisch zu Felde; denn die Waffen unsres Feldzugs sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott – zur Niederreissung von Festungen, indem wir (feindliche) Pläne und jegliches Bollwerk, das sich erhebt gegen die Erkenntnis Gottes zu nichte machen, und jeden Anschlag gefangen nehmen und unter den Gehorsam Christi beugen und bereit und kräftig sind, jeden Ungehorsam zu rächen, sobald euer Gehorsam vollständig geworden sein wird“. So spricht nur Einer, der gewohnt ist, sich als Krieger zu empfinden und sein Werk als einen Feldzug zu betrachten.

Sachlich am wichtigsten in allen diesen Bildern ist, dass die militärische Analogie als beweiskräftig dafür angesehen wird, dass der Missionar die Kosten seines Lebensunterhalts den von ihm gegründeten Gemeinden auflegen darf. Damit ist das Bild zum *Beweise* gemacht und die Annäherung an den Krieger keine bloss ideelle mehr. In der Folgezeit ist dieser paulinisch-militärische Grundsatz stets eingehalten und als ein *Recht* innerhalb des Kirchenrechts entwickelt worden.

Der Verfasser der Pastoralbriefe hat den Apostel nachgeahmt – oder spricht an diesen Stellen Paulus selbst? –, wenn er den Timotheus (I, 1,18) ermahnt, einen guten Feldzug zu führen, und ihm (II, 2, 3) zuruft, er solle *wie ein guter Soldat Christi Jesu* (beide Male steht καλός) das Ueble erleiden. Hier haben wir zum ersten Mal die runde Formel „miles Christi“ aber auch hier gilt sie noch nicht jedem Christen, sondern dem Missionar und Gemeindeleiter. Die Stelle ist aber noch in einer anderen Hinsicht sehr wichtig geworden. Der Verfasser fährt fort: „Niemand, der zu Felde zieht, verflicht sich mit den Geschäften des (bürgerlichen) Lebens, damit er dem Feldherrn gefalle; wer aber kämpft, wird nur gekrönt, wenn er der Anordnung gemäss (νομίμως) kämpft“. Hier haben wir ein zweites

militärisches Bild, welches als Analogie und auch als Beweis verwertet wird: der christliche Missionar soll sich, ebenso wie der Soldat, von allen bürgerlichen Geschäften freihalten; er soll somit seine eigene, nur durch seinen Beruf bestimmte Lebensführung haben, getrennt von der Lebensweise, den Pflichten und Sorgen der Bürgerlichen. Dieser Grundsatz, der hier zum ersten Mal ausgesprochen und militärisch begründet ist, hat bekanntlich in der Folgezeit eine ausserordentlich reiche Ausbildung erfahren: *er hat den Stand des Klerus im Unterschied von dem der Laien zwar nicht geschaffen, aber ihm den festesten Halt gegeben*. Er hat auch auf die Formierung des Mönchtums entscheidend eingewirkt. Es ist eine von den gewaltigen Maximen, deren Befolgung den Charakter der ganzen Gesellschaft durchdrungen und ihre Signatur geändert hat. Ueber dem katholischen Priestertum und über dem katholischen Mönchtum stehen in allen Jahrhunderten die Worte: „Kein Soldat verflicht sich mit den Geschäften des bürgerlichen Lebens". Sie sind auch oft genug zu einer Kriegserklärung geworden; vor allem aber haben sie das bürgerliche Leben und den bürgerlichen Beruf in der Folgezeit als minderwertig erscheinen lassen, zumal da es an unsrer Stelle heisst, dass der Feldherr, d.h. Gott, auf die Befreiung von den weltlichen Geschäften mit Wohlgefallen blickt. So ist das Thema für eine gewaltige Fuge in der Weltgeschichte entstanden, aber ihre Töne waren oft weder wohlklingend noch friedlich. Damals am Anfang jedoch war das Prinzip schlechthin notwendig und heilsam.

Die beiden militärischen Grundsätze, die im frühesten Christentum rezipiert worden sind – der christliche Missionar und Lehrer empfängt seinen Unterhalt von anderen, verflicht sich aber nicht in die bürgerlichen Geschäfte – sind polar und schliessen eben deshalb bereits eine ganze Standesordnung in sich.

Aber noch ein nicht unwichtiger Zug findet sich in der zuletzt besprochenen Stelle. Nur der Kämpfer wird gekrönt, der der Anordnung gemäss (νομίμως) kämpft. Ist hier auch vielleicht an den Athleten gedacht, so zeigt doch die enge Verbindung mit dem Vorhergehenden, dass dem Verfasser der Gedanke des Kampfes die Hauptsache ist. Auch der Kampf des christlichen Lehrers aber, wie der des Kämpfers überhaupt, hat nur Wert, wenn er ein *disziplinierter* ist, d.h. sich nach den Anordnungen des Feldherrn richtet. Die militärische Disziplin taucht hier zuerst

als Analogie für die Art des Kampfs des Christen auf. Auch diese Vorstellung hat in der Folgezeit eine reiche Geschichte gehabt.

Soldat, Waffen verschiedener Art, Löhnung (vgl. das tiefsinnige Wort Röm. 6, 23: „Der Tod ist die Löhnung der Sünde"), Disziplin, Kranz, Geschenke (donativa), Gefangenschaft, Plünderung, Festung, Bollwerk, Kriegsanschläge, die Häretiker, die sich wie verschlagene Feinde in die Häuser schleichen und die Weiber gefangen fortführen (II Tim. 3, 6) –; das alles findet sich schon in den ältesten christlichen Schriften; aber wichtiger ist die feste Vorstellung: der christliche Lehrer ist miles Christi, darf auf Unterhalt Anspruch machen und flicht sich nicht in bürgerliche Geschäfte.

*

Es ist gewiss nicht zufällig, dass in dem ältesten Schreiben, welches wir aus der *römischen* Kirche besitzen, dem I. Clemensbrief (um d. J. 96), nicht nur gesagt ist (c. 21): „Wir dürfen nicht *fahnenflüchtig* werden in Bezug auf den Willen Gottes"[8] und (c. 28): „Welche Welt wird einen *Ueberläufer*, der Gott zu entfliehen sucht, aufnehmen?", sondern dass sich in diesem Briefe auch folgende Ausführung findet (c. 37):

„Brüder! seien wir mit der Anspannung aller Kräfte Soldaten unter Gottes untadeligem Oberbefehl! Betrachten wir die Soldaten unserer Heerführer, in welcher Ordnung, wie fügsam, wie gehorsam sie die Befehle vollziehen. Nicht alle sind Generale, Oberste, Hauptleute, Zugführer u.s.w., sondern jeder vollzieht an der ihm angewiesenen Rangstelle die Befehle des Königs und der Heerführer". Der Römer Clemens betrachtet also nicht nur alle Christen als Krieger Gottes, sondern er blickt auch mit Wohlgefallen und Stolz auf das römische Militär *und betrachtet den Gehorsam und die abgestuften Rangordnungen des Heeres als Vorbilder für die christliche Gemeinde*.

Ist es nicht wie eine Weissagung auf die Zukunft, dass dieser alte *römische* Presbyter den *militärischen* Gehorsam den Christen als das rich-

[8] Diese Mahnung findet sich auch im pseudoclementiniscben Brief an den Jakobus c. 17 und c. 11, vgl. auch Pseudoclemens, Homil. XI, 16 (das betreffende Wort ist λειποτάκτειν, λειποτάκτης).

tige Verhalten nicht nur Gott gegenüber anpreist, sondern auch gegenüber den kirchlichen Oberen, und dass er die Unterscheidung von Befehlenden und Gehorchenden in der Kirche als ebenso wesentlich voraussetzt wie im Heere! Paulus hat einst das alte Bild von den verschiedenen Gliedern des Leibes gebraucht, um den Ehrgeiz der Korinther in Bezug auf die geistlichen Gaben zu berichtigen; unser Verfasser will die Selbständigkeit und Freiheit der Einzelnen den kirchlichen Amtsträgern gegenüber einschränken. Eben deshalb stellt er die militärische Organisation als vorbildlich für die Christen hin, in der zwischen den Offizieren und den Soldaten eine feste Grenze gezogen ist: jene befehlen und diese gehorchen. Die militärische Analogie kommt also hier dem Klerus zu gut: alle Christen sind Soldaten; aber eben deshalb haben sie ihren Anführern, den Presbytern, zu gehorchen!

So hätte Paulus sicher nicht geschrieben. Der Schritt, den dieser Brief des römischen Clemens bezeichnet, ist ein grosser; Offiziere muss es auch in der Kirche geben und strikter Gehorsam ihnen gegenüber wird verlangt, weil die Christen Krieger Gottes sind.

In der Literatur des nun folgenden Jahrhunderts finden sich militärische Bilder nicht eben häufig; aber sie fehlen nicht. Aehnlich wie Paulus (Ephes. 6) hat Ignatius (ad Polyc. 6) ein ausgeführtes militärisches Bild gegeben: „Gewinnt die Zufriedenheit eines Kriegsherrn von dem ihr auch den Sold (τὰ ὀψώνια) empfangt. Keiner von euch werde als Deserteur (δεσέρτωρ) erfunden. Eure Taufe sei euch bleibende Rüstung (ὅπλα), der Glaube diene euch als Helm, die Liebe als Speer, die Geduld als Gesamtrüstung (πανοπλία). Eure Depositen (δεπόσιτα) seien eure Werke, damit ihr euren Lohn (τὰ ἄκκεπτα) zukömmlich empfangt". Also auch Ignatius betrachtet alle Christen, wie Clemens, als Krieger Gottes. Die lateinischen militärischen termini technici, die er seiner griechisch gefassten Admonition eingestreut hat, erklären sich daraus, dass er auf dem Transporte schreibt und diese Worte von den ihn begleitenden Soldaten häufig gehört hat. So sind δεσέρτωρ = desertor, δεπόσιτα = deposita, ἄκκεπτα = accepta in einen erbaulichen griechischen Brief gekommen[9]! Wahrscheinlich hat Ignatius noch an einer anderen Stelle

[9] Zweihundert Jahre später ist ein lateinisches mililtärisches Wort sogar in die Kanones von Nicäa gekommen. Can. 12 heisst es: βενεφικίοις [benificiis] κατορθῶσαι τὸ ἀναστρα-

(ad Smyrn. 1) ein militärisches Bild gebraucht: er spricht von dem „Zeichen“ (σύσσημον), das Jesus durch seine Auferstehung aufgerichtet habe. Er meint wohl das Kreuz als Feldzeichen „für die Gläubigen aus den Juden und aus den Völkern“. Das Kreuz als „vexillum Christi“, als Fahne und Feldzeichen ist in der Folgezeit sehr beliebt geworden. Berühmt ist der lateinische Hymnus: „Vexilla regis prodeunt“.

Unbedeutenderes übergehend, wende ich mich zu Justin (um d. J. 150), dem massgebenden Apologeten des 2. Jahrhunderts. In seiner Verteidigungsschrift (I, 11) weist er den Kaisern nach, dass die Christen kein irdisches Reich erwarten und dass das himmlische Reich, das demnächst kommen wird, ein Friedensreich sein wird (I, 39). Die Weissagung des Jesajas (c. 2) ist dem Justin hier von besonderem Werte: „Von Zion wird Gesetz ausgehen und Wort des Herrn von Jerusalem, und er wird richten inmitten der Nationen und viel Volks überführen; und sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Lanzen in Sicheln umschmieden, und nicht mehr werden sie, Volk gegen Volk, zum Schwerte greifen und nicht mehr lernen, die Kriege fortzusetzen“. Dass diese Weissagung sich in der christlichen Mission zu erfüllen begonnen habe, sucht Justin den Kaisern zu zeigen[10]. Denn „wir bekämpfen unsre Feinde nicht“, sondern wir gehen für das Gute freudig in den Tod. Die Christen sind Krieger besondrer Art, friedliche Krieger; aber an Treue für ihre Sache und Todesmut übertreffen sie alle; denn „lächerlich wäre es, dass die eurerseits angeworbenen und in Pflicht genommenen Soldaten sich das euch geleistete Versprechen mehr als ihr eigenes Leben und ihre Eltern und ihre Heimat und alle ihre Angehörigen sollten angelegen sein lassen,

---

τεύσασθαι. Ueber das Eindringen militärischer Worte auch in die jüdische Sprache (Sprache der Rabbinen) in der Kaiserzeit s. *Schürer*, Gesch. des jüd. Volkes Bd. 2[3] S. 44.

[10] Einige Jahrzehnte später führt ein anderer Apologet, Melito, diesen Gedanken so aus, dass er den Frieden, welchen das Kaiserreich nach dem Urteil der Schmeichler bedeutet, mit dem von Christus gebrachten Frieden in Verbindung setzt: Augustus und Jesus seien nach göttlicher Geschichtsleitung gleichzeitig aufgetreten und seitdem sei das Friedensreich angebrochen (s. Melito bei Euseb., h. e. IV, 22). Von solcher höfischer Geschichtsfälschung weiss Justin noch nichts. Den vollen Gegensatz zur Geschichtsbetrachtung Melitos bildet die Hippolyts. Er führt in seinem Kommentar zum Daniel (IV, 9, 2. 3) aus, dass das Reich des Augustus mit seinem Universalismus *eine dämonische Nachäffung* des Reiches Christi sei. Die Schätzung unter Augustus sei kein Zufall gewesen, sondern eine absichtliche göttliche Fügung: wer Römer und wer Christ sei, sollte sich nun zeigen.

während ihr ihnen doch nichts Unvergängliches bieten könnt; wir hingegen, deren Liebe das unvergängliche Leben ist, nicht alles uns sollten gefallen lassen, um das Ersehnte von dem, der es zu geben die Macht hat, zu empfangen". Ganz deutlich spielt hier Justin auf den Fahneneid der römischen Soldaten an und setzt die Treue der Christen mit ihm in Parallele.

Obgleich bis gegen das Jahr 180 die Vorstellung, dass die Christen Krieger sind, bereits mannigfach bezeugt ist, so wundert man sich doch, dass in einem um diese Zeit geschriebenen, romanhaften Werk „Taten des Paulus" der Name „Soldaten Christi" für die Christen wie eine technische Bezeichnung auftritt. Der von Paulus bekehrte Mundschenk Neros erklärt diesem, Christus sei der König der Aeonen und werde alle Reiche zerstören. Darauf Nero: „‚Bist auch du, Patroklus, Soldat jenes Königs geworden?' Er bejaht es und auch andre Christen, die vor dem Kaiser stehen, sprechen: ‚Auch wir dienen als Soldaten jenem Könige der Aeonen'. Darauf befahl Nero, die Soldaten des grossen Königs aufzusuchen, und fügte den Befehl hinzu, alle Christen und Soldaten Christi, die man fände, zu töten". Nun wird auch Paulus vor Nero gebracht. Dieser redet ihn an: „Du Subjekt des grossen Königs, was kam dir in den Sinn, heimlich in das römische Reich einzufallen und Leute, die meiner Herrschaft Untertan sind, anzuwerben?" Darauf Paulus: ‚Nicht nur in (genauer ‚aus') deinem Reiche werben wir, sondern auch in (aus) der ganzen Welt; denn das ist uns geboten, keinen auszuschliessen, der meinem Könige Kriegsdienste tun will, und wenn du selbst sein Krieger werden willst, u.s.w.; denn wir sind nicht, wie ihr glaubt, Soldaten eines Königs, der von der Erde kommt, sondern vom Himmel' … Ich bin kein fortgelaufener Sklave Christi , sondern ein disziplinierter Soldat des lebendigen Gottes".

Die Sprache kann man fast als aufrührerische bezeichnen trotz der Erklärung, dass Christus kein irdischer König sei. Es ist freilich ein Roman, eine ganz unglaubwürdige Erzählung, in der sie sich findet; aber das tut hier nichts zur Sache. Der Verfasser dieser „Geschichte", ein kleinasiatischer Presbyter, empfindet so, dass, wer ein Christ wird, damit aufhört ein Römer zu sein. Dem irdischen Könige steht der

himmlische König Christus gegenüber, und die Christen sind ausschliesslich Soldaten dieses himmlischen Königs[11].

Man darf doch nicht annehmen , dass dies damals die herrschende Stimmung unter den Christen gewesen ist. Der Romanschreiber trägt die Farben dick auf, weil er vom apostolischen Zeitalter erzählt. Dieses war aber schon damals in den Augen der Christen ein heroisches Zeitalter, und deshalb liess man die Helden dort kühner und rücksichtsloser sprechen als man selbst sprach. Aber dass sich die Christen als Soldaten Christi empfanden, darf man den Worten der Legende wohl entnehmen.

Dass bei Clemens Alexandrinus , dem christlichen Philosophen (um das J. 200), militärische Bilder – abgesehen von rein rhetorischen – so gut wie ganz fehlen, erwartet man von vornherein. Es seien daher nur ein paar Proben jener rhetorischen mitgeteilt. Exc. ex Theodoto 85 braucht er, von Paulus (Ephes. 6) angeregt, ein militärisches Bild und spricht von der Rüstung mit den Waffen des Herrn (τὰ κυριακὰ ὅπλα). Ebenfalls auf Ephes. 6 geht es zurück, wenn er Protrept. XI, 116 schreibt: „Sieh', die mächtig schmetternde Trompete ruft widerhallend die Soldaten zum Streit zusammen und kündigt Krieg an; Christus aber, der seine *friedliche* Weise hinausbläst bis an die Grenzen der Erde, soll nicht *seine friedlichen Soldaten* sammeln? Nun, er hat mit Blut und mit dem Wort das Heer gesammelt, das kein Blut vergiesst, und er hat ihm das Himmelreich eingebändigt. Die Trompete Christi ist sein Evangelium: er hat sie erschallen lassen , wir haben gehorcht. Lasset uns uns bewaffnen mit den Waffen des *Friedens*, anziehen den Panzer der Gerechtigkeit, den Schild des Glaubens ergreifen u.s.w. So stellt uns der Apostel friedlich in Reih und Glied; das sind unsre gefeiten Waffen. Mit ihnen bewehrt, lasst uns dem Bösen entgegenrücken und auslöschen die feurigen Pfeile des Bösen mit benetzten Speeren, mit Speeren, die der Logos eingetaucht hat [das bezieht sich auf die Taufe] u.s.w.". Strom. VII, 16, 100 sagt er: „Wie im Kriege der Soldat den Posten nicht verlassen darf, den ihm der Kommandierende angewiesen hat, so dürfen wir auch den Posten nicht verlassen, den der Logos uns gegeben hat; ihn haben wir als Führer für Erkenntnis und Leben empfangen". Und (Paedag. I, 7, 54): „Wie der Feld-

[11] Vgl. auch Acta Petri cum Simone 7, wo Petrus spricht: „Ihr Männer, die ihr Soldaten seid in Bezug auf Christus, die ihr auf Christus hofft!"

herr das Kriegsheer in Ordnung hält, für das Wohl der Soldaten bedacht, so führt auch der Pädagog (der Logos) die Zöglinge zu der heilsamen Lebensweise". In der Abhandlung „Welcher Reiche selig werden könne" (c. 25) spricht er in tiefempfundenen Worten von dem Kampf im Innern, der schwerer sei als jeder äussere Krieg und Verfolgung und erst mit dem Tode aufhöre: „den Feind trägt Jeder allezeit mit sich herum und kann ihm nicht entfliehen". Aber abgesehen von diesem Bilde für die innere Spannung liegen ihm kriegerische Bilder fern, ja er lehnt sie ab. „Im Gegensatz zu den anderen Menschen", schreibt er in jener Schrift über den Reichen (c. 34), „sammle dir durch deinen Reichtum ein waffenloses, unkriegerisches Heer, das fern ist von Blutvergiessen, Zorn und jeglicher Befleckung". Er meint die Witwen, Waisen und Hilfsbedürftigen, und er sagt, dass diese durch ihre Gebete und Fürbitten *wie Soldaten*, die Gott kommandiert, den mildtätigen Reichen schützen werden. „Nicht im Kriege", sagt er an einer anderen Stelle (Paedag. I, 12, 98 f.), „sondern im Frieden erfahren wir unsre Erziehung durch den Logos; der Krieg hat vielen Aufwand nötig, der Friede aber und die Liebe, zwei schlichte und sanftmütige Schwestern, bedürfen keine Waffen und haben an den einfachsten Mitteln genug".

Als Clemens schrieb, war schon seit einigen Jahrzehnten eine Bewegung innerhalb der Christenheit rege und verbreitet, die sich wider das Alte Testament erklärte und den Gott Israels verwarf, *weil er kriegerisch sei* und somit dem Evangelium widerspräche. In der Kirche des merkwürdigsten Reformers des 2. Jahrhunderts, Marcion, erklärte man, der Gott des Alten Testaments könne unmöglich der Vater Jesu Christi sein; denn dieser sei gnädig, barmherzig, bringe den Frieden und verbiete Streit und Krieg, jener aber sei kriegerisch, unerbittlich und grausam. Marcion hat in einer Reihe von Antithesen auf Grund des Alten Testaments und des Evangeliums gezeigt, wie verschieden der Judengott und Jesus Christus seien, und in diesen Antithesen bildete die Gegenüberstellung der Kriegstaten des Judengottes und der Sanftmut Jesu ein Hauptstück. Die Kirchenväter, welche Marcion bekämpft haben, sahen sich dadurch in die unbequeme Lage versetzt, den alttestamentlichen Kriegsgott als solchen zu verteidigen oder die Kriegsgeschichten allegorisch zu fassen, und sie mussten dazu noch – wider ihre eigentliche Neigung und Ueberzeugung – nach Sprüchen und Geschichten im Neuen

Testamente suchen, in denen Christus und der Vater, den er verkündigte, auch als kriegerisch erschienen, um so einen Ausgleich herzustellen. Marcion hat unzweifelhaft den christlichen Gottesbegriff wesentlich richtig erfasst. Der Gedanke einer Entwicklung des jüdischen Gottesbegriffs zum christlichen lag ihm aber ebensofern wie seinen Gegnern; so musste er mit der Vorgeschichte des Christentums brechen, und seine katholischen Gegner mussten den christlichen Gottesbegriff mit Ueberlebtem verfälschen. Beide gerieten in die Irre; denn andere Auswege gab es nicht. Es wird aber stets ein Ruhm der marcionitischen Kirche, die sich lange erhalten hat, bleiben, dass sie lieber das Alte Testament verwerfen, als das Bild des Vaters Jesu Christi durch Einmengung von Zügen eines kriegerischen Gottes trüben wollte.

Der bedeutendste Gegner der Gnostiker und des Marcion in der Griechischen Kirche, zugleich der grösste Theologe des Zeitalters, war Origines (1. Hälfte des 3. Jahrhunderts). Auch er ist, wie Clemens, als Christ und als Philosoph eine durch und durch friedliche Natur, und am liebsten hätte er gewiss das Kriegerische in jedem Sinn über Bord geworfen; aber der Buchstabe der heiligen Schriften – und Origenes ist überzeugter Schrifttheologe – duldete das nicht. Es ist lehrreich zu sehen, wie er sich mit dem Kriege abfindet. Zunächst allegorisiert er die in den Büchern des Alten Testaments erzählten heiligen Kriege (s. besonders seine Kommentare zum 4. Buch Moses und zu Josua) aufs gründlichste. Die Häretiker, die sich an diesen Kriegen stossen, missverstehen sie: gemeint sind die Kämpfe gegen die Sünde und die Mächte der Finsternis , und Josua hat in grauer Vorzeit den grossen Kampf abgebildet, den Jesus und die Christen gegen diese führen werden. Einen kriegerischen Gott gibt es also auch im Alten Testament nicht (s. Hom. in Jesu Nave 11 fin. 12 init. ed. Lommatzsch). „Wären die im Alten Testament erzählten schrecklichen Kriege nicht geistlich zu deuten, so hätten die Apostel niemals die jüdischen Geschichtsbücher den Jüngern Christi, der da gekommen ist Frieden zu lehren, zur Lesung in den Kirchen übergeben“ (Hom. in Jesu Nave 15 t. 11 p. 130). Also – das Alte Testament ist nur, wenn man es geistig deutet, heilige Urkunde für die Christen; der Buchstabe ist an vielen Stellen nicht normativ, sondern verwerflich. Unzweideutig klar fährt Origenes dann fort und sagt, der Apostel Paulus habe gelehrt, dass die Christen überhaupt nicht mehr „fleischliche“ Kriege führen dürfen,

sondern nur noch geistliche: „Velut magister militiae praeceptum dat militibus Christi“ (es folgt Ephes. 6), und: „Wenn wir in rechter Weise unter Josuas (Jesu) Führung Soldatendienste tun, müssen wir in uns selbst die Laster ausrotten“.

Auf Grund von Ephes. 6 und anderen Stellen ist Origenes also genötigt, die geistliche Kriegerschaft der Christen bestehen zu lassen. So findet sich auch bei ihm die Bezeichnung „milites Christi“ (z. B. De princip. III, 2, 5 u. a. vielen anderen Stellen). „Jesus ermuntert seine Soldaten mit den Worten: Seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (Hom. in Jesu Nave 7 t. 11 p. 65). Auch der Ausdruck: „Lager des Herrn“ (castra domini) für die Kirche war auf Grund des Alten Testaments unvermeidlich und wird von Origenes gebraucht (z. B. Hom. in Jesu Nave 7 t. 11 p. 67); ebenso spricht er vom christlichen Fahneneid, dem „sacramentum militiae“ (Hom. in Jesu Nave 4 t. 11 p. 46 f.)[12]. Aber indem Origenes nun Ephes. 6 und die Stelle im Timotheusbrief vom Soldaten Christi, der sich nicht in bürgerliche Geschäfte verflicht, genauer erwägt, kommt er zu merkwürdigen Ergebnissen. Die Gemeinden zu seiner Zeit waren schon stark verweltlicht, und die grössere Anzahl der Christen war lau und schwach. Dass sie alle „Krieger Christi“ seien und mit den weltherrschenden Dämonen einen Kampf auf Leben und Tod führen, dies zu behaupten war Origenes zu ehrlich. Aber auch den Ausweg konnte er nicht treffen, dass die Kleriker die Soldaten Christi seien; denn auch in diesem Stande waren zu viele halbschlächtige Christen. Wer sind nun die wirklichen Krieger Christi? Origenes kehrt den Spruch im Timotheusbrief um und sagt, *die sind es, die sich nicht in bürgerliche Geschäfte verflechten, also die Asketen*. Origenes ist der Vater des Gedankens in den katholischen Kirchen geworden, dass der Asket (ihm sollte bald der Mönch folgen) der eigentliche Streiter Christi ist. Er führt einen unablässigen Kampf wider die Sünde, ja er sieht Dämonen und zwingt sie in heissem Ringen nieder; er, und nur er, ist also der Soldat, den Paulus im Epheserbrief schildert. Diese Soldaten kämpfen auch „für das übrige Volk“, für die

[12] Vgl. auch Hom. in Judic. 6 (t. 11 p. 258): „Bevor wir die (geistliche) Kriegführung erlernen, bevor wir die Kämpfe des Herrn zu planen vermögen, werden wir von den Engeln, den Fürsten, geschützt; nachdem wir aber die *Sakramente des himmlischen Kriegsdiensts* („sacramenta militiae caelestis“) gekostet und uns mit dem Brod des Lebens gestärkt haben, werden wir durch die apostolische Posaune zu den Kämpfen erweckt“ (folgt Ephes. 6).

grosse Zahl der Schwachen aller Art; sie selbst sind stets wenig zahlreich. „Wie wenige sind in der Kirche, die für die Wahrheit zu streiten vermögen!“ Aber auch die Schar Gideons war klein und erstritt doch den Sieg. Die Waffen dieser Krieger sind Gebete und Fasten, Meditationen und gute Werke, Gerechtigkeit und Frömmigkeit, Sanftmut, Keuschheit und Enthaltung. Bei ihrem Kampfe gegen die Dämonen werden sie von den entschlafenen Gerechten durch Gebete unterstützt. „Aber auch der übrige Teil des christlichen Volkes erhält von der Siegesbeute etwas, wenn er in Frieden im Lager weilt, wenn er sich still verhält und von Moses nicht abfällt, sondern im Gesetze Gottes bleibt“. Die Kämpfe jener Streiter Gottes beziehen sich auch auf die Häretiker[13]. „Für die Kirche“ kämpfen sie gegen die Feinde der Wahrheit. Die Feinde der Wahrheit aber sind die, welche die Menschen verführen, die Lehren der Kirche zu bestreiten oder sich dem sinnlichen Wohlleben hinzugeben. „Helden“ sind die Kämpfer, der Chor der Engel blickt auf sie nieder, und ein herrlicher Lohn wartet ihrer. Die anderen aber die nicht Askese üben, sind wohl „Männer“, aber nicht Helden. Den Helden stehen Paulus und Petrus als die grössten Heroen Christi voran, sie, „die soviel gekämpft, die so viele barbarische Völker überwunden, so viele Feinde niedergestreckt, so viele Beute gemacht, so viele Triumphe gefeiert haben, die da mit blutigen Händen von der Niedermetzelung der Feinde zurückkehren, deren Füsse in Blut gebadet und deren Hände gewaschen sind im Blute der Sünder; denn sie haben ganze Bataillone der verschiedensten Dämonen besiegt und getötet; denn wenn sie sie nicht besiegt hätten, hätten sie nicht Gefangene erbeuten können , nämlich die ganze Schar derer, die da jetzt an Christus glauben. Wer Menschen der Herrschaft der Dämonen entreisst, von dem sagt man, dass er die Dämonen blutig besiegt habe“ (Hom. in Num. 25 t. 10 p. 310 ff.). „Die Schwächeren und noch nicht Vollkommenen kämpfen nur gegen Fleisch und Blut, die Vollkom-

[13] Vgl. Hom. in Jesu Nave 18 (t. 11 p. 160): „Die Städte und Mauern, die wir niederwerfen müssen, sind die Dogmen der Gottlosen und die Syllogismen der Philosophen, die lauter gottlose und dem Gesetze Gottes widerstreitende Lehren aufstellen, wie sie die Heiden und Barbaren hegen. Aber man muss auch unter den hochragenden Burgen die falschen Schrifterklärungen der Häretiker verstehen, die sie wie auf hohen Bergen aufrichten“. Hom. in Iudic. 8 (t. 11 p. 269): die Häretiker sind die Midianiter.

menen aber gegen die bösen Geister unter dem Himmel.“ (Hom. in Jesu Nave 11 t. 11 p. 110).

Das sind die Töne des Mittelalters, die schon Origenes angeschlagen hat. Welch eine reiche Geschichte hat diese Konzeption gehabt – von den Asketen und Mönchen, welche die eigentlichen Soldaten Christi sind und die Kämpfe des Herrn führen! An einer anderen Stelle (Hom. 26 in Num. t. 10 p. 316 ff.) unterscheidet Origenes noch genauer, indem er die „Soldaten“ in Offiziere und Gemeine, die Unkriegerischen in dauernd und in zeitweilig Unkriegerische einteilt. Jene Offiziere sind die strengen Asketen, die über das Gesetz Gottes meditieren Tag und Nacht. Unter ihnen gibt es keinen Zwist und keinen Streit; von ihnen allein, nicht von allen Gläubigen, gilt, dass sie *eines* Sinns und *eine* Seele sind, dass sie alles gemein haben, und dass sie das, was sie haben, ihre Gedanken und Werke, Gott darbringen.

Ist Jesus = Josua, so folgt weiter, dass Jesus „princeps militiae virtutum domini“ ist; denn die ganze himmlische Miliz, die Engel, Erzengel u.s.w., tut ihren Dienst unter seiner Führung“ (Hom. in Jesu Nave 6 t. 11 p. 59). Aber auch die Verfolgungen, welche die Christen hier auf Erden erleiden, und ihre Siege, stehen unter der Kriegsleitung Jesu: „Es haben sich die Könige der Erde, der römische Senat und das Volk und die Vornehmen zusammengeschart, um den Namen Jesu und Israels zugleich zu bezwingen; denn sie haben in ihren Gesetzen festgestellt, dass es keine Christen geben dürfe. Aber unter der Führung Jesu werden seine Soldaten immer siegen, so dass auch wir sprechen, wie bei Esra geschrieben ist: Von dir, Herr, ist der Sieg, und ich bin dein Knecht“ (Hom. in Jesu Nave 9 t. 11 p. 100). „Auch heute“, schreibt er (Orig. Hom. in ludic. 9 t. II p. 278 ff.), „ruft der princeps militiae nostrae, unser Herr und Heiland Jesus Christus seinen Soldaten zu und spricht: Wenn einer furchtsam und ängstlich ist, möge er nicht in meinen Krieg ziehen. In den Worten: Wer nicht seinen Vater hasst u.s.w. [man erinnere sich an den Fahneneid] schliesst Christus ganz deutlich die Furchtsamen aus seinem Lager aus“. Merkwürdig subjektiv gefärbt ist der Stossseufzer des Origenes zu Ephes. 4,8 (Hom. in Num. 18 t. 10 p. 227): „O dass Christus Jesus auch mich stets zu seinem Kriegsgefangenen habe und mich als seine Beute fortführe und ich in seinen Banden gebunden bliebe, auf dass auch ich den Namen: ‚Ein Gefangener Jesu Christi‘ verdiene, wie Paulus das von

sich rühmt". Endlich schreibt er: „Wir statuieren zwei Arten bewaffneter Soldaten, den Soldaten Gottes und den Soldaten des Teufels, und wenn der Soldat Gottes den Panzer der Gerechtigkeit trägt, so trägt unzweifelhaft der Soldat des Teufels den Panzer der Ungerechtigkeit" (Select. in Psalm t. 12 p. 178 f.).

Aber vom weltlichen Kriegsdienst will Origenes nichts wissen: er hält ihn für unerlaubt. „Wir Christen", schreibt er (c. Cels. VIII, 73) „streiten für den König (den Kaiser) mehr als irgend ein Anderer: wir ziehen zwar nicht mit ihm zu Felde, *auch nicht, wenn er das von uns verlangt*, aber wir streiten für ihn; wir bilden ein eigenes Heer, ein Heer der Frömmigkeit durch unsre an Gott gerichteten Fürbitten". Näheres hierüber s. im zweiten Kapitel.

*

Rhetorisch schwächer, sachlich stärker ist in der lateinischen Kirche des Abendlands der Begriff der militia Christi ausgeprägt. Dies zeigt sich schon bei Tertullian (er war übrigens der Sohn eines Hauptmanns). So feindlich er dem weltlichen Soldatenstand gesinnt ist (s. darüber später), so geläufig und notwendig ist ihm die Vorstellung der geistlichen Kriegerschaft. An vielen Stellen bezeichnet er alle Christen als milites Christi[14], an nicht wenigen speziell die Märtyrer; die Gerichtsstube und der Kerker sind die Kampfplätze, auf denen der grosse Streit mit dem Teufel ausgefochten wird[15]. Zuerst bei ihm findet sich auch der Name „imperator" für Christus[16]; ferner die Bischöfe, Presbyter und Diakonen sind ihm die „duces" , die Laien der „gregarius numerus"[17]. Die militärische Disziplin und wiederum die Entbehrungen und Strapazen der

[14] S. z. B. ad. mart. 3: „Wir sind zum Soldatenstande des lebendigen Gottes (schon bei der Taufe) berufen worden."

[15] Ad. mart. 1: „Ihr seid grade deswegen in den Kerker gekommen, um den Teufel auch in seinem eigenen Hause zu überwinden".

[16] De exhort. 12: „Sind wir denn nicht auch Soldaten, und ist nicht unsre Disziplin um so höher, je grösser unser Imperator ist"? De fuga 10: „Der ist mir ein schöner Soldat seines Imperator Christus, der, vom Apostel vollständig mit Waffen ausgerüstet, doch sobald er die Trompete der Verfolgung vernimmt, am Tage der Verfolgung davon läuft!"

[17] De fuga 11: „Wenn die Feldherrn (die Kleriker) also fliehen, wer von den gemeinen Soldaten wird es dann auf sich nehmen, zum Feststehen in der Schlachtreihe zu ermahnen?"

Soldaten sind auch den Christen auferlegt[18]; die Häretiker aber sind die Rebellen und Ueberläufer der Kirche[19].

Das was den militärischen Bildern in den Kirchen des Abendlands einen besonderen Halt gab, war der Begriff „sacramentum". Es ist durch eindringende Untersuchungen dieses sich schon bei Tertullian so häufig findenden Wortes nachgewiesen, dass „sacramentum" von Anfang an in der lateinischen Kirchensprache einen doppelten Sinn gehabt hat. Erstens bedeutet es ein sinnliches Zeichen für eine heilige Sache, das aber in geheimnisvoller Verbindung mit der Sache selbst steht, zweitens bedeutet es *den militärischen Fahneneid*. Dass es auch in dieser Bedeutung in der abendländischen Kirche rezipiert worden ist, ist sehr merkwürdig und scheint im Verein mit anderen militärischen terminis technicis („statio", „vexillum", „donativa"), welche die lateinische Bibel- und Kirchensprache aufgenommen hat, darauf hinzuweisen, dass das militärische Element in einigen der ältesten lateinischen Gemeinden zeitweilig stark gewesen ist. Tertullian führt den Begriff „sacramentum" = Fahneneid nicht als einen unbekannten, sondern als einen bekannten ein. Ad mart. 3 schreibt er: „Wir sind zum Soldatenstand des lebendigen Gottes schon

---

[18] Ad mart. 3: „Der Ausmarsch eines Soldaten in den Krieg ist niemals mit Annehmlichkeiten verbunden; keiner eilt aus einem Schlafgemach in die Schlacht, sondern aus aufgeschlagenen engen Zelten, wo Strapazen, Ungemach und Unannehmlichkeiten jeder Art vorkommen. Sogar schon während der Friedenszeit müssen sie durch Anstrengung und Abhärtung den Krieg ertragen lernen, indem sie mit Sack und Pack marschieren, Feldübungen machen, einen Graben auswerfen, sich zu einer testudo [eine Formation in engen Gliedern mit hochgehaltenen Schildern] zusammenscharen und sich wieder aufrollen. Bei allem wird Schweiss vergossen, damit nicht der Körper oder der Geist aus der Fassung komme bei den Uebergängen vom Schatten in die Sonnenglut, aus der Sonnenglut in die Kälte, von der Tunica zum Anlegen des Panzers, von lautloser Stille zum Feldgeschrei, von der Ruhe zum Getümmel. Alles, was daran Hartes ist, haltet, o selige Märtyrer, für eine Uebung in den Tugenden des Geistes und Körpers". Vgl. Apolog. 50: „Wir wünschen das Leiden, aber in der Weise, wie etwa der Soldat den Krieg; keiner erträgt ihn gern, da er notwendig auch Unruhe und Gefahr im Gefolge hat. Dennoch kämpft auch er mit allen Kräften und, wenn er in der Schlacht siegt, so freut er sich, weil ihm Ruhm und Beute zu Teil wird, während er sich vorher über den Krieg beklagte. Eine Schlacht ist es für uns, wenn wir vor die Schranken des Gerichts gerufen werden, um dort unter Lebensgefahr für die Wahrheit zu streiten. Sieg aber ist es, zu erlangen, um was man gestritten hat. Diesen Sieg begleitet der Ruhm, Gott wohlgefallen zu haben, und als Beute das ewige Leben".

[19] De praescr. 41: „Nirgendwo ist das Avancement leichter als im Lager der Rebellen (d. h. der Häretiker); denn dort zu sein gilt ja schon als Verdienst".

damals berufen worden, als wir die Worte des Fahneneids (‚sacramentum') nachsprachen [nämlich bei der Taufe]". De praescr. 20 heisst es: „Die Rechte, die uns Christen unter einander zukommen [unter ihnen die ‚contesseratio hospitalitatis'], sind durch die einhellige Ueberlieferung eines und desselben Sakraments [nämlich des bei der Taufe abgelegten Glaubensbekenntnisses] bestimmt". De coron. 11: „Halten wir es für erlaubt, einen Fahneneid (‚sacramentum'), der Menschen gilt, abzulegen, nachdem wir den göttlichen geleistet haben [bei der Taufe], und uns nach Christus noch für einen anderen Herrn den Eid abnehmen zu lassen und uns von Vater und Mutter und dem Nächsten loszuschwören [Anspielung auf den Wortlaut des militärischen Fahneneids]?" De idolat. 19: „Unvereinbar ist der göttliche und der menschliche Fahneneid (‚sacramentum'), das Zeichen Christi und das Zeichen des Teufels, das Lager des Lichts und das Lager der Finsternis". Scorp. 4: „Angewiesen bin ich, Gott nach allem meinem Vermögen zu lieben. Auf Grund dieses Fahneneids (‚sacramentum') bin ich Soldat und werde von den Feinden herausgefordert …; in Verteidigung meines Eides kämpfe ich, werde verwundet, niedergeworfen, getötet. Eben der hat seinem Soldaten dieses Ende bestimmt, der ihn auf einen solchen Fahneneid in Pflicht genommen hat"[20].

Man kann hier nicht mehr von einem blossen Bilde sprechen: Tertullian und die lateinischen Christen mit ihm empfinden sich wirklich und förmlich als Soldaten Christi. Bei der Taufe haben sie ihm den Eid geschworen, haben sich Christo zugesagt, und nun sind sie ihm, und nur ihm, als seine Krieger verpflichtet[21]. Daher bedienen sie sich auch gerne

---

[20] S. auch De spect. 24: „Niemand läuft in das Lager des Feindes hinüber, wenn er nicht vorher die Waffen weggeworfen und die Feldzeichen und Eide (‚sacramenta') seines Fürsten verlassen hat".

[21] Das „nomen dare" (ἀπογράφεσθαι) vor der Taufe und bei der Aufnahme ins Heer bildete auch einen Berührungspunkt. Ob die christliche Sitte, bei der Taufe einen neuen Namen anzunehmen, mit dem ähnlichen soldatischen Gebrauch irgendwie zusammenhängt, ist mir fraglich. Nachdem aber die Sitte in der Kirche häufiger geworden war (4. Jahrhundert), entstand jedenfalls auch hier für das Bewusstsein eine weitere Parallele zwischen dem Soldatenstand und dem Christenstand. Die Sitte einen neuen Namen (Zunamen) anzunehmen, gewann, wie es scheint im ganzen Reich, im 3. und 4. Jahrhundert eine immer größere Verbreitung. Die Ursachen sind noch nicht vollständig aufgehellt. Für den Soldatenstand kam speziell in Betracht, dass man sich auch durch den gewählten Namen vom

der militärischen Sprache und Ausdrücke. Schon der alte römische Christ Hermas sagt: „Ich stehe auf Posten“[22] und meint damit das solenne Fasten, und bei Tertullian sehen wir, dass „statio“ = „Fasten“[23] ein ganz geläufiger Ausdruck gewesen ist – kaum mehr ein Bild, sondern eine christlich militärische Funktion[24]. In der Schrift de oratione (c. 19) hebt er den militärischen Ursprung des Wortes selbst hervor: „Wenn das Wort ‚statio‘ aus dem militärischen Sprachgebrauch stammt – denn wir sind ja auch die Kriegerschaft Gottes –, fürwahr, so darf kein freudiges oder trauriges Ereignis, welches im Lager vorgeht, den Wachtdienst des Soldaten stören“. Aehnlich steht es mit anderen Ausdrücken, wie „vexilla“[25], „signa“ etc. Vor allem interessant aber ist es[26], dass der Militarismus auch in die altlateinische Bibelübersetzung gedrungen ist. „Levem sarcinam domini“ heisst der Ausdruck Matth. 11,30 bei Tertullian (de monog. 2) und in lateinischen Bibeln. Christus ist hier als Hauptmann gedacht, der die Schwere des Gepäcks seiner Soldaten bestimmt[27]. Die Worte Röm. 6, 23: „Der Tod ist der Sünde Sold, das Charisma Gottes aber ist das Leben“, lauteten in der lateinischen Bibel, wie sie schon Tertullian las: „stipendia delinquentiae mors, *donativum* autem dei vita“. „Das ist eine vortreffliche, das Original steigernde Uebersetzung, die aus einer phantasievollen Auffassung des Zusammenhangs hervorgegangen ist. Die Vorstellung des regelmässigen Soldes weckt den Gedanken an das aussergewöhnliche Gnadengeschenk; mit dem irdischen

---

Zivilisten abheben wollte und daß die zunehmende Vielsprachigkeit im Heere und die Menge der barbarischen Namen die Annahme eines neuen lateinischen Namens empfahl. Für die Christen war jenes Motiv ebenfalls massgebend; schon der Name sollte den Christen vom Nicht-Christen unterscheiden. Die Untersuchungen über diese Fragen, für die auch *Mommsen* in seinen letzten Jahren interessiert hat, sind noch in den Anfängen und verstreut, s. z. B. *Höfling* Das Sakrament der Taufe I (1846) S. 396 ff. und *meine* Missionsgeschichte S. 304 ff.

[22] Simil. V, 1: στατίωνα ἔχω.

[23] Im Sinne von „iciunia stata ac solemnia“.

[24] S. De coron. 11; de ieiun. 1. 10. 13; de fuga 1; ad uxor. II, 4.

[25] De patient. 14; de coron. 11: hier heisst die militärische Fahne ausdrücklich die Nebenbuhlerin der Fahne Christi.

[26] Hierauf hat *Corssen*, Zwei neue Fragmente der Weingartner Prophetenhandschrift (1899) S. 49 f. aufmerksam gemacht.

[27] Vgl. damit de ieiun, 12: der Märtyrer im Gefängnis soll sich seines Gepäcks („impedimenta“) entledigen.

Kriegsherrn wird der Herr der Heerscharen in Parallele gesetzt, der mit ewigem Leben lohnt. Die Uebersetzung hat Tertullian ganz sicher vorgefunden. Ohne sie als bekannt vorauszusetzen, durfte er von dem christlichen Soldaten, der den zum Lohn seiner Tapferkeit ihm verliehenen Kranz nicht aufsetzen wollte, nicht sagen: „totus de apostolo armatus et de martyrii Candida melius coronatus *donanativum Christi* in carcere expectat". Auf Grund des Griechischen konnte die Anspielung Niemand verstehen, aber der Leser, der mit der vorausgesetzten Uebersetzung des Römerbriefs vertraut war, wusste sofort, im Glauben an welches Wort des Apostels der Soldat ins Gefängnis gewandert war"[28]. Der Ausdruck „donativum" kommt auch sonst noch im christlichen Sprachgebrauch vor. „Der heilige Geist verwaltet alle donativa und teilt sie aus", heisst es in den Akten des Martyriums der Perpetua (c. 1), und Tertullian gibt Ephes. 4 ,8 also wieder: „dedit data filiis hominum, id est *donativa*". *Corssen* verweist noch auf Sap. Sal. 2, 10, wo πρεσβύτης, Sirach 25, z. 27, wo πρεσβύτερος durch „veteranus" wiedergegeben ist, und auf Sap. Sal. 8, 9, wo πρὸς συμβίωσιν durch „contubernium" übersetzt ist.

Auch der Ausdruck „Priester Gottes" ist ursprünglich in der christlichen Kirche nur ein Bild gewesen, aber allmählich aus dem Bilde in die Wirklichkeit übertragen worden: es entstand ein förmlicher katholischer Priesterstand. So weit ist es mit dem Ausdruck „Soldat Gottes" in der lateinischen Kirche nicht gekommen, die Religion des Friedens verbot das; aber man näherte sich doch der realistischen Auffassung. Von hier aus erklärt sich eine doppelte Beobachtung bei Tertullian, erstlich dass er an *einer* Stelle mit dem Gedanken spielt, die Christen könnten sich als offene Feinde gegen das römische Reich kehren, zweitens dass er auf die „Soldaten" in der Mithras-Religion aufmerksam wird.

Apolog. 37 schreibt er; „Wenn wir offen als eure Feinde auftreten wollten, würde uns wohl die nötige Zahl der Truppen fehlen? Sind etwa die Mauren und Markomannen und Parther und selbst die grösste einzelne Nation zahlreicher als wir, die wir das Volk des Erdkreises sind? welchem Kriege wären wir nicht gewachsen? für welchen nicht vorbereitet? und, mag auch unsre Zahl geringer sein, wir ersetzen sie durch

[28] *Corssen*, a. a. O.

Todesfreudigkeit! Aber beruhigt euch: unsre Feldordnung gebietet uns zu sterben, nicht zu töten!“ Eine Drohung liegt in diesen Worten nicht – er durfte ja nicht drohen! –, aber doch wohl ein Appell an die Sorge und Furcht seiner Gegner.

Interessanter noch ist das Verhältnis zur Religion des Mithras[29]. In dieser aus Persien eingewanderten Religion gab es wirklich einen förmlichen Grad der „Soldaten“, und sie war seit dem Ausgang des 2. Jahrhunderts die im Heere besonders verbreitete und beliebte Religion. Der dritte Grad von unten unter den sieben Graden hiess, wie uns Hieronymus mitteilt[30], „miles“: Auf dieser Stufe, der obersten Katechumenatsstufe[31], wurde man in das heilige Heer des unbesiegbaren Gottes aufgenommen und bekämpfte unter seinem Befehl die Mächte des Bösen. Da die christliche Religion mit dieser Religion besonders zu kämpfen hatte – doch ist Kampf und Gefahr für das Christentum überschätzt worden[32] –, so musste die Tatsache, dass es auch hier eine geistliche Ritterschaft und „sacramenta“ gab, die Christen besonders irritieren. Es war nicht die einzige Uebereinstimmung zwischen den beiden Religionen. Mit Grauen sahen die Christen, dass auch andere Stücke und Züge, die ihnen heilig waren, sich in der Mithrasreligion wiederholten[33]. Sie vermochten diesen Tatbestand sich nur so zu erklären, dass der Teufel die christlichen Heiligtümer und Ordnungen hier nachgeäfft habe. „Die Rolle des Teufels ist es“, schreibt Tertullian de praescr. 40, „die Wahrheit zu verdrehen; er äfft sogar die Handlungen der göttlichen Sakramente in seinen Götzenmysterien nach. Er tauft nämlich auch – natürlich seine Gläubigen und Getreuen; er verheisst Sühnung der Sünden durch die Kraft eines Taufbades. Wenn ich mich noch recht erinnere [als Soldatenkind scheint Tertullian im Lager die Zeremonie gesehen zu haben], so

---

[29] S. *Cumont*, Les mystères de Mithra, Bruxelles, 1900, deutsch von *Gehrich*, Die Mysterien des Mithra, Leipzig, 1903.

[30] Ep. 107 ad Laetam.

[31] Auf dieser Stufe blieben wohl die meisten Mithras-Verehrer stehen und waren also zeitlebens „milites“.

[32] S. *mein* Buch über die Mission S. 534 ff.

[33] In Wahrheit sind die Uebereinstimmungen äusserliche und zufällige; sie deuten kaum irgendwo auf eine gemeinsame, weit zurückliegende Wurzel. Eine Beeinflussung der einen Religion durch die andere ist an keinem Punkte sicher.

bezeichnet Mithras dort seine Soldaten auf der Stirn; er zelebriert auch Darbringung von Brod, führt eine bildliche Vorstellung der Auferstehung vor und nimmt unter dem Schwert einen Kranz hinweg". Der letztere dunkle Ausdruck wird durch eine andre Stelle (De coron. 15) beleuchtet. Viele Christen, die im Heere dienten, scheuten sich nicht, den militärischen Kranz als Auszeichnung anzunehmen , obgleich sie sich dadurch nach Tertullian's Meinung mit dem Götzendienst befleckten. „Lasst euch durch jeden beliebigen Soldaten des Mithras beschämen! Diese werden nämlich in der Höhle, dem wahrhaftigen Heerlager der Finsternis, bei der Aufnahme durch den Weiheakt ermahnt, den dargebotenen, gleichsam zur Nachäffung des Martyriums auf einem Schwerte steckenden und ihnen sodann auf den Kopf gesetzten Kranz mit abwehrender Hand vom Kopfe zu entfernen und ihn wo möglich auf die Schulter hinüberzuschieben mit den Worten: Mithras ist mein Kranz. Von diesem Augenblicke an setzt der so Eingeweihte niemals wieder einen Kranz auf, sondern derselbe dient ihm dazu, sich auszuweisen, wenn man ihn irgendwo in betreff seines Sakramentums auf die Probe stellt. Er wird dann sofort als ein Soldat des Mithras anerkannt, wenn er den Kranz herunterwirft und sagt, der Kranz sei bei seinem Gotte. Erkennen wir daran die listigen Ränke des Teufels, der sich von den göttlichen Dingen manches anmasst, um uns durch den Glauben seiner Verehrer zu verwirren und zu richten". Es scheint hiernach – was freilich schwer glaublich ist – , dass man im Heere die religiösen Verpflichtungen der Mithrasdiener respektiert und ihnen ein eigentümliches Verhalten jener militärischen Auszeichnung gegenüber gestattet hat. Wie empfindlich musste es für die Christen sein, dass man jenen eine Rücksicht zubilligte, die man ihnen, den Christen, nicht zuwandte, und sie so in die Lage brachte, entweder gegen die militärische Disziplin oder gegen ihren Glauben zu verstossen!

In dem nächsten Jahrhundert nach Tertullian sind die Predigten und die Ermahnungen in der abendländisch-lateinischen Kirche angefüllt von den militärischen Bildern des Soldatendienstes, der militärischen Disziplin und des Kampfs. Man darf geradezu sagen, dass dieses Schema und diese Bilder die häufigsten unter allen waren, und dass besonders Cyprian, dessen Traktate und Briefe mehr gelesen wurden als die heiligen

Schriften, sie vollends eingebürgert hat. Alle hier einschlagenden Stellen zu sammeln, wäre ein zweckloses Unternehmen. Es genügt die Hauptgesichtspunkte kennen zu lernen, unter denen die „militia Christi“ (auch „caelestis militia“) dargelegt und angewendet wurde:

(1) Die Taufe bleibt das „sacramentum“, der Fahneneid[34].
(2) Christus ist der „imperator“[35].
(3) Sind alle Christen „milites“[36], so sind doch die Konfessoren und Märtyrer die eigentlichen Krieger bezw. die Offiziere Gottes; denn sie streiten mit den Dämonen und kämpfen sie durch ihre Bekenntnis, ihre Wunden und ihren Tod nieder[37].
(4) Ihr Kampf ist ein herrliches kriegerisches Schauspiel für Gott und wird von ihm und den Engeln bewundert[38]. Die Christen fürchten die Feinde nicht, sondern provozieren sie[39]. Der Feige ist ein Deserteur[40].
(5) Die Kirche (aber auch das Gefängnis) ist die „castra dei“[41].

---

[34] S. z.B. ep. 10, 2: „sacramentum et devotio militis dei“; ep. 54, 1; Arnobius II, 5: „fidem rumpere Christianam et salutaris militiae sacramentua deponere“. Pseudoorig., tract. de libris ss. script. 14 (p. 157): „sacramentum militiae“. Tract. 18 (p. 198): „in haec quasi milites Christi sacramentorum verba iuravimus, ad hoc nostrum certamen conscripsimus“.
[35] S. z. B. Cypr. ep. 15, 1; Confessores Romani bei Cypr., ep. 31,4 f. Pseudocyprian, De mont. Sina et Sion 8: „imperator et rex“. Commodian, Instruct. II, 12: „imperium regis“. Lactant., Instit. VI, 8: „magister et imperator omnium deus“. Lactant. 1. c. VII, 27: „dominus et imperator“. Der Papst Damasus (4. Jahrh.) ist m.W. der erste, der das Bischofsamt „imperium“ genannt hat; der jugendliche Kleriker ist ihm „tiro-miles“.
[36] Commodian hat (Instruct. II, 12) ein besonderes Gedicht mit der Aufschrift: „Militibus Christi“. Im 4. Jahrhundert schreibt der unbekannte Verfasser der pseudoaugustinischen Quästionen: „Milites Christi sumus et stipendium ab ipso donativumque percepimus“.
[37] S. z. B. Cypr., ep. 10 1. 2; ep. 15,1; ep. 28, 1 f. (hier eine spezielle Ausführung des mililtärischen Bildes); ep. 46, 2; ep. 54, 1; ep. 76, 6, 6; ep. 77,2.
[38] S. z. B, Cypr., ep, 10, 2; ep. 58, 4 („spectat mililem suum Christus“); ep. 60, 2; ep. 76, 4; Novatian, de laude mart. 26; Commodian, Instruct. II, 12.
[39] Confess. Romani bei Cyprian, ep. 31, 4 f, und sonst.
[40] S. a. a. O. Novatian bei Cyprian ep. 30,5. Lactant., Instit. VII, 27. Commodian, Instruct. II, 11 (ein besonderes Gedicht mit der Aufschrift „desertores“).
[41] Z. B. Cypr. ep, 10, 1; ep. 46, 2; ep, 54, 1; ep, 58, 8; ep. 60, 2; ep. 61, 3; Confess. Romani bei Cypr., ep. 31, 4 f.; Novatian bei Cyprian, ep. 30, 5 . Commodian, Instiuct. II, 11.

(6) Die Häretiker, vor allem aber die Schismatiker, sind die Rebellen, und ihnen gebührt die Strafe der aufrührerischen Rotte Korah[42].
(7) Man muss die Stationen und Vigilien beobachten[43].
(8) Die Mithras-militia gilt es zu fliehen[44].

Eine kriegerische Stimmung, die sittlich nicht unbedenklich war, hat sich der lateinischen Christenheit im 3. Jahrhundert bemächtigt. Ein fanatischer Ton einerseits, ein bramarbasierender andrerseits, kam in die Erbauungsliteratur des Abendlands. Der Christ drohte zum „miles gloriosus" zu werden. Handelte es sich auch durchaus um eine *geistliche* Kriegerschaft – irdische Lust am Kampf und Streit, Beute- und Siegeslust im gemeinen Sinn konnten sich auch auf diese Weise entwickeln. Die kriegerische Sprache war keineswegs durch die wirkliche Lage – von den stossweisen Verfolgungen abgesehen – gerechtfertigt; sie wurde zur Manier. Die Märtyrerakten, die in der grossen Verfolgung unter Diokletian und seinen Mitkaisern, und noch mehr die, die später geschrieben sind, lassen es oft genug an der Ruhe und Besonnenheit fehlen, die den Christen in ihren klassischen Urkunden – die Apokalyptik muss freilich bei Seite bleiben – vorgeschrieben war. Aber wer darf die Haltung von Leuten kritisieren, die dem Henker überantwortet waren und einem grausamen Tode entgegengingen? Ihre Biographen allein unterliegen der Kritik[45]. Sie und die asketischen Schriftsteller haben übrigens, wenn ich recht sehe, das Bild der Kämpfe gegen die Sünde und bösen Lüste (bezw. gegen die Dämonen, die solche verursachen) stark zurücktreten lassen gegenüber dem Bilde des Kampfes mit den Dämonen, wie sie in den Verfolgungen der Heiden und dem Treiben der Häretiker angeblich wirksam seien. Die ältere Zeit war in dieser Hinsicht innerlicher gesinnt. *Der*

---

[42] S. z. B. Cypr. ep, 3, 3; 28, 2; 43, 5; 58, 10; 69, 8. In ep. 59, 13 heisst es, dass die Schismatiker gegen die Kirche „parricidalia arma" führen.
[43] S. z.B. Lactant., Instit. VII, 27.
[44] S. Commodian in dem Gedicht „Desertores" (Instruct. II, 11): „Errare noli diu miles per spelaea ferarum".
[45] Dass die Märtyrerakten, auch die echten, voll sind von militärischen Bildern, braucht nach dem bisher Ausgeführten nicht mehr erwähnt zu werden. Auf die dort sich findenden Ausdrücke „legiones dominicae" (Mart. Saturn., Dativi, etc.) und „exercitus Christianus", „exercitus domini" (o. a. O. u. Mart. Quirini) sei jedoch hingewiesen, da sie in der Literatur seltener sind.

„heilige" Krieg im wirklichen Sinn des Wortes ist dennoch niemals im vorkonstantinischen Zeitalter gepredigt worden. Auch von Erneuten und Revolutionen finden sich, obschon einzelne Konfessoren es an aufrührerischen Reden nicht fehlen liessen[46], kaum Spuren[47]. Das ist ein Ruhm der Kirche, als sie noch unter dem Schwert der Kaiser stand! In manchen Provinzen wären die Christen zahlreich und stark genug gewesen, sich zusammenzuscharen und einen Aufstand zu organisieren. Sie haben es nicht getan. Es scheint, dass nur in der allerersten Zeit, als sie noch tief in der Apokalyptik steckten und vom jüdisch-politischen Geiste noch nicht völlig losgelöst waren, Gefahren in dieser Richtung zu bekämpfen waren. Jene am Anfang angeführten Stellen aus dem Matthäus- und Johannes-Evangelium sind sonst nicht wohl verständlich. Damals musste ausdrücklich gesagt werden, dass das Reich Gottes nicht von dieser Welt sei, dass es nicht mit irdischen Waffen zu verteidigen sei, dass der Christ sein Schwert in der Scheide halten müsse, dass er sterben solle, aber nicht töten dürfe.

Im vierten Jahrhundert wurde es anders: die heidnischen Massen zogen in die Kirche ein, liessen sich schnell für den neuen Glauben fanatisieren, und bald wurde der heilige Krieg – nicht einmal immer unter dem Schein gesetzlicher Formen – proklamiert. Man kann nicht leugnen, dass die „militia Christi", wie man den Gedanken in Predigten und Erbauungsschriften ausgebildet hatte, eine Vorbereitung für diese Wendung gewesen ist. Doch ihr nachzugehen und sie zu schildern, liegt ausserhalb unsrer Aufgabe.

Aber darauf muss hingewiesen werden, dass bereits der Krieg Konstantins gegen Maxentius, ferner der Krieg des Licinius gegen Maximinus Daza und der Konstantins gegen Licinius unverkennbar als Religionskriege geführt worden sind. In der Schlacht sollte es sich bewähren, wer stärker sei, der Christengott oder die alten Götter. Wenige Jahrzehnte später ruft der Christ Firmicus Maternus in seinem Buch über den Irrtum der profanen Religionen nach Feuer und Schwert (c. 16) und

---

[46] Zertrümmerungen von Götzenbildem durch Christen sind hier und dort auch schon vor Konstantins Zeit vorgekommen, s. Canon 60 von Elvira (um das J. 300). Die Kirche hat dieses Gebahren missbilligt.

[47] An den Aufständen in Melitene und Syrien (Euseb., h. e. VIII, 6, 8) z. Z. Diocletians scheinen die Christen allerdings beteiligt gewesen zu sein; aber sicher ist es nicht.

verlangt von den Kaisern Konstantius und Konstans die Ausrottung des Heidentums (c. 20): „Modicum tantum superest ut legibus vestris funditus prostratus diabolus iaceat … erigite vexillum fidei; vobis hoc divinitas reservavit … signum venerandae legis erigite, sancite, promulgate quod prosit! … felices vos quoque: gloriae ac voluntatis suae deus [vos] fecit esse participes, idololatriae excidium et profanarum aedium ruinam propitius Christus populo vestris manibus reservavit. *ille spiritalibus armis malos Spiritus, vos mala terrena vicistis*. erigite tropaea victoriae et praeferatur ingens titulus triumphorum: profanarum rerum strage gaudentes exultate fortius, exultate fidenter. felicitas vestra cum dei virtute coniungitur, pro salute hominum Christo pugnante vicistis!"

Die „milites Christi" stellten sich den Kaisern zur Verfügung. Die Kirche, die als mächtige bischöfliche Konföderation längst schon ein Staat im Staat geworden war, schob sich nach Absicht und Wille der christlichen Kaiser in den Militär- und Beamtenstaat hinein, ja sie hat Erhebliches dazu beigetragen, den Militarismus, durch welchen das Reich im 3. Jahrhundert zu zerfallen drohte, wieder zu zentralisieren. Es hat an Erhebungen kaiserlicher Prätendenten auch im 4. Jahrhundert nicht gefehlt; aber wenn die Erhebungen in dieser Epoche nicht mehr so chronisch waren und so zerstörend wirkten wie vorher, so hat man das auch den „Soldaten Christi" d.h. der Kirche zu verdanken, die für die Einheit des Reichs eintrat.

II. Die christliche Religion und der Soldatenstand

Das prinzipielle Verhältnis des Evangeliums als Botschaft des Friedens zu Streit und Krieg haben wir in der Einleitung zum vorigen Kapitel kurz skizziert. Im folgenden handelt es sich um das konkrete Verhältnis zum Soldatenstand und um die Urteile über ihn. Die Anstösse, welche dieser Stand den alten Christen bot, lassen sich kurz also zusammenfassen: (1) er war ein *Kriegerstand*, und das Christentum verwarf prinzipiell Krieg und Blutvergiessen, (2) die Offiziere mussten unter Umständen Todesurteile fällen, und die Gemeinen mussten alles ausführen, was ihnen befohlen wurde, (3) der unbedingte Soldateneid stritt mit der

unbedingten Verpflichtung Gott gegenüber, (4) der Kaiserkult trat nirgendwo so stark hervor als im Heere und war für jeden einzelnen Soldaten fast unvermeidlich, (5) die Offiziere mussten opfern, und die Gemeinen hatten sich dabei zu beteiligen, (6) die militärischen Feldzeichen erschienen als heidnische Sacra, ihre Verehrung also als Götzendienst; desgleichen erschienen die militärischen Auszeichnungen (Kränze etc.) als götzendienerische, (7) das Gebahren der Soldaten im Frieden (Erpressungen, Zügellosigkeit u.s.w.) stritt mit der christlichen Ethik, (8) auch die traditionellen rohen Spiele und Scherze im Heere (der Mimus im Heere u.s.w.) waren an sich anstössig und hingen zum Teil mit dem Götzendienst und den Götterfesten zusammen.

Welche Stellung das Christentum bis etwa zum J. 170 zum Soldatenstand faktisch eingenommen hat, ist so gut wie ausschliesslich aus Rückschlüssen zu bestimmen. Erst von der Zeit des Marc Aurel an besitzen wir direkte Quellen, die uns über die tatsächlichen Verhältnisse und ihre Beurteilung aufklären; die christlichen Urkunden der älteren Zeit schweigen fast vollständig.

Dieses Schweigen aber ist lehrreich und bedeutsam. Wenn in jenen Urkunden das Verhältnis zur Obrigkeit und zum Staat, Ehe- und Familienfragen aller Art, die Sklavenfrage, ferner eine Fülle von Problemen in Bezug auf die Lebensführung in Essen und Trinken, Geselligkeit, Verkehr mit den Heiden u.s.w. besprochen wird, eine „Soldatenfrage“ aber vollständig fehlt, so entsteht die wohlbegründete Vermutung, *dass es damals eine solche in den christlichen Gemeinden überhaupt nicht gegeben hat*. Fehlte sie aber noch, so kann der Grund hierfür ein diametral entgegengesetzter gewesen sein: sie fehlte entweder, weil Christen unter Umständen auch Soldatendienste ungetadelt geleistet haben, oder sie fehlte, weil sich der Militärdienst selbstverständlich für die Christen verbot. Was ist das Richtige?

Schon a priori wird man die erste Lösung für die wahrscheinlichere halten; denn, mochte das Verbot noch so selbstverständlich sein, das *Leben* hätte sich gegen dasselbe wehren müssen, und von diesem Ringen müssten sich Spuren in der uns erhaltenen ältesten Literatur finden lassen. Aber wie? hatte Jesus nicht jede Rache, ja jede Vergeltung des Unrechts verboten und vollkommene Sanftmut und Geduld gelehrt? Und war nicht der Soldatenstand überdies durch seine Erpressungen,

Gewalttätigkeiten und Schergendienste verächtlich? Gewiss, und daraus folgte unzweifelhaft, dass ein Christ nicht freiwillig Soldat werden durfte. Diese Regel innezuhalten, war aber nicht schwer, und gewiss haben sie die ältesten Christen beobachtet. Eine allgemeine Wehrpflicht bestand nicht im Kaiserreich und die Zahl der Truppen war im Vergleich mit der Bevölkerungszahl überhaupt nicht gross. Die Legionen rekrutierten sich aus Freiwilligen; nur in ganz besonderen Fällen der Not wurden Einzelne zum Soldatendienst gepresst[48]. Klafften in den Reihen der Regimenter zu grosse Lücken, so wurden ausnahmsweise Gladiatoren, Sklaven, Barbaren, Räuber und Gesindel eingestellt[49]: auch die kleinen Leute vermochten sich also dem Soldatendienst in der Regel ohne

---

[48] Vgl. *Mommsen* , Röm. Staatsrecht II, 2[3] S. 849 f., *Derselbe*, Die Konskriptionsordnung der röm. Kaiserzeit (Hermes Bd. 19 S. 1 ff.), *Neumann*, Der röm. Staat u. die allg. Kirche I (1890) S. 127 f. Der letztere schreibt in Anlehnung an *Mommsen*: „Die rechtliche Wehrpflicht eines Christen wird natürlich in einer Zeit, die ihren Bedarf an Soldaten grösstenteils aus Freiwilligen deckte (Arrius Menander z. Z. des Septimius: ‚plerumque voluntario milite numeri supplentur', Digest. 49, 16, 4, 10), nicht allzuhäufig in Anspruch genommen worden sein. Von der zwangsweisen Aushebung ist unter dem Prinzipat, obwohl gesetzlich die allgemeine Dienstpflicht fortbestand, ein verhältnismässig beschränkter Gebrauch gemacht worden, wie die weite Ausdehnung, die dem freiwilligen Eintritt schon durch die Heeresformation des Marius eingeräumt war, ferner die in dem Verhältnis zu dem Umfang des Reiches sehr geringe Stärke der Armee und die durchschnittlich auf 20 Jahre festgesetzte Dienstzeit dies zuliessen. Zumal dem in Italien heimatberechtigten römischen Bürger ist seit Septimius Severus der Kriegsdienst überhaupt verschlossen. Soldat konnte jemand in erster Linie auf seine freiwillige Meldung hin werden, sodann durch Aushebung und endlich als Ersatzmann eines Ausgehobenen. Wer nötigte den Christen, der nicht dienen wollte, dazu, sich selbst zu melden oder aber als Ersatzmann eines anderen einzutreten? Freilich konnte ja auch ein Christ von der Aushebung getroffen werden, aber dann stand doch wenigstens die Möglichkeit noch immer offen, durch die Stellung eines Ersatzmannes der lästigen Pflicht persönlichen Dienstes zu entgehen". – Ueber das Verhältnis des Judentums zum römischen Militärwesen s. *Schürer*, Gesch. des jüdischen Volks Bd. I[3] S. 458-466. Die Juden waren vom römischen Kriegsdienst befreit; für die Zeit Cäsars steht das fest (Josephus, Antiq. XIV, 10, 6), für die Folgezeit lässt es sich mit Grund vermuten. Die in Judäa konskribierten Auxiliartruppen gehörten der nicht-jüdischen Bevölkerung an.

[49] So schon vorübergehend unter Marc Aurel; aber die Regel blieb doch noch eine Zeitlang bestehen, dass Sklaven nicht in das Heer aufgenommen werden dürfen (Digest. 49, 16, 11: „ab omni militia servi prohibentur: alioquin capite puniuntur"). Diese Regel hat an ihrem Teile dazu mitgewirkt, dass die „Soldatenfrage" verhältnismässig spät in der Kirche brennend geworden ist; denn ursprünglich umfasste sie wahrscheinlich einen grossen Prozentsatz von Sklaven.

Schwierigkeit zu entziehen. Von hier aus drohte mithin dem Christentum kein Konflikt und keine Krisis; es entstand auch keine „Soldatenfrage“: der getaufte Christ wurde eben nicht Soldat.

Anders war es, wenn die christliche Religion in das Lager selbst eindrang und Soldaten für sich gewann – aber eine „Soldatenfrage“ brauchte auch da nicht sofort zu entstehen. Die Maxime des Apostels Paulus: „Ein Jeder bleibe in dem Stande, in welchem ihn der Ruf Gottes getroffen hat“ – also bei seinem heidnischen Ehegatten, in der Sklaverei u.s.w. – konnte auch auf den Soldatenstand angewendet werden. Er mochte um einen Grad oder um mehrere abstossender und gefährlicher sein als andere weltliche Stände, aber prinzipiell war hier keine Verschiedenheit. Welchen Gefahren war der Christenstand eines Gläubigen an der Seite eines heidnischen Ehegatten Tag für Tag ausgesetzt! In welchen Schwierigkeiten befand sich z.B. die christliche Ehefrau eines heidnischen Beamten und Richters! Wie furchtbar waren die Nöte, in welche der christliche Sklave oder gar die Sklavin eines heidnischen Herrn immer wieder geraten musste! Dennoch hat die Weisheit des grossen Apostels und anderer Missionare ohne Schwanken entschieden, dass die Christen diese Verhältnisse nicht sprengen sollen. Sie sollen in ihnen verbleiben und, so darf man annehmen, im äussersten Fall die Konsequenzen ihres Christenstandes ziehen, nämlich sich opfern. Das, was es den Missionaren ermöglichte, so zu urteilen, war – so paradox dies erscheint – neben anderem ihre sichere Erwartung des nahen Weltendes. Fanatiker zogen aus dieser Erwartung den Schluss: „Also wollen wir alles hinwerfen und allen weltlichen Verhältnissen den Rücken kehren“. Besonnene aber folgerten umgekehrt: „Also wollen wir die uns auferlegte Last, so schwer und so widerlich sie ist, die kurze Spanne noch tragen.“ *Die Eschatologie wurde zu einem quietistischen und konservierenden Prinzip*; sie hat es bewirkt, dass das Christentum nicht die Durchführung seiner Prinzipien im Staat und in der Gesellschaft gefordert hat, um daran sofort zu verbluten oder zu scheitern; sie hat eine grundlegende, stille Mission ermöglicht. Hätte man den ersten Missionaren gesagt, die Welt werde noch lange, lange stehen und Christus werde auch in Jahrhunderten nicht wiederkommen, so hätte ihnen das gute Gewissen gefehlt, mit dem sie jetzt „in dieser letzten betrübten Zeit“ die Öffentlichen Dinge gehen liessen, wie sie gingen, und sich innerhalb derselben im kleinsten

Kreise einrichteten. *Der ganze Gegensatz gegen Staat, Gesellschaftsordnung, öffentliches Leben u.s.w. fiel den Christen erst aufs Gewissen, als sie zu ahnen und zu erkennen anfingen, dass sie es mit diesen Zuständen noch recht lange zu tun haben und an ihrem Teile für sie verantwortlich werden würden*. In der Zeit vorher war der ideelle Widerspruch grösser, er war so gross, dass jede Vergleichung aufhörte; aber die Last der praktischen Aufgaben wurde viel weniger empfunden. Jetzt, in der Zeit der Antonine, milderte sich jener Widerspruch um einige Grade; aber nun brach mit voller Gewalt das Gefühl der Verantwortung herein: Wie sollen wir uns als Christen zu der Welt um uns stellen, in die wir wider unsern Willen hineingewachsen sind, weil wir, auf ihren baldigen Untergang rechnend, nichts an ihr verändert haben?

Somit ist es also nicht auffallend, dass es etwa bis zur Zeit der Antonine bez. Marc Aurel's eine Soldatenfrage in den Gemeinden nicht gegeben hat: der getaufte Christ wurde nicht Soldat, und die, welche im Lager vom christlichen Glauben ergriffen wurden, mussten eben zusehen, wie sie sich mit ihrem Soldatenstand abzufinden vermochten. Man darf auch nicht vergessen, dass die Kontrole über sie seitens der Gemeinden nur beschränkt sein konnte. Da der Soldat vom bürgerlichen Leben getrennt war – viel mehr als heute bei uns –, war es auch für die Gemeinden und ihre Leiter nicht leicht, ihn zu beaufsichtigen. Umgekehrt aber war gewiss die Freude überall unter den Brüdern gross, wenn man hörte, dass selbst im rauhen und gewalttätigen Kriegerstand Gläubige erweckt worden seien. Man wird auch nachsichtiger gegen sie gewesen sein als gegen andere: genug, dass die Fahne Christi auch im Lager des Teufels aufgepflanzt war!

Diese Erwägungen erklären es, dass uns älteres Quellenmaterial in Bezug auf christliche Soldaten und ihre Beurteilung seitens der Kirche fast ganz fehlt. Die Geschichten im Neuen Testament vom Hauptmann zu Kapernaum, vom Hauptmann unter dem Kreuze, vom Hauptmann zu Cäsarea sind nicht erzählt, um den Soldatenstand zu loben oder auch nur seine Duldung nahe zu legen. Dass es Soldaten gewesen sind, ist in allen diesen Fällen von untergeordneter Bedeutung für den Erzähler. Nachmals sind freilich diese Geschichten von diesem oder jenem zu Gunsten des Soldatenstandes ausgebeutet worden. Auch aus dem Vergleich des christlichen Missionars mit dem Soldaten, der sich nicht in

bürgerliche Geschäfte mischt (II. Tim. 2., s. o. [HARNACK 1905, S. 15f.]), lässt sich in Bezug auf die Anerkennung des Soldatenstandes nichts schliessen. Dagegen scheint der rühmende Hinweis auf die Disziplin „unsrer“ Soldaten im ersten Brief des römischen Clemens (s. o. [HARNACK 1905, S. 18f.]) doch etwas mehr zu bedeuten. Mit Wohlgefallen und Stolz blickt hier der Sprecher der römischen Gemeinde auf das römische Heer. Kann ihm ein Heer in jeder Hinsicht die castra diaboli gewesen sein, dessen Disziplin und Gehorsam er so rühmt? Ich glaube nicht. Wie der Kaiser den Christen einerseits als das verantwortliche Haupt der letzten Weltmonarchie galt und deshalb in des Teufels Staat gehört, andrerseits aber von Gott das Schwert erhalten hat, das Böse rächt und die Endkatastrophe aufhält, so fällt auch der Soldatenstand unter eine doppelte Beleuchtung. Sofern er im Namen des Kaisers und der Obrigkeit die Ordnung aufrechterhält, ist er nötig und daher zu dulden; sofern er dem Teufelsstaat dient und unschuldiges Blut vergiesst, ist er vom Teufel. Empfehlen konnte ihn gewiss kein Christ; aber wie dem Kaiser hin und her ein freundliches Wort gespendet wurde, so hat Clemens hier auch einmal für den Soldatenstand ein solches übrig gehabt.

Mehr darf wohl aus Luc. 3,14 gefolgert werden. Er erzählt, dass zur Busspredigt Johannis des Täufers auch Soldaten gekommen seien, „und sie fragten ihn: was sollen wir tun? Und er sprach zu ihnen: übt gegen niemand Raub und Erpressung“. Der Bescheid ist den Antworten, die Johannes in diesem Abschnitt sonst noch – vor allem den Zöllnern – erteilt, ganz konform: nicht die Flucht aus dem Beruf und der Welt wird verlangt, sondern die einfache Moral. Die besondere Erwähnung von Soldaten ist aber auffallend, wenn auch wohl an jüdische Soldaten im Heere des Herodes Antipas zu denken ist. Lukas hat doch nicht für Juden, also auch nicht für jüdische Soldaten geschrieben. Die Annahme liegt daher nahe, dass er seinen heiden-christlichen Lesern sagen wollte , dass ein christlicher Soldat seinen Christenstand dadurch beweist, dass er sich von Raub und Erpressung fernhält. Damit wäre unter dieser Bedingung die Duldung des Kriegerstandes ausgesprochen. Man darf vermuten, dass Lukas so verstanden sein wollte. Die Einwendung aber,

dass nicht Jesus selbst, sondern sein Vorläufer hier spricht, ist schwerlich erheblich[50].

Das ist alles, was wir von christlichen Soldaten bis Marc Aurel wissen. Dann reisst der Schleier, und für die Zeit von 170 bis 315 besitzen wir ein beträchtliches Material. Eröffnet wird dasselbe durch zwei Zeugnisse, die sich zu widersprechen scheinen. Celsus, der älteste literarische Gegner der Christen, beklagt sich, dass diese, wie sie überhaupt unrömisch und unpatriotisch seien, so auch dem Kaiser keine Soldatendienste leisten wollen. Gleichzeitig aber bezeugen mehrere Schriftsteller, dass im Heere Marc Aurels, speziell in der 12. Legion, sich eine Anzahl von Christen befunden hat.

Bevor wir aber auf diese und die folgenden Zeugnisse eingehen, legt sich die Frage nahe: besass denn das Christentum, in seinem Kern erfasst, irgend welche oder gar eine besondere Anziehung für die Soldaten? Auf den ersten Blick scheint diese Frage verneint werden zu müssen, und der erste Blick wird in diesem Fall wohl auch der richtige sein. Es ist völlig deutlich, dass die christliche Religion, mag man sie wie immer fassen – nach den Sprüchen Jesu, im Sinne des Paulus oder des Jakobus, der Apologeten oder der Gnostiker – eine besondere Anziehungskraft auf den Soldaten, wie er durchschnittlich war, nicht auszuüben vermochte; war sie doch seinem Metier ganz entgegengesetzt. Allein nicht jeder Soldat war ein Durchschnittssoldat, und die christliche Religion wirkte nicht nur durch zentrale, sondern auch durch peripherische Kräfte. Ihre Freiheit von jedem Volkstum, ihr Universalismus, ihr Absolutismus, ferner dass sie an keinen bestimmten Raum gebunden war, dass ihr Vollzug sich überall ermöglichte, kamen hier in Betracht. Vor allem aber musste der strenge Monotheismus, die Lehre von dem *einen* Herrn Himmels und der Erde, dem soldatischen Geist entgegenkommen. Diese Religion, die dem Denker höchst kompliziert erschien, liess sich doch auf einen sehr einfachen Ausdruck bringen, und sie war für ihre soldatischen Bekenner, wenn sie von Ort zu Ort marschierten[51], so allgegenwärtig wie der Gott, dem sie diente. So mögen sich Abstos-

---

[50] Der Herr verkündet durch den Mund des Johannes, bemerkt Clemens Alex. zu dieser Stelle (Paedag. III, 12, 91).

[51] An die Dislocierungen der Legionen sei hier nur erinnert.

sungs- und Anziehungskraft hier doch die Wage gehalten haben, und in solchen Fällen folgt ein Teil der Hörer den anziehenden Kräften[52]. Lagerreligion , wie der Mithraskult und andere Kulte, konnte das Christentum nicht werden; dazu stellte es zu hohe sittliche Anforderungen und war auch zu sehr an seine städtisch-bischöfliche Organisation gebunden. Ob es in einigen Provinzen stärker in das Heer eingedrungen ist und dieses zur Verbreitung desselben beigetragen hat, ob der christliche Teil des Heeres am Anfang des 4. Jahrhunderts nicht doch ein wichtiger Faktor im Verhältnis von Staat und Kirche geworden ist, werden wir noch sehen.

Kehren wir zu den Schriftstellern in Marc Aurels Zeit zurück. Celsus schreibt[53], wenn alle es machen würden wie die Christen, so wäre der Kaiser bald allein und vereinsamt und die Dinge auf Erden würden in kurzem in die Hände der wildesten und abscheulichsten Barbaren geraten; daher sollten die Christen dem Kaiser den möglichsten Beistand gewähren, in der Erfüllung der Obliegenheiten seines Amtes ihn unterstützen, für ihn die Waffen tragen und, wenn die Not es erfordert, für ihn zu Felde zu ziehen und seine Truppen anführen. Er setzt also voraus, dass die Christen das nicht tun, und stützt diese Voraussetzung unzweifelhaft auf die Haltung der Christen, wie sie ihm bekannt war. Celsus war ein trefflicher Patriot und ein ausgezeichneter Vertreter des alten römischen Beamtenstandes, der leider in jener Zeit mehr und mehr ausstarb. Mit Sorge erfüllte ihn der Zustand des Reiches, der Ansturm der Barbaren und die wachsende Schwierigkeit, ihnen die nötige Anzahl vollständiger und geschulter Legionen entgegenzusetzen. Damals galt das stolze Wort, das Valerius Maximus (II ,7, 1) zur Zeit des Tiberius in Bezug auf das Heer gesprochen hat, nicht mehr: „Venio nunc ad praecipuum decus et ad stabilimentum Romani imperii salutari perseverantia ad hoc tempus sincerum et incolume servatum militaris disciplinae tenacissimum vinculum, in cuius sinu ac tutela serenus tranquillusque beatae pacis status adquiescit“. Celsus wollte diesen Zustand zurückgeführt sehen, und

---

[52] Auch an die Anziehung kann gedacht werden, welche die christliche Religion eben dadurch auf Soldaten ausüben musste, dass sie militärische Sprache und Formen annahm (s. das I. Kapitel).

[53] Bei Origenes, c. Celsum VIII, 68. 73.

die Christen sollten dazu helfen; statt dessen ziehen sie sich, wie vom Civildienst, so auch von dem Heere zurück! Er bestätigt also, was wir angenommen haben, dass die Kirche ihre Gläubigen davon abhielt, im Heere zu dienen.

Gleichzeitig aber erfahren wir, dass eben damals in der 12. Legion („fulminata Melitensis") Christen dienten und dass diese ihren Gebeten im Quadenkrieg das Eintreten eines Gewitters zuschrieben, dessen Regengüsse die halb verdursteten römischen Krieger erquickten. Sogar der Kaiser hat von diesen Gebeten der Christen Notiz genommen[54]. Daraus folgt, dass die Zahl der Christen in der Legion keine unbeträchtliche gewesen sein kann. Bei jeder anderen Legion im Orient – mit Ausnahme vielleicht der legio X Fretensis, die in Syrien stand – wäre das in jener Zeit auffallend; aber die 12. hatte ihren Standort in Melitene, rekrutierte sich also hauptsächlich aus den Gebieten am oberen Lauf des Euphrat, in denen Edessa lag und die am Ende des 2. Jahrhunderts ein Zentrum der Christenheit bildeten[55]. Aus diesen Landstrichen stammten jene christlichen Soldaten, und sie betrachteten wahrscheinlich ihren Gott nicht anders wie ihre Kameraden den ihrigen, nämlich als den grossen Alliierten, der in den Nöten des Kriegs zu ihrer Hilfe eilen müsse. Die prinzipielle Ablehnung des Soldatenstandes seitens der Kirche darf also, wie die Tatsache lehrt, nicht zu dem Schlusse verleiten, dass es keine Christen im Heere gegeben hat: das Panier Christi war auch im Lager aufgepflanzt, und die Kirche musste sich mit dieser Tatsache, die ja auch eine erfreuliche Seite für sie hatte, abzufinden suchen. Dass jene Soldaten in Kriegsgefahr Gott angerufen haben, missbilligten die christlichen Schriftsteller nicht nur nicht, sondern freuten sich darüber, und dass Gott ihnen und *dem römischen Heere* zu Hilfe geeilt sei, glaubten sie und

---

[54] Näheres s. in *meiner* Abhandlung über diesen Vorfall in den Sitzungsber. d. K. Preuss, Akad. d. Wissensch. 1894, 19. Juli. Dass Marc Aurel in ein Schreiben an den Senat das Gebet der christlichen Soldaten erwähnt hat, ist mir trotz der Gegenschriften, welche meine Ausführungen hervorgerufen haben, wahrscheinlich; auch halte ich daran fest, dass Soldaten aus der 12. Legion beteiligt gewesen sind.

[55] S. *meine* Missionsgeschichte S 440 ff. 468 ff. Das Königshaus von Edessa wurde um das J. 200 christlich und schon im Laufe des 3. Jahrhunderts drang das Christentum nach Armenien. Auch das benachbarte Cäsarea in Kappadocien war ein Hauptsitz der Kirche. Dass die melitische Legion auch später noch Christen m ihren Reihen hatte, darüber s. unten.

rühmten sich dessen. Das ist doch bedeutsam; christliche Rigoristen hätten vielmehr wünschen müssen, dass Gott das ganze Heer vernichtet und dadurch gezeigt hätte, dass er den Krieg nicht dulde.

Etwa zwei Jahrzehnte später schreiben Clemens in Alexandrien und Tertullian in Karthago. Sie bezeugen uns, dass auch in die ägyptischen und afrikanischen Legionen das Christentum seinen Einzug gehalten hat. Clemens spricht über diesen Zustand keine Missbilligung aus; er behandelt sogar – der Betrachtung folgend, die wir für den Apostel Paulus vermutet haben – den Soldatenstand, wie jeden anderen weltlichen Stand, in welchem die Gnade einen Menschen ergriffen hat. „Baue das Land", schreibt er Protrept. X, 100, „wenn du ein Landmann bist, aber erkenne Gott, während du das Land bebaust. Segle, der du Lust hast zur Schiffahrt, aber rufe den himmlischen Steuermann an. *Hat dich als Kriegsmann die (christliche) Erkenntnis erfasst, höre den Heerführer, dessen Losung die Gerechtigkeit ist*". Also: ein Jeder mag in dem bleiben, darinnen er berufen ist, der Soldat im Kriegerstand, der ein Stand ist wie die anderen. Auch andere Stellen bei Clemens (doch nicht alle) zeigen, dass er dem Soldatenstand so unbefangen gegenübersteht wie den übrigen Ständen[56]. Das Wort Johannis des Täufers an die Soldaten hat er wiederholt und ihm den Wert eines Herrnworts beigelegt; es darf also christliche Soldaten geben, wenn sie sich vor Raub und Erpressung hüten und auf die Stimme des himmlischen Heerführers hören.

Tertullian bestätigt zunächst rund die Tatsache, dass Christen im Heere dienen. „Euer ganzes Gebiet haben wir Christen angefüllt, sogar das Lager", schreibt er im Jahr 197 in seiner grossen Verteidigungsschrift (c. 37). Gegenüber dem heidnischen Vorwurf, die Christen seien staatsfeindliche, unfruchtbare Träumer und den indischen Asketen gleichzustellen, ruft er aus: „Wir dienen doch mit euch im Heere!" (a. a. O. c. 42), und einige Jahre später spricht er in der Schrift an den Statthalter Scapula (c. 4) von Verfolgungen, welche der „praeses legionis" über Christen verhängt habe. Unter ihm kann nur der Kommandierende der legio III Augusta, die in Lambese stand, verstanden sein, und da dieser nur über seine Soldaten Jurisdiktion hatte, so folgt, dass in der dritten Legion damals Christen waren.

---

[56] S. Paedag. II, 11, 117; II. 12, 121; III, 12, 91.

Aber Tertullian ist in der Art, wie er das Vorhandensein von Christen im Heere konstatiert hat, seinen heidnischen Lesern gegenüber nicht aufrichtig gewesen. Er tut so, als sei er mit dieser Tatsache ganz einverstanden; in Wahrheit aber missbilligt er sie aufs stärkste. Bei ihm tritt uns zum ersten Male die Konsequenz entgegen: weil ein Christ nicht in das Heer eintreten darf, so darf er auch nicht in demselben bleiben, wenn er als Soldat das Evangelium angenommen hat – oder, wenn er bleibt, muss er die Folgen tragen, alles ablehnen, was seinem Christenstand zuwider ist, und so den sicheren Tod auf sich nehmen. Bereits in der Schrift De idololatria schreibt er (c. 19): „Gegenwärtig erhebt sich die Frage, ob sich ein Christ dem Soldatenstand zuwenden dürfe und *ob ein Soldat zum Christentum zugelassen werden könne*. Auch um den gemeinen Soldaten und die niederen Chargen handelt es sich, die nicht zu opfern brauchen und mit Urteilen über Leben und Tod nichts zu tun haben[57]. Nun, der göttliche und der menschliche Fahneneid, das Feldzeichen Christi und das Feldzeichen des Teufels, das Lager des Lichts und das Lager der Finsternis sind unverträglich; *eine und dieselbe Seele kann nicht Zweien verpflichtet sein, Gott und dem Kaiser*. Zwar hat auch Moses einen Stab getragen, Aaron eine Spange, Johannes gürtete sich mit einem Lederriemen, Josua führte einen Heerhaufen an und das Volk hat Kriege geführt. Wer scherzen will, mag sich darauf berufen! Wie aber wird Krieg führen, ja auch nur im Frieden ohne Schwert Soldat sein dürfen, dem der Herr das Schwert weggenommen hat? Denn wenn auch Soldaten zu Johannes gekommen sind und von ihm die Regel für ihr Verhalten empfingen, wenn auch der Hauptmann [von Kapernaum] gläubig wurde, so hat doch der Herr nachmals in der Entwaffnung des Petrus jeden Soldaten seiner Montur entkleidet. *Jede Uniform ist bei uns verboten, die das Abzeichen eines unerlaubten Berufs ist*".

Diese Sprache lässt keinen Zweifel übrig: *man kann nicht Gott dienen und dem Teufel, man kann nicht Gott dienen und dem Kaiser*! Eben deshalb darf kein Christ Soldat, darf kein Soldat Christ werden. Nicht nur um den Krieg handelt es sich; nein, auch im Frieden darf kein Christ im

[57] Im Vorhergehenden hatte Tertullian gezeigt, dass die Beamtenlaufbahn dem Christen verschlossen sei, da er nicht über Leben und Tod aburteilen dürfe. Damit ist auch entschieden, dass er nicht Offizier sein darf, da dieser Urteile über Kapitalverbrechen fällen muss.

Heere stehen. Tertullian hat sich gehütet, in seinen auf heidnische Leser berechneten Schriften so zu schreiben; der Traktat, in welchem er dies gesagt hat, war ausschliesslich für christliche Leser bestimmt. Man kann den heissblütigen Mann von dem Vorwurf einer doppelten Buchführung nicht entlasten.

Aber noch etwas ist in dieser Ausführung bemerkenswert. Augenscheinlich gibt Tertullian hier nicht die allgemeine Meinung seiner christlichen Brüder wieder. Deutet er doch hinreichend klar sogar Schriftbeweise an, welche die Vertreter der entgegenstehenden Ansicht anführen. Sie berufen sich auf Moses, Aaron, Josua und die Kriege des Volkes Gottes, ferner auf das Verhalten Johannis des Täufers gegenüber den Soldaten und auf den Hauptmann zu Kapernaum. Spielend meint Tertullian die alttestamentlichen Instanzen durch die Bemerkung widerlegen zu können, dass sie nur im Scherze von den Gegnern angeführt seien. Aber warum? Hat Tertullian sich nicht selbst in unzähligen anderen Fällen einfach auf das Alte Testament berufen? Und wenn er auch sonst Fälle kennt, wo man das nicht darf – wo ist die Grenze zu ziehen? Ernsthafter nimmt er die neutestamentlichen Zeugnisse. In der Tat – sie waren, namentlich bei der damaligen Art des Schriftgebrauchs, sehr stark und eigentlich gar nicht zu widerlegen. Aber Tertullian setzt diesem Schriftbeweis einen anderen entgegen: der Herr hat den Petrus entwaffnet, hat in Petrus jeden Soldaten entwaffnet, und da dieser Vorgang später fällt als das Johanneswort an die Soldaten und die Bekehrung des Hauptmanns, so ist die Berufung auf diese Geschichten nicht mehr statthaft.

Ein recht künstlicher Beweis – auch ist der Hauptmann von Cäsarea, wohl absichtlich, vergessen – aber er war für Tertullian nicht das durchschlagende Argument: dem unbequemen Schriftbeweise musste, so gut es ging, ein anderer entgegengesetzt werden. Das durchschlagende Argument war das sachliche: der Kriegsdienst gehört in das Gebiet des Teufels und des Kaisers, also kann kein Christ Soldat sein[58].

Einige Jahre später hat sich Tertullian noch einmal – und viel ausführlicher – über das Thema „Christentum und Soldatenstand“ ausge-

[58] Vgl. auch das „non milito“ in De pallio 5.

sprochen. Er hat ihm aus Anlass eines gewiss nicht fingierten Vorgangs eine eigene Schrift gewidmet. Hören wir ihn selber (De Corona 1 ff.):

„Kürzlich trug es sich zu, dass die von unsern erhabensten Kaisern bewilligte Geldspende im Lager zur Auszahlung kam. Die Soldaten traten mit Lorbeer bekränzt hinzu. Einer, ein standhafterer Soldat Gottes als seine christlichen Kriegskameraden, die zweien Herrn zu dienen sich vermassen, hob sich leuchtend ab. Er allein stand da unbedeckten Hauptes, den Kranz in müssiger Hand haltend und sich durch diese ‚Disziplin' ohne weiteres als Christ bekundend. Einige deuten auf ihn hin; die entfernter Stehenden lachen, die Nächststehenden fahren grimmig auf ihn los. Die Unruhe dringt zum Tribunen …" „Was soll diese abweichende Haltung? herrschte der Tribun ihn an. Der erklärte, er dürfe es nicht machen, wie die andern. Nach den Gründen befragt, antwortete er: Ich bin Christ. O du in Gott ruhmreicher Soldat! Sofort wird beraten, der Fall an die obere Instanz gebracht, der Beklagte den Präfekten vorgeführt. Dort legte er den so lästigen Kriegsmantel ab – damit begann bereits die Befreiung! –, das so beschwerliche Schuhzeug des Spekulator streifte er von den Füssen – damit begann er bereits ‚das heilige Land' zu betreten! – das Schwert, das ja auch zur Verteidigung des Herrn nicht gezogen werden darf, gab er zurück, auch die Hand liess nun den Lorbeerkranz fahren, und nun im roten Waffenrock des zu vergiessenden Bluts, beschuht mit der Bereitschaft des Evangeliums, umgürtet mit dem schärferen Schwerte Gottes, ganz gewaffnet nach der Anweisung des Apostels und durch die Anwartschaft auf das Martyrium schöner bekränzt, erwartet er im Kerker die Spende Christi. Da werden nun Urteile über ihn laut – sollten es wirklich christliche sein? die heidnischen klingen nicht anders! –, er sei unbesonnen eigensinnig, voreilig oder lebensmüde, da er, bloss über seine äussere Haltung befragt, der ganzen Religionsgemeinde schwere Ungelegenheit bereitet habe; das heisst: er allein ist heldenhaft unter so vielen christlichen Mitsoldaten, er allein ist ein Christ!

Wahrhaftig, es fehlt nur noch, dass sie auch darüber sinnen, wie man die Martyrien los werden kann! … Sie murren, dass ihnen diese schöne und lange Friedenszeit nun in Gefahr komme. … Sie werfen die Frage auf: Wo (in der heiligen Schrift) wird uns denn das Tragen von Kränzen verboten? … Sie meinen, ein Vergehen, welches noch fraglich sei, dürfe

nicht für ein Vergehen oder höchstens für ein zweifelhaftes gehalten werden".

Tertullian sucht nun in ausführlicher Darstellung zu zeigen, dass Kränze-Tragen in jeder Form und zu jedem Zweck etwas Unerlaubtes sei. Der gegnerischen Behauptung gegenüber, er müsse den Beweis aus der heiligen Schrift führen, beruft er sich auf die kirchliche Sitte (Tradition) und auf die „Natur" (Kränze-Tragen sei widernatürlich); doch glaubt er auch der heiligen Schrift negative Zeugnisse in Bezug auf die Kränze entlocken zu können. Im 11. Kapitel kehrt er zum besonderen Kranz, dem Soldatenkranz, wieder zurück.

„Allem zuvor muss man untersuchen, ob Christen überhaupt Soldaten werden dürfen; denn welchen Wert hat es, über Nebendinge zu verhandeln, wenn schon in den Voraussetzungen das Unrecht liegt? Halten wir es für erlaubt, einen Fahneneid, der Menschen gilt, abzulegen, nachdem wir den göttlichen geleistet haben, und uns nach Christus noch für einen anderen Herrn verbindlich zu machen[59] und uns von Vater und Mutter und dem Nächsten loszuschwören, die doch auch das (alttestamentliche) Gesetz zu ehren und gleich nach Gott zu lieben gebietet, und welche auch das Evangelium so sehr geehrt hat, dass es sie nur Christus nachstellt? Wird es wohl erlaubt sein, mit dem Schwerte umzugehen, während doch der Herr erklärt hat, dass durchs Schwert umkommen soll, wer das Schwert ergreift? Wird der Sohn des Friedens (= der Christ) Krieg führen dürfen[60], während ihm doch sogar das Prozessieren verboten ist? Wird er Banden, Kerker, Folter und Exekutionen vollziehen dürfen, während er nicht einmal erlittenes Unrecht vergelten darf? Wird er für andere als für Christus ‚Stationen' (Wachedienst) halten dürfen oder wird er es am Herrentage dürfen – also nicht für Christus? Wird er an den Tempeln auf Posten stehen, denen er abgesagt hat? Wird er dort speisen, wo der Apostel es verboten hat (scil, in oder vor den Tempeln)? Wird er die, welche er am Tage durch Exorcismen vertreibt (nämlich die Dämonen, die mit den Götzen in den Tempeln identisch sind), bei Nacht beschützen, gestützt und ruhend auf der Lanze, mit der die Seite Christi

[59] „Respondere in alium dominum post Christum": der Ausdruck ist ein militärischer, s, Arrius Menander (Digest. 49, 16, 4, 10: „respondere ad dilectum").

[60] „Priester des Friedens" nennt Tertullian De spect. 16 die Christen.

durchbohrt wurde? Wird er die Fahne tragen, diese Nebenbuhlerin Christi? Wird er sich vom Feldherrn das Feldzeichen geben lassen, das er schon von Gott empfangen hat? Wird er, wenn er gestorben, sich von der Trompete des Spielmanns aufstören lassen, er, der die Erweckung von der Posaune des Engels erwartet? Wird er sich nach dem Brauch des Lagers verbrennen lassen, während er als Christ das nicht geschehen lassen darf und Christus ihm die Strafe des Feuers erlassen hat? Und wie viele andere Uebertretungen kann man noch in den Funktionen des Kriegslebens ausfindig machen, durch die man zum Ueberläufer wird! Schon dass man, zum Lager des Lichts gehörig, sich im Lager der Finsternis einschreiben lässt, ist Fahnenflucht!"

„Allerdings bei solchen, die dem Soldatenstande schon angehörten, als sie der Glaube ergriff, ist die Sache eine andere, wie z.B. bei den Soldaten, die Johannes zur Taufe zuliess, und bei den beiden so gläubigen Hauptleuten, von denen den einen Christus gelobt, den anderen Petrus für die Taufe vorbereitet hat. Doch muss man nach Annahme des Glaubens und der Taufe den Soldatenstand entweder sofort verlassen – wie viele auch wirklich getan haben – oder alle möglichen Ausflüchte suchen, um nichts wider Gott zu tun d.h. auch als Soldat nichts zu tun, was dem Christen im Zivilstande untersagt ist, oder – zuletzt für Gott das dulden, was der Glaube in gleicher Weise auch dem christlichen Zivilisten diktiert; denn der Soldatenstand verheisst dem Christen weder Straflosigkeit bei Verbrechen noch Exemption vom Martyrium. Der Christ ist überall derselbe. Es gibt nur *ein* Evangelium, und Jesus ist einer und derselbe; er verleugnet einen Jeden, der Gott verleugnet, und bekennt einen Jeden, der Gott bekennt; er wird die Seele retten, die um seines Namens willen verloren wurde, und umgekehrt diejenige verderben, die wider seinen Namen erhalten wurde. Bei ihm gilt sowohl der Gläubige aus dem Zivilstande als Soldat, wie der Kriegsdienste tuende Gläubige in seinen Augen Zivilist ist. … Würde man dem Christen als Soldaten eine Ausnahmestellung einräumen – aber selbst Foltern gegenüber gilt für jeden Christen das Gebot, den Glauben offen zu bekennen –, so würde man den ganzen wesentlichen Inhalt des Taufbunds beseitigen in einer Weise, dass nun auch die Fesseln bei freiwilligen Sünden sich lösen müssten … Ueber den ersten Punkt, dass nämlich der Soldatenstand an sich unerlaubt ist, will ich mich nicht weiter verbreiten, um auf den

zweiten, die Bekränzung zurückzukommen. Sie fällt freilich von selbst dahin, wenn der Soldatenstand als unstatthaft erwiesen ist. Daher mag er hypothetisch für erlaubt gelten, ist deswegen auch die Bekränzung erlaubt?"

Tertullian sucht nun die Verwerflichkeit, einen militärischen Kranz anzunehmen und zu tragen, im besonderen zu erweisen. Der Kranz hängt immer mit irgend einem Götzen zusammen. „Diese Beziehungen bedingen den durchweg befleckten und alles befleckenden superstitiösen Charakter der Soldatenkränze". Ferner erweisen die Motive, aus denen die Kränze erteilt werden, der Ort und die Umstände ihren heidnischen Charakter. Der Christ darf also nicht Soldat sein, und wenn er es auch dürfte, wäre es ihm nicht gestattet, einen Kranz anzunehmen. Das ist Tertullians Schlusswort, welches durch den Hinweis auf das beschämende Verhalten der Mithras-Verehrer (s. o. [HARNACK 1905, S. 38f.]) noch besonders eindrucksvoll wird.

Diesen Ausführungen lässt sich mancherlei Wichtiges entnehmen: (1) es dienen viele Christen im afrikanischen Heere[61], (2) einige (vielleicht viele) haben den Soldatenstand quittiert, nachdem sie Christen geworden sind, *aber die Regel kann das nicht gewesen sein*; die meisten sind im Heere geblieben, (3) stillschweigend hat ihnen die Gemeinde in Bezug auf die christliche Disziplin eine gewisse Ausnahmestellung gewährt: sie durften tun, was die militärische Disziplin verlangte, den Befehlen ihrer Oberen nachkommen und, zumal im Frieden, den ganzen Dienst ausführen; es galt das als etwas „Aeusserliches", als blosse Formen, (4) für diese Art der Beurteilung berief man sich auf neutestamentliche Stellen (auf die Soldaten, die zu Johannes kamen u.s.w.), (5) die christlichen Soldaten im Heere hatten bisher niemals auf Grund ihres Christenstandes frondiert[62], (6) Tertullians Angriff auf den Dienst der Christen im Heere war etwas Neues, bisher Unerhörtes; so leicht es ihm war, die Unverein-

---

[61] Ob von hier aus die militärische Färbung einiger Stellen in der altlateinischen (afrikanischen) Bibelübersetzung zu erklären ist (s. o. [HARNACK 1905, S. 36f.]), bleibt doch dunkel. Man sieht nicht recht den Weg, auf den das geschehen konnte. Aber das wird man sagen dürfen, dass in die afrikanische Sprache selbst militärische Ausdrücke – wie in die unsrige heute – gedrungen waren, die dann auch in die Bibelübersetzung gekommen sind, weil sich die lateinischen Christen als „milites Christi" wie wir gezeigt haben, wussten.

[62] Tertullian kennt augenscheinlich keine Präzedenzfälle.

barkeit von Christusdienst und Heeresdienst (auch im Frieden) prinzipiell nachzuweisen, so wenig vermochte er sich auf eine bisher schon bestehende rigoristische Sitte und Praxis zu berufen; sein Hauptargument, dass alle Christen bereits Soldaten seien, nämlich Soldaten Christi, hat etwas Sophistisches, (7) in Bezug auf solche, die bereits Soldaten waren, als sie Christen wurden, zeigt er selbst eine gewisse Unsicherheit, die deutlich beweist, dass er an diesem Punkt von vornherein das Spiel verloren gibt; denn er stellt solche christliche Soldaten nicht vor das Dilemma: Auszutreten oder als Märtyrer zu sterben, sondern eröffnet ihnen noch eine dritte Möglichkeit, nämlich nach Kräften Befleckung mit Heidnischem zu vermeiden, (8) der besondre Fall, der den Anlass zu Tertullians Schrift gebildet hat, ist höchst merkwürdig; warum hat der Soldat nur den Kranz abgelehnt und nicht schon früher bei hundert anderen Anlässen im Lager frondiert? Es mag sein, dass er ein Neubekehrter war oder dass ihm plötzlich das Gewissen geschlagen hat, aber näher liegt es an sich und unter Berücksichtigung des letzten Abschnitts der tertullianischen Schrift, *dass er als christlicher Soldat für seinen Glauben dieselben Rechte beansprucht hat, die dem Soldaten, wenn er Mithrasverehrer war, von den kommandierenden Offizieren eingeräumt wurden*! Wir müssen es Tertullian einfach glauben, dass diesen ein besonderes Verfahren in Bezug auf den militärischen Kranz gestattet war; die Christen im Heere, bezw. dieser Christ wollte eine ähnliche Erlaubnis; er fühlte sich in seiner Religion gekränkt, weil ihm nicht gestattet war, was der Mithras-Gläubige ungestraft tun durfte. So betrachtet, ist die kleine Geschichte nicht unbedeutend: sie ist *ein Symptom des erstarkten Selbstbewusstseins der Christen*, speziell der Christen im Heere, gegenüber den anderen Religionen. Dieser christliche Soldat wollte wahrscheinlich gar nicht zeigen, dass Christusdienst und Heeresdienst unvereinbar seien, sondern er wollte dieselbe Vergünstigung für die Christen im Heere erzwingen, welche die Mithras-Verehrer genossen. Bei diesem Versuche ist er gescheitert.

Noch etwas anderes ist endlich in Tertullians Worten wichtig: er sagt, jeder Christ, auch der Zivilist („paganus"), sei ein Soldat (nämlich Christi) und jeder Soldat des Kaisers sei in Gottes Augen ein Zivilist[63].

[63] Der Ausdruck „paganus" = *Zivilist* gegenüber *miles* ist technisch, s. z.B. Digest. 49, 19, 14.

Tertullian hat also bereits den Grund zu dem Sprachgebrauch gelegt, nach welchem, weil nur die Christen „milites“ (nämlich Christi) sind, alle übrigen Menschen „pagani“ d.h. Zivilisten vor Gott sind. Dieser Sprachgebrauch ist erst im 4. Jahrhundert durchgedrungen – „pagani“ im christlichen Sprachgebrauch hat also *ursprünglich* nichts mit „Landbewohnern“ zu tun – und ist ein besonders deutlicher Beweis dafür, wie stark und wie fortschreitend im Abendland das Bewusstsein war, man sei als Christ durch die Taufe („sacramentum“) ein Soldat Christi. Im Morgenland verstand man das nicht überall und hat daher „paganus“ unter dem Eindruck, dass das Land länger heidnisch blieb als die Städte, in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts irrtümlich als „dörflich“ gedeutet.

Tertullians Schrift hat am Tatbestande im grossen und ganzen schwerlich etwas geändert: Christen fanden sich nach wie vor im Heere, ja ihre Zahl musste mit der wachsenden Anzahl der Christen im dritten Jahrhundert naturgemäss selbst wachsen. Aber Eines ist doch deutlich: das Gefühl für die Unverträglichkeit des Christen- und des Soldatenstandes trat in den Kundgebungen Einzelner jetzt stärker hervor. Wir kennen den Grund bereits: nun erst richtete man sich wirklich in der Welt ein, und da erhob sich die Frage, ob man so zu sagen formell den Soldatenstand anerkennen und christlich beglaubigen dürfe. Das war niemals früher geschehen – man stand viel zu hoch über dieser Frage. Aber noch ein Anderes darf wohl auch erwogen werden: das Ansehen und der Kredit des Soldatenstandes ist im 3. Jahrhundert immer geringer geworden, um nicht mehr zu sagen. Sie waren schon früher nicht hoch, und namentlich der Philosoph, mit dem jeder Christ doch eine gewisse Wahlverwandtschaft besass, verachtete den Soldatenstand. Nun aber wurde das Heer mehr und mehr zu einer Bande, an der kein Patriot mehr Freude haben konnte; die Unverschämtheit, Gewalttätigkeit und Erpressungen der Soldaten waren grenzenlos[64]. Kein Wunder, dass auch in christlichen Kreisen die Abneigung noch deutlicher hervortrat.

[64] Die Christen hatten darüber hinaus auch nach über die Denuntiationen durch Soldaten zu klagen, s. Tertull, ad. Scapul. 5.

Origenes[65], wenn er auch (c. Cels. IV, 82) einmal einen Ansatz gemacht hat, notwendige und gerecht geführte Kriege von frivolen und schlimmen zu unterscheiden, verbietet doch, wie Tertullian, den Christen den Soldatenstand überhaupt. „Wir sind gekommen", schreibt er (a.a.O. V, 33), „den Ermahnungen Jesu gehorsam, zu zerbrechen die Schwerter, mit denen wir unsre Meinungen verfochten und unsre Gegner angriffen, und wir verwandeln in Pflugscharen die Speere, deren wir uns früher im Kampfe bedient haben. Denn wir ziehen nicht mehr das Schwert gegen ein Volk, und wir lernen nicht mehr zu kriegen, nachdem wir Kinder des Friedens geworden sind durch Jesus, der unser Führer *an Stelle der heimischen* geworden ist". Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht auch die Ausführung VII, 26. Origenes führt hier den Gedanken aus, dass die Verfassung und die Gesetze des Volks Israel nicht unverändert hätten bleiben können, wenn sie das Evangelium angenommen hätten. „Denn die Christen hätten nicht, wie das Gesetz Moses es befiehlt, ihre Feinde töten und die Uebertreter des Gesetzes zum Feuertode oder zur Steinigung verurteilen und diese Strafe dann vollziehen können"[66]. In der alten Zeit freilich, fährt er in einer bemerkenswerten Weise fort, war es notwendig, den Juden das Recht zu diesen Handlungen zu geben; denn wenn sie sich nicht hätten verteidigen dürfen, wären sie von ihren Feinden schnell unterdrückt worden; eben deshalb aber habe *dieselbe Vorsehung*, die damals die Kriegserlaubnis gegeben habe, beschliessen müssen, das jüdische Staatswesen untergehen zu lassen und dem Göttlichen auf Erden eine neue Form zu geben; nun ist die Kirche da, die das Schwert nicht führt, aber stärker wird, je mehr man sie verfolgt. Die entscheidende Ausführung aber steht VIII, 70. 73. Celsus hatte (s. o. [HARNACK 1905, S. 55f.]) die Christen eingeladen, sich dem römischen Staat anzuschliessen und auch Kriegsdienste zu tun; Origenes antwortet, dass das Gegenteil am Platze sei. „Würden alle Römer den Glauben annehmen, so würden sie durch Beten und Flehen den Sieg über ihre Feinde gewinnen, oder vielmehr, sie würden überhaupt keine Feinde mehr zu bekämpfen haben, da die göttliche Macht sie bewachen würde". „Wir

[65] Bemerkenswert ist, dass Origenes dem Befehlshaber der Legio III, Cyren. in Bostra auf Ersuchen theologische Vorträge gehalten hat (Euseb., h. e. VI, 19).
[66] Später aber ist es doch seitens der Kirche geschehen!

leisten dem Kaiser in unsrer geistlichen Waffenrüstung durch unsre Gebete Hilfe; aber die, die uns nötigen wollen, für das allgemeine Beste in den Krieg zu ziehen und zu morden, erinnern wir daran, dass ja auch ihre eigenen Priester nicht unter die Soldaten gesteckt werden, weil die Gottheit mit reinen Händen verehrt werden muss. Ist das vernünftig, wie viel vernünftiger ist es noch, dass wir, während die anderen in den Krieg ziehen, als Priester und Diener Gottes an dem Feldzug teilnehmen, indem wir unsere Hände rein bewahren und für die gerechte Sache, den rechtmässigen König und ihren Sieg beten. Auch leisten wir den Königen einen noch grösseren Dienst als die Krieger im Felde, sofern wir durch unser Gebet die Dämonen, die Erreger des Kriegs, die Zerstörer der Verträge und des Friedens, überwinden." „Es gibt keinen, der für den König besser streitet als wir. *Wir ziehen zwar nicht mit ihm ins Feld, auch nicht wenn ers verlangt, aber wir kämpfen für ihn, indem wir ein eigenes Heer bilden, ein Heer der Frömmigkeit durch unsre Gebete an die Gottheit*."

Viele Worte und im Sinne des Origenes gewiss nicht nur Worte, aber ganz deutlich tritt die revolutionäre Absage hervor: „Wir ziehen *nicht* ins Feld, auch wenn es der Kaiser verlangt". So durfte man unter Phillippus Arabs sprechen; selbst ein Tertullian hat eine solche Sprache noch nicht gewagt. Einige Jahrzehnte später sagt Lactantius (Inst. VI, 20, 16) dasselbe, dehnt es sogar auf jeden „Gerechten" aus: „Der gerechte Mann darf nicht Soldat sein; denn die Gerechtigkeit selbst ist sein Kriegerstand, auch darf er niemanden als Kapitalverbrecher denunzieren; denn es ist dasselbe, ob du Einen mit dem Schwert oder dem Wort tötest, da eben das Töten verboten ist". Auch in alten kirchlichen Kanones, die uns heute nur in Ueberarbeitungen noch vorliegen, steht derselbe Grundsatz: „Personen, die Vollmacht zum Töten besitzen, oder Soldaten sollen überhaupt nicht töten, selbst wenn es ihnen befohlen wird. … Sie sollen keine Kronen auf ihren Köpfen tragen, die sie als Abzeichen erhalten. Jeder, der eine ausgezeichnete leitende Stellung oder eine Herrschergewalt erhält und sich nicht mit der Waffenlosigkeit bekleidet, welche dem Evangelium ziemt, soll von der Herde abgetrennt werden. … Kein Christ soll hingehen und Soldat werden [wenn es nicht notwendig für ihn ist][67]. Ein Vorgesetzter, der ein Schwert hat, lade keine Blutschuld auf sich.

[67] Jedenfalls ein späterer Zusatz.

Wenn er Blut vergossen hat, so soll er an den Mysterien nicht teilnehmen, bis er durch Züchtigung und Weinen und Seufzen gereinigt ist"[68].

Aber diese Anweisungen der Moralisten sind im 3. Jahrhundert keineswegs befolgt worden. Nicht nur eine Fülle von einzelnen Tatsachen spricht dagegen, sondern auch Stimmen, wie die des Eusebius, der in seiner Kirchengeschichte (VIII, 14, 11) dem Maximinus Daza nicht etwa nur den Vorwurf macht, die Offiziere zu Räuberei und Habsucht angeleitet, sondern auch *das Heer durch Schwelgerei verweichlicht zu haben*. Das setzt doch eine gewisse Wertschätzung eben des Heeres bei Eusebius voraus. Dass eine solche in christlichen Kreisen von Clemens Romanus (s.o. [HARNACK 1905, S. 18 f.]) bis Eusebius nicht gefehlt hat, zeigt auch die Beobachtung, dass der angesehene christliche Lehrer Julius Afrikanus in einem seiner Werke ganz unbefangen über die Taktik gehandelt hat. Das Christentum hat also bereits am Anfang des 3. Jahrhunderts einen Militärschriftsteller besessen[69]. Was aber die Tatsachen betrifft, so sollen sie im folgenden zusammengestellt werden. Sie werfen auf die Beziehungen von Christentum und Soldatenstand ein helles Licht und lehren uns manches kennen, was in der prinzipiellen Aussprache nicht hervortritt.

Viel Aufsehen machte im J. 203/3 in Alexandrien das Martyrium einer Jungfrau Potamiäna. Eusebius erzählt es ausführlich in seiner Kirchengeschichte (VI, 5) nach einer ziemlich guten Quelle. Dabei erfahren wir, dass der Soldat, Basilides, der sie zum Tode führte, die Insulte des Pöbels von ihr abwehrte und ihr sein Mitgefühl lebhaft erwies. Potamiäna verhiess ihm darauf, dass sie ihn sich vom Herrn erbitten und ihm bald vergelten werde, was er an ihr getan habe. Dies Wort und der standhaft erduldete Märtyrertod der Jungfrau machten einen solchen Eindruck auf den Soldaten, dass, als er bald darauf in einer Streitsache einen Eid ablegen sollte, er seinen Mitsoldaten erklärte, er dürfe das nicht, denn er sei

---

[68] Canones Hippolyti 13. 14. Aelteres und Jüngeres liegt hier ineinander.

[69] Das weitschichtige Werk, um das es sich hier handelt, trug den Namen „Κεστοί"; ein grösserer Abschnitt war der Taktik gewidmet. Charakteristisch für die christliche Schriftstellerei ist diese encyklopädische Arbeit über allerlei Wissenswertes freilich nicht, vielmehr erregen manche der uns erhaltenen Fragmente gerechtes Erstaunen darüber, dass ein bedeutender christlicher Lehrer so etwas schreiben konnte. Ich würde im Anhang die auf die Militärwissenschaft bezüglichen Stücke abgedruckt haben, wenn sie bereits in einer guten Ausgabe vorlägen, allein sie harren noch des Herausgebers.

Christ und ein Christ dürfe schlechterdings nicht schwören. Erst hielten sie das für Scherz; als er aber fest blieb, führten sie ihn vor den Richter. Vor diesem legte er ein standhaftes Bekenntnis ab und wurde ins Gefängnis gesetzt. Christen, die ihn dort besuchten, erklärte er, dass ihm Potamiäna drei Tage nach ihrem Martyrium Nachts erschienen sei, ihm eine Krone aufs Haupt gesetzt und gesagt habe, sie habe seinetwegen den Herrn gebeten und Erhörung ihrer Bitte erlangt; in Bälde werde der Herr ihn zu sich aufnehmen. Nun wurde er getauft im Gefängnis und am nächsten Tage enthauptet. Die Geschichte ist ein kleiner Roman: lehrreich ist, dass der Soldat, nachdem er den Entschluss gefasst hat Christ zu werden, sofort jede Eidesleistung ablehnt, aber damit auch dem sicheren Tode entgegengeht. Wo Christen zahlreich in einem Regiment waren, sei es als Soldaten, sei es (später) auch als Offiziere, ist manchmal auf ihr religiöses Bekenntnis Rücksicht genommen worden – doch wissen wir wenig darüber –, aber von einem Schwur in Zivilstreitigkeiten konnte auch der Offizier nicht entbinden. Ernst gesinnte Christen waren jedenfalls im Heere stärker gefährdet als in irgend einem anderen Stande, wie die verhältnismässig grosse Zahl beglaubigter Martyrien beweist; sie kämpften und fielen als „milites Christi". Dass übrigens der Soldat, der einen Christen zum Tode begleitet, bezw. der Angeber, selbst Christ wird, ist allmählich ein stereotyper Zug in den Märtyrergeschichten geworden[70], ist aber nicht immer legendarisch. Die Fälle – s. vor Allem den Unteroffizier Pudens in den Act. Perpetuae c. 9 – müssen sich wiederholt haben. Beglaubigt ist es z.B. auch (s. Dionysius Alex. bei Euseb., h. e. VI, 41, 16), dass in der alexandrinischen Verfolgung unter Decius ein Soldat, Namens Besas, die Insulte des Pöbels von den verurteilten Christen ebenso abgewehrt hat wie jener Basilides und dann auch enthauptet worden ist.

Ein Licht auf die Verbreitung des Christentums im Militär in Afrika vor Cyprians Zeit wirft folgende Stelle des 39. Briefs des grossen Bischofs. Um einen gewissen Confessor Celerinus der karthaginiensischen

[70] Aus früherer Zeit s. die Legende über den Tod des Jakobus Zebedäi bei Clemens Alexandrinus (nacherzählt von Eusebius, hist. eccl. II, 9) Aus einer „Ueberlieferung" will Clemens wissen, dass der Angeber des Jakobus mit diesem zusammen enthauptet worden sei, nachdem er durch die Standhaftigkeit des Apostels erschüttert und bekehrt worden war.

Gemeinde zur Aufnahme in den Klerus zu empfehlen, schreibt er: „Seine Grossmutter Celerina ist schon früher mit dem Märtyrertum gekrönt worden; ebenso seine Oheime von väterlicher und von mütterlicher Seite Laurentius und Ignatius, welche ehemals im weltlichen Lager („castra saecularia“) kämpften; aber als wahre und geistliche Streiter Gottes haben sie die Palmen und Kronen durch ihr hervorragendes Märtyrertum verdient, indem sie durch das Bekenntnis Christi den Widersacher zu Boden warfen. Wir bringen immer für sie Opfer dar, wie ihr euch erinnert, so oft wir die jährlichen Gedächtnistage der Leiden der Märtyrer feiern“. Wir haben hier eine förmliche Märtyrer-Dynastie: Grossmutter, Oheime und Enkel. Die beiden Oheime dienten im Heere und haben als Soldaten den Tod für Christus erlitten; denn das „ehemals“ ist nicht so zu deuten, dass sie in früheren Zeiten einmal Soldaten gewesen sind. Durch ihr mutiges christliches Bekenntnis, das will Cyprian sagen, sind sie aus dem weltlichen Kriegsdienst ausgetreten. Celerinus stammte augenscheinlich von väterlicher und mütterlicher Seite aus dem Lager, Tertullian war der Sohn eines Subaltern-Offiziers – man sieht, dass das Christentum ins afrikanische Heer eingedrungen war und dass der Soldatenstand der Kirche treffliche Krieger schaffte[71].

Eine noch stärkere Verbreitung[72] zeigt eine Episode aus der decianischen Verfolgung in Alexandrien, die uns der Zeitgenosse, Dionysius Alex. berichtet (bei Euseb., h. e. VI, 41, 22 f.). Als die Christen vor dem Richter standen und verhört wurden, stand eine kleine Schar von Soldaten[73] dabei. „Einer, der verhört wurde, neigte bereits zur Verleugnung; da knirschten diese Soldaten mit den Zähnen, winkten ihm durch Mienenspiel zu, streckten die Hände aus und machten mit ihrem ganzen Körper Geberden [Gebärden]. Dadurch zogen sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; aber ehe noch etwas geschehen konnte, eilten sie selbst zur Anklagebank und erklärten, dass sie Christen seien. Da erfasste den Statthalter und seine Schöffen Schrecken, und während diejenigen, welche gerichtet werden sollten, voll getrosten Mutes in Bezug

[71] Als christlicher Rhetor verwirft Cyprian den Krieg natürlich vollständig, s. das beissende Wort Ad Donat. 6. Das Gleiche tut Lactantius. s. Inst. I, 18, 8; V, 17; VI, 20.
[72] Man wird sich aber vor Generalisieren hüten müssen.
[73] Σύνταγμα στρατιωτικόν aus der Legio II. Traian. fortis.

auf die kommenden Leiden erschienen, wurden die Richter verzagt. Jene zogen nun im Triumph vom Gerichte hinweg und jubelten über ihr Bekenntnis[74] (ihr bevorstehendes Martyrium?), da Gott ihnen in so herrlicher Weise den Triumph verliehen".

Der Schluss ist nicht ganz deutlich: ich vermute, dass das Martyrium gemeint ist; denn es ist schwer denkbar, dass die Richter, mögen sie auch momentan erschreckt und eingeschüchtert gewesen sein, die frondierenden Soldaten laufen liessen. Aber dem sei wie ihm wolle – gewiss ist, dass die ganze kleine Soldatenschar aus Christen oder aus christlich Gesinnten bestand, die im kritischen Fall auf die Seite der Christen traten. Da man zum Schutz einer gegen Christen gerichteten Gerichtsverhandlung doch nicht absichtlich christliche Soldaten ausgewählt haben kann, so zeigt die Geschichte, wie verbreitet die christliche Religion in dieser alexandrinischen Truppe damals gewesen sein muss und wie entschlossen diese christlichen Soldaten waren, ihre Religion der militärischen Disziplin überzuordnen. Die kleine Episode ersetzt ganze Bände: wenn es so in ägyptischen Regimentern bereits im Jahre 250 aussah, wie kann man sich über das wundern, was Konstantin sechzig Jahre später getan hat, als er vor der Schlacht an der milvischen Brücke das Kreuz an die römischen Feldzeichen anheften liess!

Derselbe Dionysius erzählt (Euseb. VII, 11,20), dass die Verfolgung Männer und Weiber, Jünglinge und Greise, Mädchen und bejahrte Frauen, Soldaten und Zivilisten betroffen habe; er hebt also die Soldaten-Verfolgungen besonders hervor. Dasselbe ist auch sonst geschehen, wahrscheinlich weil die Christenprozesse gegen Soldaten verhältnismässig besonders zahlreich waren, so zahlreich wie gegen Kleriker. So schreibt Epiphanius (haer. 68,2) in Bezug auf die diocletianische Verfolgung: „Unter den reuigen Gefallenen waren die Einen Soldaten, die Anderen Kleriker, nämlich Presbyter, Diakonen u.s.w.".

Aus der Friedenszeit nach der valerianischen Verfolgung (also um d. J. 260) hat uns Eusebius (h. e. VII, 15) eine Geschichte erzählt, die der Beachtung wert ist. In Cäsarea sollte ein angesehener Offizier, Marinus, eine höhere Stelle kraft seiner Anciennität erhalten. Da trat der nächstberechtigte Offizier auf und erhob die Klage, jener könne nach den alten

[74] Μαρτυρία.

Gesetzen[75] keine römische Würde bekleiden, da er Christ sei und den Kaisern nicht opfere; die Stelle gebühre daher ihm selbst. Der Richter (Statthalter) fragte den Marinus darauf nach seiner Gesinnung. Dieser bekannte sich beharrlich als Christ und erhielt darauf drei Stunden Bedenkzeit. Als er die Gerichtshalle verliess, trat der Bischof Theoteknus auf ihn zu, knüpfte ein Gespräch mit ihm an und zog ihn so mit sich fort, fasste ihn dann bei der Hand und führte ihn in die Kirche. Dort, am Altar, schlug er den Kriegsmantel des Marinus zurück und, indem er einerseits auf das Schwert, andrerseits auf das Evangelienbuch zeigte, hiess er ihn zu wählen. Ohne zu zögern streckte Marinus seine Hand nach der heiligen Schrift aus; der Bischof sprach zu ihm: „Halte fest an Gott, und du wirst erlangen, was du gewählt hast, von Gott gestärkt; gehe hin in Frieden". Gleich darauf war die Bedenkzeit abgelaufen; Marinus wiederholte vor dem Richter sein Bekenntnis und wurde hingerichtet. Die Erzählung ist deshalb interessant, weil sie zeigt, dass auch ein christlicher Offizier, also erst recht ein gemeiner Soldat, zunächst unangefochten im Heere bleiben konnte. Unzweifelhaft haben die Vorgesetzten den Christenstand des Marinus so gut gekannt wie sein Ankläger. Auch sie werden gewusst haben, dass er nicht opferte[76]. Sie drückten eben ein Auge zu, ja sie wollten den Offizier sogar befördern. Aber als eine förmliche Anklage erhoben wurde – und wie einfach war eine solche, wenn sich der Rivale über das Odium des Angebers hinwegsetzte –, da war es um ihn geschehen. Niemand vermochte ihn mehr zu schützen; denn das Gesetz sprach gegen ihn. So ging es selbst in Friedenszeiten[77]; wie viel schlimmer stand es in Zeiten förmlicher Christenverfolgungen!

---

[75] Welche spezielle Gesetze hier gemeint sind, wissen wir nicht, wahrscheinlich besondere kaiserliche Verordnungen, dass im Heere kein christlicher Offizier zu dulden sei.

[76] Hier ist eine Stelle,. aus der man mit einigem Recht schliessen kann, dass manchmal auf Christen im Heere Rücksicht genommen und Anstössiges ihnen, soweit es anging, nicht zugemutet worden ist. Den Kaisern zu opfern, darum handelte es sich. Die Worte „Χριστιανῷ ὄντι καὶ τοῖς βασιλεῦσι μὴ θύοντι" enthalten nicht zwei Anklagen, sondern eine einzige.

[77] Dennoch ist seitens der Kirche eine generelle oder spezialisierte Anweisung für die christlichen Soldaten in Bezug auf ihr Verhalten niemals erfolgt; die Materie zu regeln war unmöglich. Sehr bezeichnend sind in dieser Hinsicht die Kanones der Synode von Elvira in Spanien (um d. J. 300) Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Regelung des

Das zeigte sich am deutlichsten in der letzten grossen Christen Verfolgung unter Diocletian und seinen Mitkaisern. *Die Verfolgung begann als eine militärische*: der Soldatenstand, vor allem der Offiziersstand, sollte von den Christen gesäubert werden. Eusebius sagt das (hist. eccl. VIII, 1,7) mit dürren Worten: „Zuerst richtete sich die Verfolgung gegen die Gläubigen im Kriegerstande", und einige Kapitel weiter (VIII, 4) gibt er Genaueres: „Der Teufel legte nicht sofort offen an die Gemeinden Hand an, sondern er richtete seine Versuche zunächst gegen die im Kriegsdienst Stehenden". Wenn er fortfährt: „Er glaubte nämlich, wenn er diese zuerst im Kampfe überwunden hätte, dann werde er auch die Uebrigen mit leichter Mühe überwältigen können" – so ist das ein schönes Zeugnis für die Stärke der Christlichkeit der Christen im Heere und zeigt zugleich, dass man ihnen ihren Soldatenstand seitens der Kirche faktisch *nicht* verdacht hat. „Man konnte sehr viele Kriegsmänner sehen", heisst es weiter, „welche sich mit der grössten Bereitwilligkeit zum Privatleben entschlossen, um bei der Religion des Weltschöpfers zu bleiben. Der Magister militum[78] liess ihnen die Wahl zwischen Opfern und Quittieren des Soldatenstandes[79], und die *Meisten* wählten das Letztere. Bereits erlitt aber auch hie und da der Eine und Andere von ihnen nicht nur den Verlust seiner Würden, sondern sogar den Tod[80], ... doch schreckte den Widersacher noch die Menge der Gläubigen und hielt ihn ab, auf einmal den Krieg gegen alle zu beginnen". Genauer noch orientiert uns Lactantius (De mort. persec. 10). Wir erfahren, dass es Galerius, der tatkräftige, aber superstitiöse Cäsar gewesen ist, von dem die Massregel ausging. Er fürchtete den Zorn der Götter und fürchtete Niederlagen, wenn er die christlichen Soldaten im Heere ferner dulde. Dazu kam noch ein besonderer Anlass: die Haruspices im Heere – der Kaiser liess die Götter häufig befragen – schoben den ungünstigen Befund in den

christlichen Lebens innerhalb der heidnischen Umgebung; aber in in Bezug auf den Soldatenstand beobachten sie ein beredtes Schweigen.

[78] In der Kirchengeschichte nennt Eusebius den Namen nicht, in der Chronik (ad an. 2317) schreibt er aber: „Verturius magister militiae Christianos milites persequitur, paulatim ex illo iam tempore persecutione adversum nos incipiente".

[79] Soviel Rücksicht nahm man also schon. Es handelte sich übrigens um Offiziere, nicht um Gemeine.

[80] Das ist natürlich nicht auffallend, da vielmehr „der schlichte Abschied" auffallend ist.

Opfertieren auf die Anwesenheit von Christen bei der Opferhandlung. Lactantius leugnet ihre Anwesenheit nicht und fügt triumphierend hinzu, sie hätten wirklich die Handlung gestört d.h. sie hätten das Kreuzeszeichen gemacht, so die Dämonen verscheucht und den unglücklichen Ausgang der Befragungen herbeigeführt. Das ist lehrreich! Die christlichen Offiziere haben natürlich das Kreuzeszeichen deshalb gemacht, um sich selbst vor den Dämonen zu schützen *und als Christen an der Handlung überhaupt teilnehmen zu können*. Augenscheinlich haben sie es so seit Jahr und Tag gemacht, und wir sehen hier unter welcher bequemen Bedingung ein christlicher Soldat damals an Opferhandlungen sich beteiligen durfte! Es muss sozusagen ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen der Kirche und der Militärverwaltung bestanden haben. Der christliche Offizier war bei den Opferhandlungen zugegen, schlug aber sein Kreuz. Damit waren beide Teile zufrieden. Galerius, der es mit seiner Religion Ernst nahm, durchbrach dieses Uebereinkommen. Er befahl, dass alle Offiziere, ja auch die Gemeinen, opfern und im Weigerungsfälle aus dem Militär entlassen werden sollen, und liess diesen Befehl allen Obersten schriftlich zugehen. „Mit dieser Massregel hat er sich zunächst begnügt“[81]. Aber so wie die Dinge lagen, wurde bereits eine so milde Massregel nicht mehr ertragen: Die Christen waren schon zu zahlreich! Man musste den Befehl entweder zurückziehen oder weiter gehen und den Kampf auf der ganzen Linie aufnehmen. Galerius entschied sich bald für Letzteres und vermochte den alternden Diocletian für diesen verhängnisvollen Plan zu gewinnen. Aber innerhalb des Kampfes gegen die ganze Kirche und alle Christen, der im folgenden Jahrzehnt im Orient (viel schwächer im Occident) geführt worden ist, tritt der Kampf um das Heer immer noch ganz deutlich hervor. *Der letzte grosse Kampf, der zu dem weltgeschichtlichen Umschwung geführt hat, spitzte sich zu der Frage zu, ob das Heer seinen religiösen Traditionen treu bleiben oder durch Duldung des Christentums auf sie verzichten solle*. Diese Frage trat neben die andere, ob man noch versuchen solle, die kraftvolle Organisation der Kirche sozusagen in der letzten Stunde zu zertrümmern oder ob man ruhig zusehen solle, wie diese Organisation im

[81] „Hactenus furor eius et ira processit nec amplius quicquam contra legem aut religionem dei fecit“.

sicheren Vorrücken die Staatsgewalt lahm legte. Die diocletianische Verfolgung ist die missglückte Antwort auf diese Fragen.

Ueber die Stärke des christlichen Elements im Heere fehlen uns statistische Nachweise. Eusebius scheint die 12. melitenische Legion fast ganz als christlich in Anspruch zu nehmen (h. e. V, 5, 1); aber man kann ihn auch anders verstehen, und die Verhältnisse in dieser Legion sind für die anderen nicht als massgebend anzusehen (s. o. [HARNACK 1905, S. 56f.]), da ihr Rekrutierungsbezirk um d. J. 300 zum grossen Teil schon christlich gewesen ist. Legenden wie die von der thebaischen Legion gehören vollständig ins Reich der Fabel und sind abzuweisen[82]. Aber die Politik des Galerius und, wie wir sehen werden, des Konstantin und Licinius, macht es doch wahrscheinlich, dass das christliche Element in einigen Legionen – und auch im Offiziersstande – recht beträchtlich gewesen sein muss.

Die Zahl von Akten über Soldaten-Martyrien, namentlich aus der letzten Verfolgung, ist nicht gering, aber wenige sind zuverlässig. Die Akten des Nereus und Achilleus[83], Polyeuktes[84], Typasius[85] etc. sind bei Seite zu lassen[86]. Lehrreich sind die Akten des Julius Veteranus in

---

[82] S. *Hauck*, Kirchengesch. Deutschlands I² S. 9 n. 1. S. 25 n. 1. Ueber die *Verbreitung* des Christentums durch das Heer in Gallien, Germanien und anderswo denke ich nicht anders als der Verfasser (auch bei den Gothen werden nicht christliche gefangene Soldaten, sondern kriegsgefangene Bürger und Bauern, namentlich kappadozische, das Christentum gepflanzt haben – soweit davon überhaupt die Rede sein kann). Was Hauck jedoch über die Unvereinbarkeit des christlichen Bekenntnisses und des Kriegsdiensts sagt, bedarf der Kautelen.

[83] *Achelis*, Texte und Unters. XI, 2.

[84] Er gehörte der melitenischen Legion an, s. *Conybeare*, The Apology and Acts of Apollonius (1894) p. 123 ff.

[85] Anal. Bolland. 9 (1890) p. 116 flf. Ich habe (Chronologie II S. 481 f.) über dieses Schriftstück wohl noch zu günstig geurteilt.

[86] Aus den Akten des Dasius (Anal. Bolland. 16 [1897] p. 5 ff.), die nicht durchweg zuverlässig sind, lernt man die Feier des Saturnalienfestes im Heere kennen, s. *Parmentier* i. der Rev. de philol. 21 (1897) p. 143 ff. und *Wendland* im „Hermes“ 33 (1898) S. 175 ff. *Wendland* und etwas anders jüngst *Reich* (Der König mit der Dornenkrone 1904) haben die Verspottung Christi durch die Soldaten hier herbeigezogen. – Die Acta Archelai beginnen mit einer militärischen Legende zum Lobe des Marcellus in Karrä. Dieser reiche Christ, heisst es, habe einst 7700 (!) Kriegsgefangene den Soldaten abgekauft; das habe auf diese einen tiefen Eindruck gemacht: „illi admirati et amplexi tam immensam viri pietatem munificentiamque et facti stupore permoti exemplo misericordiae commonentur, ut plurimi ex ipsis

Dorostorum Moes. (z. Z. der grossen Verfolgung)[87], des Maximilianus zu Thebeste Numid. (12. März 295)[88] und des Marcellus zu Tingi Mauret. (am 30. Oktober nach dem Regierungsantritt des Herculius Maximianus und vor der grossen Verfolgung)[89].

Die Akten über das Martyrium des Maximilianus scheinen auf den ersten Blick ein besonders sprechendes Zeugnis dafür zu sein, dass man seitens der Christen damals den Christenstand und den Soldatenstand für unvereinbar hielt. Maximilianus, der der Sohn eines Veteranen und als solcher militärpflichtig ist, erklärt wiederholt, er dürfe nicht Soldat werden, da er Christ sei. Allein sieht man näher zu, so ergibt sich Folgendes: (1) der Vater des M. ist selbst Christ; trotzdem erwartete er, dass sich sein Sohn nicht gegen den Eintritt in den Soldatenstand sträuben werde; er hatte ihm daher bereits eine Uniform (ein neues Gewand) gekauft, (2) der Richter hält dem jungen Manne vor, dass „in sacro comitatu" Diocletians und seiner Mitkaiser Christen als Soldaten dienen; Maximilian stellt das nicht in Abrede, sondern bemerkt: „Sie müssen selbst wissen, was ihnen frommt; ich bin Christ und diene nicht". Unzweifelhaft lässt er durchblicken, dass er jene Christen, die im Heere dienten, missbilligt, aber die Tatsache bleibt bestehen. Der christliche Vater freut sich seines standhaften Sohnes, aber er selbst ist doch im Heere verblieben.

Aus den Akten des Marcellus lernt man, dass das schwelgerische heidnische Treiben am Geburtstag des Kaisers einen christlichen Offizier bestimmt hat, die ihm lästig gewordene Uniform plötzlich auszuziehen und die Folgen dieses Schritts zu tragen. Marcellus ist als Hauptmann in der Legio Traiana bezeichnet. Sie muss identisch sein mit der Legio II

---

adderentur ad fidem domini nostri Jesu Christi derelicto militiae cingulo, alii vero vix quarta pretiorum portione suscepta ad propria castra discederent, ceteri autem parum omnino aliquid, quantum viatico sufficeret, accipientes abirent". Die Geschichte ist aller Wahrscheinlichkeit nach erfunden, aber doch nicht wertlos.

[87] A. a O. 10 (1891) p. 50 ff. Vielleicht nach dem Protokoll gearbeitet.

[88] Die Akten ruhen auf dem Gerichtsprotokoll; abgedruckt bei *Ruinart*, Acta Mart. (Ratisb. 1859) p, 340 f.

[89] *Ruinart*, l. c. p. 343 f. Diese drei Martyrien s. im Anhang. Erwähnt seien noch die Martyrien des Sebastian, des Sergius und Bakchus und des Apadius.

Trai., die ihr gewöhnliches Standquartier in Alexandrien hatte. In Mauretania Ting. stand überhaupt keine Legion.

Auch aus den Akten des Veteranen Julius – er hatte 27 Jahre im Heere gedient und 7 Feldzüge mitgemacht – erkennt man, dass es Ausnahmen gewesen sind, wenn christliche Soldaten ihren Christenstand so empfanden, dass ihnen der Dienst im Heere unerträglich wurde.

Im Heere des Konstantin gegen Maxentius diente ein gewisser Pachomius. Die Liebe, welche christliche Soldaten bewiesen , soll ihn zum Christentum geführt haben. Er wurde dann Mönch und ist der Stifter der berühmten Mönchskolonie in Tabennisi geworden[90].

Endlich ist hier noch jenes Seleukus zu gedenken, von dem Eusebius in der Schrift über die palästinensischen Märtyrer erzählt und der mit Pamphilus zusammen den Bekennertod erlitten hat. „Er war aus Kappadocien gebürtig, hatte sich im Heeresdienst rühmlich hervorgetan und auf der militärischen Stufenleiter eine bedeutende Stellung erreicht. Dann hatte er sich – geraume Zeit vor dem Martyrium – durch freimütiges Bekenntnis und Erdulden von harten Schlägen Ruhm erworben und glücklich erreicht , dass er aus der militärischen Stellung entlassen wurde. Als echter Soldat Christi hatte er sich dann der Pflege von verwaisten Kindern, vereinsamten Witwen und Solchen, die von Armut und Krankheit heimgesucht waren, gewidmet und waltete wie ein Bischof über ihnen. Ein Vater und Fürsorger, milderte er die Leiden und Kümmemisse der Ausgestossenen. Zuletzt durfte er den Märtyrertod erleiden[91].“ Es ist ein anziehendes Bild, welches Eusebius hier von dem ehemaligen Offizier entwirft. Wichtig ist dabei, dass Seleukus seinen Abschied um seines Christenstandes willen erhalten hatte. Der Bruch mit dem Soldatenstande ist also nicht immer ein gewaltsamer gewesen (s. o. [HARNACK 1905, S. 80 f.]); christliche Offiziere haben auch mit schlichtem Abschied den Heeresdienst quittiert.

Auf dem Zuge gegen Maxentius entschloss sich Konstantin, das Kreuz mit den Initialen Christi zum Feldzeichen zu erheben, die christliche Religion also nicht nur zu dulden, sondern an die Spitze der Religionen zu

---

[90] Vita Pachomii.

[91] Text u. Unters. XIV, 4 S. 77 ff. 96 ff.

stellen[92]. *Der weltgeschichtliche Umschwung vom Heidentum zum Christentum hat sich also zuerst im Heere vollzogen. Von hier hat die öffentliche Anerkennung der christlichen Religion ihren Anfang genommen*. Konstantin hätte übrigens den Schritt schwerlich tun können, wenn nicht in seinem Heere eine beträchtliche Anzahl von Christen gewesen wäre und sich das Heer nicht bereits an die Tatsache des Christentums in seiner Mitte gewöhnt hätte. Dass auch Priester im Lager waren, darf man aus Vita Const. I, 52 nicht sicher schliessen. Der Sieg des Kaisers über Maxentius setzte das Siegel auf seine Tat. „Durch dieses heilbringende Zeichen, das wahrhafte Zeugnis der Tapferkeit, habe ich eure Stadt von dem Joch der Tyrannei errettet und befreit; durch diese Befreiung habe ich dem Senat und dem Volke der Römer seinen alten ehemaligen Ruhm und Glanz zurückgegeben" (Vita Constant. I, 40). Christus victor! Der Christengott hatte sich als Kriegs- und Siegesgott offenbart!

Wie die Kirche diese Tat beurteilt, was der Kaiser selbst weiter zu ihren Gunsten getan hat und in welcher Weise die Kirche ihm entgegengekommen ist, das zu erzählen, gehört nicht in den Rahmen unsrer Aufgabe. Aber was sich in Bezug auf den Soldatenstand nun ereignete, ist von höchster Bedeutung. Die Kirche fasste auf dem grossen Konzil zu Arles, schon im Jahr 314, folgenden Beschluss (Canon III): „Die, welche die Waffen im Frieden wegwerfen, sollen von der Kommunion ausgeschlossen werden[93]". Dieser Beschluss ist manchen Historikern so auffallend und anstössig erschienen, dass sie versucht haben dem Ausdruck „die Waffen wegwerfen" einen Sinn zu geben, den er nicht haben kann. Sie meinten, „arma proicere" müsse = „arma in alium conicere" verstanden werden und der Kanon besage, dass kein Christ im Frieden die Kriegswaffen führen dürfe! Allein diese Auslegung ist ganz unmöglich. Andere versuchten es mit einem Gewaltstreich und setzten statt „in pace" die Worte „in bello". Wieder andere meinten, vom Kriege sei hier überhaupt nicht die Rede, sondern von den Gladiatorenspielen. Allein an den Worten und ihrem nächstliegenden Verständnis lässt sich meines Erachtens nicht rütteln: *die Kirche hat zu Arles die bisher öfters geübte Praxis christlicher Soldaten, um ihres Christenstandes willen fahnenflüchtig zu*

---

[92] Euseb., Vita Constantini I, 26 ff.

[93] „De his qui arma proiciunt in pace placuit abstineri eos a communione".

werden, nicht nur missbilligt, sondern unter die furchtbare Strafe der Exkommunikation gestellt. Damit ist seitens der Kirche die volle Eintracht von Staat und Kaiser einerseits, von Christentum und Kirche andrerseits auf dem Gebiete des Heereswesens gewonnen und proklamiert. Schwierigkeiten machen allerdings die Worte „in pace“: man kann verstehen „in Friedenszeiten“, man kann aber auch an den Frieden denken, der nun (zwischen dem Reich und der Kirche) hergestellt ist. Gegen die zweite Deutung spricht, dass dieser Sinn nicht unmittelbar aus den Worten hervorgeht; dennoch möchte ich sie der ersten gegenüber bevorzugen (mit *Aubespine, Hefele* u. a.), weil im andern Fall das „in pace“ fast überflüssig erscheint. Ein sicheres Urteil scheint mir nicht möglich.

Jedenfalls hat die Kirche durch diesen Beschluss ihre bisherige theoretische Stellung zum Heer und zum Krieg gründlich revidiert. Sie vermochte es , weil die Praxis längst vorausgeeilt war und weil das „arma proicere“ christlicher Soldaten auch früher nicht die Regel war, sondern die Ausnahme gebildet hatte. Nun wurde es unter schwerer Strafe verboten: ausgeschlossen aus der Kirche wird nicht der christliche Soldat, wenn er im Heere bleibt (– doch ein Ausschluss ist auch früher niemals erfolgt –), sondern wenn er, sei es aus welchem Grunde, das Heer *verlässt*! Inniger konnte die Verbindung von Staat und Kirche auf diesem Boden nicht sein: die Kirche machte mit dem Kaiser gemeinsame Sache, um die Soldaten bei der Fahne zu halten.

Aber auch der Kaiser kam der Kirche entgegen. In Erlassen bestimmte er folgendes[94]: „Denen, welche ehemals in militärischen Aemtern gestanden haben und derselben unter einem grausamen und ungerechten Vorwand verlustig gegangen sind, weil sie das Bekenntnis ihrer Religion der Würde, welche sie bekleideten, vorzogen (s. o. [HARNACK 1905, S. 80f.]) – soll es nach Wunsch freistehen, entweder zum Kriegsdienst zurückzukehren und in ihrer früheren Stellung zu verbleiben, oder nach ehrenvoller Entlassung ein freies und ruhiges Leben zu führen; denn es ist wohl billig und angemessen, dass derjenige, welcher einen so grossen Mut und eine solche Standhaftigkeit in den über ihn gebrachten Gefahren bewiesen hat, nach seiner Wahl sich der Ruhe und

[94] Uns ist Vita Constant. II, 33 die Form des Erlasses bekannt, die der Kaiser nach der Eroberung des Orients nach Palästina gerichtet hat.

Musse oder einer Ehrenstelle erfreue". Ehrenvoller konnte man diese Angelegenheit für die Betreffenden nicht ordnen.

Licinus hat anfangs in der Christenfrage mit Konstantin gemeinsame Sache gemacht. Er hat den Krieg gegen Maximinus Daza nach der Mitteilung des Lactantius[95] bereits als einen Entscheidungskampf zwischen Christentum und Heidentum geführt. Dazu nötigte ihn die dezidierte Kirchenfeindschaft des Maximinus. Vor der Schlacht liess er unter die Soldaten Zettel mit einem Gebet verteilen, das ihm nachts angeblich ein Engel mitgeteilt habe. Wer der Kleriker gewesen ist, der hinter dem Engel steckte – unzweifelhaft der älteste Divisionsprediger –, wissen wir nicht. Das Gebet ist christlich, wenn auch nicht sehr ausgesprochen, und ist somit das erste militärisch-christliche Stück, welches wir besitzen, die Wurzel aller christlichen Heeres- und Kriegslieder. Es lautet:

„Höchster Gott, dich flehen wir an,
Heiliger Gott, dich flehen wir an,
Alle Gerechtigkeit befehlen wir dir,
Unser Heil befehlen wir dir,
Unser Imperium befehlen wir dir,
Durch dich leben wir,
Durch dich sind wir siegreich und glücklich,
Höchster, heiliger Gott, unser Gebet erhöre.
Unsre Arme strecken wir zu dir aus,
Erhöre, heiliger, höchster Gott"[96]!

Das Heer war durch diesen Kriegsgesang, der an die Stelle der heidnischen Anrufungen und Opfer trat – an ihnen muss er auch gemessen werden, damit man seine Bedeutung richtig würdige –, in ein christliches umgewandelt. Wie verbreitet muss doch die christliche Religion, sei es auch in seltsamen Verdünnungen, im Heere gewesen sein, wenn

[95] De mort. persec. 46.

[96] Die Christlichkeit des Liedes könnte bezweifelt werden; allein die Anrufung „Heiliger Gott" neben „höchster Gott" am Anfang und Schluss scheint mir bestimmt auf Christentum zu deuten.

Licinius dieses Experiment wagen konnte! Der Sieg wurde ihm zu Teil, wie dem Konstantin an der milvischen Brücke.

Allein nun begannen die Streitigkeiten zwischen den beiden bisher befreundeten, siegreichen Kaisern. Der Westen war für Konstantin zu klein und eng. Seinem Ansehen als dem vom Christengott zuerst ausgezeichneten Kaiser vermochte Licinius ein gleiches nicht entgegenzusetzen. So sah er sich auf die Seite des Heidentums zurückgeworfen, und er nahm die Rolle auf sich, noch einmal die alten Götter der neuen Religion, die mit Konstantin im Bunde stand, entgegenzusetzen. Das Erste war natürlich wiederum, den Hof und das Offizierskorps von Christen zu säubern. „Er warf die Maske ab und liess die Soldaten in den einzelnen Städten (also zunächst die Polizei- und Sicherheitsbeamten) ihrer Offiziersstellen entheben, wenn sie nicht vorzögen, den Göttern zu opfern[97]". Der nun ausbrechende Krieg mit Konstantin wurde wieder als Entscheidungskampf darüber, wer stärker sei, Christus oder die alten Götter, geführt (s. o. [HARNACK 1905, S. 86f.]). Konstantin siegte. Nach diesem Siege wurde auch im Orient die vollkommene Konkordanz von Heer und christlicher Religion hergestellt , welche im Occident bereits bestand. Gegen die irrtümliche Meinung, als sei der 12. Kanon von Nicäa so auszulegen, dass er die Unvereinbarkeit des Christen- und Soldatenstandes ausspräche, genügt die Verweisung auf die Ausführungen *Hefeles* (Konzil-Gesch. I² S. 414 ff.)[98]. Der Kanon handelt gar nicht vom Soldatenstand im allgemeinen und seinem Verhältnis zur christlichen Religion, sondern er handelt von solchen christlichen Soldaten, die, als die christenfeindlichen Befehle des Licinius erschienen waren, zwar zuerst ihrer Konfession durch Austritt aus dem Heere genügt hatten, dann aber (durch Hunger oder Beutelust bestimmt) doch in dasselbe wieder zurückgekehrt waren. Dass die Kirche diese nicht ohne weiteres als ihre Glieder gelten lassen konnte, ist wohl verständlich; hatten sie doch die

---

[97] Vita Constant. I, 54; hist. eccl. X, 8. In diese Zeit fällt das beglaubigte Martyrium der 40 Soldaten aus der melitenischen (12.) Legion, deren merkwürdiges „Testament" wir noch besitzen, s. *Bonwetsch*, Neue kirchl. Zeitschr. III, 12 S. 705 ff. Dem Testament merkt man es nicht an, dass es von Soldaten herrührt. Uebrigens beachte man auch hier wieder, dass es die melitenische Legion ist, die so zahlreiche Bekenner aufweist.

[98] Vgl. auch *meine* Missionsgeschichte S. 395.

Treue verletzt und sich an den christenfeindlichen Massnahmen des Licinius beteiligt.

Keine Schranke trennte nach den Siegen Konstantins die „milites Christi“ vom Heere mehr; im Gegenteil: die Kirche selbst nötigte diese „milites Christi“, wenn sie im Heere dienten, auch im Heere zu bleiben. Sie schuf ihnen sogar kriegerische Heilige (neben den kriegerischen Erzengeln) und überliess fortan ihre alten Vorstellungen in Bezug auf den Kriegerstand und den Krieg den Mönchen. Dem Kaiser, der sie begehrte, warf sie sich in die Arme. Er kommandierte die christlichen Priester und die christlichen Soldaten; ja als „Soldaten“ im höheren Sinn des Wortes galten bald nur die Christen; die übrigen waren „pagani“, „Zivilisten“. Aber jene Einheit , die Konstantin erstrebte und die einen Augenblick verwirklicht erschien, ist nicht von Dauer gewesen. Auf dem Boden des christlichen Staates suchte die Kirche ihre Selbständigkeit zurückzugewinnen; neue Spannungen entwickelten sich, und in ihnen sind auch die alten Fragen über den Kriegerstand in neuer Gestalt wieder aufgetaucht.

[Quellenanhang HARNACK 1905, S. 93-121 hier fortgelassen.]

Zu [HARNACK 1905, S. 65. 68]. In seinen soeben erschienenen Vorlesungen („The church's task under the Roman Empire", Oxford 1905, p. 42) hat *Bigg* der hier gegebenen Deutung des Worts „paganus" sich angeschlossen. Er schreibt: »„Paganus" means „a civilian" as opposed to „a soldier" (Pliny, Epp. X, 18 „et milites et pagani", cf. Juvenal. XVI, 33; Tacit., Hist. I, 53; III, 24, 43, 77; Tertull., de cor. 11), and is used in a general sense like our „layman" (Pliny, Epp. VII, 25 „sunt enim, ut in castris, sic etiam in literis nostris, plures cultu pagano"). In this sense the word is found, perhaps for the first time, in Persius, prol. 6 „ipse semipaganus ad sacra vatum Carmen affero nostrum". The first instance of the use of „pagan", as opposed to „Christian", is to be found possibly in an inscription of the second Century given by *Lanciani*, Pagan et Christian Rome, p. 15 „quod inter fedeles fidelis fuit, inter alienos pagana fuit", which, from the use of the word „fidelis" is most probably Christian, not Isiac or Mithraic".« Man darf vermuten, dass auch die Bekenner anderer Religionen im römischen Reich (zumal solcher, die militärische Bilder brauchten, wie die Mithras- und Isis-Religion) die Nicht-Eingeweihten „pagani" genannt haben, so dass der spätere christliche Sprachgebrauch bereits vorbereitet gewesen ist. Dass aber die abendländisch-christliche Bezeichnung der Christen als „milites" aus dem Einfluss fremder Religionen zu erklären sei, wäre eine grundlose Annahme. Spontane parallele Entwicklungen sind in der Religionsgeschichte m.E. viel häufiger als die Forscher heute anzunehmen pflegen. Statt C aus B zu erklären, soll man allem zuvor nach einem A (ähnliche Bedingungen) suchen, aus dem sich sowohl B wie C ableiten lässt.

Zum *2. Kapitel*. Zu den Beobachtungen, welche es verbieten, die Stellung der Kirche zum Soldatenstand einfach nach den Urteilen der Theologen bez. der Rigoristen des 3. Jahrhunderts zu bestimmen, tritt das Zeugnis des feierlichen Kirchengebets. In ihm wurden den Kaisern „tapfere Heere" gewünscht und erbeten. Tertullian selbst (Apolog. 30) muss das bezeugen: „Precantes sumus semper pro omnibus imperatoribus, vitam illis prolixam, imperium securum, domum tutam, *exercitus fortes*, senatum fidelem, populum probum, orbem quietum (oramus)". Hiezu vgl. Cygrian, ad Demetr. 20: „*Pro arcendis hostibus* … rogamus semper et

preces fundimus et pro pace ac salute vestra … iugiter et instanter oramus"; Arnobius IV, 36: „Nostra quidem scripta cur ignibus meruerunt dari? cur immaniter conventicula dirui, in quibus summus oratur deus, pax cunctis et venia postulatur magistratibus, *exercitibus*, regibus, familiaribus, inimicis etc.", und Acta Sebastiani: „(Christianorum) orationibus ipsa respublica melioratur et crescit, qui pro imperio vestro et *pro salute Romani exercitus* orare non cessant". Man darf indes auch andrerseits die Bedeutung des Kirchengebets für unsre Frage nicht überschätzen; denn (1) man betete auch für die Feinde, (2) man konnte die „salus Romani exercitus" sehr verschieden fassen, (3) sofern *den Kaisern* tapfere Heere gewünscht wurden, ist das Gebet ein Teil der vota pro Caesare; der Kaiser aber hatte – auch selbst vom apokalyptischen Standpunkt – ein gewisses göttliches Existenzrecht gegenüber den Barbarenhorden und der Anarchie; denn die „pax terrena" ist auch vom strengsten christlichen Standpunkt im Zusammenhang mit der erwünschten „mora finis" ein relatives Gut. Zur Aufrechterhaltung der „pax terrena" hat der Kaiser aber Soldaten nötig. Sie gehören mit zu dem „Schwerte", welches schon Paulus (Röm. 13, 4) als ein göttliches Attribut der Obrigkeit anerkannt und welches kein Kirchenvater dem Kaiser rund abzusprechen gewagt hat.

Die Verbreitung des Christentums der ersten drei Jahrhunderte im Militär

(Aus: „Mission und Ausbreitung des Christentums“, Zweite Auflage 1906)[1]

Adolf von Harnack

3. *Die Verbreitung im Militär*.[2] Der Soldatenstand, der der Offiziere und der der Gemeinen, erschien mit dem Christentum noch unverträglicher zu sein als der höhere Beamtenstand; denn das Christentum verwarf prinzipiell Krieg und Blutvergießen. Die Offiziere mußten aber unter Umständen, wie die höheren Beamten, Todesurteile fällen, und die Gemeinen mußten, auch abgesehen vom Morden im Kriege, alles ausführen, was ihnen befohlen wurde. Ferner stritt der unbedingte Soldateneid mit der unbedingten Verpflichtung Gott gegenüber; auch trat der Kaiserkult nirgendwo so stark hervor als im Heere und war für jeden einzelnen Soldaten fast unvermeidlich – die Offiziere mußten opfern, und die Soldaten hatten sich dabei zu beteiligen. Dazu erschienen die militärischen Feldzeichen als heidnische Sacra; ihre Verehrung war also Götzendienst. Als götzendienerisch erschienen den strengen Christen auch die militärischen Auszeichnungen (Kränze, usw.). Endlich das Gebahren der Soldaten im Frieden (Erpressungen, Zügellosigkeit, Schergendienste usw.) stritt mit der christlichen Ethik, ebenso die rohen Ausschweifungen und Spiele (z.B. der Mimus im Heere), die z.T. mit den Götterfesten zusammenhingen. *Lagerreligion ist deshalb das Christentum niemals geworden*, und die Vorstellungen, als hätte es sich durch die Soldaten beson-

[1] Textquelle | HARNACK 1906b, S. 41-50. (Adolf von Harnack: Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Band II: Die Verbreitung. Zweite neu durchgearbeitete Auflage. Leipzig: J.C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1906.) Nachfolgend mit abweichenden Ziffern der Fußnoten und Auslassung von 2 griechischen Textzitaten.

[2] S. meine Untersuchung „Militia Christi in den ersten drei Jahrhunderten“, 1905. *Bigelmair*, Die Beteiligung der Christen am öffentlichen Leben in vorconstant. Zeit, 1902, S. 164ff. *De Jong*, Dienstweigering bij de oude Christenen, Leiden 1905. *Guignebert*, Tertullian, fitude sur ses sentiments a l'égard de l'empire et de la société civile, Paris 1901, p. 189 ff.

ders verbreitet, sind zu verbannen (s. Bd. 1 S. 309). Aber es hat doch schon von sehr alter Zeit her, vielleicht von Anfang an, christliche Soldaten gegeben, eine christliche „Soldatenfrage“ aber erst etwa seit der Zeit des Marc Aurel oder Commodus. Der Grund dafür ist nicht schwer zu ermitteln. Bis zu dieser Zeit waren christliche Soldaten noch spärlich, und das Christentum hatte sie ergriffen, als sie schon Soldaten waren. Da aber galt die Regel: „Ein jeder bleibe in dem, darinnen er berufen ist“; auch andere Berufe waren ja schweren Gefahren ausgesetzt, und bald kommt das Ende. Später aber drang das Christentum, namentlich im Orient (und wohl auch in Africa), stärker in das Heer ein[3]; auch solche, die schon Christen waren, nahmen gezwungen oder freiwillig Kriegsdienste, und die Aussicht, daß das nahe Ende bald alles vernichten werde, verblaßte. Jetzt tauchte wirklich eine Soldatenfrage auf: Darf der Christ Soldat werden, darf er es bleiben – daß die Fahne Christi sogar im Lager des Teufels aufgerichtet war, war doch auch etwas! – und wenn er es bleiben darf, wie hat er sich im Heere zu verhalten? Die Strengen unter den Gläubigen suchten die Unvereinbarkeit der christlichen Religion mit dem Soldatenstand darzutun und forderten, daß christliche Soldaten den Dienst quittieren oder das Martyrium erleiden sollten. Sie freuten sich über jeden Fall, in welchem ein Soldat, von seinem christlichen Gewissen getrieben, absichtlich wider die militärische Disziplin verstieß und abgeführt wurde. Allein diese Fälle waren selten (einige Austritte aus dem Heer sind allerdings erfolgt, sowie schroffe Insubordinationen). Die christlichen Soldaten sahen es als erlaubt an, im Dienst die nun einmal bestehenden Ordnungen und Zeremonien zu respektieren, und die Majorität in der Kirche, sich auf Luc 3,14, den Hauptmann von Kapernaum und den Hauptmann von Cäsarea berufend (vgl. auch den Hauptmann unter dem Kreuz), drückte hier von Anfang an ein Auge zu, ja die große Menge der Christen nahm es bereits am Anfang des 3. Jahrhunderts einem Soldaten übel, wenn er durch christliches Frondieren seine Mitsoldaten (unter Umständen die ganze christliche Gemeinde am Ort)

[3] Manches an der christlichen Religion konnte gerade auch dem Soldaten verlockend sein: die Despotie des einen Gottes, seine mächtigen Kriegstaten, wie sie im A.T. erzählt waren, ferner die sozusagen leichte Transportfähigkeit dieses Kultus, da er an keine Tempel noch Bilder gebunden war, weiter die feste Kameradschaft seiner Bekenner u.a.

in Gefahr brachte. Die Rigoristen haben mit ihren Verboten schwerlich etwas ausgerichtet: wurde doch im Gemeindegebet regelmäßig auch des Heeres neben dem Kaiser gedacht![4]

Der christliche Soldat war, auch wenn er sich mit den nötigen Dienstvorschriften abgefunden hatte, in einer bedrohteren Lage als der gewöhnliche Christ. Seine Zugehörigkeit zu der verbotenen Sekte konnte jeden Moment zum Anlaß eines kurzen Prozesses gemacht werden; auch konnten ihm Handlungen zugemutet werden, die selbst ein laxeres christliches Gewissen verbot. Soldaten-Martyrien scheinen daher relativ häufiger gewesen zu sein als Martyrien von Zivilisten, jedenfalls sind sie auch in Zeiten vorgekommen, aus denen sonst keine Martyrien berichtet werden. Allmählich aber stieg die Zahl der christlichen Offiziere und Soldaten (seit den Tagen des Gallienus) so sehr, daß man seitens der Militärverwaltung ein Auge zuzudrücken begann, auf den Christenstand Rücksicht nahm, ruhig zusah, wenn christliche Offiziere bei den Opfern ein Kreuz schlugen und sie außerdem stillschweigend häufig vom Opfern dispensierte; nur im Falle eines Eklats ist natürlich stets eingeschritten worden.[5] Der heidnisch-fanatische Kaiser Galerius, von den Priestern aufgehetzt, wollte diesen Zustand einer schleichenden Christianisierung des Heeres und fortgesetzter Beleidigungen der Götter nicht länger ertragen. Er hat den Diocletian willig gemacht, eine Unterdrückung

---

[4] S. *Tertull*., Apolog. 30; *Cyprian*, Ad Demetr. 20; *Arnob*. IV, 36; *Acta Sebastiani*. Man darf indes die Bedeutung des Kirchengebets für unsere Frage nicht überschätzen; denn man betete ja auch für die Feinde, man konnte ferner die „salus Romani exercitus" sehr verschieden fassen, und endlich, das Gebet für das Heer war ein Teil der vota pro Caesare. Der Kaiser aber hatte – selbst vom apokalyptischen Standpunkt – ein gewisses göttliches Existenzrecht gegenüber den Barbarenhorden und der Anarchie; denn die „pax terrena" ist auch vom strengsten christlichen Standpunkt im Zusammenhang mit der erwünschten „mora finis" (als Strafgericht) ein relatives Gut. Zur Aufrechterhaltung der „pax terrena" hat der Kaiser aber Soldaten nötig. Sie gehören mit zu dem „Schwerte", welches schon in Röm. 13, 4 als ein göttliches Attribut der Obrigkeit anerkannt ist, und welches kein Kirchenvater dem Kaiser rund abzusprechen gewagt hat.

[5] S. unten zu *Euseb*. VII, 15 einerseits, zu *Lactant*., de mort. 10 andrerseits. Aber auch die Kirche hütete sich, die „Soldatenfrage" durch prinzipielle oder kasuistische Anordnungen akut zu machen. Auf der großen, kurz vor dem Ausbruch der diocletianischen Verfolgung abgehaltenen Synode zu Elvira in Spanien ist in bezug auf den Soldatenstand ein beredtes Schweigen bewahrt, obgleich die Synode sonst in vielen Bestimmungen das Verhältnis der Kirche zu Staat, Kommune und Gesellschaft regelt.

einzuleiten. Die große Verfolgung, die sich aus ihr entwickelte, richtete sich zuerst gegen die christlichen Soldaten. Auch Licinius hat noch ein besonderes Verbot in bezug auf sie erlassen. Umgekehrt hat die öffentliche Tolerierung und Bevorzugung der christlichen Religion damit begonnen, daß das Kreuz an die Feldzeichen der Soldaten angeheftet wurde (von Constantin auf dem Zuge gegen Maxentius).

Hiermit ist in Kürze das Thema „Christ und Soldat" für die vorconstantinische Zeit erschöpft.[6] Das wichtigste Material sei in knapper Zusammenfassung beigefügt.

Im II. Timotheusbrief (c. 2, 3 ff.) und im I. Clemensbrief (c. 37) wird das Verhalten bez. die Organisation des Soldatenstandes ganz unbefangen den Christen als Vorbild vorgeführt[7]. – Das älteste Zeugnis, daß sich in einer Legion Christen befanden und zwar ziemlich zahlreich, bieten die zeitgenössischen Berichte über das Regenwunder unter Marc Aurel (Apollinaris und Tertullian bei Eusebius., h. e. V, 5). Es handelt sich um die (12.) melitenische Legion, und daß gerade in dieser die Christen einen bedeutenden Prozentsatz bildeten, ist nicht auffallend, da sie sich aus Gegenden rekrutierte, in denen die Christen besonders zahlreich waren[8]. Kein Christ damals und später hat diese christlichen Soldaten um ihres Standes willen getadelt. Deutlich hat Clemens Alex. die Vereinbarkeit des militärischen Standes mit dem christlichen Bekenntnis vorausgesetzt.[9] Der strengste Rigorist, welcher den Soldatenstand für unverein-

---

[6] Über die Rezeption von Bildern und Bezeichnungen, die dem Soldatenstand entnommen sind, in der Kirche s. Bd. 1 S. 348 ff. Die Möglichkeit, daß in Africa die Sprache des Lagers auf die Kirchensprache eingewirkt hat, muß offen gelassen werden.

[7] Unter den Vorwürfen, die Eusebius dem Maximinus Daza gemacht hat, figuriert auch der (h. e. VIII, 14, 11), daß er das Heer verweichlicht habe. Eusebius empfindet also wie ein loyaler Reichsbürger.

[8] Die Legion hat auch später noch Christen in ihrer Mitte gehabt, vgl. *Euseb.*, h. e. V, 5, 1 und *Gregor Nyss*. Orat. II in XL martyras, Opp. Paris. (1638) T. III p. 505 sq. Die 40 Märtyrer (s. u.) gehörten auch zu dieser Legion. S. meine Abhandlung über das Regenwunder in den Sitzungsber. d. K. Pr. Akad. d.W. 1894 S. 835 ff.

[9] Protrept. X, 100: […] [„wenn du ein Landmann bist, aber erkenne Gott, während du das Land bebaust. Segle, der du Lust hast zur Schiffahrt, aber rufe den himmlischen Steuermann an. *Hat dich als Kriegsmann die (christliche) Erkenntnis erfasst, höre den Heerführer, dessen Losung die Gerechtigkeit ist*"] (das bedeutet natürlich nicht, man solle den Soldatenstand aufgeben), vgl. Paedag. II, 11, 117; II, 12, 121; III, 12, 91.

bar mit dem Christenstand erklärt, ist Tertullian gewesen[10]; aber gerade er bezeugt nicht nur, daß Christen damals in dem Heere waren, sondern er ist auch Politiker genug, um diese Tatsache den Statthaltern gegenüber mit Genugtuung hervorzuheben – widerlegt sie doch den Vorwurf, die Christen seien tatenlose Einsiedler und Gymnosophisten.[11] Aber die Unvereinbarkeit der höheren Chargen mit dem Christenstand ist dem Tertullian selbst schon deshalb gewiß, weil sie auch richterliche Funktionen ausüben; doch auch der gemeine Soldat kann nicht Christ sein; denn man kann nicht in zwei Lagern zugleich stehen, in dem Christi und in dem des Teufels, und man kann sich nicht durch den Fahneneid („sacramentum") zweien Herren gegenüber verpflichten. Dazu – Christus hat in der Entwaffnung des Petrus jedem Christen das Schwert abgeschnallt; damit wird auch die Berufung auf die Soldaten, die zu Johannes kamen, und auf den Hauptmann zu Kapernaum hinfällig.[12] Mit Frohlocken hat Tertullian den Soldaten begrüßt, der einen militärischen Kranz zurückwies[13] und dafür hingerichtet wurde (i. J. 211). Eine eigene Schrift (De Corona) hat er diesem Fall gewidmet – ein deutlicher Beweis, daß er ganz singulär war und die Christen im Heere den Kranz ohne Bedenken sonst annahmen[14].

---

[10] *Tatian* (Orat. 11) τὴν στρατηγίαν παρήτημαι bezieht sich auf die Prätur, aber Tatian war gewiß auch ein Gegner des Soldatenstandes.

[11] Apol. 37: „vestra omnia implevimus … castra ipsa"; c. 42: „non sumus Brachmanae aut Indorum gymnosophistae militamus vobiscum". Christen in dem Heere zu Lambese Ad Scap. 4. Aber seine eigene Meinung verbirgt er hier (wie er auch seine Herrschaftsgelüste verbirgt, die er bei der Auslegung der Worte „dein Reich komme" ausgesprochen hat – im Apolog. erzählt er nur, daß die Christen pro mora finis beten). Sie steht in De Idolol. 19 und in der De Corona militis (vgl. auch De Pallio 5: „non milito").

[12] De idolol. 19.

[13] Daß dieser Soldat, der im übrigen nicht wider die militärischen Ordnungen verstoßen wollte, für die Christen im Heere lediglich dieselbe Rücksicht erreichen wollte, die man auf die Mithras-Verehrer nahm, ist wahrscheinlich; s. meine Schrift über Militia Christi S. 68.

[14] Das geht noch deutlicher aus der Beurteilung hervor, die in christlichen Kreisen über den Fall laut wurden (c. 1). „Abruptus, praeceps, mori cupidus" nannte man den Soldaten; „musitant denique tarn bonam et longam sibi pacem periclitari … Ubi probibemur coronari?" In c. 11 legt Tertullian noch schroffer als in der Schrift de idolol. die Unvereinbarkeit des Christentums und des Soldatenstandes dar. Hier aber erörtert er auch die Frage, was ein Soldat tun soll, der im Soldatenstand vom Glauben ergriffen wird. Einen Moment scheint es, als dürfe ein solcher Soldat bleiben (Luc. 3, 14; Matth. 8, 10; Act. 10, 1

Rigorist ist auch Origenes; die Aufforderung des Celsus, die Christen sollten als Soldaten dem Kaiser helfen[15], beantwortet er mit dem Hinweise, das täten sie durch ihre Gebete; man dürfe von ihnen sowenig Kriegsdienste fordern wie von den Priestern[16]: „Wir ziehen nicht mit dem Kaiser ins Feld, auch nicht, wenn er es verlangt, aber wir kämpfen für ihn, indem wir ein eigenes Heer bilden, ein Heer der Frömmigkeit durch unsre Gebete an die Gottheit." Rigorist war endlich auch Lactantius[17]: „Militare iusto non licebit, cuius militia est ipsa iustitia, neque vero accusare quemquam crimine capitali, quia nihil distat utrumne ferro an verbo potius occidas, quoniam occisio ipsa prohibetur."

An den wirklichen Verhältnissen änderten aber diese Rigoristen schlechterdings nichts. Wie es in der Legion in Melitene und zu Lambese Christen gab, so waren sie auch in andern Legionen zu finden. In Alexandrien zeigte es sich, daß der Soldat, der die Potamiäna zum Martyrium führte (im J. 202/3), dem Christentum zugetan war, wenn er auch die Taufe noch nicht erhalten hatte[18]. Der Fall wiederholte sich ähnlich noch einmal unter Decius in Alexandrien[19], aber noch wichtiger ist, was uns Dionysius aus der selben Verfolgung in der Hauptstadt Ägyptens erzählt. Das ganze kleine Kommando (σύνταγμα στρατιωτικόν), welches bei dem Verhöre der Christen aufgeboten war, bestand aus Christen

---

ff.) – die Möglichkeit bleibt offen, daß einer „mit allen Mitteln" sich hütet, etwas Widergöttliches als Soldat zu tun – , aber nur zwei Auswege erkennt Tertullian wirklich an: den Austritt („ut a multis actum") und das Martyrium.

[15] Daß man den Christen Abneigung gegen den Heeresdienst vorwarf, geht daraus hervor, und dieser Vorwurf war gewiß berechtigt. Indessen wirkliche Konflikte waren selten; denn die Zahl der Fälle, in denen Christen wider ihren Willen ausgehoben wurden, sind schwerlich häufig gewesen, s. *Mommsen*, Röm. Staatsrecht II, 2 3 S. 849 f. und im „Hermes" Bd. 19 (1883) S. 3 ff., *Neumann*, a. a. O. I S. 127 f.

[16] C. Cels. VIII, 73. Die Christen als sacerdotes pacis auch bei Tertull., de spect. 16.

[17] Instit. VI, 20, 16.

[18] Die Geschichte seines Martyriums erinnert an die des Soldaten in der Schrift *de corona*. Aus irgendeinem Grunde wurde Basilides – so hieß der Soldat – von seinen Mitsoldaten zur Ablegung eines Eides aufgefordert. Er lehnte den Eid ab, weil er als Christ nicht schwören dürfe. Man nahm das zuerst als Scherz, aber als er beharrte, wurde ihm der Prozeß gemacht (*Euseb.*, h. e. VI, 5).

[19] Dionysius Alex, bei *Euseb.*, h. e. VI, 41, 16. Etwas Ähnliches hatte Eusebius schon früher bei dem Bericht über den Tod des Apostels Jacobus dem Clemens Alex, nacherzählt (h. e. II, 9).

oder Freunden derselben; „wenn jemand als Christ verhört wurde und sich zur Verleugnung hinneigte, knirschten sie mit den Zähnen, winkten ihm zu, streckten die Hände aus und machten mit dem ganzen Körper Gebärden. Damit zogen sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und bevor sie von anderen ergriffen wurden, eilten sie zur Anklagebank und erklärten, daß sie Christen seien“[20]. Da man doch nicht absichtlich christliche Soldaten für die Gerichtsverhandlung ausgewählt hatte, so zeigt dieser Vorfall, wie verbreitet das Christentum in dem Heere in Ägypten war[21]. Als es sich nach der diocletianischen Verfolgung darum handelte, die Lapsi einem Bußverfahren zu unterwerfen, werden die Soldaten, welche geopfert hatten, als eine besondere Kategorie in Ägypten aufgeführt[22].

Lehrreich ist, was uns Eusebius von einem Offizier namens Marinus, der in Caesarea Capp. stand, berichtet[23]. Ausdrücklich bemerkt er dabei, es sei damals eine Friedenszeit für die Christen gewesen (Zeit des Gallienus). Eine Centurio-Stelle war erledigt; Marinus sollte aufrücken. Da trat ein anderer auf und erklärte, Marinus sei ein Christ und könne deshalb „nach den alten Gesetzen“ keine „römische Würde“ erhalten, da er den Kaisern nicht opfre. Es kommt darüber zu einer Verhandlung. Der Richter gibt dem Marinus, der sich als Christen bekannte, drei Stunden Bedenkzeit. Als Marinus aus dem Gerichtshof heraustrat, nahm ihn der Bischof bei der Hand, führte ihn in die Kirche und, das Evangelienbuch hervorholend und zugleich auf das Schwert deutend, fragte er ihn, wofür er sich entscheiden wolle. Der Offizier griff zu dem Evangelium, blieb, zum zweitenmal vor den Richter geführt, dem Glauben treu und wurde hingerichtet. Die Erzählung lehrt, daß im Heere (bei den Offizieren) das christliche Bekenntnis nie geduldet worden ist – es scheint sogar, daß ausdrückliche Verordnungen darüber existiersen [sic] –, daß man aber in praxi ein Auge zudrückte und wartete, ob sich ein Konfliktsfall ereignen werde.

„Zuerst richtete sich die Verfolgung gegen die Gläubigen im Krieger-

---

[20] 1) L. c. VI, 41, 22 f.

[21] 2) Man vgl. auch die Mitteilung desselben Dionysius (1. c. VII, 11, 20), daß unter den Opfern der valerianischen Verfolgung in Ägypten auch Soldaten waren.

[22] 3) Epiphan., haer. 68, 2.

[23] 4) L. c. VII, 15.

stande“, bemerkt Eusebius (h. e. VIII, 1, 7), indem er sich anschickt, den Verlauf der diocletanischen Verfolgung zu erzählen[24]. Lactantius (de mort. 10) stimmt ihm bei: „Datis ad praepositos litteris etiam milites [vorher war von den Hofbeamten die Rede] cogi ad nefanda sacrificia praecepit, ut, qui non paruissent, militia solverentur. hactenus furor eius et ira processit nec amplius quicquam contra legem aut religionem dei fecit.“ Bisher hatte man christliche Offiziere stillschweigend (natürlich nicht gesetzlich) geduldet. Die förmliche Befreiung von der Verpflichtung, zu opfern, die den christlichen Staatsbeamten von Diocletian gewährt worden war (s. o. S. 30), hat sich freilich schwerlich auch auf die Offiziere bezogen. Allein man dispensierte sie wohl häufig stillschweigend, und sie wußten selbst einen Ausweg. Sie schlugen bei Beginn der

[24] Vgl. dazu h. e. VIII, 4: […] [cf. Hieron. Chron. ad ann. 2317: „Veturius magister militiae Christianos milites persequitur, paulatim ex illo iam tempore persecutione adversus nos incipiente]. […] Bald begannen auch Exekutionen, die ursprünglich nicht beabsichtigt waren. Einen Konfessor aus dem Militär erwähnt *Euseb.*, de mart. Pal. XI, 20 beiläufig. [Die Ausführungen des Eusebius in Kap. VIII,4 seiner Kirchengeschichte, Übersetzung aus der BKV: „Tausende konnte man aufzählen, welche einen bewundernswerten Eifer für die Frömmigkeit gegen den Gott des Alls bekundeten, und das nicht erst, seitdem die Verfolgung wider alle begonnen, sondern viel früher schon, da noch Friede herrschte. Als nämlich vor kurzem der Inhaber der Macht, wie aus tiefem Schlafe erwachend, erst heimlich und unauffällig nach der auf Decius und Valerianus folgenden Zwischenzeit Hand an die Kirchen legte, indem er nicht zugleich uns allen den Krieg ankündete, sondern vorerst auf eine Probe mit den im Heere Stehenden sich beschränkte – denn damit, daß er dieser zuerst im Kampfe Herr geworden, glaubte er die übrigen leicht in seine Gewalt zu bekommen –, da konnte man sehen, wie sehr viele Krieger freudigst ins bürgerliche Leben übertraten, um nicht ihre Frömmigkeit gegen den Schöpfer des Alls verleugnen zu müssen. Wie nämlich der Oberbefehlshaber, wer immer er war, die Verfolgung gegen das Heer mit einer Sichtung und Säuberung der Truppe eröffnete, indem er die Wahl stellte, entweder zu gehorchen und damit den eingenommenen Rang beizubehalten oder aber im Falle der Widersetzlichkeit gegen den Befehl diesen zu verlieren, da zogen sehr viele Streiter des Reiches Christi unbekümmert und ohne Besinnen das Bekenntnis zu Christus scheinbarem Ruhme und Wohlergehen, deren sie genossen, vor. Da und dort aber tauschte bereits einer und der andere von ihnen für seinen frommen Widerstand nicht nur den Verlust des Ranges, sondern sogar den Tod ein, da der Anstifter der Verschwörung, zwar vorsichtig noch, bereits damals bei einigen bis zum Blutvergießen sich vorwagte. Nur die große Zahl der Gläubigen schreckte ihn noch und hemmte ihn, wie es scheint, auf einmal zum Krieg wider alle aufzurufen. Da er aber den Kampf in größerem Ausmaße begann, so ist es unmöglich, die Zahl und die Größe der Märtyrer Gottes in Worte zu fassen, die die Bewohner aller Städte und Dörfer mit Augen sehen durften.“]

Opferhandlung das Kreuz und schützten sich und ihren Standpunkt auf diese Weise. Allein eben dadurch zogen sie den Haß der Priester – zumal wenn die Opferhandlungen ungünstig ausgingen – und des strenggläubigen Galerius auf sich. Der Unfug sollte nicht länger geduldet werden. So setzte nach dem Zeugnis des Lactantius die Verfolgung ein, und sein Bericht trägt den Stempel der inneren Wahrscheinlichkeit. Der Hof und das Heer, die beiden Stützen des Throns, sollten von Christen nun gesäubert werden. Dieser Entschluß zeigt, daß die Christen zahlreich im Heere waren[25]. Soldaten-Entlassungen und Martyrien sind daher in dieser Verfolgung besonders häufig gewesen; natürlich kam es auch zu vielen Verleugnungen und Opfern. Das Heer in Melitene und Syrien empörte sich zum Teil; es scheint, daß Diocletian Machinationen von Christen dahinter gewittert hat[26].

Daß auch Licinius bei seinen letzten Versuchen, sich gegen Constantin zu halten, vor allem das Heer von Christen säuberte, berichtet Eusebius (h. e. X, 8, Vita Constant. I, 54)[27]. In diese Zeit fällt das Martyrium der 40 Soldaten von Sebaste, die uns noch einmal bezeugen, daß die 12. Legion (fulminata) zahlreiche Christen zählte[28].

In den Märtyrerakten spielen die Soldaten eine bedeutende Rolle. Einige Fälle sind schon genannt worden; alle hier aufzuzählen, würde zu weit führen. Fälschungen sind außerdem gerade auf diesem Gebiet sehr zahlreich gewesen; erinnert sei nur an Getulus, den Gemahl der Symphorosa, und seinen Bruder Amantius, ferner an die berühmte Passio des Mauricius und der Thebäischen Legion[29] usw. Soldaten waren

---

[25] Cf. Acta S. Maximiliani (*Ruinart*, Acta Mart., Ratisb. 1859 p. 341): „Dixit Dion proconsul: In sacro comitatu dominorum nostrorum Diocletiani et Maximiani, Constantii et Maximi milites Christiani sunt et militant."

[26] *Euseb*., h. e. VIII, 6, 8.

[27] In erster Linie war es auf die κατὰ πόλιν στρατιῶται abgesehen, d.h. auf die Polizei- und Sicherheitsbeamten in den Städten. Ihre Bedeutung war ebenso wie die der Hofbeamten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer größer geworden gegenüber den Zivilbeamten.

[28] Daß das Testament (s. *Bonwetsch*, Neue kirchl. Zeitschr. III H. 12 S. 705 ff., *Haußleiter*, a.a.O. S. 978 ff., *Bonwetsch*, Studien z. Gesch. d. Theologie u. Kirche I S. 75ff, v. *Gebhardt*, Acta Mart. Selecta, 1902 p. 166ff.) von Soldaten geschrieben ist bez. stammt, merkt man an keiner Stelle. Das mit Vorsicht zu benutzende Martyrium ist von *Gebhardt*, a.a.O. S. 171 ff. abgedruckt.

[29] Noch immer werden Versuche gemacht, einen Rest der Legende zu retten; s. *Bigelmair*,

Laurentinus und Egnatius[30], Nereus und Achilles[31], Polyeuctes[32], Maximilianus[33], Marcellus[34], Julius veteranus[35], Typasius veteranus[36], Theo-

---

a.a.O. S. 194ff.; anders *Hauck*, Kirchengeschichte Deutschlands I 2 S. 9 n. 1, S. 25 n. 1. Ein paar Soldatenmartyrien mögen zugrunde liegen, s. *Linsenmayer*, Die Bekämpfung des Christentums durch den röm. Staat, 1905, S. 181 ff.; doch ist auch dies fraglich.

[30] S. Cypr., ep. 39, 3 (über Celerinus): „item patruus eius et avunculus Laurentinus et Egnatius in castris et ipsi quondam saecularibus militantes, sed veri et spiritales dei milites, dum diabolum Christi confessione prosternunt, palmas domini et Coronas illustri passione meruerunt".

[31] S. *Achelis*, Texte u. Unters. XI, 2 S. 44.

[32] Melitenische Legion, s. *Conybeare*, The Apology and Acts of Apollonius (1894) S. 123 ff.

[33] Cf. *Ruinart*, 1. c. p. 340 ff. („Militia Christi" S. 114 ff): „Thevesti in foro." „Fabius Victor temonarius est constitutus cum Valeriano Quintiano praeposito Caesariensi cum bono tirone Maximiliano filio Victoris; quoniam probabilis est, rogo ut incumetur" .. „ Maximilianus respondit: Quid autem vis scire nomen meum? mihi non licet militare, quia Christianus sum. Dion proconsul dixit: Apta illum. cumque aptaretur, Maximilianus respondit: Non possum militare, non possum malefacere; Christianus sum. Dion proconsul dixit: Incumetur. cumque incumatus fuisset, ex officio recitatum est: Habet pedes quinque [quinos?], uncias decem [also war er tauglich]. Dion dixit ad officium: Signetur. cumque resisteret Maximilianus, respondit: Non facio; non possum militare." Vgl. auch das Folgende: „Milito deo meo"; „non accipio signaculum; iam habeo signum Christi dei mei … si signaveris, rumpo illud, quia nihil valet … non licet mihi plumbum collo portare post signum salutare domini mei." Auf die Frage des Prokonsuls, was die Soldaten denn Böses tun, antwortet Maximilian: „Tu enim scis quae faciunt." – Hier haben wir eine gewaltsame Konskriptionsszene.

[34] Cf. *Ruinart*, 1. c. p. 343ff. („Militia Christi" S. 117 ff): „In civitate Tingitana." Es ist Kaisersgeburtstag; als alle schmausten und opferten, „Marcellus quidam ex centurionibus legionis Traianae … reiecto cingulo militari coram signis legionis, quae tunc aderant, clara voce testatus est, dicens: Jesu Christo regi aeterno milito. abiecit quoque vitem et arma et addidit: Ex hoc militare imperatoribus vestris desisto et deos vestros ligneos et lapideos adorare contemno. si talis est condicio militantium, ut diis et imperatoribus sacra facere compellantur, ecce proicio vitem et cingulum, renuntio signis, et militare recuso." Beim Verhör sagt er darauf: „Non decebat Christianum hominem molestiis saecularibus militare, qui Christo domino militat."

[35] Cf. Anal. Bolland. 10 (1891) p. 50 ff. („Militia Christi" S. 119 ff): Maximo praeside Dorostori Moesiae. „Non possum praecepta divina contemnere et infidelis apparere deo meo. etenim in vana militia quando videbar errare, in annis XXVII nunquam tamquam scelestus aut litigiosus oblatus sum iudici. septies in bello egressus sum, et post neminem retro steti nec alicuius inferior pugnavi. princeps me non vidit aliquando errare.

[36] Cf. Anal. Bolland. 9 (1890) p. 116ff.: Tigabis Mauret. Die Akten sind fragwürdig.

dorus[37], Tarachus[38], Marcianus und Nicander[39], Dasius[40], der berühmte Pachomius[41] usw.

Unsere Darstellung des Verhältnisses der Kirche zum Soldatenstand könnte auf Grund des 12. Kanons von Nicäa bestritten werden. Derselbe lautet: „Diejenigen, welche von der Gnade berufen, den ersten Eifer gezeigt und den Gürtel abgelegt haben, nachher aber wie Hunde zum eigenen Auswurf zurückgekehrt sind, so daß einige sogar Geld aufwendeten und durch Geschenke die Wiederaufnahme in den Kriegsdienst bewirkten, diese sollen nach den drei Jahren unter den ‚audientes' zehn Jahre unter den ‚substrati' bleiben usw." Man könnte nach diesem Kanon annehmen, die Synode halte das Christentum für unvereinbar mit dem Soldatenstand. Allein dagegen hat schon Hefele (Konzilien-Gesch.

---

[37] *Ruinart*, 1. c. p. 506ff: Amasia im Pontus.

[38] Cf. *Ruinart*, 1. c. j). 451 ff. (die Akten sind jung und schlecht): Auf die Frage des Richters, welches Standes er sei, antwortet Tarachus: στρατιῶτικῆς … διὰ δὲ τὸ Χριστιανόν με εἶναι νῦν παγανεύειν ἠρετησάμην. Auf die weitere Frage, wie er denn frei geworden sei, erwidert er: ἐδεήθην Φουλβίονος τοῦ ταξιάρχου, καὶ ἀπέλυσέ με. Den Drohungen des Richters begegnet er u.a. mit den Worten (p. 464): εἰ καὶ τὰ μάλιστα οὐκ ἔξεστί σοι κατὰ τοῦ σώματός μου στρατιωτικόν ὄντα οὕτως παρανόμως βασανίζειν (cf. Rescript. Dioclet. ad Salustium praesidem), πλὴν οὐ παραιτοῦμαί σου τὰς ἀρονοίας, πρᾶττε ὃ θέλεις.

[39] 5) Cf. *Ruinart*, I.e. p. 571 ff. (die Akten sind unglaubwürdig). Auf die Vorhaltung des Richters, daß die Kaiser zu opfern geboten hätten, erwidert Nicander: „Volentibus sacrificare haec praeceptio constituta est, nos vero Christiani sumus, et huiuscemodi praeeepto teneri non possumus." Auf die weitere Vorhaltung, warum sie ihren Sold nicht mehr nehmen wollen, entgegnet derselbe: „Quia pecuniae impiorum contagium sunt viris deum colere cupientibus."

[40] 6) Cf. Analect. Bolland. XVI (1897) p. 5 ff. Dasius weigerte sich, die wüste soldatische Feier der Saturnalien mitzumachen. S. dazu *Parmentier* i. d. Rev. de Philol. 21 (1897) p. 143 ff., *Wendland* im „Hermes" (1898) S. 175 ff., *Reich*, Der König mit der Dornenkrone, 1904.

[41] 7) Pachomius (s. seine Vita) diente im Heere des Constantin gegen Maxentius. Die Liebe, welche christliche Soldaten bewiesen, soll ihn zum Christentum geführt haben. Er wurde dann Mönch und ist der Stifter der berühmten Mönchskolonie in Tabennisi geworden. – Die Acta Archelai beginnen mit einer Erzählung zum Lobe des Marcellus in Carrä; dieser reiche Christ habe einst 7700 (!) Kriegsgefangene den Soldaten abgekauft; das habe auf diese einen tiefen Eindruck gemacht: „illi admirati et amplexi tam immensam viri pietatem munificentiamque et facti stupore permoti exemplo misericordiae commonentur, ut plurimi ex ipsis adderentur ad fidera domini nostri Jesu Christi *derelicto militiae cingulo*, alii vero vix quarta pretiorum portione suscepta ad propria castra discederent, caeteri autem parum omnino aliquid quantum viatico sufficeret accipientes abirent". Die Geschichte ist aller Wahrscheinlichkeit nach erfunden, aber dennoch nicht wertlos.

I 2 S. 414 ff.) in der Hauptsache das Richtige bemerkt. Es ist erstlich hier nicht von Soldaten überhaupt die Rede, sondern von solchen Soldaten, welche ihren Stand um des christlichen Bekenntnisses willen verlassen hatten, dann aber wieder zu ihm zurückgekehrt waren. Zweitens bezieht sich der Kanon auf Soldaten, die im Heere des Licinius gedient hatten, das Zingulum niederlegten, als er das Heer von Christen säuberte (darauf bezieht sich wohl der Ausdruck τὴν πρωτην ὁρμὴν ἐνδείξασθαι), dann aber doch wieder in das Heer zurücktraten und – da dasselbe faktisch ein heidnisches Heer war und gegen Constantin kämpfte – somit den Glauben verleugnet hatten. Daß der Kanon so zu verstehen ist, zeigt der enge Zusammenhang mit Kanon 11. In diesem handelt es sich um Gefallene im ἐπὶ τῆς τυραννίδος Λικινίου. Unser Kanon schließt sich ihm aufs engste an. Das Verhältnis von Kirche und Staat in bezug auf den Soldatenstand endet damit, daß die Kirche im 3. Kanon der großen Synode von Arles feststellt: „Die, welche die Waffen im Frieden wegwerfen, sollen von der Kommunion ausgeschlossen werden (s. dazu „Militia Christi“ S. 87 f.), und Constantin promulgiert (Vita Constant. II, 33): „Denen, welche ehemals in militärischen Ämtern gestanden haben und derselben unter einem grausamen und ungerechten Vorwand verlustig gegangen sind, weil sie das Bekenntnis ihrer Religion der Würde, welche sie bekleideten, vorzogen – soll es nach Wunsch freistehen, entweder zum Kriegsdienst zurückzukehren und in ihrer früheren Stellung zu verbleiben, oder nach ehrenvoller Entlassung ein freies und ruhiges Leben zu führen: denn es ist wohl billig und angemessen, daß derjenige, welcher einen so großen Mut und eine solche Standhaftigkeit in den über ihn gebrachten Gefahren bewiesen hat, nach seiner Wahl sich der Ruhe und Muße oder einer Ehrenstelle erfreue.“

B.
Reden, Aufsätze und Dokumente 1912 – 1922

1.
Harnacks Brief an Herrn Pastor Lic. Siegmund-Schultze

Berlin, den 17. Januar 1912[1]

Hochgeehrter Herr Pastor!

Sie sind soeben von einer Reise nach England zurückgekehrt, haben mir von ihren Eindrücken erzählt und mir den Wunsch der englischen Freunde vermittelt, ich möge mich zu der ernsten Lage äußern, in der wir uns befinden. Derselbe Wunsch ist mir auch brieflich von hochgeschätzten englischen Männern ausgedrückt worden.

Ich werde mich kurz fassen. Unser Vertrauen zu den englischen Freunden, die uns so freundlich in England aufgenommen und in Deutschland besucht haben, ist unerschüttert. Wir sind von der Aufrichtigkeit ihrer freundschaftlichen und friedlichen Gesinnungen überzeugt, wir sind ebenso überzeugt, daß sie alles getan haben und tun, was der Erhaltung guter Beziehungen förderlich ist, und daß sie die Störung dieser Beziehungen so schmerzlich empfinden wie wir. Wir wissen, daß es ein großer Kreis der besten Mitglieder der Kirchen Englands ist, der so denkt. Wir haben ihnen gegenüber keine Klagen und keine Wünsche – außer dem einen Wunsch, daß es ihnen gelingen möge, die Politik ihrer Regierung Deutschland gegenüber stärker zu beeinflussen als bisher. Gegen diese Politik richten sich unsere Beschwerden. Sie ist – das ist die fast einstimmige Meinung in Deutschland – schon seit Jahren keine freundliche, und sie ist im letzten Jahr eine feindselige geworden.

Unsere Nation – ich soll und muß mich offen aussprechen – glaubt zu bemerken, daß die englische Regierung unsere politische Existenz so beurteilt, wie sie nach dem Jahre 1866 von Frankreich beurteilt worden

[1] Textquelle | HARNACK 1916b, S. 279-283; ebd., S. 278 als editorischer Hinweis: der Brief „erschien in den ‚Blättern des kirchlichen Komitees zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland', Februar 1912; s. auch ‚Christliche Welt' 1912 Nr. 9". Zu Friedrich Siegmund-Schultze vgl. K&W02, S. 225-276.

ist. Wie es den Franzosen unerträglich schien, daß im Herzen Europas ein einheitlicher deutscher Staat entstand, der ihnen gewachsen war, so scheint es England unerträglich zu sein, daß sich dieser Staat entsprechend seinen geistigen und materiellen Kräften entwickelt. Den Beweis dafür sehen wir darin, daß England uns auch in solchen Fragen, die wir mit andern Ländern zu verhandeln haben, Schwierigkeiten zu machen sucht und jedem anderen Staat, mit dem wir es zu tun haben, den Rücken stärkt. Wo immer unsere Politik in Spannungen und Konflikte gerät, wie sie im Gange der Dinge unvermeidlich sind und sich durch weise und friedliche Verhandlungen mehr oder weniger leicht lösen lassen, da erblicken wir England hinter unserm Gegner und sind gezwungen, die Partie mit zwei Gegenspielern zu spielen. Daraus müssen wir schließen, daß England unsere Entwicklung überhaupt mit scheelen Augen betrachtet und daß es uns unsere Fortschritte nicht gönnt – Fortschritte, die wir lediglich mit der Kraft unserer Industrie und unseres Handels gemacht haben und machen wollen. Wir müssen aber ferner konstatieren, daß sich England eine Art von Superiorität über alle Küsten, die es auf dem Erdball gibt, beilegen zu dürfen glaubt, und daß sich daher die Schwierigkeiten, die es uns macht, verdoppeln, sobald irgendeine Küste auch nur von ferne für uns in Sicht kommt. Selbst gestattet es sich jedes Küstenland und jede Insel, sei es Ägypten, sei es Cypern, sei es einen außereuropäischen Strich, sich einzuverleiben, die es nötig zu haben glaubt; aber schon in den friedlichen Eroberungen unseres Landes sieht es etwas Ungehöriges.

Bis zum vorigen Jahr konnte es indes scheinen, als sei diese Beurteilung der englischen Politik doch eine übertriebene und nicht gerechte; allein die Vorgänge der letzten Monate haben ihr leider recht gegeben. In einer Verhandlung, die wir mit Frankreich zu führen hatten – und es lag im Interesse des Friedens Europas, daß wir sie mit Frankreich allein führten –, tauchte England hinter Frankreich auf und nahm eine Haltung uns gegenüber ein, die man nur als feindselig bezeichnen kann. Es sammelte seine Schiffe gegen uns, und es inspizierte die französische Armee an unserer Grenze, ob sie kriegsbereit sei. Man beruhigt uns heute und sagt uns, England sei trotzdem noch viele Schritte von Überfall und Krieg entfernt gewesen. Das mag sein; aber seine Politik marschierte bereits auf dieser Linie, und die nachträgliche Rede, die der englische

Minister des Auswärtigen gehalten hat, hat nichts verbessert. Wir können sie bis auf weiteres ebenso wenig vergessen wie die Worte, welche der englische Botschafter am Wiener Hofe „nicht“ gesprochen hat, und wie die Sommerrede des Schatzkanzlers.

Die Situation ist klar: Wenn England den Frieden wollte, so hat seine Regierung im Sommer und Herbst einen schweren Fehler gemacht, während wir uns von jeder Provokation und unfreundlichen Gesinnung frei wissen und viel Mäßigung bewiesen haben. Auch bei uns gibt es freilich schlimme Journalisten und unbesonnene Leute; aber unsere Regierung ist England gegenüber, soviel wir zu urteilen vermögen, korrekt verfahren, und der Gedanke, daß wir England überfallen wollen, ist und bleibt so absurd, daß er einer Widerlegung nicht bedarf. Hielt aber England in seinem eigenen Interesse ein solches Verhalten für nötig, wie es im vorigen Jahr hervorgetreten ist, und hält es an dieser Meinung noch jetzt fest, so zwingt es uns, auf der Hut zu sein und den Gedanken an eine „Detente“ aufzugeben. Vereinigungen zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen haben dann auch keinen Sinn mehr; denn auf einer Eisscholle, die nach Osten getrieben wird, nach Westen zu marschieren, ist eine unnütze Anstrengung. Die Freunde dort und hier müssen sich die Hand drücken und auseinandergehen, im Herzen die alten Gesinnungen bewahrend, deren Betätigung aber nun zwecklos geworden ist.

Ist es wirklich so weit gekommen? Einstweilen scheint es leider so. Es ist Englands Sache, uns durch Taten davon zu überzeugen, daß das, was wir im vorigen Jahre erlebt haben, eine wider bessere Absicht entstandene Episode war, aber kein Symptom, oder daß es willens sei, sein Verhältnis zu uns zu revidieren. Durch welche Mittel das geschehen kann, darüber vermag ich nichts zu sagen und kann daher auch nicht einmal Wünsche aussprechen. Das muß England selbst wissen. –

Der Gang der weltgeschichtlichen Entwicklung hat die drei germanischen Reiche England, Nordamerika und Deutschland auf großen Linien der Kultur an die Spitze der Menschheit gestellt. Diese drei Staaten haben außer ihrer Blutsverwandtschaft auch ein großes Erbe gemeinsam. Diese Gemeinsamkeit steckt ihnen die höchsten Ziele, aber verpflichtet sie auch vor dem Richterstuhl der Geschichte zu gemeinsamem und friedlichem Wirken. Mit den andern großen Staaten vermögen sie Frieden zu halten, ohne innere Freundschaft, nämlich jenen Frieden, den das

wohlverstandene eigne Interesse zu schaffen vermag. Dieser Friede reicht aber unter ihnen selbst nicht aus; denn sie stehen sich zu nahe; sie sind Schwestern. Unter Schwestern aber gibt es nur den Frieden, der auf herzlicher Anerkennung, auf Freundschaft und auf edlem Wettstreit beruht; außerhalb desselben droht ihnen bittere Feindschaft und der Krieg. Somit ist jede dieser drei Nationen darauf angewiesen, der andern innerlich nahe zu treten und mit ihr friedlich zu wetteifern. Ist eine fleißiger als die andern, so müssen diese ihren Fleiß verdoppeln; ist eine erfinderischer als die andern, so müssen diese ihre Erfindungsgabe steigern; ist eine sittlich stärker und geförderter als die andern, so müssen diese ihre sittlichen Kräfte anspannen. Die Graben sind gleich verteilt, und andere Mittel, um nebeneinander zu bestehen, gibt es in ihrem Verhältnisse nicht. Wenn sie aber vereint und ohne Neid zusammen arbeiten, so wird jede von ihnen sich selbst aufs sicherste erhalten; sie werden das Wohl der ganzen Menschheit fördern, und niemand wird ihnen das Zepter aus der Hand nehmen! Über solche Erwägungen mögen die Klugen lächeln; aber ich bin gewiß, daß sie kein Traum sind, sondern die beste Realpolitik, und ich habe noch immer die Hoffnung – besonders auch im Hinblick auf die ausgezeichneten Gesinnungsgenossen in England –, daß diese Politik sich verwirklichen wird.

In vorzüglicher Hochschätzung
Ihr ergebenster
D. Adolf Harnack.

2.
Der Kaiser-Aufruf vom 6. August 1914 und der Entwurf Adolf von Harnacks

Für den Aufruf Kaiser Wilhelms II. „An das deutsche Volk", der am 6. August 1914 veröffentlicht worden ist, hat Adolf von Harnack im Vorfeld einen Entwurf eingereicht. Wie es dazu gekommen ist, schildert sein Sohn Axel von Harnack in einem Aufsatz des Jahres 1953: „Adolf v. Harnack, mein Vater, war damals Professor der Theologie an der Universität Berlin und Generaldirektor der Königlichen Bibliothek. Ferner stand er als Präsident an der Spitze der ‚Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften', der heutigen ‚Max-Planck-Gesellschaft', deren Gründung er im Jahre 1910 vorbereitet, entscheidend beeinflußt und gestaltet hatte. Zu Kaiser Wilhelm II. bestanden vertrauensvolle, aber keine politisch engen Beziehungen. […] Die Julikrisis von 1914 hatte Harnack voller Sorge in Berlin durchlebt, vielfältig unterrichtet und in stetem Gedankenaustausch mit seinem Schwager und Nachbarn Hans Delbrück, Professor der Geschichte und Herausgeber der ‚Preußischen Jahrbücher'. Am denkwürdigen 4. August befand sich Harnack im Reichstage. Ich – damals Student – begleitete ihn und vermag mich leider nicht mehr zu erinnern, ob mein Vater aus eigener Initiative dorthin gegangen war, oder ob er einer an ihn gerichteten Aufforderung folgte. Wir trafen in der Wandelhalle den meinem Vater gut bekannten Staatssekretär des Inneren Clemens Delbrück, einen Vetter Hans Delbrücks. Er verschaffte uns binnen weniger Minuten zwei der heiß umkämpften Eintrittskarten für die Bundesratsloge. So konnten wir der Sitzung beiwohnen und die Reden des Reichskanzlers v. Bethmann-Hellweg und des sozialdemokratischen Abgeordneten Haase hören. Nach der Sitzung folgte mein Vater dem Staatssekretär in sein Zimmer, und wir trennten uns. Harnack wurde gebeten, einen Aufruf zu entwerfen, den der Kaiser an das deutsche Volk richten wollte. Im Zimmer des Staatssekretärs im Reichstage, in der Stunde von sechs bis sieben Uhr nachmittags, schrieb er seinen Entwurf auf zwei Quartblättern mit vielen Korrekturen nieder,

welche die Schwierigkeit erkennen lassen, die der Auftrag bot, und die Art, wie der Verfasser ihm zu entsprechen suchte. […] Diese Blätter schenkte mein Vater mir zur Erinnerung, und sie blieben zum Glück erhalten. Sicherlich hat er selbst eine Reinschrift für den Staatssekretär angefertigt – so ist die Zurückbehaltung des Konzepts zu erklären –, denn er war gewohnt, wichtige Briefe und Aktenstücke eigenhändig zu entwerfen, vielfach zu verbessern und die Reinschrift selbst anzufertigen, wobei er dann noch weitere Änderungen vornahm. ‚Meine Feder ist klüger als ich', pflegte er zu sagen. Das dürfte auch in diesem Fall geschehen sein, und dabei sind gewiß auch einige im Entwurf stehende Wiederholungen und Unebenheiten ausgemerzt worden."[2]

Nachfolgend werden dokumentiert: die – *ohne* Harnacks Beteiligung entstandene Thronrede Wilhelms II. vom 4. August 1914 (a.); der von Harnack mit entworfene Aufruf des Kaisers „An das deutsche Volk" vom 6. August 1914 (b.); der erste handschriftliche Entwurf Harnacks zu diesem Aufruf „An das deutsche Volk" (c.); unterschiedliche Bewertungen auf der Grundlage eines Vergleichs von Harnacks Entwurf und des Kaisers Aufruf vom 6. August 1914 (d.).

I.
THRONREDE AM 4. AUGUST 1914 IN BERLIN
Wilhelm II. (1859 - 1941), Kaiser des Deutschen Reiches und König von Preußen[3]

Geehrte Herren!

In schicksalsschwerer Stunde habe Ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um Mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert lang konnten wir auf dem Weg des Friedens verharren. Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in

[2] HARNACK 1953, S. 613-614. (Fußnoten hier fortgelassen)

[3] Textquelle | Verhandlungen des Reichstags. Dreizehnte Legislaturperiode. Zweite Session. 1914. Eröffnungssitzung im Weißen Saale des Königlichen Schlosses zu Berlin am Dienstag den 4. August 1914. In: Verhandlungen des Reichstags, Stenographische Berichte, 1914/16, Bd. 306, S. 1-2. – Hier dargeboten nach: https://www.1000dokumente.de

der Welt einzuengen, haben unseres Volkes Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Redlichkeit hat Meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwicklung aller sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdlich wir in dem Drang und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zwischen Großmächten zu ersparen.

Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden. Da tat sich mit der Ermordung Meines Freundes, des Erzherzogs Franz Ferdinand, ein Abgrund auf. Mein hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz Joseph, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit seines Reichs gegen gefährliche Umtriebe aus einem Nachbarstaat zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie das Russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Österreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Bündnispflicht. Uns fällt zugleich die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schirmen.

Mit schwerem Herzen habe Ich Meine Armee gegen einen Nachbarn mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gefochten hat. Mit aufrichtigem Leid sah Ich eine von Deutschland treu bewahrte Freundschaft zerbrechen. Die Kaiserlich russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unersättlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingesetzt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlaßte. Daß auch Frankreich sich auf die Seite unserer Gegner gestellt hat, konnte uns nicht überraschen. Zu oft sind unsere Bemühungen, mit der Französischen Republik zu freundlicheren Beziehungen zu gelangen, auf alte Hoffnungen und alten Groll gestoßen.

Geehrte Herren! Was menschliche Einsicht und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit langer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zu hellen Flammen aufgelodert. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das

Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Übelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reichs.

Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.

Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie ersehen, wie Meine Regierung und vor allem Mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Äußerste abzuwenden. In aufgedrungener Notwehr mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert.

An die Völker und Stämme des Deutschen Reichs ergeht Mein Ruf, mit gesamter Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen, zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!

Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Fürsten und Führer geschart, das ganze deutsche Volk. Fassen Sie Ihre Entschlüsse einmütig und schnell – das ist Mein inniger Wunsch.

[Seine Majestät fügten hinzu:]

Sie haben gelesen, meine Herren, was Ich an Mein Volk vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Hier wiederhole Ich: Ich kenne keine Parteien mehr, Ich kenne nur Deutsche.

[Langanhaltendes brausendes Bravo.]

Zum Zeichen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Stammesunterschiede, ohne Konfessionsunterschiede durchzuhalten mit Mir durch dick und dünn, durch Not und Tod, fordere Ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und Mir das in die Hand zu geloben.

[Die Parteiführer kamen dieser Aufforderung nach unter stürmischem andauerndem Bravo.] [...]

II.
Der Aufruf, den Kaiser Wilhelm II. am 6. August 1914 „an das deutsche Volk“ richtete[4]

An das deutsche Volk!

Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre *Mein und Meiner* Vorfahren *heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten* und im *Frieden* unsere *kraftvolle* Entwickelung *zu fördern*. *Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit*.

Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West, von jenseits der See haben wir bisher ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Überfall rüsten. Man will nicht dulden, daß wir *in* entschlossener *Treue zu unserem Bundesgenossen stehen*, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft, und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist.

Nun muß denn das Schwert entscheiden. *Mitten im Frieden* überfällt uns der Feind. Darum *auf zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterlande*.

Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches *handelt es sich*, das unsere Väter sich neu gründeten; um Sein oder Nichtsein *deutscher Macht* und deutschen Wesens.

Wir werden uns wehren *bis zum letzten Hauch* von Mann und Roß. Und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war.

Vorwärts mit *Gott*, der mit uns sein wird, wie er mit den *Vätern* war.
Berlin, den 6. August 1914.
Wilhelm.

---

[4] Textquelle | Deutscher Geschichtskalender Jg. 1914, 2. Leipzig. S. 100; hier dargeboten nach: HARNACK 1953, S. 616-617 mit den *Kursivsetzungen* von Axel von Harnack, mit denen dieser solche Passagen kennzeichnet, in denen die Anregungen seines Vaters Adolf von Harnack (aus dem nachfolgenden Entwurf) berücksichtigt worden sind.

III.
HARNACKS ERSTER HANDSCHRIFTLICHER ENTWURF FÜR DEN AUFRUF DES KAISERS „AN DAS DEUTSCHE VOLK“[5]

An das deutsche Volk![6]

Im Begriff zur Armee zu gehen, ist es Mir ein herzliches Bedürfnis, in dieser ernsten Stunde ein Wort an das deutsche Volk zu richten.

Mitten im Frieden ist mir der Krieg aufgezwungen worden.[7] Weil wir *in Treue zu unserem Bundesgenossen stehen*,[8] der schwere Freveltat rächen mußte, darum zwingen uns unsere Gegner das Schwert in die Hand. Mehr als fünfundzwanzig Jahre ist es *Mein und Meiner* Regierung *heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten*[9] und die *kraftvolle* Arbeit Meines Volkes in *Frieden zu fördern*.[10] *Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unsrer Arbeit*, und unerträglich ist[11] ihnen unsre Blüte. *Alle diese offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West haben wir im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft* lange *ertragen*. *Nun aber wollen sie uns noch demütigen*; da gibt es keine Geduld mehr; denn Gott der Herr hat das deutsche Volk erschaffen, damit es den Beruf auf Erden erfülle, zu dem Er es verordnet hat. Das wollen die Feinde verhindern.[12] Wir aber antworten mit dem Rufe: *Auf! Zu den Waffen!* Gott will es!

Um Sein oder Nichtsein unsres deutschen Vaterlands *handelt es sich*, um

---

[5] Textquelle | Diese Handschrift-Version (4.8.1914) war Grundlage für die dann eingereichte, nicht mehr erhaltene Reinschrift des Entwurfs zum Aufruf des Kaisers; sie ist vom Sohn (Axel von Harnack) nebst den Angaben zu Streichungen mitgeteilt in: HARNACK 1953, S. 614-616 (die Kursivsetzungen stammen aus dieser Quelle und sollen die Entsprechungen zum endgültigen Text des Kaiser-Aufrufes vom 06.08.1914 markieren).

[6] [*Überschrift*. Statt „das deutsche“ *durchstrichen*: „mein“.]

[7] [In dieser Zeile: *durchstrichen*: „Mitten im Frieden“ / *durchstrichen*: „Freventlich ist der Friede Europas gebrochen worden, frevent-“ / *durchstrichen*: „Ein schwerer Frevel hat Europas Frieden g“ / *durchstrichen*: „Die Würfel sind gefallen!“]

[8] [In der Zeile der Handschrift zwei Worte gestrichen, unlesbar / *durchstrichen*: „stets zu stehen entschlossen sind“]

[9] [In der Zeile der Handschrift zwei Worte unlesbar durchstrichen]

[10] [In der Zeile der Handschrift zwei Worte unlesbar durchstrichen]

[11] [statt „ist“ *durchstrichen*: „scheint“]

[12] [In der Zeile der Handschrift sechs Worte unlesbar durchstrichen]

deutsche Macht, deutsche Stärke, deutsche Kultur! Ein herrliches Gut ist in unsre Hand gegeben; wir haben es bewahrt und gepflegt[13], nicht nur für uns, sondern für die ganze Menschheit. Dies Gut will man uns rauben! Wir aber wollen es verteidigen *bis zum letzten* Blutstropfen gegen asiatische Halbkultur und gegen welsches Wesen! Deutsche Art,[14] deutsche Treue und deutsche Bildung wollen wir festhalten bis zum letzten Atemzug. Aber auch jeden Fußbreit deutschen Landes in Ost und West wollen wir behaupten gegen jeden Versuch, uns das Unterpfand unsrer deutschen Einheit, den mit dem Blut unsrer Väter getränkten Boden Elsaß-Lothringens zu rauben. Wie wir jeden Fußbreit Landes in Ost und West und vor allem unsre Reichslande, die mit dem Blute unsrer Väter getränkt sind, behaupten wollen, die[15] Frankreich, bereit seine ganze Existenz einzusetzen, uns wieder entreißen will, so wollen wir auch deutsche Art, deutsche Treue und deutsche Bildung festhalten bis zum letzten Atemzug![16]

Mit Meinem geliebten deutschen Volk fühle ich mich in dieser großen Stunde eins in der sicheren Erkenntnis, daß jetzt *jedes Schwanken, jedes Zögern Verrat am Vaterland ist*, und in dem festen Willen, kein Opfer[17] zu scheuen[18]. Ich rufe die Männer und die Jünglinge, die Frauen und die Jungfrauen[19]: sie alle mögen[20] von dem Einen Gedanken erfüllt sein, alles daran zu setzen, für unsre[21] höchsten Güter und die Ehre des teuren Vaterlands[22]!

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, stark im Vertrauen auf

---

[13] [nach „gepflegt“ *gestrichen*: „ausgebildet“]

[14] [Einschub unten von „deutsche Art“ bis „zu rauben“. Hierdurch erklärt sich die Wiederholung im folgenden Abschnitt.]

[15] [von „die“ bis „will“ Einschub am Rande]

[16] [In der Zeile der Handschrift *durchstrichen*: „Jedes Schwanken, jedes Zögern ist jetzt Verrat am Vaterland“.]

[17] [In der Zeile der Handschrift *durchstrichen*: „für unser teures Vaterland“]

[18] [nach „scheuen“ *durchstrichen*: „Euch, den Männern, rufe ich zu“.]

[19] [hinter: „Jungfrauen“ *durchstrichen*: „ein Jeder und eine Jede“.]

[20] [nach: „mögen“ *durchstrichen*: „in den kommenden Tagen alles andere bei Seite“]

[21] [nach: „unsre“ *durchstrichen*: „gute Sache“.]

[22] [nach: „Vaterlands“ *durchstrichen*: „Als Knecht vermag kein Deutscher zu leben, und der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte, und als Knecht vermag kein Deutscher zu leben! Darum wohlan und auf zum Kampf! Hat es je eine gute Sache im Kriege gegeben, so ist es die unsrige. Darum wird auch der Sieg der unsre sein! Gott mit uns!“]

unsre gute Sache, stark im Vertrauen auf unsre gute Wehr, stark vor allem im Vertrauen auf *Gott*, der unsere *Väter* in gleich ernster Stunde vor 100 Jahren nicht verlassen hat. Ihnen würdig zu leben oder zu sterben, sei unsre Losung[23].

IV.
Im Vergleich: Harnacks Entwurf und der Kaiseraufruf
Drei unterschiedliche Bewertungen

Der Textvergleich zeigt schnell, dass von Harnacks Entwurf im endgültigen, sehr kurzen Aufruftext (6.8.1914) des Kaiser nur noch vergleichsweise wenig übriggeblieben ist. Axel von Harnack gibt offenbar dem Entwurf seines Vaters den Vorzug: „In politischer Beziehung war Harnack deutlicher und konkreter als der spätere Aufruf. Statt von ‚asiatischer Halbkultur und welschem Wesen' spricht der kaiserliche Appell nur von ‚offenkundiger und heimlicher Feindschaft von Ost und West' und flickt dann noch die dürftigen Worte ‚von jenseits der See' ein. Es ist wohl das Mindeste von dem, was man angesichts der damaligen Stimmung England gegenüber sagen konnte. Als Harnack seinen Auftrag erhielt, ahnte er nicht, daß zur gleichen Stunde die englische Kriegserklärung erfolgte […] Hinsichtlich des tieferen Anlasses zum Kriege drückte sich der kaiserliche Aufruf vorsichtiger aus als der Entwurf. Man glaubt wohlüberlegte Zurückhaltung zu spüren, um sich irgendwelche Wege offenzuhalten. Harnack spricht davon, daß der Bundesgenosse ‚schwere Freveltat rächen müsse'; der Aufruf läßt ihn ‚um sein Ansehn als Großmacht kämpfen'. Realpolitisch war wohl der Aufruf im Recht, denn ein Mord am Thronfolger ist an sich noch kein Kriegsgrund – aber man vermißt im kaiserlichen Aufruf die Erwähnung der Bluttat von Serajewo als des auslösenden Elementes. – Im Entwurf durchstrichen hat Harnack einen Satz, der so begann: ‚Hat es je eine gute Sache gegeben …' Harnack war durchdrungen von dem Gedanken, daß Deutschland im Recht war

[23] [nach: „Losung" *durchstrichen*: „denn ehrlos vermag kein Deutscher zu leben!"]

– aber er hielt es wohl nicht für angebracht, daß ein kaiserlicher Aufruf dem Urteil der Geschichte vorgriff. Auch hatte er schwere Bedenken angesichts der Haltung Deutschlands Während der Julitage und übte Kritik an bestimmten Maßregeln. – Welche Güter sollten geschützt und verteidigt werden? Der Aufruf spricht von ‚deutschem Wesen', ohne dies blutlose Wort zu erläutern – bei Harnack finden wir die Werte wirklich aufgeführt, für die gekämpft werden sollte. Es sind die deutsche Kultur, die deutsche Bildung im weitesten Umfange. Der wesentliche Unterschied beider Staatsschriften liegt nicht auf politischem, sondern auf religiösem Gebiet. – Der Harnacksche Entwurf hat einen tief religiösen Gehalt und spricht die Sprache der Lutherbibel. Für Harnack war dieser Gedankeninhalt in dieser Stunde der gegebene und diese Sprache die sich von selbst darbietende. Hier strömten dem Theologen die Gedanken zu. Wenn die Reichsregierung diese kraftvolle Färbung und den kostbaren Gehalt des Entwurfs beiseite ließ (nur am Schluß findet sich eine Anrufung Gottes), so gewiß nicht deshalb, weil es dem Kaiser an religiösem Empfinden mangelte oder ihn die hier angeschlagenen Töne nicht berührten. Es lag sogar nahe, in diesem Augenblick vom Gottesgnadentum zu sprechen. Die Fortlassung geschah wohl aus Rücksicht auf die Millionen sozialdemokratischer Arbeiter, die dem Staatskirchentum fremd, ja ablehnend gegenüber standen und mit solchen Worten nicht mehr ansprechbar waren. Sie sollten freudig dem Rufe des Kaisers folgen und durften nicht zurückgestoßen werden. Diese Erwägung ist nicht von der Hand zu weisen. Ähnlich steht es mit dem Harnackschen, ebenfalls unterdrückten Gedanken, daß das deutsche Volk Verpflichtungen für die Menschheit habe. Harnack erstrebt Volkstümlichkeit in biblischer Sprache; der kaiserliche Aufruf legt auf Allgemeinverständlichkeit der politischen Darlegung Wert. – Harnacks Entwurf gewährt Einblick in die Stimmung des maßvollen Teils der deutschen Oberschicht beim Ausbruch des Krieges. Von Völkerhaß, wie er sich alsbald in weiten Kreisen auch der Professorenschaft entwickelte, ist nichts zu spüren, auch nicht von angemaßtem Richtertum über andere Völker – wohl aber von tiefer Erbitterung und von schwerer Kränkung. Als der Aufruf erschien, genossen die Erklärungen des deutschen Kaisers und der Reichsregierung in Deutschland vollen öffentlichen Glauben und hatten die innere Wahrheit für sich. – Wer den kaiserlichen Aufruf schließlich formuliert hat,

und ob dabei noch andere Entwürfe vorlagen, ist meines Wissens nicht bekannt – Harnack hat es jedenfalls nicht erfahren."[24]

Kritisch konstatiert KARL HAMMER zwei Jahrzehnte später: „Harnacks persönliche, nicht unbedeutende Rolle zu Anfang dieser Tragödie [des Ersten Weltkriegs] beginnt mit der Schlußvorlesung seiner Dogmengeschichte am 1. August 1914, die durch die Aufzeichnungen des damaligen Studenten W. Heilmann auf uns gekommen ist. – ‚Die höchste Rechtfertigung des Krieges' entnimmt Harnack dem alten Liede ‚Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte …'[25], das er an den Anfang seiner Rede stellt. ‚Mit hinziehen zu können' in den Krieg ist in dieser Idealisierung denn auch ‚nicht Förderung, nicht … Einladung, sondern … Vergünstigung'. Die alte Humanistenlosung ‚kein schön'rer Tod ist auf der Welt als vor dem Feind gefallen' und die konservativ protestantische ‚mit Gott für König und Vaterland!' finden sich hier auf engem Raum neben der neuen, bis 1945 immer wieder mißbrauchten Parole ‚bis zum letzten Blutstropfen für das Vaterland einzutreten'! Die konsequente Wirkung dieser stimulierenden Vorlesung war am Ende das impulsive Anstimmen des Lutherliedes durch die Studenten. – Vom gleichen Tenor apologetischer Idealisierung des ‚gerechten' Verteidigungskrieges in Notwehr getragen ist der viel bedeutendere Entwurf Harnacks des öffentlichen Kaiseraufrufs vom 6. August 1914, in welchem sich Wilhelm II. ‚an das deutsche Volk' – nicht mehr, wie noch Friedrich Wilhelm III. hundert Jahre früher (1813) ‚an *mein* Volk!' – wandte. Dem angesehenen Theologen wurde diese hohe Ehre auf Grund seiner guten, auch verwandtschaftlichen Beziehungen zu Hofkreisen (Delbrück) zuteil. Ein Vergleich zwischen Harnacks Entwurf und dem vom Kaiser verlesenen Manuskript lehrt, daß die Art der moralischen Rechtfertigung des Krieges eindeutig auf dem Boden des Theologen entstanden ist, auch wenn deren ‚theologische Begründung fast vollständig herausgelassen wurde'. Einigermaßen peinlich nahmen die Sprache von zwei bis drei Jahrzehnten später Passagen wie folgende vorweg: ‚Um Sein oder Nichtsein unseres Vaterlandes handelt es sich; um deutsche

---

[24] HARNACK 1953, S. 618-619. (Fußnoten hier fortgelassen)

[25] [Anm. pb: Das Lied wurde 1812 gedichtet von Ernst Moritz Arndt, den Harnacks Vater in Bonn noch persönlich kennengelernt hatte und verehrte: vgl. KAUFMANN 2005, S. 169.]

Macht, deutsche Stärke, deutsche Kultur! […]' […] Der *Stil* dieser Anfangsdokumente weist Harnack bruchlos in die Reihe kriegsverherrlichender deutsch-nationaler Theologen, die von den sogenannten Befreiungskriegen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges reicht. Das Glaubensbekenntnis zu ‚deutsch über alles' und das Anathema gegen ‚asiatische Halbkultur und welsches Wesen' ist bei ihm so deutlich ausgedrückt, wie bei vielen seiner Kollegen, Vorläufer, Zeitgenossen und Nachfolger."[26]

Auch THOMAS KAUFMANN zählt Harnacks Ausführungen im Aufruf-Entwurf für den Kaiser zur „Linie einer uneingeschränkten Affirmation der wilhelminischen Kriegspolitik und ihrer Begründung mit dem Neid der Feinde, die Deutschland umkreisen und ihm den Krieg aufzwingen"[27]. Er schreibt hierzu: „Instruktiv ist der Vergleich zwischen Harnacks Entwurf und der dann veröffentlichten Schlussfassung des Aufrufs: Harnacks Wendung hinsichtlich des Kriegsgrundes – ‚Aber die Feinde neiden uns den Erfolg unserer Arbeit' – übernahm der Kaiser, die schöpfungstheologische Begründung, die Harnack vorsah, ließ er aber fallen. Harnack hatte formuliert: ‚da gibt es keine Geduld mehr; denn Gott der Herr hat das deutsche Volk erschaffen, damit es den Beruf auf Erden erfülle, zu dem Er es verordnet hat. Das wollen die Feinde verhindern.' Als Zweck des Krieges hatte Harnack angegeben: ‚Um Sein oder Nichtsein unseres deutschen Vaterlands handelt es sich, um deutsche Macht, deutsche Stärke, deutsche Kultur!' Diese Reihung war in der Endfassung ‚deutscher Macht' und ‚deutsche[m] Wesen' gewichen. Auch Harnacks Vorschlag, den Kampf als ‚gegen asiatische Halbkultur und gegen welsches Wesen' gerichtet auszuweisen, fand keine Aufnahme, unter anderem wegen der zwischen Harnacks Entwurf und endgültiger Publikation des Aufrufs, dem 4. und dem 6. August 1914, erfolgten Kriegserklärung Englands. Ähnlich erging es der Wendung ‚Deutsche Art, deutsche Treue und deutsche Bildung sollen wir festhalten bis zum letzten Atemzug', die Harnacks Entwurf gleich zweimal vorsah. Und auch die gebietspolitischen Hinweise Harnacks, die sich namentlich auf Elsass-Lothringen bezogen, wurden nicht übernommen.

---

[26] HAMMER 1972, S. 87-88. (Fußnoten hier fortgelassen)

[27] KAUFMANN 2005, S. 198.

Instruktiv ist auch eine weitere geschichtstheologische Wendung: Harnack hatte unter Rückgriff auf einen Aufruf Friedrich Wilhelms III. aus dem Jahre 1813 vom ‚Vertrauen auf Gott, der unsere Väter in gleich ernster Stunde vor 100 Jahren nicht verlassen hat' gesprochen, also an den Geschichtserweis Gottes im Kampf gegen die napoleonischen Truppen erinnert. Der Kaiser jedoch hat diese Wendung ihrer historischen Konkretion entnommen und ins Allgemeine erweitert: ‚Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war.' Die an verschiedenen Stellen erkennbare Eliminierung protestantisch geprägter religiöser Sprachformeln, die den Entwurf und die Endfassung des Aufrufs signifikant unterscheidet, dürfte vor allem der Absicht geschuldet sein, alle Schichten des deutschen Volkes unter Einschluss des katholischen Milieus und der sozialdemokratischen Arbeiterschaft zu erreichen. Auch der für Harnacks Verständnis des Krieges entscheidende Hinweis auf die deutsche Kultur und die deutsche Bildung, die es gegen die neidischen Feinde zu erhalten gelte, war wohl mit Rücksicht auf die ‚Popularität' gestrichen worden."[28]

Aus friedenstheologischer Sicht kann man selbstredend nur glücklich sein, dass nicht noch mehr Passagen aus Harnacks Entwurf Eingang in den Kaiser-Aufruf vom 6. August 1914 gefunden haben und insbesondere einige erschreckende kriegstheologische Wendungen („Zu den Waffen! Gott will es!"; Deutschlands von Gott verordneter „Beruf auf Erden") unberücksichtigt geblieben sind.

[28] KAUFMANN 2005, S. 197-198.

3.
Harnacks Rede zur „Deutsch-amerikanischen Sympathiekundgebung“

(11. August 1914 im Berliner Rathaus)[29]

Bürger und Bürgerinnen der Vereinigten Staaten, meine Damen und Herren! Es ist mir eine Freude und Ehre zugleich, an dem heutigen Tage nach der Rede unseres hochverehrten Herrn Oberbürgermeisters auch noch einige Worte an Sie richten zu dürfen.

Lassen Sie mich mit einer persönlichen Erinnerung beginnen: Vor gerade zehn Jahren war ich in den Vereinigten Staaten und habe unvergeßliche Erinnerungen dort aufgenommen. Welcher Eindruck war nun der stärkste? – Nicht der brausende Fall des Niagara, nicht die wunderbare Einfahrt in den Hafen von New York mit seinen Riesenbauten, nicht die ungeheure Weltausstellung von St. Louis in ihrer stolzen Größe, nicht die herrlichen Universitäten von Harvard und Columbia oder die Kongreßbibliothek in Washington – das alles sind Werke entweder der Technik oder der Natur, und die können nicht unsere tiefste Bewunderung und den tiefsten Eindruck erregen. Was war der tiefste Eindruck? Es war ein doppelter: Erstlich das große Werk der amerikanischen Nation und sodann die amerikanische Gastfreundschaft.

Das große Werk der amerikanischen Nation, das ist sie selbst! Aus den kleinsten Anfängen hat sich die amerikanische Nation seit 200 Jahren zu einer Weltnation von mehr als 100 Millionen Seelen entwickelt und einen ganzen Weltteil vom Atlantischen Ozean bis zum Stillen und von den großen Seen bis Westindien nicht nur besetzt, sondern auch zivilisiert; aber nicht nur zivilisiert – alles, was eingewandert ist, hat diese

[29] Textquelle | HARNACK 1916b, S. 283-290; ebd., S. 278 als editorischer Hinweis: „in der ‚Internationalen Monatsschrift‘ 1914, 1. Oktober, erschienen. – Ich habe die Rede bei der deutsch-amerikanischen Sympathiekundgebung (11. Aug. 1914) nicht unterdrücken wollen – obgleich ihr Optimismus durch Tatsachen widerlegt erscheint –, weil es noch immer ein beträchtlicher Teil der Amerikaner ist, mit dem wir uns innerlich verbunden fühlen und weil es auch herüber und hinüber noch Unkenntnis und Mißverständnisse gibt, auf deren Beseitigung wir hoffen dürfen.“

Nation mit unbeschreiblicher Kraft zusammengeschmolzen, zusammengeschmolzen zur Einheit einer großen, edlen Nation von „educated men“. Das ist in der Geschichte überhaupt noch nicht vorgekommen: Schon nach zwei oder höchstens nach drei Generationen – wer auch immer kommen mag – sind alle eingeschmolzen in den amerikanischen Körper und in den amerikanischen Geist, und dies geschieht ohne kleinliche Maßregeln, ohne Polizeigewalt: in den festen Rahmen dieses Volkes fügt sich ohne Zwang jede Eigenart willig ein, wird amerikanisch und behält doch eben ihr Eigenes. Die Welt hat solch ein Schauspiel noch nicht gesehen, aber sie sieht es immer noch fort und fort. Sie hört und sieht die Tatsache – daß jeder Einwanderer nach kurzer Zeit freudig einerseits bekennt: „Amerika ist jetzt mein Vaterland !“ und andererseits sein altes Mutterland nicht nur nicht vergißt, sondern ungestört das Band mit ihm aufrechterhält. Ja, das ist eine nationale Kraft und Freiheit zugleich, die Ihnen nicht so leicht jemand nachmacht! Aber weiter: zu diesen, die zu Ihnen gewandert sind, gehören Millionen von Deutschen, ein paar Millionen! Seit mehr als 100 Jahren – wo soll ich anfangen von ihnen zu erzählen – seit den Tagen von Steuben und von Karl Schurz – aber, wie soll ich Namen nennen? – sie wurden alle aufgenommen als Brüder, haben ihr Bestes gebracht und haben ihr Bestes nicht verloren. Mehr kann ich nicht sagen. Und weiter, was ist denn das für ein Geist, der sie erfaßt hat? Jedem einzelnen hat er äußerlich und innerlich seinen Stempel aufgedrückt. Nun, über diesen Geist werde ich nachher noch ein paar Worte reden. Jetzt will ich nur sagen: es ist der Geist des bürgerlichen Mutes und der bürgerlichen Freiheit! Und aus dieser Einheit nun trat mir bei meiner Anwesenheit eine einheitliche ungeheure Arbeitsleistung entgegen als das Werk dieser Nation. Bei dieser Leistung ist jeder einzelne beteiligt; es ist eine Arbeitsleistung in Landwirtschaft, in Technik und – wir wissen es an den deutschen Universitäten seit mehreren Jahrzehnten – eine außerordentliche Leistung auch in der Wissenschaft. Und diese Arbeitsleistung wird geübt in einer Mischung, wie wir sie in Europa auch nicht haben, nämlich in einer Mischung von guter alter Erbweisheit, die aus der Geschichte Europas mitgebracht worden ist, und einem jugendlichen Mute, fast möchte ich sagen: einem kindlichen Sinn. Dieses beides verbunden, diese Umsicht und zugleich dieser Jugendmut, der mir überall entgegengetreten ist und der dem ameri-

kanischen Werk den Stempel aufgedrückt hat, ist, was ich bewundert habe.

Und das zweite war die amerikanische Gastfreundschaft – „hospitality"! Wie ein warmer Luftstrom umgab mich und meine Freunde überall diese Gastfreundschaft. Wo wir standen und gingen, da atmeten wir die Luft dieser Freundschaft. Ja, fast machte sie uns willenlos, weil sie uns jeden Plan und jede Sorge von vornherein wegnahm. Wie Postpakete der Freundschaft wurden wir von Ort zu Ort, von einem Ort zum andern geschickt, wie gute Freunde, als hätten wir uns stets gekannt. Nun, das war ein Erlebnis, für welches alle – und wer hätte es nicht erlebt von uns Deutschen, der herübergekommen ist – stets dankbar sein werden. Das ist unvergessen! Aber so schön und groß das war, Ihre Nation hat der unserigen noch etwas Unvergeßlicheres geleistet. In jenen schrecklichen Tagen des Jahres 1870, als soundso viele Deutsche in dem unglücklichen Paris eingeschlossen waren, da hat der amerikanische Botschafter die Sorge für dieselben übernommen. Und was Amerika damals getan hat, das tut es heute wieder an allen unseren Mitbürgern, die, leider in Feindesland vom Kriege überrascht, dort abgeschlossen sind. Sie sind der Sorge des amerikanischen Botschafters übergeben, und wir wissen ganz genau, wie wenn es schon geschehen wäre, diese Sorge wird die treueste und beste sein. Das, meine Freunde, heißt ein Freundschaftsdienst, der nicht konventionell ist, sondern das sind Freundschaftsdienste, wie es im Katechismus heißt: „Gib uns unser täglich Brot und gute Freunde." Die gehören zusammen.

Nun aber die Frage zu beantworten, warum Sie unsere guten Freunde sind, da müssen wir etwas nachdenken, denn die Antwort, die wir vielleicht noch vor wenigen Tagen gegeben hätten: Sie sind unsere guten Freunde als unsere Blutsverwandten – die Antwort zieht leider nicht mehr. Das ist vorbei! Gebe Gott, daß man das in späteren Tagen einmal wieder wird sagen können, aber in einem Falle, der unsere Herzen soeben aufgerissen hat, hat es sich bewiesen, daß Blut nicht dicker ist als Wasser. Aber, wo ist denn der tiefe Grund dieser Freundschaft? Liegt er in dem, was ich angedeutet habe, daß wir so viele Landsleute drüben haben, daß sie so freundlich aufgenommen worden sind, daß sie für den Aufbau des Körpers und des Geistes Amerikas viel getan haben, oder daß wir hier so viele Amerikaner als Freunde sehen? Das ist gewiß auch

eine wichtige Sache, aber nicht der letzte Grund.

Meine Damen und Herren! Wo es sich um ein starkes, felsenfestes Verhältnis handelt, da ist immer das Tiefste im Spiel. Und was hier im Spiel ist, nun, das zeigt uns in diesem Augenblicke die Geschichte und schreibt es mit ehernen Griffeln vor unsere Augen: weil wir einen gemeinsamen Geist haben, der bis in die Tiefe unseres Herzens dringt. Ja, weil wir einen gemeinsamen Geist haben, der bis in die Tiefe unseres Herzens dringt, darum sind wir Freunde! Und was ist das für ein Geist? Nun das ist der Geist der tiefen religiösen und sittlichen Kultur, die wir in einer Reihe von Jahrhunderten erlebt haben und von der aus dieser amerikanische kräftige Schößling aufgeblüht ist.

Zu dieser Kultur gehören drei Dinge, oder besser, sie beruht auf drei Pfeilern. Der eine Pfeiler ist die Anerkennung des unendlichen Wertes jeder Menschenseele, daher die Anerkennung der Persönlichkeit und der Individualität. Diese sind geachtet, gepflegt und gewollt. Das ist der eine Punkt unserer Kultur. Und der zweite Punkt ist die Anerkennung der Pflicht, dieses eben genannte teure Leben für jedes große Ideal: „Gott, Freiheit, Vaterland“ stets aufs Spiel zu setzen. So teuer das Leben von uns, Amerikanern und Deutschen, geschätzt wird, das Leben, das Menschenleben, so sicher geben wir es willig und freudig hin, sobald eine hohe Sache es Verlangt. Und der dritte Pfeiler ist der Respekt vor dem Recht und dazu die Fähigkeit zu kraftvoller Organisation auf allen Linien und in allen Gemeinschaften. Aber nun steigt gegenüber der Kultur auf diesen drei Pfeilern: Persönlichkeit, Pflicht alles zu opfern für Ideale, Recht und Organisation – nun steigt neben dieser Kultur eine andere Kultur vor meinem Blicke auf, eine Kultur der Horde, die patriarchalisch regiert wird, des Haufens, der von Despoten zusammengescharrt und zusammengehalten wird, die byzantinische – ich muß weit ausholen – mongolisch-moskowitische Kultur.

Das war auch einmal eine Kultur; aber es ist schon lange her. Diese Kultur hat schon das Licht des 18. Jahrhunderts nicht vertragen können, noch weniger das Licht des 19. Jahrhunderts, und nun bricht sie im 20. Jahrhundert aus und bedroht uns – diese unorganisierte Masse, diese Masse Asiens –, wie die Wüste mit ihrem Sande will sie unsere Saatflächen überschütten. Das wissen wir. Wir erfahren es eben. Das wissen auch die Amerikaner, denn es muß jeder wissen, der auf dem Boden

unserer Kultur steht und mit scharfem Blick die Gegenwart betrachtet, auch sie wissen, daß es gilt: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“ Diese unsere Kultur, der Hauptschatz der Menschheit, war vornehmlich drei Völkern, ja, ihnen fast allein, anvertraut: Uns, den Amerikanern und – den Engländern! Weiter sage ich nichts. Ich verhülle mein Haupt! Zwei sind noch da, um so fester müssen sie zusammenstehen, wo es sich um die Fahne dieser Kultur handelt. Es geht ums Ganze, um unsere geistige Existenz, und die Amerikaner werden wissen, daß dies auch ihre Existenz ist. Wir haben eine gemeinsame Kultur und eine gemeinsame Pflicht, sie zu verteidigen!

Euch aber, amerikanische Bürger und Bürgerinnen, geben wir das heilige Gelöbnis, daß wir unser Gut und Blut bis zum letzten Tropfen für diese Kultur einsetzen werden. Soll ich euch noch sagen, indem ich dieses Gelöbnis abgelegt habe, daß wir euch, wie es der Oberbürgermeister in so treuen Worten versichert hat, hier auf unserem Boden selbstverständlich schützen und fördern und für euch alles tun werden? Wenn wir das Größere versprochen haben, werdet ihr sicher sein, daß wir diese Lappalien besorgen werden.

Aber ihr, meine lieben Landsleute, Männer und Frauen, wir alle erinnern uns täglich und so auch jetzt in dieser Stunde daran, was uns jetzt umgibt! Es ist eine tiefernste, aber eine herrliche Zeit. Was durften wir in den letzten Tagen erleben: keiner unter uns steht mehr als blasierter oder kritischer Zuschauer neben dem wirklichen Leben, sondern ein jeder steht in dem Leben, und zwar in dem höheren Leben. Mitten drin! Gott hat uns mit einem Male aus der Misere des Tages heraufgebracht auf eine Höhe, auf der wir noch nie innerlich gestanden haben. Aber überall, wo Leben ausbricht, höheres oder überhaupt Leben, wo es eine Lust wird zu leben, da ist das Leben vom Tode rings umgeben, wie bei jeder Geburt, wenn etwas Neues zutage tritt, und ebenso, wenn das Teuerste behauptet werden soll – da steht der Tod dicht beim Leben. Aber wir wissen auch: wenn in dieser Weise Leben und Tod sich miteinander verschlingen, das höchste Leben und der leibliche Tod, da hört jede Todesfurcht auf. In dieser Verschlingung gibt es nur Leben, und lebendig geht man in den Tod und durch den Tod. Da fällt mir ein altes Lied ein, es ist das gewaltige Siegeslied unserer Väter; es handelt von unserem Herrn; aber wir sterben mit ihm und wiederum, wir leben mit ihm:

„Es war ein wunderbarer Krieg,
Da Tod und Leben rungen,
Das Leben, das behielt den Sieg,
Es hat den Tod verschlungen.
Die Schrift hat verkündet das,
Wie ein Tod da den andern fraß,
Ein Spott aus dem Tod ist worden!“

Der Tod, der freiwillig dargebracht wird, er tötet den großen Tod und sichert das höhere Leben. Er macht frei: so spricht Luther!

Lassen Sie mich zum Schluß hier noch eines sagen: Vor uns allen steht in ernsten Stunden ein Bild, und darunter stehen die schlichten Worte: „Er ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz !“ Nun, das große Gehorchen hat auch für uns erst recht begonnen, das große Gehorchen, um deswillen uns so oft in früheren Tagen unsere Nachbarnationen verspottet haben: „sehet! das sind die gehorsamen Deutschen, die Männer, die alles auf Kommando und so gehorsam genau machen!“ Nun werden sie sehen, daß dieses große Gehorchen nicht nur Zucht war und ist, sondern auch Wille! Sie werden sehen, daß dieses große Gehorchen nicht Kleinlichkeit und Tod ist, sondern Kraft und Leben.

Vom Osten – ich sage es noch einmal – zieht der Sand der Wüste an uns heran, von Westen werden wir von alten Feinden und ungetreuen Freunden bekämpft. Wann wird einmal der Deutsche wieder beten und bekennen können:

„Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident,
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.“

Wir wollen hoffen, daß Gott uns die Kraft gibt, daß wir dieses Wort nicht nur für uns, sondern für ganz Europa wieder wahr machen können.

Bis dahin aber, da wir jetzt alle Brunnen unseres höheren Lebens und unserer Existenz bedroht sehen, rufen wir:

„Vater schütze alle Brunnen
Und bewahr’ uns vor den Hunnen!“

4.
Schreiben von elf englischen Theologen an Adolf von Harnack

London, 27.8.1914[30]

Professor Harnack.

Honoured Sir,

We, the undersigned, a group of theologians who owe more than we can express to you personally and to the great host of German teachers and leaders of thought, have noticed with pain a report of a speech recently delivered by you, in which you are said to have described the conduct of Great Britain in the present war as that of a traitor to civilisation.

We are quite sure that you could never have been betrayed into such a statement if you had been acquainted with the real motives which actuate the British nation in the present crisis.

Permit us, in the interests of a better understanding now and subsequently, to state to you the grounds on which we, whose obligations to Germany, personal and professional, are simply incalculable, have felt it our duty to support the British Government in its declaration of war against the land and people we love so well.

We are not actuated by any preference for France over Germany: still less by any preference for Russia over Germany. The preference lies entirely the other way. Next to the peoples that speak the English tongue, there is no people in the world that stands so high in our affection and admiration as the people of Germany. Several of us have studied in German universities. Many of us have enjoyed warm personal friendship with your fellow-countrymen. All of us owe an immeasurable debt to German theology, philosophy and literature. Our sympathies are in matters of the spirit so largely German that nothing but the very strongest

[30] Textquelle | HARNACK 1916b, S. 290-293; ebd., S. 278 als editorischer Hinweis: „in der ‚Internationalen Monatsschrift' 1914, 1. Oktober, erschienen".

reasons could ever lead us to contemplate the possibility of hostile relations between Great Britain and Germany.

Nor have we the remotest sympathy with any desire to isolate Germany, or to restrict her legitimate expansion, commercial and colonial. We have borne resolute witness against the endeavour made by foes of Germany to foment anti-German suspicion and illwill in the minds of our fellow-countrymen.

But we recognise that all hopes of settled peace between the nations and indeed of any civilised relations between the nations, rest on the maintenance inviolate of the sanctity of treaty obligations. We can never hope to put law for war if solemn international compacts can be torn up at the will of any Power involved. These obligations are felt by us to be the more stringently binding in the case of guaranteed neutrality. For the steady extension of neutralisation appears to us to be one of the surest ways of the progressive elimination of war from the face of the earth. All these considerations take on a more imperative cogency when the treaty rights of a small people are threatened by a great World-Power. We therefore believe that when Germany refused to respect the neutrality of Belgium, which she herself had guaranteed, Great Britain had no option, either in international law or in Christian ethics, but to defend the people of Belgium. The Imperial Chancellor of Germany has himself admitted, on August 4th, that the protest of the Luxembourg and Belgian Governments was "just", and that Germany was doing "wrong" and acting "contrary to the dictates of international law". His only excuse was "necessity", – which recalls our Milton's phrase, "necessity, the tyrant's plea". It has cost us all the deepest pain to find the Germany which we love so intensely committing this act of lawless aggression on a weak people, and a Christian nation becoming a mere army with army ethics. We loathe war of any kind. A war with Germany cuts us to the very quick. But we sincerely believe that Great Britain in this conflict is fighting for conscience, justice, Europe, Humanity and lasting peace.

This conviction is deepened by the antecedents of the present unhappy war. In allowing her ally Austria to dictate terms to Servia which were quite incompatible with the independence of that little State, Germany gave proof of her disregard for the rights of smaller States. A similar disregard for the sovereign rights of greater States was shown in the

demand that Russia should demobilize her forces. It was quite open to Germany to have answered Russia's mobilization with a counter-mobilization without resorting to war. Many other nations have mobilized to defend their frontiers without declaring war. Alike indirectly in regard to Servia and directly in regard to Russia, Germany was indisputably the aggressor. And this policy of lawless aggression became more nakedly manifest in the invasion of Belgium. Great Britain is not bound by any treaty rights to defend either Servia or Russia. But she is bound by the most sacred obligations to defend Belgium, obligations which France undertook to observe. We have been grieved to the heart to see in the successive acts of German policy a disregard of the liberties of States, small or great, which is the very negation of civilisation. It is not our country that has incurred the odium of being a traitor to civilisation or to the conscience of Humanity.

Doubtless you read the facts of the situation quite differently. You may think us entirely mistaken. But we desire to assure you, as fellow-Christians and fellow-theologians, that our motives are not open to the charge which has been made.

We have been moved to approach you on this matter by our deep reverence for you and our high appreciation of the great services you have rendered to Christendom in general. We trust that you will receive what we have said in the spirit which it was sent.

We have the honour to be,
Yours very sincerely,

P. J. Forsyth.
M. A., D. D., Aberdeen University. Principal of Hackney College (Divinity School: University of London).

Herbert T. Andrews.
B. A. Oxon. Professor of New Testament, Exegesis, Introduction and. Criticism. New College, London (Divinity School: University of London).

J. Herbert Darlow.
M. A. Cambridge. Literary Superintendent of the British and Foreign Bible Society.

James R. Gillies.
M. A. Edinburgh. Moderator of the Presbyterian Church of England. Pastor of Hampstead Presbyterian Church, London.

R. Macleod.
Pastor of Frognal Presbyterian Church, London.

W. M. Macphail.
M. A. Glasgow. General Secretary of the Presbyterian Church of England.

Richard Roberts.
Pastor of Crouch Hill Presbyterian Church, London.

H. H. Scullard.
M. A. Cambridge, M. A., D. D., London. Professor of Ecclesiastical History, Christian Ethics, and the History of Religious in New College (Divinity School: University of London).

Alex Ramsay.
M. A., B. D. Pastor of the Highgate Presbyterian Church, London.

W. B. Selbie.
M. A., D. D. Principal of Mansfield College, Oxford. Chairman of the Congregational Union of England and Wales.

J. Herbert Stead.
M. A. Glasgow. Warden of the Robert Browning Settlement, London.

„Meine Antwort auf den vorstehenden Brief“

Berlin, den 10. September 1914.[31]

Sehr geehrte Herren!

Die Worte: „Das Verhalten Großbritanniens ist das eines Verräters an der Zivilisation“ habe ich nicht gebraucht, aber sie geben mein Urteil über dieses Verhalten richtig wieder. Der betreffende Satz in meiner Rede lautet: „Unsere Kultur, der Hauptschatz der Menschheit, war vornehmlich drei Völkern, ja ihnen fast allein, anvertraut: Uns, den Amerikanern und – den Engländern. Weiter sage ich nichts. Ich verhülle mein Haupt.“ Zu meinem tiefen Schmerze muß ich auch nach Ihrem Schreiben dieses Urteil aufrechterhalten.

Sie behaupten, England habe lediglich zur Verteidigung der kleinen Nationen Serbien und Belgien und zum Schutze eines internationalen Vertrages das Schwert gezogen und ziehen müssen. Ich sehe in dieser Behauptung zum mindesten eine furchtbare Selbsttäuschung.

Was Serbien anlangt, so steht es fest, daß seine Regierung an dem fluchwürdigen Verbrechen von Serajewo nicht unbeteiligt war, und es steht ferner fest, daß es seit Jahren mit Unterstützung Rußlands die österreichischen Südslawen mit den verwerflichsten Mitteln zu revolutionieren versucht hat. Wenn ihm endlich Österreich ein hartes Ultimatum stellte, ohne doch seinen territorialen Bestand anzugreifen, so war es Pflicht jeder zivilisierten Nation, also auch Englands, dies geschehen zu lassen; denn Österreichs Kaiserhaus, Österreichs Ehre und Österreichs Existenz waren angegriffen. Ließ es Serbien gewähren, so bedeutete das die Herrschaft Rußlands in der östlichen Hälfte des Balkans; denn Serbien ist nichts anderes als eine russische Satrapie, und der von Rußland betriebene Balkanbund richtete sich ausschließlich gegen Österreich. In England ist das genau so bekannt wie bei uns in Deutschland. Wenn Sie,

---

[31] Textquelle | Harnack 1916b, S. 293-299; ebd., S. 278 als editorischer Hinweis: „in der ‚Internationalen Monatsschrift‘ 1914, 1. Oktober, erschienen […] Aus dem Brief an die englischen Theologen (Nr.4) habe ich zwei kleine Satzgruppen entfernt (über den Gebrauch von Dum-Dum-Geschossen seitens der Engländer und über den Fund eines Arsenals englischer Munition in Maubeuge), weil mir ihre Richtigkeit nicht mehr verbürgt erscheint.“

sehr geehrte Herren, trotzdem zu urteilen wagen, es handle sich in diesem Falle lediglich darum, daß man die Selbständigkeit eines kleinen Staates gegen einen großen schützen müsse, so fällt es mir schwer, an Ihre bona fides zu glauben. Nicht um das kleine Serbien handelt es sich, sondern um den Lebenskampf Österreichs und der westlichen Kultur gegen den Panslawismus. Serbien ist doch nur ein vorgeschobener Posten Rußlands, und diesem Staat gegenüber ist Serbiens „Souveränität" weniger als ein Schatten; sie kann also von England nicht verteidigt werden, da sie in Wahrheit gar nicht mehr vorhanden ist. Dazu hat sich Serbien durch den feigsten Mord, den die Weltgeschichte kennt, aus der Reihe der Staaten ausgestrichen, mit denen man auf dem Fuße der Gleichheit verkehrt. Was würde England getan haben, wenn der Prinz von Wales von Emissären eines feindlichen Kleinstaats, der fort und fort die Iren revolutioniert hätte, meuchlings erschossen worden wäre? Würde es ein milderes Ultimatum gestellt haben als Österreich? Aber von dem allen sagen Sie in Ihrem Schreiben nichts, sondern wollen statt der furchtbaren Situation, in die Serbien und Rußland Österreich gebracht haben, nur die Nöte eines bedrängten Kleinstaates sehen, dem man zu Hilfe kommen müsse! So zu urteilen, ist nicht mehr Blindheit, ja es wäre ein himmelschreiendes Verbrechen, wüßte man nicht, daß für Großbritannien Lebensfragen anderer Großmächte überhaupt nicht existieren, weil es nur seine eigenen Lebensfragen und die solcher Kleinstaaten gelten läßt, deren Bestand für Großbritannien wertvoll ist.

Im Grunde ist Ihnen natürlich Serbien ganz so gleichgültig wie uns, ja auch Österreich ist Ihnen gleichgültig, und Sie sehen ein, daß Österreich ein Recht dazu hatte, Serbien zu strafen. Aber weil Deutschland getroffen werden sollte, das hinter Österreich steht, darum ist Serbien der schuldlose Kleinstaat, der geschont werden muß! Was ist nun die Folge? Großbritannien geht mit Rußland gegen Deutschland! Was bedeutet das? Das bedeutet: Großbritannien reißt den Damm ein, der Westeuropa und seine Kultur vor dem Wüstensande der asiatischen Unkultur Rußlands und des Panslawismus geschützt hat. Nun müssen wir Deutsche ihn mit unsern Leibern ersetzen. Wir werden es unter Strömen von Blut tun und durchhalten. Wir müssen durchhalten; denn wir verteidigen die Arbeit von anderthalb Jahrtausenden für ganz Europa und auch für Großbritannien! Aber der Tag, da Großbritannien den Damm

zerriß, kann niemals in der Weltgeschichte vergessen werden. Und ihr Urteil wird lauten: An dem Tage, da sich die russisch-asiatische Macht auf die Kultur Westeuropas stürzte, erklärte Großbritannien, es müsse mit Rußland gehen, weil – „die Souveränität des Mörderstaates Serbien verletzt sei"!

Doch nein – die Verteidigung der Souveränität Serbiens ist nach Ihrem Schreiben nicht der erste, sondern nur der zweite Grund der Kriegserklärung Großbritanniens gegen uns. Der erste Grund ist die Verletzung der Neutralität Belgiens durch uns: „Deutschland hat einen durch ihn selbst garantierten Vertrag gebrochen." Soll ich Sie erinnern, wie Großbritannien mit Verträgen und feierlichen Versprechungen umgesprungen ist? Wie steht es z.B. mit Ägypten?

Aber davon abgesehen – Sie haben in Ihrem Schreiben wiederum die Hauptsache unterschlagen. Wir haben Belgien nicht den Krieg angekündigt, sondern wir haben erklärt: Da uns Rußland und Frankreich zwingen, einen Krieg mit zwei Fronten zu führen (190 Millionen gegen 68 Millionen), so müssen wir zusammenbrechen, wenn wir unseren Aufmarsch nicht durch Belgien nehmen können; wir werden das tun, aber wir werden uns vor jeder Schädigung Belgiens sorgfältig hüten und jeden Schaden ersetzen. Hand aufs Herz! Hätte Großbritannien, wenn es in unserer Lage gewesen wäre, auch nur einen Augenblick gezögert, es anders zu machen? Und – hätte Großbritannien das Schwert für uns gezogen, wenn *Frankreich* die Neutralität Belgiens durch einen Durchmarsch verletzt hätte? Sie wissen ganz genau, daß Sie beide Fragen verneinen müssen!

Unser Reichskanzler hat mit der ihm eigenen skrupulösen Gewissenhaftigkeit erklärt, ein gewisses Unrecht unsrerseits liege hier vor. Ich vermag ihm in diesem Urteil nicht zu folgen und kann auch nicht einmal ein formelles Unrecht anerkennen; denn wir waren in einer Lage, in der es überhaupt Formalien nicht mehr gibt, sondern nur noch sittliche Pflichten. Als David in höchster Not die Schaubrote vom Tische des Herrn nahm, war er ganz und gar im Rechte; denn der Buchstabe des Gesetzes existierte in diesem Moment nicht mehr. Das ist Ihnen so gut bekannt wie mir: Es gibt ein Notrecht, das Eisen bricht, wieviel mehr einen Vertrag! Würdigen Sie unsere Lage! Weisen Sie mir nach, daß Deutschland sich frivol ein Notrecht konstruiert hat, weisen Sie es mir

nach in der Stunde, da Ihr Land noch zu unseren Feinden hinzugetreten ist und wir gegen die halbe Welt zu kämpfen haben! Sie können das nicht; Sie konnten das auch am 4. August nicht, und dennoch haben Sie diesen elendesten aller Vorwände sich genommen – *weil Sie uns vernichten wollten*. Nach Ihrem Briefe, meine Herren, muß ich annehmen, daß Sie zwar persönlich diese Absicht weit von sich weisen; aber glauben Sie selbst und wollen Sie mir wirklich einbilden, Ihre Staatsmänner hätten uns den Krieg erklärt, nur weil wir durch Belgien durchzumarschieren entschlossen waren? Für so töricht und frivol können Sie Ihre Staatsmänner nicht halten!

Aber ich bin noch nicht am Ende. Nicht wir sind es gewesen, die die Neutralität Belgiens zuerst verletzt haben. Belgien, wie wir befürchten mußten und wie wir jetzt, durch Tatsachen belehrt, immer deutlicher sehen, war schon längst mit Frankreich im Bunde und – mit Ihnen. Frankreichs Flieger schwebten über Belgien, bevor wir einmarschierten, Abmachungen mit Frankreich haben stattgefunden. Verabredungen auch mit Ihnen liegen heute aller Welt vor; denn der Kreis der Beweise ist geschlossen und das betrügerische Spiel Großbritanniens ist aufgedeckt. Sie haben Belgien zum Kriege gegen uns ermutigt und verpflichtet, und daher fällt auf Ihr Haupt die furchtbare Verantwortung für all das Elend, das dieses arme Land getroffen hat. Wäre es nach uns gegangen, so wäre keinem Belgier auch nur ein Haar gekrümmt worden!

Wenn nun sowohl Serbien als Belgien nur nichtige Vorwände sind für die Kriegserklärung Großbritanniens gegen uns, so bleibt schlechterdings kein anderer Grund für diese Kriegserklärung übrig als die Absicht Ihrer Staatsmänner, uns zu vernichten oder doch so zu schwächen, daß Großbritannien allein auf der See und in allen fernen Weltteilen regiert. Diese Absicht leugnen Sie für Ihre Person und ich muß Ihren Worten Glauben schenken. Aber leugnen Sie sie auch für Ihre Regierung? Das können Sie nicht; denn offen liegt zutage – wenn Großbritannien sich entschlossen hat, der großen Koalition Rußlands und des von Rußland regierten Frankreichs beizutreten, wenn es alle Gegensätze, die zwischen ihm und Rußland bestehen, beiseite setzt, wenn es nicht nur die Herden der Russen auf uns hetzt, sondern auch skrupellos die Japaner, „die gelbe Gefahr“ über uns und Europa heraufbeschwört, wenn es also seine Pflichten gegen die europäische Kultur ins Meer versenkt – so gibt

es dafür nur eine Erklärung und ein Motiv: England glaubt, die Stunde sei gekommen, uns zu vernichten? Warum will es uns vernichten? Weil es unsere Kraft, unseren Fleiß, unsere Blüte nicht dulden will! Eine andere Erklärung gibt es nicht!

Wir und Großbritannien im Bunde mit Amerika konnten die Geschichte der Menschheit in friedlichem Verein auf eine höhere Stufe heben und in Frieden die Welt leiten, jedem das Seine lassend. Wir Deutschen kannten und kennen kein höheres Ideal als dieses. Um es durchzuführen, haben unser Kaiser und unser Volk während 43 Jahren viele Opfer gebracht. Entsprechend der Entwicklung unserer Kraft konnten Wir mehr beanspruchen, als was wir in der Welt an Land besitzen. Wir haben niemals daran gedacht, diese Ansprüche mit Gewaltmitteln durchzusetzen. Die Kraft unseres Volkes sollte sich in seinem Fleiße bewähren und in den friedlichen Früchten dieses Fleißes. Selbst das hat uns Großbritannien nicht gegönnt; es war neidisch auf unsere Kräfte, neidisch auf unsere Flotte, neidisch auf unsere Industrie und unsern Handel, und der Neid ist die Wurzel alles Übels. Er hat Großbritannien in diesen furchtbarsten Krieg, den die Weltgeschichte kennt, getrieben, dessen Ende unabsehbar ist. Was sollen Sie nun tun, meine Herren, wenn Ihnen die Augen aufgegangen sind über die Politik Ihres Vaterlandes? Ich vermag Ihnen im Namen unserer christlichen Kultur, die Ihre Regierung freventlich aufs Spiel gesetzt hat, nur den einen Rat zu erteilen, Ihr Gewissen ferner nicht mit Serbien und Belgien, die Sie schützen müßten, zu beschwichtigen, sondern umzukehren und Ihrer Regierung in die Zügel zu fallen. Vielleicht ist es noch nicht zu spät. Was uns Deutsche aber betrifft, so ist uns unser Weg sicher vorgezeichnet, nicht aber unser Geschick. Fallen wir, was Gott und unser starker Arm verhüten mögen, so sinkt mit uns alle höhere Kultur in unserem Weltteil ins Grab, zu deren Wächter wir berufen waren; denn weder mit Rußland noch gegen Rußland wird Großbritannien sie in Europa mehr aufrecht erhalten können. Siegen wir – und der Sieg ist uns mehr als eine bloße Hoffnung –, so werden wir uns ebenso wie bisher für die höhere Kultur, für die Wissenschaft und für den Frieden Europas verantwortlich fühlen und den Gedanken weit von uns weisen, eine Hegemonie in Europa aufrichten zu wollen. Wir werden zu jedem stehen, der mit uns in brüderlichem Verein ein friedliches Europa schaffen und erhalten will.

Für die Fortsetzung Ihrer freundlichen Gesinnung gegen mich bin ich Ihnen persönlich dankbar. Ich werde auch ohne Not kein Band zerreißen, das mich mit den aufrichtigen Christen und mit der Wissenschaft Ihres Landes verbindet. Aber zurzeit hat diese Verbindung für mich gar keinen Wert.

Prof. von Harnack.

Postskriptum: Einen Kampf, der Ihnen Ehre macht, können Sie schon jetzt führen. Als vierte Großmacht hat sich gegen Deutschland die internationale Lügenpresse erhoben, überschüttet die Welt mit Lügen gegen unser herrliches und sittenstrenges Heer und verleumdet alles, was deutsch ist. Man hat uns fast alle Möglichkeiten abgeschnitten, uns gegen dieses „Tier aus dem Abgrund“ zu verteidigen. Glauben Sie seinen Lügen nicht und verbreiten Sie die Wahrheit über uns! Wir sind auch heute nicht anders, als *Carlyle* uns Ihnen geschildert hat.

Harnack.

5.
Aufruf deutscher Kirchenmänner und Professoren

An die evangelischen Christen im Ausland[32]
[Mit Harnacks Unterschrift]

4. September 1914

In dem unvergleichlichen weltgeschichtlichen Zeitabschnitt, in dem der Christenheit die Brücke zu der gesamten nichtchristlichen Menschheit geschlagen und ein maßgebender Einfluß auf sie anvertraut war, stehen die christlichen Völker Europas im Begriff, in brudermörderischem Kriege sich gegenseitig zu zerfleischen.

Ein planmäßiges Lügengewebe, das den internationalen Telegraphenverkehr beherrscht, sucht im Auslande unser Volk und seine Regierung mit der Schuld an dem Ausbruch dieses Krieges zu belasten und hat es gewagt, uns und unserem Kaiser das innere Recht zur Anrufung des Beistandes Gottes zu bestreiten. Daher ist es uns, die wir auch unter den Christen des Auslandes als Männer bekannt sind, die an der Ausbreitung des Evangeliums unter fremden Völkern und an der Knüpfung kultureller Bande und freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und anderen christlichen Nationen gearbeitet haben, ein Bedürfnis, vor aller Öffentlichkeit unser Zeugnis über diesen Krieg abzulegen.

Dreiundvierzig Jahre hat unser Volk Frieden gehalten. Wo irgend in anderen Ländern Kriegsgefahren aufstiegen, hat es sich bemüht, sie beseitigen oder mindern zu helfen. Sein Sinn ging auf friedliche Arbeit. Es hat zu dem besten Kulturbesitz der modernen Menschheit sein ehrliches Teil beigetragen. Es sann nicht darauf, anderen Licht und Luft zu nehmen. Es wollte niemand von seinem Platze verdrängen. In friedlichem

[32] Textquelle | Darbietung nach: BESIER 1984, S. 40-45 – dort die Quellenangabe: „Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands, 42 (1915), S. 209-213; vgl. Die Eiche 3 (1915), S. 49-53“.

Wettbewerb mit anderen Völkern entwickelte es die Gaben, die Gott ihm gegeben hat. Seine fleißige Arbeit brachte ihm reiche Frucht. Es gewann auch einen bescheidenen Anteil an der Kolonisationsaufgabe in der primitiven Welt und bemühte sich, seinen Beitrag zur Neugestaltung Ostasiens zu leisten. An der Friedfertigkeit seiner Gesinnung hat es keinen, der die Wahrheit sehen wollte, im Zweifel gelassen. Nur unter dem Zwange der Abwehr frevelhaften Angriffs hat es jetzt das Schwert gezogen.

Während unsere Regierung sich bemühte, die gerechte Sühne für einen ruchlosen Königsmord zu lokalisieren und den Ausbruch des Krieges zwischen zwei benachbarten Großmächten zu verhüten, bedrohte eine von ihnen, während sie die Vermittlung unseres Kaisers anrief, wortbrüchig unsere Grenze und zwang uns, unser Land gegen Verwüstung durch asiatische Barbarei zu schützen. Da traten zu unseren Gegnern auch die, die dem Blute, der Geschichte und dem Glauben nach unsere Brüder sind, und denen wir uns in der gemeinsamen Weltaufgabe wie kaum einem anderen Volk der Erde nahe verbunden fühlten. Einer Welt in Waffen gegenüber erkennen wir es klar, daß wir unsere Existenz, unsere Eigenart, unsere Kultur und unsere Ehre zu verteidigen haben. Keine Rücksicht hält unsere Feinde zurück, wo ihnen nach ihrer Meinung die Aussicht winkt, durch Teilnahme an unserer Vernichtung einen wirtschaftlichen Vorteil oder einen Machtzuwachs, ein Stück unseres Mutterlandes, unseres Kolonialbesitzes oder unseres Handels an sich zu reißen. Wir stehen diesem Toben der Völker im Vertrauen auf den heiligen, gerechten Gott furchtlos gegenüber. Gerade weil dieser Krieg unserem Volke freventlich aufgezwungen ist, trifft er uns als ein einiges Volk, in dem die Unterschiede der Stämme und Stände, der Parteien und der Konfessionen verschwunden sind. In heiliger Begeisterung, Kampf und Tod nicht scheuend, sind wir alle im Aufblick zu Gott einmütig und freudig bereit, auch unser Letztes für unser Land und unsere Freiheit einzusetzen. Auch die begreifliche Aufregung eines Volkes, dessen Neutralität, von gegnerischer Seite bereits verletzt, unter dem Zwang unerbittlicher Not nicht gewahrt bleiben konnte, entschuldigt Unmenschlichkeiten nicht und mindert nicht die Schande, daß solches auf altchristlichem Boden hat geschehen können.

Namenlose Greuel sind gegen friedlich im Auslande wohnende

Deutsche, gegen Frauen und Kinder, gegen Verwundete und Ärzte begangen. Grausamkeiten und Schamlosigkeiten, wie sie mancher heidnische und mohammedanische Krieg nicht aufzuweisen hatte. Sind das die Früchte, an denen jetzt die nichtchristlichen Völker erkennen sollen, wessen Jünger die christlichen Nationen sind?

Ins Innere Mittelafrikas ist der Krieg skrupellos übertragen, obschon dortige militärische Unternehmungen für seine Entscheidung gänzlich belanglos sind, und obschon die Beteiligung von Eingeborenen, die erst seit wenigen Jahren pazifiziert sind, an einem Kriege von weiß gegen weiß die furchtbare Gefahr des Eingebornenaufstandes heraufbeschwört. Diese primitiven Völker lernten das Christentum als die Religion der Liebe und des Friedens kennen im Gegensatz zu Stammesfehde und Häuptlingsgrausamkeit. Jetzt werden sie mit Waffen gegeneinandergeführt von den Völkern, die ihnen dies Evangelium brachten. So werden blühende Missionsfelder zertreten.

In den Krieg, den der Zar als den Entscheidungskampf gegen Germanentum und Protestantismus öffentlich proklamiert hat, ist jetzt unter dem Vorwand eines Bündnisses auch das heidnische Japan gerufen. Die Missionsfelder, die die Weltmissionskonferenz in Edinburg als die wichtigsten der Gegenwart bezeichnete – Mittelafrika mit seinem Wettbewerb zwischen Christentum und Islam um die schwarze Rasse und das sein Leben neugestaltende Ostasien –, werden jetzt Schauplätze erbitterter Kämpfe von Völkern, die dort in besonderem Maße die Verantwortung für die Ausrichtung des Missionsbefehls trugen.

Unsere christlichen Freunde im Auslande wissen, wie freudig wir deutschen Christen die Glaubens- und Arbeitsgemeinschaft, die die Edinburger Weltmissionskonferenz der protestantischen Christenheit als heiliges Erbe hinterließ, begrüßt haben; sie wissen auch, wie wir nach besten Kräften daran mitgearbeitet haben, daß über den christlichen Nationen mit ihren konkurrierenden politischen und wirtschaftlichen Interessen eine in der Erkenntnis ihres gegenwärtigen Gottesauftrages einige und freudige Christenheit erstehe. Es war uns auch Gewissenssache, auf jede Weise politische Mißverständnisse und Verstimmungen aus dem Wege zu räumen und freundschaftliche Beziehungen zwischen den Nationen herbeiführen zu helfen. Wir tragen jetzt den Spott der Leute, daß wir dem christlichen Glauben die Kraft zugetraut haben, die Bosheit

derer zu überwinden, die den Krieg suchten, und begegnen dem Vorwurfe, daß unsere Friedensbestrebungen unserem Volke nur die wahre Gesinnung seiner Feinde verhüllt haben. Doch reut es uns nicht, den Frieden so gesucht zu haben. Unser Volk könnte nicht mit so reinem Gewissen in diesen Kampf ziehen, wenn nicht führende Männer seines kirchlichen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens sich so vielfältig darum bemüht hätten, diesen Brudermord unmöglich zu machen.

Nicht um unseres Volkes willen, dessen Schwert blank und scharf ist, – *um der einzigartigen Weltaufgabe der christlichen Völker in der Entscheidungsstunde der Weltmission willen* wenden wir uns an die evangelischen Christen im neutralen und feindlichen Auslande.

Wir hofften zu Gott, daß aus der Verantwortung der Stunde für die christlichen Völker ein Strom neuen Lebens entspringen werde. Schon spürten wir in unserer deutschen Kirche starke Wirkungen dieses Segens, und die Gemeinschaft mit den Christen der anderen Länder im Gehorsam gegen den universalen Auftrag Jesu war uns heilige Freude.

Wenn diese Gemeinschaft jetzt heillos zerbrochen ist, –

wenn die Völker, in denen Mission und Bruderliebe eine Macht zu werden begannen, in mörderischem Kriege durch Haß und Verbitterung verrohen, –

wenn in den germanischen Protestantismus ein schier unheilbarer Riß gebracht ist, –

wenn das christliche Europa ein edles Stück seiner Weltstellung einbüßt, –

wenn die heiligen Quellen, aus denen seine Völker Leben schöpfen und der nichtchristlichen Menschheit darreichen sollten, verunreinigt und verschüttet werden, –

so *fällt die Schuld hieran*, dies erklären wir hier vor unseren christlichen Brüdern des Auslandes mit ruhiger Gewißheit, *nicht auf unser Volk*. Wohl wissen wir, daß Gott durch dies blutige Gericht auch unser Volk zur Buße ruft, und wir freuen uns, daß es seine heilige Stimme hört und sich zu ihm kehrt. *Darin aber wissen wir uns mit allen Christen unseres Volkes einig, daß wir die Verantwortung für das furchtbare Verbrechen dieses Krieges und alle seine Folgen für die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden von unserem Volke und seiner Regierung abweisen dürfen und müssen. Aus tiefster Überzeugung müssen wir sie denen zuschieben, die das Netz der Kriegsver-*

schwörung gegen Deutschland seit lange [sic] im verborgenen arglistig gesponnen und jetzt über uns geworfen haben, um uns zu ersticken.

Wir wenden uns an das Gewissen unserer christlichen Brüder im Auslande und schieben ihnen die Frage zu, was Gott jetzt von ihnen erwartet, und was geschehen kann und muß, damit nicht durch Verblendung und Ruchlosigkeit in der großen Gottesstunde der Weltmission die Christenheit ihrer Kraft und Legitimation zum Botendienst an die nichtchristliche Menschheit beraubt werde.

Der heilige Gott führt seine Sache auch durch den Sturm der Kriegsgreuel und läßt sich von menschlicher Bosheit sein Ziel nicht verrücken. So treten wir vor ihn mit dem Gebet:

„Dein Name Werde geheiligt!
Dein Reich komme!
Dein Wille geschehe!“

Miss.-Dir. Lic. K. *Axenfeld* (Berlin). Prof. Dr. med. Th. *Axenfeld* (Freiburg). Oberverwaltungsgerichtsrat D. M. *Berner* (Berlin). Oberkonsistorialpräsid. D. H. v. *Bezzel* (München). P. F. V. *Bodelschwingh* (Bethel bei Bielefeld). Prof. D. Ad. *Deißmann* (Berlin). Oberhofpred. D. E. *Dryander* (Berlin). Prof. Dr. R. *Eucken* (Jena). Prof. D. Ad. v. *Harnack* (Berlin). Prof. D. G. *Haußleiter* (Halle). Miss.-Dir. P. O. *Hennig* (Herrnhut). Prof. D. W. *Herrmann* (Marburg). Gen.-Sup. D. Th. *Kaftan* (Kiel). Gen.-Sup. D. Fr. *Lahusen* (Berlin). Past. Paul *Le Seur* (Berlin). Prof. D. Fr. *Loofs* (Halle). Prof. Dr. C. *Meinhof* (Hamburg). Prof. D. C. *Mirbt* (Göttingen). Ed. *de Neufville* (Frankfurt a. M.). Miss.-Dir. D. C. *Paul* (Leipzig). Bankdir. D. W. Frhr. v. *Pechmann* (München). Prof. D. *Richter* (Berlin). M. *Schinckel* (Hamburg). Dir. der Deutsch-Ev. Miss.-Hilfe A. W. *Schreiber* (Berlin). Dir. D. F. A. *Spiecker* (Berlin). Miss.-Dir. Joh. *Spiecker* (Barmen). Miss.-Insp. D. Joh. *Warneck* (Bethel bei Bielefeld). Prof. D. G. *Wobbermin* (Breslau). Prof. Dr. W. *Wundt* (Leipzig).

6.
Der europäische Krieg

Englische Antwort auf den Aufruf der deutschen Theologen[33]
23. September 1914

In England und wie wir glauben auch in Amerika ist ein Schriftstück verbreitet worden, das in der Form eines Aufrufes über den Europäischen Krieg sich an „die evangelischen Christen im Auslande“ wendet und insbesondere auf die Mitglieder der Welt-Missions-Konferenz von Edinburg Bezug nimmt. Der Aufruf ist von Brüdern und Freunden, die mit uns in der christlichen Kirche vereinigt sind, unterzeichnet – von Männern, deren Ehrenhaftigkeit, Bedeutung und guter Glauben über allem Zweifel erhaben sind und deren Namen in der Welt Gewicht haben bei allen, die denken, lehren und beten.

Wir sind erstaunt, daß Männer, die solche Stellungen, wie die Unterzeichner des Aufrufs innehaben, sich zu einer Aussage über die politischen Ursachen des Krieges hergeben konnten, die so auffällig abweicht von dem, was uns als der offensichtliche Tatbestand dieser schweren Stunde der Europäischen Geschichte erscheint. Sie geben in kurzen Worten einen Bericht von den Ereignissen der letzten Monate oder Jahre, aber erwähnen überhaupt nicht die eigentlich springenden Punkte in der Tatsachenreihe, aus der der Krieg hervorgegangen ist.

Es ist für uns nicht leicht gewesen, zu der Handlungsweise der Regierung unseres Landes in dieser Angelegenheit unsere Zustimmung zu geben. Aber die Tatsachen, wie wir sie kennen, haben es für uns unmöglich gemacht, uns anders zu entscheiden. Ueber diese Tatsachen geben wir hier eine kurze, aber sorgfältige Uebersicht, die aus den amtlichen Veröffentlichungen stammt, deren Genauigkeit nicht in Frage gestellt werden kann. Auf diese Tatsachen gründen wir die uns selbst sicher gewordene Ueberzeugung, daß für Menschen, die den Wunsch haben, die

[33] Textquelle | Darbietung nach: BESIER 1984, S. 45-52 – dort die Quellenangabe „Englisches Original in: Karlström, Nils: Kristna Samförståndssträvanden under Världskriget 1914-1918, Stockholm 1947, S. 602-607; Übersetzung nach: Die Eiche 3 [1915], S. 56-62“.

absolut bindende Treuverpflichtung für gegebenes Wort und die Pflicht der Verteidigung schwächerer Nationen gegen Gewalttat und Unrecht aufrecht zu erhalten, keine andere Möglichkeit offen war als die, die unser Land gewählt hat.

1. Der Gang der Verhandlungen.

Am 24. Juli sagte Sir Edward Grey dem deutschen Gesandten, daß, „wenn das österreichische Ultimatum gegen Serbien nicht zu Störungen zwischen Oesterreich und Rußland führte", er „nichts damit zu tun hätte". Er schlug vor, daß „die vier Mächte Deutschland, Italien, Frankreich und wir gemeinsam gleichzeitig in Wien und Petersburg zu Gunsten einer maßvollen Haltung für den Fall einer Verschärfung der Beziehungen zwischen Oesterreich und Rußland arbeiten sollten". (Englisches Weissbuch Cd. 7467 Nr. 11.) Der deutsche Staatssekretär erklärte am 25. Juli seine volle Bereitwilligkeit, diesem Vorschlag beizutreten. (Nr. 18.)

Als die serbische Antwort von Oesterreich abgelehnt war, schlug Sir Edward Grey am 26. Juli vor, daß der französische, italienische und deutsche Gesandte sofort eine Zusammenkunft mit ihm haben sollten, „zu dem Zweck, einen Ausweg zu finden, der Komplikationen verhüten würde". (Nr. 36.) Deutschland, das als einziger Staat Einwände dagegen erhob, trifft allein die Verantwortung für das Mißlingen dieses Vorschlages. Die deutsche Regierung konnte, obwohl sie „im Prinzip" einer Vermittlung zwischen Rußland und Oesterreich günstig gegenüberstand, nicht die besondere Methode einer Konferenz, wie sie vorgeschlagen war, billigen, brachte aber, obgleich dazu aufgefordert, keinen Ersatzvorschlag vor.

Endlich im letzten Augenblick machte Sir Edward Grey einen neuen Versuch zur Aufrechterhaltung des Friedens. „Ich erklärte dem deutschen Gesandten heute morgen (31. Juli), daß, wenn Deutschland irgend einen angemessenen Vorschlag vorbrächte, der es deutlich machte, daß Deutschland und Oesterreich versuchten, den Europäischen Frieden aufrecht zu erhalten, und daß Rußland und Frankreich unverständig wären, wenn sie ihn ablehnten, ich denselben in St. Petersburg und Paris

unterstützen und sogar soweit gehen würde zu erklären, daß, wenn Rußland und Frankreich ihn nicht annehmen würden, die Regierung Seiner Majestät nichts mehr mit den Folgen zu tun haben wollte; aber im anderen Falle, sagte ich dem deutschen Gesandten, würden wir, wenn Frankreich in den Krieg verwickelt werden sollte, gleichfalls hineingezogen werden". (Nr. 111.)

Nichts konnte offensichtlicher zeigen, daß unsere Regierung bis zum äußersten sich bemühte, den Frieden Europas aufrecht zu erhalten, und daß sie nicht die Mitwirkung der deutschen Regierung bei ihren Bemühungen erhielt.

2. Die Neutralität Belgiens

Die eigentliche Beteiligung Englands an dem gegenwärtigen Kriege ergab sich direkt aus der Frage der Neutralität Belgiens.

Die ursprüngliche Garantieerklärung der Neutralität Belgiens findet sich in Artikel 7 des Vertrages von London (19. April 1839) zwischen England, Oesterreich, Frankreich, Rußland und Preußen auf der *einen*, und den Niederlanden auf der *anderen* Seite.

Der Artikel lautet: „Belgien soll einen unabhängigen und dauernd neutralen Staat bilden. Es untersteht der Verpflichtung, solche Neutralität gegen alle anderen Staaten zu beobachten". Beim Ausbruch des französisch-preußischen Krieges von 1870 wurden identische Verträge zwischen England und Frankreich, und zwischen England und Preußen, das dabei für sich selbst und für seine Bundesgenossen handelte, in London unterzeichnet. Den Verträgen ging in jedem Falle eine formelle Erklärung von seiten der kriegführenden Mächte voraus, wonach sie die Neutralität Belgiens achten wollten.

Die preußische Note stellte ausdrücklich fest, daß die Preußische Regierung eine solche Erklärung für überflüssig hielt angesichts der bestehenden Verträge, ja noch mehr, die Verträge von 1870 erkannten ausdrücklich Artikel 7 des Vertrages von 1839 als bindend an. Die Verträge sehen vor, daß, falls eine der kriegführenden Mächte die Neutralität Belgiens achtet und die andere sie verletzt, das Vereinigte Königreich mit dem Kriegführenden zusammenwirken wird, der die Neutralität achtet,

gegen den anderen. Der 3. Artikel der Verträge sieht vor, daß die Abmachungen für die unterzeichnenden Parteien während der Fortdauer des Krieges und für 12 Monate danach bindende Kraft haben sollen; „und daß nach Ablauf dieser Zeit die Unabhängigkeit und Neutralität Belgiens, soweit jede der hohen unterzeichneten Parteien beteiligt ist, fortdauern soll in derselben Weise wie vorher auf Grund des Fünf-Mächte-Vertrages von 1839“.

Für Deutschland bestand also die Verpflichtung ebenso wie für England und Frankreich, in Uebereinstimmung mit den Verträgen, die es unterzeichnet hatte, die Neutralität Belgiens zu achten. In Beantwortung einer Anfrage, die die Britische Regierung am 31. Juli, als der Ausbruch der Feindseligkeiten vor der Tür zu stehen schien, an die französische und an die deutsche Regierung richtete, gab Frankreich eine Versicherung ab, daß es die Neutralität Belgiens achten würde. Deutschland gab keine solche Versicherung ab, wie unser Gesandter dem entnahm, was der Staatssekretär sagte, nämlich, „daß er der Meinung sei, daß sie keine Antwort geben könnten, ohne dadurch bis zu einem gewissen Grade ihre Feldzugspläne im Falle eines folgenden Krieges zu enthüllen“. (Nr. 122.) Am 3. August wurde ein Ultimatum von der deutschen Regierung an Belgien gerichtet, das darauf hinauslief, daß Belgien als Feind behandelt werden würde, wenn es nicht der Verletzung seines Gebietes durch die Erlaubnis des Durchzuges deutscher Truppen nach Frankreich zustimme. (Nr. 153.) Das lehnte die belgische Regierung als einen flagranten Bruch des Völkerrechts kategorisch ab – eine Ansicht über die Handlungsweise Deutschlands, die durch die Rede des Kanzlers im Reichstag vom 4. August unterstützt wird; derselbe fügte nämlich nach seinen Worten über den „ gerechten Protest“ Belgiens hinzu: „Das Unrecht – ich spreche offen – das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gut zu machen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist“. Amtliche und außeramtliche deutsche Veröffentlichungen haben seit der tatsächlichen Vergewaltigung Belgiens behauptet, daß das belgische Gebiet erst verletzt wurde, nachdem die Belgier ihre Erlaubnis zum Durchmarsch französischer Truppen gegeben und dadurch „die Neutralität gebrochen“ hätten. Diese Behauptungen sind aufgestellt worden, ohne irgend einen Versuch, sie durch Beweise zu stützen. Sie stehen im Widerspruch mit den festumrissenen Verteidigungsgründen, die Deutsch-

land in der fraglichen Zeit vorbrachte, und sie widersprechen direkt dem Versprechen, das Frankreich Sir Edward Grey gegeben hat; sie sind absolut unbegründet und unwahr.

Es ist recht, daß wir an dieser Stelle „das starke Angebot für die britische Neutralität“ erwähnen, das, wie der britische Gesandte in Berlin berichtete, ihm der deutsche Kanzler am 29. Juli gemacht hätte. (Nr. 85.) Als Erwiderung darauf schrieb am nächsten Tage Sir Edward Grey folgendes: „Die Regierung Seiner Majestät kann nicht einen Augenblick dem Vorschlag des Kanzlers folgen, unter solchen Bedingungen eine bindende Neutralitätserklärung abzugeben. Was er von uns fordert, ist tatsächlich eine Verpflichtung, bei Seite zu stehen, während französische Kolonien weggenommen werden und Frankreich geschlagen wird, solange Deutschland nicht anderes französisches Gebiet als nur Kolonialgebiet wegnimmt. Vom materiellen Standpunkt ist solcher Vorschlag unannehmbar, denn wenn auch Frankreich kein Gebiet in Europa einbüßen sollte, könnte es doch so zermalmt werden, daß es seine Stellung als Großmacht verlöre und von deutscher Politik abhängig würde. Ganz abgesehen davon, würde es für uns eine Schande sein, diesen Handel mit Deutschland auf Kosten von Frankreich zu machen, eine Schande, von der sich der gute Name dieses Landes nicht befreien würde. Der Kanzler fordert tatsächlich von uns, alle Verpflichtungen und Interessen, die wir in Bezug auf die Neutralität Belgiens haben, zu verschachern. Wir konnten auf diesen Schacherhandel nicht eingehen.“ (Nr. 101.)

*

Die Tatsachen, über die hier so Bericht erstattet ist, sind nach unserer Meinung unbestreitbar. Wir können nur annehmen, obwohl es kaum glaublich erscheint, daß den verehrungswürdigen und klugen Männern, die den deutschen Aufruf unterzeichnet haben, die Verpflichtungen, durch die wir gebunden waren, und auch die Geschichte der Unterhandlungen unbekannt waren. Eine Verletzung solcher Versprechen von unserer Seite würde ein Akt niedrigster Perfidie gewesen sein.

Wenn wir uns nun zu den andern Auslassungen wenden, die das Schriftstück über deutsche Auffassung, Politik und Pläne enthält, suchen wir vergebens nach einer Bezugnahme auf die Lehren solcher Schriftsteller wie Treitschke und Bernhardi. Bedeutet das, daß diejenigen, die den

Aufruf unterzeichnet haben, diese Führer und Lehrer als bedeutungslos ansehen, oder daß ihr eigener Gegensatz gegen das, was diese weit verbreiteten Bücher enthalten, so wohl bekannt ist, daß derselbe keiner Versicherung bedarf? Wir können darauf nicht antworten. Aber die Tatsachen, die sich jetzt ereignen, wie sie in der Uebersicht enthalten sind, die wir oben gegeben haben, stimmen so deutlich mit dem überein, was in jenen Schriften ausgeführt und eingeprägt wird, daß es uns wenigstens unmöglich ist, diese Tatsachen von diesen Lehren zu trennen.

Weiter können wir auch nicht stillschweigend die Aussage des Manifestes übergehen, wonach namenlose Greuel gegen friedlich im Ausland wohnende Deutsche begangen worden sind. Wir wissen nicht, worauf die Unterzeichner mit dieser allgemeinen Aussage Bezug nehmen. Aber uns sei erlaubt, darüber zu sprechen, was innerhalb unserer persönlichen Kenntnis liegt. Friedliche und freundlich gesinnte Deutsche sind in unserm Land mit aller möglichen Aufmerksamkeit und Freundlichkeit behandelt worden, und der Minister des Innern hat sie unter seinen eigenen Schutz gestellt.

Gott weiß, was es für uns bedeutet, für eine Zeit durch einen großen Krieg von vielen getrennt zu sein, mit denen es unser Vorrecht war – und wie wir hoffen, auch wieder unser Vorrecht sein wird, — für die Aussendung der christlichen Verkündigung unter der Menschheit zu arbeiten. Mit unsern deutschen Brüdern beklagen wir aus vollem Herzen die zerstörenden Wirkungen des Krieges und insbesondere die Ablenkung der Kräfte und Hilfsquellen der christlichen Völker von den großen aufbauenden Aufgaben, für die sie durch die Vorsehung zum Heil der Völker Asiens und Afrikas berufen waren.

Aber es darf kein Mißverständnis über unsere eigene Stellungnahme bestehen. Obwohl wir den heißen Wunsch nach Frieden hegten und ihn mit voller Kraft als Führer gefördert haben, insbesondere auch darauf hingewirkt haben, enge Gemeinschaft zwischen Deutschland und England zu fördern, fühlen wir uns trotzdem gedrängt, zu erklären, daß, so teuer uns der Friede ist, die Prinzipien der Wahrheit und der Ehre uns noch teurer sind.

Anders zu handeln als wir gehandelt haben, würde vollbewußte Untreue gegenüber einer Verpflichtung bedeutet haben, durch die wir uns feierlich selbst gebunden haben, würde eine Verweigerung unserer Ver-

antwortlichkeit und Pflichten für die Aufrechterhaltung des öffentlichen Rechtes Europas bedeutet haben.

Wir haben unseren Stand genommen für ehrliches internationales Handeln, für die Sicherung der kleineren Nationalitäten, für die Aufrechterhaltung der wesentlichen Bedingungen eines brüderlichen Verhältnisses unter den Nationen der Welt.

Unterschriften:

Randall Cantuar, Archbishop of Canterbury. – *Cosmo Ebor*, Archbishop of York. – *J.B. Armagh*, Archbishop of Armagh. – *A.F. London*, Bishop of London. – *Edw. Winton*, Bishop of Winchester. – *Walter J. F. Robberds*, Bishop of Brechin, Primus of the Episcopal Church in Scotland. – *J.H. Ossory*, Bishop of Ossory. – Balfour of Burleigh, President of the Edingburgh World Missionary Conference. – *F. C. Burkitt*, D.D., F.B.A., Norrisian Professor of Divinity, Cambridge. – *R.J. Campbell*, M. A., Minister of the City Temple, London. – *John Clifford*, D.D., Past President of the Baptist Union of Great Britain and Ireland. – *W.T. Davison*, D.D., Principal of Richmond Wesleyan Methodist Theological College. – *P.T. Forsyth*, D.D., Principal of Hackney Theological College. – *T.R. Glover*, M. A., Classical Lecturer, St. John's College, Cambridge. – *Evelyn R. Hassé*, D.D., Bishop of the Moravian Church. – *H. Hensley Henson*, D.D., Dean of Durham. – *H. Scott Holland*, D.D., Regius Professor of Divinity, Oxford. – *Robert F. Horton*, D. D., Past President of the Congregational Union of England and Wales. – *W.R. Inge*, D.D., Dean of St. Paul's. – *M.R. James*, Litt. D., F.S.A., Provost of King's College, Cambridge. – *J. Scott Lidgett*, D.D., Joint Hon. Sec. of the National Council of the Evangelical Free Churches. Joint Editor of the Contemporary Review. – *T.M. Lindsay*, D. D., LL.D., Principal of the United Free Church College, Glasgow. – *F.B. Meyer*, D.D., Joint Hon. Sec. of the National Council of the Evangelical Free Churches. – *G. Campbell Morgan*, D. D., Minister of Westminster Congregational Chapel, Westminster. – *James Hope Moulton*, D.D., D. Lit., D.C. L.,D. Theol. Berlin, Professor of Hellenistic Greek, Manchester University. – *W. Robertson Nicoll*, LL. D., Editor of the British Weekly. – *W.P. Paterson*, D.D., Professor of Divinity, Edinburgh University. – *Arthur S. Peake*, D.D., Rylands Professor of Biblical Exegesis, Victoria University, Manchester. – *William*

Ramsay, D.D.,LL.D.,F. B. A., Aberdeen University. – *J. Armitage Robinson*, D.D.,F. B. A., Dean of Wells. – *H. E. Ryle*, Bishop, D.D., Dean of Westminster. – *Michael E. Sadler*, C.B., Vice-Chancellor of the University of Leeds. – *W. Sanday*, D.D.,F.B. A., Lady Margaret Professor of Divinity, Oxford. – *W. B. Selbie*, D.D., Principal of Mansfield College, Oxford. – *George Adam Smith*, D.D., LL.D., F.B.A., Vice-Chancellor of Aberdeen University. – *J.H. Shakespeare*, M. A., Secretary of the Baptist Union of Great Britain and Ireland. – *Eugene Stock*, D.C.L., Church Missionary Society. – *T.B. Strong*, D.D., Dean of Christchurch, Vice-Chancellor of the University of Oxford. – *H.B. Swete*, D.D., F.B.A., Regius Professor of Divinity, Cambridge. – *Alexander Whyte*, D.D., LL. D., Principal of New College, Edinburgh. – *A. Wallace Williamson*, D.D., St. Giles', Edinburgh. – *F. Luke Wiseman*, B.A., President of the National Council of the Evangelical Free Churches.

7.
Was wir schon gewonnen haben und was wir noch gewinnen müssen

Rede, am 29. September 1914 in Berlin gehalten[34]

Adolf von Harnack

Hochgeehrte Versammlung!
Deutsche Brüder und Schwestern!

Es war im Jahre 1859, da hat ein deutscher Prophet, Emanuel Geibel, folgende Verse gedichtet:

Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volks der Herr zerbrechen,
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.
Dann, o Deutschland, sei getrost,
Dieses ist das erste Zeichen,
Wenn verbündet West und Ost
Wider dich die Hand sich reichen,
Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
Wenn du dich nicht selbst verlassen!

So ist es gekommen, so haben wir es erlebt. Ost und West haben sich gegen uns verbündet. Aber noch mehr ist geschehen, als der Sänger vor 55 Jahren ahnen konnte. Auch das sogenannte stammverwandte England hat sich ohne Scham zu unsern Feinden gesellt, ja es leitet den Weltkampf, und es leitet den ungeheuren Weltkampf aus gemeinem Konkurrenzneid und es führt ihn als Pirat.

[34] Textquelle | Erstveröffentlichung in: Deutschen reden in schwerer Zeit, Berlin: Carl Heymanns Verlag 1914; hier dargeboten nach HARNACK 1916b, S. 312-330.

Und für schnödes Bestechungsgeld hat sich noch eine vierte Großmacht wider uns mit den andern zusammengefunden: die Großmacht der internationalen Lügenpresse. Mit ihrem Kabel hat sie wie mit einer Riesenschlange, einer giftigen, den Erdball umzogen, und zugleich hat sie versucht, uns selbst, unser Vaterland, mit einem Stacheldraht zu umziehen. Sie hat, wie jüngst Ballin-Hamburg so treffend gesagt hat, das Moratorium der Wahrheit in der Welt veranlaßt. Sie führt die Wahrheit gefangen, und die dümmsten und unsinnigsten Verleumdungen und Lügen über uns werden geglaubt.

Aber, siehe da! Das Zweite, was der Dichter prophezeit hat, hat sich auch schon zu erfüllen begonnen. „Der auf Leipzigs Feldern sprach, wird im Donner wieder sprechen." Er hat in den zwei Monaten, die hinter uns liegen, schon gesprochen. Festen Fußes stehen wir in den Ländern unserer Feinde nach großen Siegen und stoßen ihre Lügen in ihren Hals zurück. Der Wahrheit wollten sie nicht glauben, nun müssen sie unsern Waffen glauben! Ich schlage vor, daß beim Friedensschluß noch eine besondere Milliarde wegen Lügen eingesetzt wird.

Aber zu stark, zu fürchterlich ist die europäische Verschwörung gegen uns, als daß wir sie in wenigen Monaten niederzwingen könnten. Wenn es in einem niederländischen Liede heißt: „Da war kaum begonnen, die Schlacht schon gewonnen", so konnte niemand von uns erwarten, daß wir solchen drei gewaltigen Feinden gegenüber im Sturm den Sieg erobern würden, so gewiß kein Deutscher zweifelt, daß wir ihn erobern werden, und so gewiß wir voll Spannung jetzt in den Tagen stehen, in welchen die Entscheidung, jedenfalls eine Hauptentscheidung, fallen muß.

Dieser Krieg hat schon viel Blut und Tränen gekostet und wird noch mehr Blut und Tränen kosten als irgendein früherer, den unser Vaterland erlebt hat. Das wußten wir, und so erleben wir es. Wo ist denn noch ein Haus, eine Familie oder ein Verwandten- und Freundeskreis, der nicht schon tief betroffen wäre? Gatten, Söhne, Brüder, einzige, viele, alle; „hier fanden sie Gesellschaft fein, fiel'n wie die Kräuter im Maien".

Blut und Tränen! Aber wie? Sucht nach den Weinenden; findet ihr sie von trostlosem Schmerz verzehrt? Nein! Wohl sah ich schon viele liebe Augen tränenvoll; aber es waren Tränen, wie ich sie noch nie in meinem Leben geschaut habe, Tränen, auf denen der Glanz eines freudigen

Stolzes lag, Tränen, die in fester Zuversicht schimmerten, ja sogar in Dankbarkeit: „Ich durfte ein Opfer bringen; ich habe ein Opfer gebracht.“ Wer solche Tränen geschaut und in solche Augen geblickt hat, der hat den Eindruck des Ewigen und Seligen mitten in dem Leid! Und nicht traurig nur, nein fromm und feierlich zugleich wird uns zumute, wenn wir wieder von einem Todesopfer hören. Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Die Gefühle des Triumphes im Aufblick zu unserem Vaterland sind stärker als die Gefühle der Natur!

Damit bin ich schon mitten in die Beantwortung der Fragen eingetreten, die uns beschäftigen sollen in dieser Stunde: Was haben wir schon gewonnen und was müssen wir noch gewinnen? In kurzen und schlichten Worten will ich diese beiden Fragen zu beantworten versuchen.

Erstens also: *Was haben wir schon gewonnen*? Nur flüchtig will ich auf das Äußere blicken. Auf dem Westschauplatz haben wir einen großen Teil von Nordfrankreich besetzt. Da haben wir im August in vielen Kämpfen – es war ja eine einzige marschierende Schlacht – Sieg auf Sieg erfochten bis an die Grenzen der feindlichen Hauptstadt. Dann haben wir im September ohne Niederlagen teilweise die Truppen zurückgenommen, um in einer ehernen Schlachtlinie von Arras und Noyon bis Verdun alles zusammenzufassen zu einem Hauptschlage. Zu diesem vernichtenden Schlage haben wir nunmehr ausgeholt. Weiter, in unserem teuren Ostpreußen ist es den deutschen Waffen gelungen, nicht nur einen viel zahlreicheren Feind aufs Haupt zu schlagen und aus dem Lande zu werfen, sondern so zu schlagen, wie die Weltgeschichte einen solchen Sieg seit dem Tage von Cannä nicht gesehen hat. Fortab wird in ihren Annalen der Name Hindenburg zugleich mit dem Namen der ostpreußischen Ausdauer und Geduld unvergänglich sein! Und auf dem dritten Schauplatz, Polen und Galizien, ist nach großen Siegen und ruhmvollen Taten unserer treuen Bundesgenossen, der Österreicher, trotz eines zeitweiligen strategischen Rückzugs nicht nur nichts verloren, sondern wir dürfen auch hier getrost einer nahen Entscheidungsschlacht entgegensehen; denn wir stehen mit den Österreichern geeint in Galizien und in dem Lande des Feindes und wir haben allen Grund, auf die beste Führung der Armeen auch hier rechnen zu dürfen. Unsere Flotte – man sagt wohl, sie habe im großen noch nichts getan. Nun, sie hat so viel im großen getan, daß sich die größte Flotte der Welt, „die

Beherrscherin der Meere“, bisher nichts zu tun getraut hat. Wäre unsere Flotte weniger bedeutend und weniger zu fürchten, wie anders wäre es gekommen! Abgesehen davon aber, daß wir die Engländer in gehörigem Respekt halten, ist erstens noch nicht aller Tage Abend und zweitens: U9 ! – mehr sage ich nicht!

Endlich müssen wir, was den bereits erreichten Gewinn betrifft, den Erfolg auf das Höchste schätzen, daß sich Österreich-Ungarn, welches in Nationalitäten zerklüftet und durch böses Parteiwesen geschwächt erschien, wie ein Mann zusammengeschlossen hat, und zwar in dem Geiste seines einigen und starken Heeres, in welchem deutsche Art und deutsches Wort regieren, und in welchem alle Nationalitäten nunmehr von dem österreichisch-ungarischen Staatsgedanken einmütig beherrscht sind. Das ist eine Errungenschaft von ganz unsäglicher Bedeutung, die, das wissen wir, fortwirken wird auf Generationen hinaus. Wie Österreich an uns, so haben wir an Österreich den treuesten und starken Bundesgenossen.

Aber ich wollte auf das Äußere nur hindeuten. Woran mir in dieser Stunde vor allem liegt, ist die Beantwortung der Frage: Was haben wir im Innern bereits gewonnen, das uns unverlierbar und unentreißbar ist? Da sage ich erstens: Wir haben ganz neu gewonnen unser liebes, teures, herrliches Vaterland. Sehen Sie, meine Damen und Herren, im Frieden – wie leicht wird „Vaterland“ ein bloßes Wort und eine blasse Idee, um nicht davon zu sprechen, daß es hin und her schien, als wollten manche gar kein Vaterland mehr haben oder als gebe es Ideen und Güter, die an die Stelle dieser Idee und dieses Gutes treten könnten. Es war auch zuviel des Haders und Streites, der Parteikämpfe und der Selbstsucht unter uns und auch zuviel Kleinlichkeit und alles mögliche, was nicht sein sollte. Wohl sang man in den Schulen:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör’ ich dir mit Herz und Hand,
Was ich bin und was ich habe,
Dank ich dir, mein Vaterland!

Aber hatten wir alle das wirklich so recht bedacht? Da kam der Krieg, da kam die Erklärung unseres teuren Kaisers: „Ich kenne keine Parteien mehr; ich kenne nur Deutsche.“ Da kam die herrliche Reichstagssitzung

vom 4. August – sie mitgemacht zu haben, wird mir eine leuchtende Erinnerung sein, solange ich lebe –, jene Sitzung, in der man nun wirklich sah: es gab keine Parteien mehr, es gab keine Nationalliberalen und kein Zentrum und keine Sozialdemokraten; sie wollten alle nichts als Deutsche sein und dem Vaterlande jedes Opfer bringen. In dieser feurigen Bereitschaft: Für das Vaterland jeden Mann und jeden Groschen, zerschmolz alles Eigensüchtige und Parteimäßige, und als eine große Realität stand einzig da: das Vaterland! Jeder Deutsche ist Deutschland, Deutschland ist in jedem Deutschen!

Meine Brüder und Schwestern! Das wollen wir festhalten in unverbrüchlicher Erinnerung bis zum Ende unseres Lebens!

Weiter aber: Es gilt vom Vaterlande wie von jedem großen geistigen Gut, nämlich nur solange wir mit Bewußtsein nach ihm streben, besitzen wir es. Dagegen, sobald wir es für einen sicheren Besitz halten, haben wir es schon verloren. Geistige, ideale Güter sind immer nur als Ziele unser Eigentum; denn sie müssen immer neu verwirklicht werden. Ruhender Besitz ist hier toter Besitz. Man trägt das Ideal nicht in der Tasche mit sich herum, und jedem ruhenden Ideal gegenüber werden alsbald Stimmen laut, die es für mehr oder weniger veraltet und wertlos erklären. Sie verkündigten auch hier, es gebe höhere Ideale, Kosmopolitismus, Internationale usw. Da ist der Krieg zur rechten Zeit gekommen und hat alle diese Irrlichter ausgelöscht und die heilige Flamme des Vaterlandes wieder entfacht. Erst wo sie glüht, können wir die große Mission später wieder aufnehmen, die dem deutschen Volke eigentümlich ist, nämlich das Beste, was andere Völker hervorgebracht haben, dankbar zu würdigen und sich anzueignen und sodann diesen andern Völkern die tiefe, gesättigte Kultur mit dem deutschen Stempel zuzuführen.

Aber wir können immer nur wir selber sein, wenn wir etwas Tüchtiges sein wollen. Wenn ich ein profanes, ein äußeres Gleichnis brauchen darf – es gibt kein Obst, es gibt nur Äpfel, Birnen usw. Wenn wir ein gutes Obst sein wollen, müssen wir ein guter Apfel sein. In anderer Weise können wir der Menschheit nichts nützen. Eine Kultur ohne nationalen Charakter ist charakterlos, dünn und schal. Aber jetzt haben wir unser Vaterland; in jedem einzelnen lebt es; es ist auf einmal die große Wirklichkeit geworden. Wie ist das herrlich, daß diese – ich will nicht sagen, Idee – ich will sagen, daß diese Kraft uns alle jetzt eint!

Das ist das Erste, was uns der Krieg gebracht hat und noch weiter bringen wird. – Ferner aber, seit etwa zwei Jahrhunderten und etwas mehr schweben drei große Worte als Ziele politisch-sozialen Lebens über der westeuropäischen Menschheit, nämlich die Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Es ist ein Irrtum zu meinen, daß die französische Revolution diese drei großen Töne zuerst angeschlagen hätte. Sie sind auf dem harten Boden der Kirchen Calvins zuerst laut geworden. Die frommen Puritaner, Cromwells Scharen, haben diese Ideen als die hohen Ziele und Kräfte eines Volkes herausgearbeitet, und von ihnen über Amerika sind sie dann nach Frankreich und weiter gekommen. Wir wissen: diese drei Worte sind entweder gar nichts, ein oberflächliches Gerede, ein leerer Schall und eine schwere Irreführung, oder aber, wenn sie im tiefsten Sinn erfaßt und auf ihre wahren Wurzeln zurückgeführt werden, sind sie in der Tat die großen Ziele, zu denen sich zu entwickeln eines Volks und der Menschheit würdig ist.

Wie steht es heute unter uns mit ihnen? Freiheit! Meine Freunde und Freundinnen, braust nicht in uns allen von dem Tage ab, da der Krieg begann, ein Freiheitsgefühl? Mitten in Druck und Not ist gerade dieses Gefühl um so stärker geworden. Woher kommt das? Nun, wenn's um die Freiheit geht – und es geht um unsere Freiheit und um unsere Existenz –, dann erwacht und leuchtet eben der Freiheitswille am stärksten. Was heißt denn Freiheit? Das mit Freude und ganzer Hingebung und unbehindert tun, was man tun soll, das tun wollen, was man tun muß. Die große Selbstverständlichkeit der höchsten Pflicht, in den Willen aufgenommen und zu kräftiger Tat gebracht: das ist wahre Freiheit. Wer in ihr steht, der ist in sich geschlossen, bebt nicht und sorgt nicht und kann nicht zerfallen.

Nicht Willkür, ungebundene Zügellosigkeit und Sinnenfreiheit ist Freiheit. Sie bringen schließlich nur Überdruß und Ekel und innerliche Selbstauflösung. Dagegen wo die wahre Freiheit braust, in der Sollen und Wollen unter einem großen Gedanken eins sind, da blüht und glüht das Leben, und je größere Gefahren einen solchen Mann umstürmen, um so sicherer gilt von ihm: „Recht wie ein Palmenbaum über sich steigt, je mehr ihn Regen und Wetter anfeucht'." Diese Freiheit hat in einem kräftigen Strahl unsere Herzen wieder berührt. Wir haben sie gewonnen, und deswegen haben wir auch ein neues Verständnis für die kräftigen

alten Freiheitslieder gewonnen, wie sie vor hundert Jahren gedichtet worden sind. Ich hebe nur eines hervor in seinen ersten Zeilen:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!

Weder Knechte des Auslandes, noch Knechte im Innern wollen wir sein; alles Knechtische liegt unter unserem Fuße! Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte freie Leute. Der Krieg hat sie erweckt! Aber wir müssen durchhalten und wir werden durchhalten! Glauben Sie mir – „allein schon durch den Willen sind wir von den Banden frei". Dieser Wille, unsere Freiheit zu halten, hat sich schon als unwiderstehlich gezeigt und wird sich nicht niederwerfen lassen.

Zweitens, *Gleichheit*! Wir haben einen großen Gleichmacher, das ist der Tod. Traurig aber ist es, wenn es in der Gesellschaft, im Volke keinen anderen Gleichmacher gibt als den Tod. Aber jetzt ist ein anderer Gleichmacher aufgestanden: der Krieg. Ja auch der Krieg ist ein großer Gleichmacher. Warum ist er es? Weil es in dem Kriege hervortritt für alle gleich: du mußt unverbrüchlich gehorchen und du bist berufen – heute, morgen, in den nächsten Stunden kann's geschehen – zu befehlen. Unser herrliches Heer, welches das Ausland nicht versteht – in blöden Worten spricht es von militärischem Despotismus und sieht nicht, daß die Tugenden, die es selbst an uns schätzt, eben im Heere ihre kräftigste Ausgestaltung haben – unser herrliches Heer wird ebenso zu gehorchen wie zu befehlen gelehrt. Noch vor wenigen Tagen bekam ich eine Postkarte, in der stand: „Niedergeschossen sind die Hauptleute, unsere Leutnants sind alle gefallen, der Feldwebel führt die Kompagnie."

Dieses Ineinander von Gehorsam und Befehlen, die Verantwortung, die ein jeder Krieger trägt, auf welcher Rangstufe er auch steht, der Geist der Kameradschaftlichkeit, in welchem die Offiziere zuerst für die Mannschaften und die Kompagnie zuerst für ihren Hauptmann sorgt – das ist der wahre, herzbewegende Geist der Gleichheit, der immer im Heere war, aber im Kriege mit doppelter Stärke hervorbricht.

Aber, meine Brüder und Schwestern, wenn ich von Gleichheit spreche, die wir durch den Krieg gewonnen haben, meine ich noch etwas Höheres.

Lassen Sie mich etwas ausholen: Wir alle, wer wir auch sein mögen,

stehen in einem doppelten Beruf. Ein jeder von uns hat einen äußeren Beruf und durch diesen sind wir mehr oder weniger voneinander geschieden und getrennt. Aber ein jeder und eine jede unter uns hat noch einen zweiten verborgenen Beruf: Wir sollen, welche Uniform im Leben wir auch tragen, Menschen sein, an unserem Teile die Idee des Menschen, des Gottesmenschen, verwirklichen, alles Kleinliche und Selbstische unter unsere Füße treten und soviel Gutes und Edles um uns wirken, wie wir können. In diesem zweiten Berufe sind wir alle gleich, was wir auch sonst sein mögen. Aber Sie wissen es – in den matten Zeiten des Friedens werden wir in diesem zweiten Beruf selbst leicht matt und schlaff. Er wird gleichsam unterirdisch für uns, er wird latent und lebt oft nur noch im stillen Kämmerlein oder in den Herzen einiger Edlen. Aber jetzt ist es anders! Jetzt ist er hervorgebrochen und hat uns alle erfaßt, geeinigt und gleichgemacht! Weil es ums Ganze geht, nicht um Wissenschaft oder um Handel oder um Ackerbau, sondern ums Ganze, um unser politisches Dasein und unsere höhere Kultur – darum fühlen wir nun alle in uns diesen unsern zweiten Beruf, diesen Beruf, der uns alle gleichmacht! Ein erhebendes Gefühl – gewiß haben auch Sie es empfunden! – wir sind uns alle viel nähergekommen, wir stehen alle zusammen auf einer Stufe. Da gibt's keine trennenden Unterschiede mehr. In dem Beruf, nun fürs Vaterland und für jeden Mitbruder das Beste zu tun, sind wir alle gleich.

Und damit bin ich schon zum Dritten gekommen: Brüderlichkeit und Einheit! Mit wie anderen Augen sieht jetzt jeder seinen Landsmann an! Zieht einer hinaus – es wird vielleicht bald von ihm gelten: Er starb für dich, und mit Ehrfurcht sieht man ihn hinausziehen. Dort sieht man eine Mutter – vielleicht wird schon morgen von ihr gelten: Sie hat das Opfer ihres Sohnes dem Vaterlande gebracht, und so geht es fort, Hunderte, Tausende! Das große Opfer schafft die große Brüderlichkeit, und wir verstehen wieder etwas von den hohen Ideen, die in matten Zeiten unverstanden und kraftlos am Boden liegen, ja wohl sogar verspottet werden: Opfer, Genugtuung, Stellvertretung. Sie treten jetzt wieder hervor, werden jedem von uns vor die Augen gerückt und begründen unter uns eine neue Blutsverwandtschaft und Brüderlichkeit.

Und daneben hat bei denen, die zu Hause bleiben mußten, das große brüderliche Geben begonnen. Wie selbstverständlich ist uns das; denn

wenn draußen Blut und Leben eingesetzt wird, wie sollten wir da nicht alles geben, was wir können? So sehen wir es denn auch jetzt in unserem Vaterlande! Das ist noch ein anderes Geben als zu Weihnachten, das ist ein Strom von Gaben – von den größten Geldsummen bis zum Scherflein der Witwe. Dieses Geben, dieses Opfern, diese Stellvertretung wird uns in neuer Weise zu Brüdern und Schwestern machen und in unserem Vaterlande eine Gemeinschaft stiften, so umfassend wie das menschliche Leben und so tief wie die menschliche Not.

Weiter aber: ich finde auch – und ich hoffe, ich habe diese Erfahrung nicht allein gemacht –, man kommt sich überall mit mehr Zuvorkommenheit, mit größerer, wie ich sagen darf, Ehrerbietung, mit Liebe und Hilfeleistung entgegen. Es ist anders, als es noch vor wenigen Monaten war. „Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Brüder." Weil dieses Wort unter uns wirklich geworden ist, quillt auch aus ihm im kleineren ein Strom von Herzlichkeit und Güte!

Aber das große Todesopfer bringt nicht nur der Gefallene. Gattinnen, Mütter, Brüder, Schwestern und Freunde bringen es mit, und es trifft sie gewiß oft härter als den Toten selbst. Es geht ein Schwert durch die Seele, wie bei jeder großen Erlösungstat. Aber ihr Herz bricht nicht und stirbt nicht; denn in dem großen: „Für euch", trägt und stützt einer den andern, und der gemeinsame Schmerz eint uns alle. In ihm sind wir alle Brüder und Schwestern. So, darf ich sagen, haben wir im tiefsten jene herrlichen Güter gewonnen, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, und in ihnen lebt und strahlt nun unser teures Vaterland.

Und nun lassen Sie mich noch eines hier sagen: Als der Krieg begann, füllten sich die Kirchen. Gewiß kam das aus einem tiefen Drang. Da war nichts Konventionelles und Gemachtes. Wer kann in ernstester Stunde anders scheinen, als er ist? Aber das Kirchengehen, so schön das war, ist nicht entscheidend. Entscheidend ist, daß wir tiefe Frömmigkeit wiedergewinnen.

Was ist Frömmigkeit? Höheres, inneres Leben über der Zeit. Was heißt, einen Gott haben? Zuversicht haben, ob auch alle Teufel hie wollten widerstehen und ob auch das irdische Leben zerbricht. Frömmigkeit ist Gesinnung und Tat, Ergebung und Selbstlosigkeit, lautere Demut und Mut. Frömmigkeit ist die Gewißheit eines Ewigen inmitten und über der Zeit. Frömmigkeit ist nicht Grübeln und theologisches Geschwätz, nicht

Kirchlichkeit und Fanatismus, sondern Frömmigkeit lebt nur in der Gesinnung und in edler selbstloser Tat. Man hat seinen Gott nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen, und ich sage es kühnlich: es gibt manche – ich habe selber solche kennen gelernt –, die mit dem Munde Atheisten sind und doch ihres Gottes innerlich gewiß sind, wie es umgekehrt gottlose Kopf- und Mundchristen gibt.

Also, wenn wir die Religion wiedergewinnen, die Gesinnung und Tat ist – und ich glaube, ich habe es an vielen Augen und Herzen schon gesehen, wir gewinnen sie –, dann haben wir das Größte gewonnen – jene Religion, die den Menschen ergeben und dabei doch nicht resigniert und stumpf macht, jene, die sich jedes Leid zum Kreuz umbiegt, jene, aus der die große Kraft quillt:

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ, wo er ist,
Stets sich lassen schauen,
Wollt' ihn auch der Tod aufreiben,
Soll der Mut dennoch gut
Und fein stille bleiben.

Das ist Christentum, dieser große Mut in der Gewißheit, daß unser ewiges Teil nicht fällt und nicht stirbt. Wer könnte denn auch seinen Sohn oder seinen Gatten oder seinen Bruder freudig hingeben, wenn er nicht im Herzen wüßte, daß der Tod nicht der Übel größtes ist, und wenn er nicht ausschaute auf ein ewiges Reich, dessen Bürger wir sind, wenn wir auch nicht ahnen, wie es dort zugeht.

Die Wirklichkeit aller hohen Dinge – sie hat uns der Krieg nähergebracht und unsere Seele ist erfüllt von ihnen.

Also – ist es nicht ein ganzer Chor von Kräften und Tugenden, die wir gewonnen haben, so daß wir uns aus diesem reichfließenden Born schöpfen können? Das große Geben, das große Opfer, das große Glauben, das große Vertrauen, die große Liebe!

Blicken wir demgegenüber auf das bisherige gewöhnliche Leben, wie es sich im Frieden abspielt. Im Frieden, da stehen wir unter dem Bürgerlichen Gesetzbuch und unter dem Strafgesetzbuch, und beide Gesetzbücher erlauben einem, soweit eigensüchtig und sittlich unanständig zu

sein, wie man mit ihnen nicht in Konflikt kommt. Man darf lügen, man darf stets nur auf seinen Vorteil bedacht sein, man darf, wenn man z.B. an eine gefahrvolle Stelle geschickt wird, kommen und sagen: Ich bin gar nicht hingegangen; ich hätte ja vielleicht dabei etwas riskiert. Es ist uns gestattet, den Nächsten zu schädigen und auszubeuten, wie es uns beliebt, wenn wir nur dabei an den „Paragraphen" vorbeikommen.

Das alles erlaubt das Bürgerliche Gesetzbuch und das Strafgesetzbuch. Beide gehen davon aus, daß jeder sich selbst der Nächste ist, und sie schützen einen großen Teil Eigennutz und Selbstsucht als etwas Selbstverständliches. So ist's, es kann wohl nicht anders sein.

Jetzt aber, unter dem Zeichen des großen Krieges, denken die draußen nicht mehr daran, ihr Leben nach dem, was die Gesetzbücher erlauben, selbstisch einzurichten, und wir im Lande wollen auch mehr und Besseres tun, als uns nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch allein richten. Weil wir alles verlieren können, setzen wir füreinander auch alles ein. Auf diese Höhe hat uns der Krieg gehoben! Wie wunderbar ist das! Wieviel Kleinsinn und Niedriges ist weggeschmolzen, wie viele Stricke, die unsere wahre Freiheit zum Guten fesselten, sind gelöst! Ja wir dürfen ausrufen: „Der Strick ist zerrissen, und wir sind frei!"

Das ist, was Wir gewonnen haben.

Was haben wir noch zu gewinnen? Nun erstlich, wir haben das zu gewinnen, *daß wir das, was wir jetzt in diesen Monaten erleben, nie wieder zu erleben brauchen*, das heißt: der Friede muß so geschlossen werden, daß wir und unsere Kinder und Kindeskinder – soviel sage ich, einen ewigen Frieden gibt es wohl niemals auf Erden – im Schatten dieses Friedens ruhig arbeiten und schaffen können. *Das sind wir unsern Toten schuldig*. Wie der Friede im einzelnen zu schließen ist, lasse ich ganz dahingestellt. Wer weiß das heute! Aber unsere Losung muß ganz einfach lauten: Wir wollen und dürfen das nicht wieder erleben!

Es sagt wohl mancher, wir hätten es gar nicht zu erleben brauchen, wenn wir eine bessere Diplomatie gehabt hätten. Ich bin, Gott sei Dank, kein Diplomat und auch nicht eingeweiht in die Geheimnisse der Diplomatie. Es mag sein, daß sie nicht sehr gut war. Eins ist mir aber ganz gewiß: Der Krieg wäre auch bei einer besseren, ja sogar bei der besten Diplomatie ausgebrochen; denn es gibt zwar sehr vieles, was man friedlich bezwingen kann, aber kaufmännischen Konkurrenzneid eines gan-

zen Volkes kann man friedlich nicht bezwingen.

Zweitens, was wir gewinnen müssen, das ist: Ausharren. Der Krieg ist noch nicht zu Ende. Es ist aber viel leichter die zwei ersten Monate zu durchleben als die zwei folgenden und dann noch zwei. Ich bin kein Prophet; ich weiß nicht, wieviel Monate es sein werden; ich weiß aber wohl, daß noch manche kommen werden. Da müssen wir nun durchhalten und uns immer wieder sagen, wenn wir matt oder stumpf werden oder träge oder kleinmütig: Was fällt dir ein! Die draußen müssen im fremden Land in nassen Gräben in Frost und Kälte tagelang zubringen, und du willst hier im Vaterland nicht ausharren? Du Schalksknecht! Du Memme! Wir müssen uns Mann für Mann selbst in die Schule des Ausharrens und der Geduld nehmen, und einer muß für den andern, wenn er ungeduldig oder schlapp wird, eintreten und ihm freudigen Mut und Stärke bringen. Trotz allem, was auch kommen mag, müssen wir jeden Morgen mit der zuversichtlichen Bitte aufstehen:

Er gebe uns ein fröhlich Herz,
Erquicke Geist und Sinn,
Und werf' all' Angst, Not, Sorg' und Schmerz
Ins Meeres Tiefe hin.

Das also ist das zweite: Ausdauer müssen wir gewinnen und freudige Zuversicht bis zuletzt.

Das dritte aber, was wir noch gewinnen müssen, zumal wenn der Frieden kommt, ist mehr *Verträglichkeit* und mehr *Duldung* und *Versöhnlichkeit* untereinander.

Meine Damen und Herren, oder besser: Brüder und Schwestern! Wir Deutsche, sagt Martin Luther, sind ein toll und tobend Volk, das nicht einig wird, es treibe denn die höchste Not. Rottereien zu machen, das können wir nicht lassen; wir bekämpfen uns aufs bitterste und versteifen uns ein jeder auf seine Rotte, als ob sie das Vaterland wäre und als ob die Wahrheit, das Recht und alle Güter nur bei dieser Partei wären. Ich mache dabei unter den Parteien keinen Unterschied.

Das dürfen wir nicht fortsetzen; das muß der große Krieg uns abgewöhnen. Der Herr Jesus hat gesagt: „Arme habt ihr alle Zeit bei euch." Gewiß! Aber man kann fortfahren: „Auch Parteien werdet ihr alle Zeit bei euch haben." Das ist sicher: die Parteien werden wiederkom-

men; sie alle kommen wieder zurück. Darum muß man sich schon jetzt auf diese Rückkehr richtig vorbereiten mit dem kräftigen Entschluß: Wir wollen alles tun, was wir können, um das Gift, die Lüge, die Verleumdung aus dem Parteiwesen zu entfernen. Es muß möglich sein! Halten wir im Kriege jetzt so einmütig zusammen, wissen wir, daß die höchsten Güter uns allen gemeinsam sind und turmhoch über den Parteien stehen, so müßte schon die leise Erinnerung daran im Frieden das Parteigift austreiben. Hoffentlich hilft uns dann auch die Presse dazu. Wir haben in Deutschland die beste Presse und sind darin jedem andern Lande überlegen; dennoch trug auch sie Schuld an der Parteivergiftung. Auch sie muß aus dem Kriege lernen!

Weiter: wie wir immer Parteien haben werden, so werden wir immer verschiedene Stände haben. Alles wird wiederkommen: Rangordnungen und Stufen, Kammerherren und Diener. Aber eins braucht nicht wiederzukommen, was ich immer mit tiefem Unwillen und mit Beschämung als einen schweren Rückstand bei uns empfunden habe, der Kastengeist.

Sehen Sie, meine Brüder und Schwestern, da können wir Norddeutsche von den Süddeutschen noch viel lernen; die sind schon weiter in dieser Hinsicht als wir und wissen wenig mehr von dem schlimmen Kastengeist. Er hat ja bei uns im ostelbischen Deutschland alle möglichen geschichtlichen Gründe. Wir haben später mit der Kultur angefangen, und die Kultur beginnt immer mit solchen Kastenordnungen und solchen Zuständen, wie wir sie nicht wünschen und wie sie unsrer nicht mehr würdig sind. Von ihnen ist noch ein bedeutender Rest unter uns da – keineswegs nur bei den sogenannten oberen Ständen. Auch der kleine Mann hat seine Rang- und Kastenstufung. Dieser Kastengeist, diese, wie soll ich sagen, patriarchalische Begönnerung, aber auch jener unhumane Geist, der zuerst auf den Stand und dann erst auf den Menschen sieht, er muß aufhören. Wir haben zusammen gestritten und gekämpft auf einer Stufe. Also müssen wir endlich jetzt so weit kommen wie z.B. die Amerikaner, daß nämlich ein jeder in dem andern, weß Standes er auch sei und was sein Beruf sein mag, den gleichwertigen Mitbürger sieht – bis er sich unzweideutig vom Gegenteil überzeugt. Auch soll nur ein Verkehrston herrschen, nicht aber eine ganze Klaviatur, je nach Rang und Stand. Ich bin überzeugt, daß ein großer Teil des Unfriedens

in unserm Vaterland in dem Momente wegfällt, wo das abscheuliche Kastenwesen und die verschiedenen „Verkehrstöne“ aufhören. Also mehr Verträglichkeit, Anerkennung und Toleranz untereinander – auch in konfessioneller Hinsicht sei das gesagt; hier hat noch sehr viel zu geschehen, damit wir wirklich ein einig Volk von Brüdern werden.

Und nun habe ich nur noch eins auf dem Herzen, was ich in dieser feierlichen Stunde nicht ungesagt lassen darf, aber doch nur kurz berühren will.

Wir müssen gewinnen, daß wir nicht so – ich will mich möglichst zurückhaltend ausdrücken – leichtmütig und unbesorgt auf allerlei Pikanterien usw. im Leben, in der Schaustellung und Lektüre und in der Mode eingehen; denn ehe wir uns versehen, kommen wir dadurch in den Schmutz, den wir doch nicht wollen. Blicken Sie auf unsre Soldaten! Sie wissen ganz genau, sie dürfen schon in die Vorpostenkette keinen Feind hineinlassen; denn sind einmal die Vorposten gefallen, so fängt schon die Niederlage an. Ebenso müssen wir diese Dinge, auf die ich nicht näher eingehen will – Sie wissen alle, um was es sich handelt –, behandeln wie einen Feind, den wir auch nicht in die Außenlinie hineinlassen. Wenn er auch zunächst schwach und unbedeutend scheint – stärkere Truppen rücken ihm nach, und hat er erst Eingang gewonnen, so nimmt er bald völlig Besitz.

Wenn unser Deutschland von diesen schlimmen Dingen erst wieder befreit wird und wenn wir einen stillen Bund schließen – Vereine braucht man nicht zu gründen –, einen stillen Bund, vor allem die Mütter und die Väter, die doch auf die Entwicklung ihrer Kinder in der Gegenwart mit Sorge sehen müssen, wenn wir uns geloben, wir wollen das Gemeine nicht mehr haben, wir wollen aus guten und reinen Quellen Anregung, Kraft und Freude schöpfen – wenn wir das gewinnen, dann wäre es eine Lust zu leben!

Nun zum Schluß: dieser Krieg hat gezeigt und wird noch zeigen – das dürfen wir ohne Überhebung sagen –, daß die Nation, welche die größte sittliche Kraft entwickelt und die strengste Disziplin ausgebildet hat, den Sieg behält. Gewiß, niemand wird die elementare Kraft Kruppscher 42-cm-Geschütze, niemand wird die ungeheure Stoßkraft unsres Heeres, vor allem unsrer Infanterie, unterschätzen – „jeder Infanterist ist ein Held“, ist mir jüngst geschrieben worden. Aber die Truppen selbst

werden bekennen: Was wir leisten und sind, verdanken wir unsrer Schulung im Frieden, verdanken wir der sittlichen Zucht, in die wir genommen waren, verdanken wir dem Geiste, den unsre Führer in uns entzündet haben und der unser großes Vaterland zusammenhält. Heer und Volk sind eins, und der Krieg ist die Probe des Friedens. Hier liegt das Entscheidende. Gott gebe, daß uns dieser Geist erhalten bleibt und wir ihn immer sicherer gewinnen. Dann werden wir es gewiß erleben – sei es über kurz oder lang, wie Gott will –, daß wir zusammentreten und den großen Sieg feiern mit den Worten:

Nun töne laut: der Herr ist da,
Von Sternen glänzt die Nacht,
Er hat, damit uns Heil geschah,
Gestritten und gewacht.
Für alle, die ihm angestammt,
Für uns war es getan,
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!

Unser herrliches Heer und sein großer Heerführer, unser teurer Kaiser, sie leben hoch!

8.
Aufruf der 93

an die Kulturwelt vom 4. Oktober 1914[35]
[Mit Unterschrift Adolf von Harnacks]

Aufruf der 93 an die Kulturwelt vom 4. Oktober 1914, an dem sich fast alle hervorragenden Geister Deutschlands beteiligten. Er wurde in zehn Kultursprachen übersetzt und in vielen Tausenden von Exemplaren in alle neutralen Länder versandt:

Wir als Vertreter deutscher Wissenschaft und Kunst erheben vor der gesamten Kulturwelt *Protest* gegen die Lügen und Verleumdungen, mit denen unsere Feinde Deutschlands reine Sache in dem ihm aufgezwungenen schweren Daseinskampfe zu beschmutzen trachten. Der eherne Mund der Ereignisse hat die Ausstreuung erdichteter deutscher Niederlagen widerlegt. Um so eifriger arbeitet man jetzt mit Entstellungen und Verdächtigungen. Gegen sie erheben wir laut unsere Stimme. Sie soll die Verkünderin der Wahrheit sein.

Es ist nicht wahr, daß Deutschland diesen Krieg verschuldet hat. Weder das Volk hat ihn gewollt noch die Regierung, noch der Kaiser. Von deutscher Seite ist das Äußerste geschehen, ihn abzuwenden. Dafür liegen der Welt die urkundlichen Beweise vor. Oft genug hat Wilhelm II. in den 26 Jahren seiner Regierung sich als Schirmherr des Weltfriedens erwiesen; oft genug haben selbst unsere Gegner dies anerkannt. Ja, dieser nämliche Kaiser, den sie jetzt einen Attila zu nennen wagen, ist jahrzehntelang wegen seiner unerschütterlichen Friedensliebe von ihnen verspottet worden. Erst als eine schon lange an den Grenzen lauernde Übermacht von drei Seiten über unser Volk herfiel, hat es sich erhoben wie ein Mann.

Es ist nicht wahr, daß wir freventlich die Neutralität Belgiens verletzt

[35] Textquelle | Darbietung nach: BESIER 1984, S. 78-83 – dort die Quellenangabe: „Kellermann, Hermann: Der Krieg der Geister. Eine Auslese deutscher und ausländischer Stimmen zum Weltkriege 1914, Dresden 1915, S. 64-68“.

haben. Nachweislich waren Frankreich und England zu ihrer Verletzung entschlossen. Nachweislich war Belgien damit einverstanden. Selbstvernichtung wäre es gewesen, ihnen nicht zuvorzukommen.

Es ist nicht wahr, daß eines einzigen *belgischen Bürgers Leben und Eigentum* von unseren Soldaten angetastet worden ist, ohne daß die bitterste Notwehr es gebot. Denn wieder und immer wieder, allen Mahnungen zum Trotz, hat die Bevölkerung sie aus dem Hinterhalt beschossen, Verwundete verstümmelt, Ärzte bei der Ausübung ihres Samariterwerkes ermordet. Man kann nicht niederträchtiger fälschen, als wenn man die Verbrechen dieser Meuchelmörder verschweigt, um die gerechte Strafe, die sie erlitten haben, den Deutschen zum Verbrechen zu machen.

Es ist nicht wahr, daß unsere Truppen brutal gegen *Löwen* gewütet haben. An einer rasenden Einwohnerschaft, die sie im Quartier heimtückisch überfiel, haben sie durch Beschießung eines Teils der Stadt schweren Herzens Vergeltung üben müssen. Der größte Teil von Löwen ist erhalten geblieben. Das berühmte Rathaus steht gänzlich unversehrt. Mit Selbstaufopferung haben unsere Soldaten es vor den Flammen bewahrt. – Sollten in diesem furchtbaren Kriege Kunstwerke zerstört worden sein, oder noch zerstört werden, so würde jeder Deutsche es beklagen. Aber so wenig wir uns in der Liebe zur Kunst von irgend jemand übertreffen lassen, so entschieden lehnen wir es ab, die Erhaltung eines Kunstwerkes mit einer deutschen Niederlage zu erkaufen.

Es ist nicht wahr, daß unsere Kriegführung die Gesetze des Völkerrechts mißachtet. Sie kennt keine zuchtlose Grausamkeit. Im Osten aber tränkt das Blut der von russischen Horden hingeschlachteten Frauen und Kinder die Erde, und im Westen zerreißen Dum-Dum-Geschosse unseren Kriegern die Brust. Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serben verbündeten und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen.

Es ist nicht wahr, daß der Kampf gegen unseren sogenannten Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur ist, wie unsere Feinde heuchlerisch vorgeben. Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Zu ihrem Schutz ist er aus ihr hervorgegangen in einem Lande, das jahrhundertelang von Raubzügen heimgesucht wurde wie kein zweites. *Deutsches Heer und deutsches Volk*

sind eins. Dieses Bewußtsein verbrüdert heute 70 Millionen Deutsche ohne Unterschied der Bildung, des Standes und der Partei.

Wir können die vergifteten Waffen der Lüge unseren Feinden nicht entwinden. Wir können nur in alle Welt hinausrufen, daß sie falsches Zeugnis ablegen wider uns. Euch, die ihr uns kennt, die ihr bisher gemeinsam mit uns den höchsten Besitz der Menschheit gehütet habt, euch rufen wir zu: *Glaubt uns!* Glaubt, daß wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle.

Dafür stehen wir euch ein *mit unserem Namen und mit unserer Ehre!*

Adolf v. Baeyer, Exz., Professor der Chemie, München; Professor Peter Behrens, Berlin; Emil v. Behring, Exz., Professor der Medizin, Marburg; Wilhelm v. Bode, Exz., Generaldirektor der königlichen Museen, Berlin; Alois Brandl, Professor, Vorsitzender der Shakespeare-Gesellschaft, Berlin; Lujo Brentano, Professor der Nationalökonomie, München; Professor Justus Brinkmann, Museumsdirektor, Hamburg; Johannes Conrad, Professor der Nationalökonomie, Halle; Franz v. Defregger, München; Richard Dehmel, Hamburg; Adolf Deißmann, Professor der protestantischen Theologie, Berlin; Professor Wilhelm Dörpfeld, Berlin; Friedrich v. Duhn, Professor der Archäologie, Heidelberg; Professor Paul Ehrlich, Exz., Frankfurt a.M.; Albert Ehrhard, Professor der katholischen Theologie, Straßburg; Karl Engler, Exz., Professor der Chemie, Karlsruhe; Gerhard Esser, Professor der katholischen Theologie, Bonn; Rufold Eucken, Professor der Philosophie, Jena; Herbert Eulenberg, Kaiserswerth; Heinrich Finke, Professor der Geschichte, Freiburg; Emil Fischer, Exz., Professor der Chemie, Berlin; Wilhelm Foerster, Professor der Astronomie, Berlin; Ludwig Fulda, Berlin; Eduard v. Gebhard, Düsseldorf; J.J. de Groot, Professor der Ethnographie, Berlin; Fritz Haber, Professor der Chemie, Berlin; Ernst Haeckel, Exz. Professor der Zoologie, Jena; Max Halbe, München; Professor Adolf v. Harnack, Generaldirektor der königlichen Bibliothek, Berlin; Gerhard Hauptmann, Agnetendorf; Karl Hauptmann, Schreiberhau; Gustav Hellmann, Professor der Meteorologie, Berlin; Wilhelm Herrmann, Professor der protestantischen Theologie, Marburg; Andreas Heusler, Professor der nordischen Philologie, Berlin; Adolf von Hildebrand, München; Ludwig Hoffmann,

Stadtbaumeister, Berlin; Engelbert Humperdinck, Berlin; Leopold Graf Kalckreuth, Präsident des deutschen Künstlerbundes, Eddelsen; Arthur Kampf, Berlin; Fritz Aug. v. Kaulbach, München; Theodor Kipp, Professor der Jurisprudenz, Berlin; Felix Klein, Professor der Mathematik, Göttingen; Max Klinger, Leipzig; Alois Knoepfler, Professor der Kirchengeschichte, München; Anton Koch, Professor der katholischen Theologie, Tübingen; Paul Laband, Exz., Professor der Jurisprudenz, Straßburg; Karl Lamprecht, Professor der Geschichte, Leipzig; Philipp Lenard, Professor der Physik, Heidelberg; Maximilian Lenz, Professor der Geschichte, Hamburg; Max Liebermann, Berlin; Franz v. Liszt, Professor der Jurisprudenz, Berlin; Ludwig Manzel, Präsident der Akademie der Künste, Berlin; Josef Mausbach, Professor der katholischen Theologie, Münster; Georg v. Mayr, Professor der Staatswissenschaft, München; Sebastian Merkle, Professor der katholischen Theologie, Würzburg; Eduard Meyer, Professor der Geschichte, Berlin; Heinrich Morf, Professor der romanischen Philologie, Berlin; Friedrich Naumann, Berlin; Albert Neisser, Professor der Medizin, Breslau; Walter Nernst, Professor der Physik, Berlin; Wilhelm Ostwald, Professor der Chemie, Leipzig; Bruno Paul, Direktor der Kunstgewerbeschule, Berlin; Max Planck, Professor der Physik, Berlin; Albert Plehn, Professor der Medizin, Berlin; Georg Reicke, Berlin; Professor Max Reinhardt, Direktor des Deutschen Theaters, Berlin; Alois Riehl, Professor der Philosophie, Berlin; Karl Robert, Professor der Archäologie, Halle; Wilhelm Röntgen, Exz., Professor der Physik, München; Max Rubner, Professor der Medizin, Berlin; Fritz Schaper, Berlin; Adolf v. Schlatter, Professor der protestantischen Theologie, Tübingen; August Schmidlin, Professor der Kirchengeschichte, Münster; Gustav v. Schmoller, Exz., Professor der Nationalökonomie, Berlin; Reinhold Seeberg, Professor der protestantischen Theologie, Berlin; Martin Spahn, Professor der Geschichte, Straßburg; Franz v. Stuck, München; Hermann Sudermann, Berlin; Hans Thoma, Karlsruhe; Wilhelm Trübner, Karlsruhe; Karl Vollmöller, Stuttgart; Richard Voß, Berchtesgaden; Karl Voßler, Professor der romanischen Philologie, München; Siegfried Wagner, Bayreuth; Wilhelm Waldeyer, Professor der Anatomie, Berlin; August v. Wassermann, Professor der Medizin, Berlin; Felix v. Weingartner; Theodor Wiegand, Museumsdirektor, Berlin; Wilhelm Wien, Professor der Physik, Würzburg; Ulrich v. Wilamowitz-

Moellendorff, Exz., Professor der Philologie, Berlin; Richard Willstätter, Professor der Chemie, Berlin; Wilhelm Windelband, Professor der Philosophie, Heidelberg; Wilhelm Wundt, Exz., Professor der Philosophie, Leipzig.

9.
Die Antwort der englischen Gelehrten auf den Aufruf der 93 deutschen Gelehrten

[Westminster Gazette, 24. Oktober 1914][36]

Mit Bedauern sehen wir die Namen vieler deutschen Gelehrten, für die wir Achtung und in mehr als einem Falle Freundschaft empfinden, unter einer Anklage gegen England, die so aller Grundlage entbehrt, dass wir sie kaum als Ausdruck der spontanen oder überlegten Meinung der Unterzeichner ansehen können. Wir bezweifeln keinen Augenblick ihre persönliche Aufrichtigkeit, wenn sie ihre Abneigung gegen den Krieg und ihren Eifer für die Errungenschaften der Kultur betonen, müssen aber doch darauf hinweisen, dass eine ganz andere Auffassung vom Krieg und von der auf die Kriegsdrohung gegründeten nationalen Vergrösserung durch so einflussreiche Schriftsteller wie Nietzsche, Treitschke, von Bülow und von Bernhardi verfochten und von weiten Kreisen der deutschen Presse und öffentlichen Meinung unterstützt worden ist. Gewiss ist es schwierig für menschliche Wesen, die Streitigkeiten des eigenen Landes gerecht zu beurteilen, besonders schwierig vielleicht für Deutsche, die in der Atmosphäre der gläubigen Hingabe an den Kaiser und seine Armee erzogen worden sind. Trotzdem haben Männer der Wissenschaft die Pflicht, sich der Wahrheit über die Tatsachen zu vergewissern. Das deutsche Weissbuch enthält nur dürftige und sorgfältig interpretierte Auslesen aus der diplomatischen Korrespondenz, die dem Krieg vorangegangen ist. Wir hoffen, unsere deutschen Kollegen werden sich früher oder später bemühen, zur ungekürzten Korrespondenz zu gelangen, um gestützt darauf sich eine selbständige Meinung zu bilden.

Sie werden dann sehen, dass Grossbritannien, das sie als den Kriegsurheber bezichtigen, seit der Ueberreichung der österreichischen Note

[36] Textquelle | Darbietung nach: BESIER 1984, S. 83-86 – dort die Quellenangabe: „Englisches Original in: Westminster Gazette vom 24. Oktober 1914; Übersetzung: Die Eiche 3 [1015], S. 178-180.“

an Serbien unausgesetzt für den Frieden gearbeitet hat. Seine aufeinanderfolgenden Vorschläge wurden unterstützt durch Frankreich, Russland und Italien, aber unglücklicherweise nicht durch die eine Macht, die in Wien durch ein blosses Wort den Frieden hätte retten können. Deutschland behauptet in seiner eigenen amtlichen Verteidigung – so unvollständig diese ist – keineswegs, für den Frieden gearbeitet zu haben, es wirkte vielmehr für „die Lokalisierung des Konfliktes". Höchstens schlug Deutschland vor, dass sich Oesterreich kein serbisches Gebiet aneignen solle, eine leere Zusicherung, da ja die Ausführung der österreichischen Begehren ganz Serbien dem Gutdünken Oesterreichs unterworfen hätte.

Das deutsche Weissbuch sagt einfach: „Wir waren uns vollständig bewußt, dass eine mögliche kriegerische Haltung Oesterreich-Ungarns gegen Serbien Russland auf den Plan bringen und damit uns in den Krieg verwickeln konnte. … Wir konnten trotzdem unserem Verbündeten nicht raten, eine nachgiebige Haltung einzunehmen, die mit seiner Würde nicht vereinbar war."

Die deutsche Regierung gibt zu, dass sie die österreichische Note zu einer Zeit kannte, als sie noch allen andern Mächten verborgen war, sie gibt zu, dass sie diese Note nach der Ueberreichung unterstützte, sie gibt zu, gewusst zu haben, dass die Note wahrscheinlich einen Krieg herbeiführen würde, und gibt trotz aller Beteuerungen an die Adresse der andern Mächte zu, daß sie Oesterreich nicht den Rat gab, auch nur ein Jota seiner Begehren fallen zu lassen. Dies heisst nach unserem Verständnis, dass Deutschland gesteht, im Verein mit seinem Verbündeten den gegenwärtigen Krieg absichtlich herbeigeführt zu haben.

Einen Punkt geben wir ohne weiteres zu. Deutschland hätte sehr wahrscheinlich vorgezogen, in diesem Augenblick nicht mit Grossbritannien zu kämpfen. Es hätte lieber Russland geschwächt und gedemütigt, Frankreich unschädlich gemacht und Belgien unterworfen, um dann, ausgerüstet mit überwältigender Macht, die Rechnung mit Grossbritannien zu begleichen.

Grossbritannien hatte gemeinsam mit Frankreich, Russland, Preussen und Oesterreich die Neutralität Belgiens feierlich gewährleistet. Mit der Erhaltung dieser Neutralität sind unsere tiefsten Gefühle und unsere wichtigsten Lebensinteressen verknüpft. Ein Bruch dieser Neutralität

musste nicht nur die Unabhängigkeit Belgiens zerschmettern, sondern auch die Grundlage der Neutralität aller Staaten und geradezu die Existenz derjenigen, die bedeutend schwächer sind als ihre Nachbarn, untergraben. Wir handelten 1914 genau wie 1870. Wir ersuchten Frankreich und Deutschland in gleicher Weise um eine Zusicherung, dass sie die Neutralität Belgiens achten würden. 1914 gab Frankreich unverzüglich (am 31.Juli) die verlangte Zusicherung; Deutschland verweigerte die Antwort. Als nach diesem unheimlichen Schweigen Deutschland vor unsern Augen den Vertrag brach, den wir beide unterzeichnet hatten, in der offenbaren Erwartung, dass wir uns aus Furcht zum Mitschuldigen machen werden, da wurde auch dem friedliebendsten Engländer weiteres Zaudern unmöglich. Belgien rief Grossbritannien auf, sein Wort zu halten, und Grobritannien hielt es. Noch nie, solange wir leben, war unser Land bei einem grossen politischen Ereignis so geschlossen. Wir müssen den Krieg, in den wir eingetreten sind, zu Ende führen. Für uns wie für Belgien ist es ein Krieg der Verteidigung für Freiheit und Frieden.

(*Es folgen die Unterschriften der ersten wissenschaftlichen Grössen Englands.*)

10.
Die Leistung und die Zukunft der baltischen Deutschen

Die ‚Woche', 29. Mai 1915[37]

Adolf von Harnack

Ein Teil baltischen Landes, die Hafenstadt Kurlands, Libau, ist in deutschen Händen; das war eine Freudenbotschaft besonderer Art in diesem schweren Krieg, wenn sie vielleicht auch nicht alle deutschen Herzen, wie sich's gebührt, bewegt hat. Eine Freudenbotschaft besonderer Art – denn hier haben unsere Truppen ein Land betreten und teilweise besetzt, das jahrhundertelang zum Deutschen Reich gehörte, und dessen Bevölkerung in der maßgebenden Oberschicht deutsche Kultur bis zur Gegenwart zäh festgehalten hat. Man lese Hippels „Lebensläufe in aufsteigender Linie", um zu wissen, wie es in einem kurländischen evangelischen Pfarrhaus aussieht, und welcher Geist von ihm ausströmt. Man vertiefe sich in die ausgezeichneten Romane von Pantenius aus dem kurländischen Leben, um die kerndeutsche Art dieses Stammes kennen zu lernen. Man werfe einen Blick auf die Jahresberichte des Goldinger Gymnasiums, um die Kraft der deutschen Schule auf baltischem Boden zu würdigen! Nun weht über einem Teil dieses Landes die deutsche Reichsfahne, und der kurländische grünblauweiße Wimpel ist ihr beigesellt.

Ist es ein „vergessener" deutscher Bruderstamm, der uns, Gott sei Dank, wieder nahegerückt ist? Das kann man in bezug auf die baltischen Deutschen nicht sagen; vergessen hat sie Deutschland nicht. Aber die Empfindungen ihnen gegenüber sind doch bei uns nicht warm, sondern in weiten Kreisen zurückhaltend und kühl. Daß sie so lebendig und heiß sein sollten wie gegenüber Elsaß-Lothringen im Jahr 1870, und daß daher eine herrliche Flamme nationaler Begeisterung auflodern müsse bei

[37] Textquelle | HARNACK 1916b, S. 351-362; ebd., S. 350 als editorischer Hinweis: „Der … Aufsatz ist in der ‚Woche', 29. Mai 1915 … erschienen."

dem Gedanken, das Baltenland wiederzugewinnen, das kann man freilich nicht verlangen; denn das Elsaß ist uraltes deutsches Land und hat in der deutschen Geschichte eine hervorragende Stelle, die baltischen Provinzen dagegen sind ein deutsches Kolonialland. Aber die Kühle in weiten Kreisen ist doch auffallend und für ein baltisches Herz schmerzlich. Gewiß, sie herrscht nicht überall – es gibt in deutschen Landen gute Kenner und treue Freunde der baltischen Provinzen – aber die starke Welle nationalen Empfindens müssen sie zurzeit noch entbehren.

Wie erklärt sich diese Erscheinung? Nach einer vierzigjährigen aufmerksamen Beobachtung bin ich wohl in der Lage, eine Erklärung zu geben. Sieht man von allen denen ab, die sich nie die Mühe gemacht haben, sich um den baltischen Bruderstamm zu kümmern, und daher nichts oder nur Falsches über ihn wissen, so erklärt sich die Kühle der Empfindung gegenüber den baltischen Provinzen in Deutschland nicht etwa schon aus der langen Zeit der politischen Entfremdung dieser Provinzen; es sind hier vielmehr tiefere Momente wirksam. Es wird erstlich die statistische Erwägung ins Feld geführt, es seien ja kaum 200.000 Deutsche dort (8 Prozent der Gesamtbevölkerung). Es wird sodann auf die konservativ-soziologische Rückständigkeit der baltischen Deutschen hingewiesen, sie stellten einen Anachronismus im modernen Leben dar, etwa wie die mecklenburgische Adelsherrschaft. Es wird endlich auf die Kluft hingewiesen, die die baltischen Deutschen zwischen sich und der eingeborenen Bevölkerung haben bestehen lassen (den Letten und Esten), aus der nunmehr offene Feindschaft sich entwickelt habe.

Diese Bedenken, aus denen sich die Zurückhaltung gegenüber den baltischen Deutschen erklärt, lassen sich im Grunde in einen Vorwurf zusammenfassen: die Deutschen in den baltischen Provinzen, so sagt man, haben die ihnen gestellte Aufgabe nicht gelöst. Sie hätten sich durch Germanisierung der Eingeborenen verstärken und ihr politisches Gemeinwesen auf eine breite bürgerlich-bäuerliche Grundlage stellen sollen; statt dessen haben es die adeligen Herren aus egoistischen Gründen vorgezogen, ein kleines, mächtiges Herrenvolk zu bleiben, bis ihnen nunmehr in der modernen Zeit die Macht zu entgleiten droht oder schon entglitten ist. Sie ernten also nur die Früchte ihrer engen, ständischen Politik, und Deutschland kann mit dieser Handvoll anspruchsvoller Aristokraten wenig anfangen. Schade!

So oder ähnlich habe ich immer wieder gehört; so lautet auch das Urteil seitens nicht unfreundlich gesinnter Kreise. Dieses Urteil ist unrichtig. Ich kann es hier nicht unternehmen, es ausführlich zu widerlegen; aber ich darf hoffen, daß es die Leser interessieren wird, einige Gegenbeweise kennen zu lernen. Handelt es sich doch um die Eigenart und das politische Lebenswerk eines deutschen Bruderstammes, dessen Schicksalsstunde nahegerückt scheint.

Zunächst die mangelnde kolonisatorische und germanisierende Kraft. Hier ist sofort darauf aufmerksam zu machen, daß neben den Gutshöfen der baltischen deutschen Ritter bedeutende deutsche Städte mit einer nicht geringen deutschen bürgerlichen Bevölkerung und deutscher Selbstverwaltung entstanden sind: Riga, Reval, Mitau, Dorpat, Pernau, Libau, um nur die größeren zu nennen. Nicht selten werden diese Schöpfungen übersehen, und man spricht so, als handle es sich in den Ostseeprovinzen lediglich um deutsche Großgrundbesitzer. Allein diese Städte stellen selbständige Mittelpunkte deutschen Lebens dar, stehen kraft eigenen Rechts neben der baltischen Ritterschaft und haben trotz der politischen Russifizierung einen wichtigen Teil ihres Deutschtums noch immer festgehalten. Namentlich Riga hat es zu allen Zeiten verstanden, sich in kraftvoller Eigenart neben den Rittern zu erhalten, und das Selbstbewußtsein des Rigaschen Bürgers bleibt in keinem Stück hinter dem Selbstbewußtsein des deutschen baltischen Großgrundbesitzers zurück. Aber das gesamte Landvolk ist undeutsch geblieben! Das ist zwar richtig; aber der Vorwurf, daß es sich dabei um eine eigensüchtige und sträfliche Unterlassung handle, ist unberechtigt. Noch vor einem Menschenalter konnte man ihm allerdings schwer widersprechen; denn die soziologischen Studien und Erkenntnisse waren damals noch nicht hinreichend vorgeschritten. Jetzt aber wissen wir, daß eine vollkommene Kolonisierung mit Aufsaugung der eingeborenen Bevölkerung nur gelingen kann, wenn Großgrundbesitzer, Bürger und Bauern zusammen in das fremde Land einströmen. Geschieht das nicht, und unternimmt man dennoch den Versuch, das eingeborene Volk einzuschmelzen, so tritt das Gegenteil von dem ein, was man erstrebte; die Einwanderer werden ihrerseits von den Eingeborenen aufgesogen. Das wäre das Schicksal der Deutschen in den Ostseeprovinzen geworden, wenn sie nicht eine scharfe Grenzlinie zwischen sich und den Letten und Esten gezogen

hätten. Denn die Zahl der eingewanderten Deutschen war für eine wirkliche Germanisierung zu klein: es fehlte der Bauer ganz, und auch die deutschen Kaufleute und Handwerker kamen so spärlich, daß sie nur einzelne Plätze besetzen konnten; auch war in dem vorherrschend agrarischen Betrieb für sie nur langsam Spielraum zu gewinnen. Was aber geschehen konnte, das ist im wesentlichen geschehen. Die Letten und Esten sind in den westeuropäischen Kulturkreis hereingezogen worden. Man ließ ihnen ihre Sprache, mußte sie ihnen lassen und vermischte sich nicht mit ihnen; aber man brachte ihnen die christliche Religion in ihrer abendländischen Ausprägung und sodann – bereits seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts – die volle bürgerliche Freiheit und endlich in rasch fortschreitender, zielbewußter Arbeit die deutsche Schule und Kultur im Gewand ihrer eigenen Sprache. Seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts steht der baltische Lette und Este dem Bauer in den östlichen preußischen Provinzen an Bildung keineswegs nach. Nicht nur ist die Zahl der Analphabeten verschwindend, sondern auch die Zahl derer, die zu einer mittleren und höheren Bildung gelangen, ist verhältnismäßig sehr groß. „Man findet heute Letten (und Esten)", schreibt ein Kenner, „wohl in allen Berufen, nicht allein in Livland und Kurland, sondern auch als Kulturträger über das weite Zarenreich verstreut. Die Zahl der lettischen (und estnischen) Geistlichen, Ärzte, Juristen, Schriftsteller, Künstler und sonstigen Gebildeten ist schon eine recht bedeutende; viele von diesen Leuten, die natürlich alle die deutsche Sprache vollkommen beherrschen, können allerdings als völlig germanisiert gelten, wie ja selbst unter den Mitgliedern der deutschen Vereine in Riga und Kurland sich viele lettische Namen finden." Freilich, auch der umgekehrte Fall tritt auf dem Land und in den Vorstädten vereinzelt noch immer ein, daß kleinbürgerliche deutsche Familien von den Letten und Esten aufgesogen werden – ein warnender Beweis für die oben festgestellte Tatsache, daß einer Übermacht gegenüber die höher kultivierte Einwanderung der eingeborenen Bevölkerung verfällt, wenn nicht scharfe Grenzlinien gezogen werden.

Die abendländisch deutsche Kultur hat das ganze Gebiet bis zur Narva, dem Peipussee und Dünaburg nicht nur besetzt, sondern auch wirklich durchdrungen: das ist das geschichtliche Hauptwerk der baltischen Deutschen.

Aber, wendet man ein, was hilft das? Die Letten und Esten sind trotz dieser Kultur in steigendem Maße Deutschfeinde geworden und halten heute lieber zu den Russen als zu den Deutschen! Nun, zunächst ist diese Behauptung in dem vollen Umfang nicht richtig. Von den Esten gilt sie überhaupt nur in starker Beschränkung – es gibt noch immer ein freundliches Zusammenarbeiten mit nicht wenigen unter ihnen – und auch von den Letten gilt sie nicht in dem Sinn, daß jeder deutschfeindliche Lette damit ein Russenfreund ist. Hier schieben sich vielmehr die nationalen Selbständigkeitsbestrebungen dieser kleinen Völkerstämme ein. Auch sie sind vom Nationalismus des 19. Jahrhunderts ergriffen worden und suchen nun nationale Gemeinwesen zu begründen. Daß dies auf breitester demokratischer, ja womöglich republikanischer Grundlage erstrebt und zugleich eine „eigene" lettische Kultur erträumt wird, gehört zu den freilich nicht unbedenklichen Krankheiten nationaler Pubertätsentwicklung. Daß sie dabei zunächst die deutschen Widerstände stärker empfinden als die russischen und ihren einstigen Erziehern samt den vielleicht noch bestehenden Resten patriarchalischer Bevormundung besonders grollen, das ist der Lauf der Geschichte, und man kann sich darüber nicht wundern. Aber wenn sie zu ruhiger Betrachtung gekommen und zugleich den Druck der russischen „Kultur", den bisher hauptsächlich die Deutschen erfahren haben, stärker empfinden werden, werden sie das hohe Gut ihrer abendländischen Bildung und vor allem ihres Protestantismus höher schätzen lernen. Vor die Frage gestellt, ob sie einfach in die byzantinisch-russische Form sich einschmelzen lassen sollen oder mit den Deutschen die abendländische Kultur behaupten wollen – und diese Schicksalsfrage rückt auch an sie heran –, werden sie entweder ihre Stellung zu den baltischen Deutschen revidieren oder sich selbst dem Untergang weihen müssen. Zu prophezeien vermag hier niemand, aber die Hoffnung ist nicht aufzugeben, daß sie das Kleinod, das sie besitzen, nicht einfach preisgeben werden.

Das Kleinod, das ist der Geist und die Kraft der deutschen Kultur! An der Universität Dorpat, die jetzt zerstört ist, aber noch bis vor wenigen Jahren neben dem deutschen Adel und dem Bürgertum der Städte der dritte Pfeiler des Deutschtums in den baltischen Landen war, fand jener Geist die Stätte seines lebendigen Wirkens und hat nicht nur die baltischen Lande zu fruchtbaren Gefilden edler Gesittung und echter Wissen-

schaft gemacht, sondern auch seinen Samen weithin über das ganze große russische Reich gestreut.

Du Niltal edler Bildung, Kunst und Sitte,
Gleichsam am Rande Libyens, daß in Mitte
Von Ost und West es ostwärts Segen schütte!

So hat ein reichsdeutscher Dichter vor fünfzig Jahren das Land mit seiner Universität Dorpat besungen. Dorpat ist dahin, das Haus ist zerfallen; aber noch haben jene Provinzen bis zum Krieg in ihren deutschen Vereinen bewiesen, daß sie auch ohne Universität ihren Geist zu bewahren vermögen. Gewiß – nicht mehr als acht Prozent Deutsche sind im Lande; aber noch kennt dieses Land, trotz allem, was geschehen ist, die russische „Kultur" nicht, und auch die eingeborene Bevölkerung steht noch immer, ob sie's wahr haben mag oder nicht, im deutschen Kulturkreis, wie sie in der evangelischen Kirche steht. Unter solchen Verhältnissen darf man nicht von fehlgeschlagener Kolonisation sprechen und darf auch nicht vor dem Ergebnis einer rohen Statistik den Mut sinken lassen.

Aber die „Adelsherrschaft" und die konservative Rückständigkeit! Nun, auch hier haben wir aus den modernen soziologischen Arbeiten viel gelernt. Wir wissen jetzt, daß sich eine kolonisierende Minorität schlechterdings nur als Herrenvolk zu halten vermag, ferner, daß mit der Verfassung als Herrenvolk notwendig der Komplex von Charakterzügen, Eigenschaften und Methoden gegeben ist, den man den aristokratisch-patriarchalischen nennt, und daß es dem einzelnen gar nicht möglich ist, sich diesem geistig-sozialen Gefüge zu entziehen; endlich, daß dieser Typus sein geschichtliches Recht so gut hat wie jeder andere. In den baltischen Verhältnissen aber hat dieser aristokratische Typus, der hier, wie gezeigt, eine Notwendigkeit war, seit langer Zeit ein Gepräge erhalten, das ihn von allen ihm verwandten Typen in der deutschen Geschichte zu seinem Vorteil unterscheidet. Leider ist diese wichtige Tatsache in Deutschland längst nicht hinreichend bekannt: In den baltischen Landen gehörte und gehört jeder zum deutschen Herrenvolk, zur Aristokratie, der sich die volle deutsche Bildung angeeignet hat und mit den anderen zum Wohl des Landes zusammenarbeitet. Ich will nicht sagen, daß jeder baltische Geburtsaristokrat so empfindet und urteilt. Auch hier gibt es die bekannten aristokratischen Unarten und Sünden; aber sie sind

für den Gesamtcharakter der baltischen Aristokratie nicht entscheidend. Für diese ist die deutsche Bildungsfrage die letzte, entscheidende, und der bürgerliche Arzt, Jurist, Lehrer, Geistliche, Schriftsteller usw. steht mit dem Großgrundbesitzer auf einer sozialen Stufe, wie es denn auch andererseits nicht wenige adelige Lehrer, Lehrerinnen, Ärzte, Geistliche usw. in den baltischen Landen gibt. Selbstverständlich erhält nun auch der Bürgerliche dadurch den Typus, zu einem Herrenvolk zu gehören, und schließt sich an die soziologische Art dieser Schicht an. Nur ein verbohrter enger Liberalismus aber kann verkennen, daß diese Art auch große Vorzüge hat, den einzelnen stärkt und hebt und vor allem unter gewissen geschichtlichen Verhältnissen einfach – eine Notwendigkeit ist.

Unter gewissen Verhältnissen – aus ihnen im richtigen Moment, wenn die geschichtlichen Zustände andere geworden sind, herauszukommen und die gesellschaftlichen Ordnungen anders zu gruppieren, das ist bekanntlich die große Schwierigkeit, vor die bald früher, bald später jede aristokratische Herrschaft gestellt wird. Das baltische Herrenvolk steht etwa seit einem knappen Menschenalter vor dieser Schwierigkeit, die dadurch ungeheuer gesteigert ist, daß nicht Deutsche, sondern gebildete Letten und Esten die Aufnahme verlangen. Daß die Herren die Zeichen der Zeit nicht früh genug erkannt und der Schwierigkeiten nicht in befriedigender Weise Herr geworden sind, wird man einräumen müssen. Aber bei billiger Berücksichtigung der Größe der Aufgaben und der geradezu sich kreuzenden Erwägungen, die hier eintreten mußten, wird man doch sagen dürfen, daß vieles Fördernde geschehen ist, und daß man sich nicht einfach auf ein hoffnungsloses „Non possumus“ zurückgezogen hat, bei dem vielmehr nur einzelne in Verblendung verharren wollten. Daß man deutscherseits an der Bedingung festhielt, nur deutscher Bildung könne volle soziale Gleichberechtigung gewährt werden, nachdem die volle bürgerliche und materielle gewährleistet war, ist zu verstehen, und doch läßt sich fragen, ob man in kühnem Vertrauen auf die deutsche Kultur auch im fremdsprachigen Gewand nicht den großen Versuch hätte wagen sollen, die volle soziale und gesellschaftliche Gleichberechtigung der Letten und Esten anzustreben und danach zu handeln. Die großen Gefahren, die bei solchem Ziel dem Deutschtum drohen würden, sind unverkennbar – man braucht nur auf Finnland zu blicken und auf die heutige Lage der Schweden dort neben den Finnen

–, aber man hat in den baltischen Provinzen zwei sich ganz fremd gegenüberstehende Völker neben sich, das ist ein Vorteil, und vielleicht durfte man der deutschen Kraft doch diese Probe zutrauen.

Es kam die lettische „Revolution"; es ist der Weltkrieg gekommen. Bei seinem Beginn hat Rußland erklärt, es kämpfe nicht nur gegen die Deutschen, es kämpfe gegen das Deutschtum überhaupt. Daß es dem Panslawismus mit dieser Drohung ernst ist, wissen wir; ob aber auch jeder zukünftigen russischen Regierung, ist nicht ganz so sicher, und ob die Regierung die Kraft haben wird, die Drohung wirklich durchzuführen, müssen wir abwarten. In Gesetzen ist bekanntlich diese Regierung stark; in der Durchführung werden die Dinge dort oft sehr anders. Aber unzweifelhaft ziehen nicht nur schwere Tage, sondern Schicksalstage für die baltischen Deutschen herauf. Der Krieg selbst hat sie in eine furchtbare Lage gebracht, um so furchtbarer für sie, solange der Ausgang des Krieges und das Maß des deutschen Sieges noch im Dunkeln liegt. Sie mußten in die Reihen der russischen Armee eintreten und gegen uns kämpfen. Das haben sie schon im Siebenjährigen Krieg tun müssen und werden es als eine Schickung ansehen, die sie in deutscher Treue für den Landesherrn auf sich nehmen, den der Gang der Geschichte ihnen zuletzt zugewiesen hat. Ist ihnen die große erhebende Aufgabe seit sieben Jahrhunderten geworden, Bildung und Gesittung in den Osten zu tragen, so sind sie allzeit darauf gefaßt gewesen, die schweren Konsequenzen ziehen zu müssen, die diese Aufgabe ihnen auferlegt. In einem Aufsatz von Rudolph Stratz in dieser Zeitschrift (15. Mai), der sich sonst durch manche scharfe und treffende Beobachtung auszeichnet, wird deutlich genug gegen die baltischen Deutschen der Vorwurf erhoben, daß sie nicht unter Zurücklassung ihres Besitzes zu uns nach Deutschland zurückgewandert sind, seitdem ihre Lage hoffnungslos geworden sei, dann brauchten sie jetzt nicht gegen uns zu kämpfen. Dazu wird auch noch von solchen baltischen Deutschen gesprochen, die bei Ausbruch des Krieges blindlings die Sache des Zaren zu der eigenen gemacht und in der Not der Stunde „ihre Seelengemeinschaft mit Dschingiskhan entdeckt haben". Das ist ein böses Wort, da es so verstanden werden wird, als habe es eine weite Geltung.

Gewiß gibt es verrußte Deutsche, und wahrscheinlich ist es, daß in der Not der Stunde mancher innerlich und äußerlich nicht bestanden

hat. Aber so weit kenne ich die Balten, um sagen zu dürfen, daß jenes Urteil nur vereinzelte treffen kann, daß aber die große Mehrzahl den schmalen und harten Weg, den sie nun gehen muß, gefunden hat und wandelt. Sie wird dem russischen Kaiser geben, was sie ihm in dieser Stunde geben muß, und dabei darauf vertrauen, daß sie entweder ihre große Aufgabe für das russische Reich behalten oder unter ganz neue Verhältnisse kommen, also nicht untergehen wird. Eben deshalb ist auch der Rat, auszuwandern, übel angebracht. Er war es sicher bis gestern noch; er kommt heute nicht in Betracht, und er wird, so hoffe ich zu Gott, auch in Zukunft falsch sein. Er war es bis gestern noch; denn hat nicht das Wirken der deutschen Vereine bis unmittelbar vor dem Krieg, hat nicht der langsame Wiederaufbau der deutschen Schulen und so manches andere gezeigt, daß die Lage des Deutschtums in den baltischen Provinzen keineswegs schon hoffnungslos war? Wäre es da nicht Fahnenflucht gewesen, das Land zu verlassen und die deutsche Kultur preiszugeben? Und selbst wenn die Hoffnungen noch geringer waren, als sie erschienen – ist es deutsche Art, die Arbeit an einer großen Aufgabe abzubrechen? Muß nicht vielmehr auch noch der letzte Versuch gemacht werden, ohne schützende Institution den Geist doch lebendig zu erhalten? Diese Notwendigkeit gilt auch in der Zukunft; sie gilt auch nach dem Krieg. Wenn aber auch die Hoffnung vieler sich nicht erfüllen sollte und das Deutsche Reich die baltischen Provinzen nicht erobert oder nicht behält, so darf doch mindestens heute noch nicht der Gedanke aufkommen, die Aufgabe der Deutschen in Rußland sei nunmehr erfüllt, und die deutschen Provinzen Rußlands seien für die deutsche Kultur verloren. In einem Weltreich, das Polen, Kleinrussen, Tataren, Armenier, Georgier usw. umfaßt, müssen und werden die Deutschen an ihrem Grund und Boden, an ihrer Eigenart und ihrer Aufgabe bis zum letzten Blutstropfen festhalten. Fallen sie dennoch, so sollten sie auf ihrem eigenen Boden sterben mit dem edlen Schweiß der Arbeit und dem Blut des Kampfes auf ihren Stirnen.

Martern, verjagen oder töten kann man sie; aber niemand soll und wird sie russifizieren oder zu *freiwilliger* Auswanderung bewegen können.

11.
Zwei Briefe Harnacks vom September 1915

[Anerkennung für Chamberlains Sicht des Krieges,
Mitteilung derselben an den Kaiser]

I.
HARNACKS DANKSCHREIBEN AN HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN VOM 30. SEPTEMBER 1915[38]

Königliche [Wappen] Bibliothek
BERLIN NW 7, den [handschriftlich] 30. Sept. 1915.
[gedruckt] Unter den Linden 38

[handschriftlich]

Hochverehrter Herr!

Aufs neue habe ich Ihnen für eine „Kriegsschrift“[39], die im Tiefsten eine Friedensschrift ist, zu danken. Es geschieht in derselben Gesinnung und dankbaren Freude, mit der ich Ihre früheren Schriften gelesen habe. Wie viel verschwindet und wie viel zeigt erst die wirklich charakteristische Linie, wenn man den Augenpunkt hoch genug nimmt; aber – freilich – der Augenpunkt macht's nicht allein: der Schauende muß selbst gereinigt sein und von allem Kleinkram und aller Bosheit befreit!

In herzlicher Verehrung
dankt Ihr
v. Harnack

---

[38] Textquelle | Hier – ohne Anmerkungsapparat – dargeboten nach KINZIG 2015, S. 226-227 (dort mit der Archivangabe zum Original: Archiv der Richard-Wagner-Gedenkstätte Bayreuth, Nachlass Chamberlain).

[39] [s. Houston Stewart CHAMBERLAIN: Neue Kriegsaufsätze. Grundstimmung in England und in Frankreich. Wer hat den Krieg verschuldet. Deutscher Friede. München: F. Bruckmann Verlag 1915.]

II.
HARNACKS SCHREIBEN AN KAISER WILHELM II. VOM 26. SEPTEMBER 1915[40]

Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften.
Berlin NW7, den [handschriftlich] 26. September 1915.
[gedruckt] Königliche Bibliothek.
Telephon: Amt Zentrum Nr. 11542.

[handschriftlich (Entwurf)]

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster
Kaiser und König!
Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

EW. Kaiserlichen und Königlichen Majestät spreche ich meinen alleruntertänigsten Dank aus für die allergnädigste Mitteilung des Artikels aus der Zeitung „Le Temps". Er hat mich als eine, in dieser Zeitung unerwartete, Stimme der Vernunft erfreut; auch zeigt die feine Ironie, mit welcher der Verfasser den verblendeten Kant-Fresser abtut, daß noch nicht alle guten Geister aus der französischen Wissenschaft entflohen sind. Aber leider bedeutet diese *eine* Stimme innerhalb des Chors der französischen „Intellektuellen", die die deutsche Bildung und Wissenschaft tot schreien wollen, noch wenig. –

Unter dessen bietet eben diese Wissenschaft in diesem Kriege den Feinden Beispiele die Fülle, daß sie in der konzentrirten und organisirten deutschen Volkskraft ein starkes Element ist – nicht nur Schmuck und Zierde, sondern Wehr und Waffe!

Daß innerhalb dieser Arbeit auch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ihre Stelle und Aufgabe gefunden hat – wie wenn sie von Ew. Majestät zu diesem Zweck geschaffen wäre! –, gereicht allen Mitgliedern zur höchsten Freude. Zu berichten ist wenig, weil das, was sie tut, sich wie eine selbstverständliche Arbeit abwickelt. Das Institut für Meeresfor-

[40] Textquelle | Hier – ohne Anmerkungsapparat – dargeboten nach KINZIG 2015, S. 227-229 (dort mit der Archivangabe zum Original: Berlin, Staatsbibliothek, NL Harnack, K. 45, Bl. 47r-48v.).

schung in Rovigno bei Triest ist noch völlig unbeschädigt, und man darf hoffen, daß das so bleiben wird, da Italien voraussichtlich auch ferner noch nur sich selbst schädigen wird. – –

Unter den Schriften dieser Kriegszeit stehen, soweit ich zu urteilen vermag, die von *Chamberlain* ~~allen voran~~. Soeben hat mich wieder die Schrift von ihm *„Politische Ideale"* tief ergriffen und erhoben. Chamberlain vermag die deutsche Eigenart und die aus ihr sich ergebenden Ziele besser zu erkennen als die Anderen, weil er sich einst in einer *Distanz* zu ~~ihnen~~ befunden hat. Er *sieht*, was ~~wir~~ anderen mehr oder weniger dunkel *empfinden*. Dieses klare Schauen, dieser wundervolle Blick macht ihn wirklich zum *Deuter* und *Propheten*. Dazu kommt aber noch, daß er zu *sagen* versteht, was er sieht. Seine Fähigkeit in dieser Hinsicht ist wahrhaft meisterhaft. Seine Sprache ist so ~~hell und klar und~~ treffsicher wie ein starker Sonnenstrahl, der nicht funkelt, aber leuchtet. Die Metamorphose, die aus einem Engländer einen Deutschen gemacht hat, ist eine gute Schöpfung! Darf man hoffen, daß sie nicht auf einen Mann beschränkt bleibt?? – –

[(*Hier folgt durchgestrichen*:) Das deutsche Volk hat aufs neue sein unbegrenztes Vertrauen auf Ew. Majestät, auf das herrliche Heer und die Heerführung durch die Kriegsanleihe bewährt. Es wird auch jedes andere Opfer freudig bringen, welches das Vaterland verlangt. Das ist gewiß, und wenn es von einer Morgenwache zur anderen harrt, daß der Friede komme, so mischt sich kein Ton der Ungeduld oder der Unsicherheit hinein – es harrt sicherer Hoffnung und Zuversicht! Es harrt im Aufblick zu Gott, der unsere Stärke ist, und in der Fürbitte, Gott möge Ew. Majestät, den Vater des Vaterlandes, gesund und stark erhalten in allen den Sorgen und Prüfungen, die Ew. Majestät doppelt tragen, und Ew. Majestät, wie bisher, mit Sieg krönen. In dieser Gesinnung verharre ich als]

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät
in Ehrfurcht und Treue
alleruntertänigster
v. Harnack[41]

---

[41] [KINZIG 2015, S. 229 vermerkt noch einen späteren, vermutlich von Harnack selbst niedergeschriebenen Zusatz auf dieser Seite des Briefentwurfs: „Ew. Mai. Heere haben [?] Kurland gewonnen + / stehen vor d[en] Thoren meiner [?] alten Heimat, livl[ändische] Wellen / Gefühle meine [?] Brust bewegen, so ich […] besprechen. So [?] EW. Maj. / glauben sollten, […] alle Kenntnisse d. Landes nützlich zu / finden – es sind [?] vor [?] allem direkte + indirekte Personalkenntnisse –, / so würde [?] ich mich glücklich schätzen, sie in d[en]

12.
Die deutsche Universität Dorpat, ihre Leistungen und ihr Untergang

Leipziger „Illustrirte Zeitung“, 7. Oktober 1915[42]

Adolf von Harnack

Manche deutsche Universität ist im Laufe der Zeiten untergegangen; aber ihr Untergang bedeutete in Wahrheit nur einen geringen Verlust. Einige von ihnen waren von Anfang an nicht recht lebensfähig, andere sind mit benachbarten Universitäten verschmolzen worden. Wer wollte heute Altdorf neben Erlangen, Bamberg neben Würzburg, Duisburg neben Bonn, Erfurt neben Jena, Rinteln neben Marburg, Wittenberg neben Halle wieder zurückrufen? Nur an die Wiederherstellung von Helmstedt wird gedacht, und eine Universität östlich von Berlin als Ersatz für Frankfurt a. O. wird vielleicht einmal gegründet werden. Der Untergang mehrerer dieser Universitäten stand mit dem Zerfall des alten Deutschen Reichs und dem Verschwinden so vieler deutscher „Staaten“ am Anfang des vorigen Jahrhunderts in engem Zusammenhang; nur in kleinen Kreisen wurde ihnen eine Träne nachgeweint. Aber anders steht es mit der deutschen Universität Dorpat, die vor unseren Augen vor wenigen Jahrzehnten zerstört worden ist. Zwar als Universität Jurjew besteht sie noch fort; aber es ist gut, daß auch der alte Name verschwunden ist; denn die russische Universität Jurjew hat mit der deutschen Universität Dorpat nichts gemein, zumal jetzt nicht mehr, nachdem am Anfänge des Weltkrieges auch der letzte Rest der deutschen Universität, die theologische Fakultät, als deutsche aufgehoben worden ist.

Dorpat – Tausende akademisch gebildeter, deutscher Männer nennen diesen Namen mit derselben Verehrung und Liebe, mit der in deutschen

---

Dienst des Vaterlands / stellen z[u] dürfen.“]

[42] Textquelle | HARNACK 1916b, S. 362-373; ebd., S. 350 als editorischer Hinweis: „Der … Aufsatz ist … in der Leipziger „Illustrirten Zeitung“, 7. Oktober 1915 erschienen.“

Landen die heimischen Universitäten gepriesen werden. Diese Universität ist ihnen die „Alma mater“ in vollkommenem Sinne gewesen und geblieben, ja vielleicht noch inniger als irgendwo sonst ist hier die Universität festgehalten worden als die Burg deutscher Wissenschaft und deutscher Sitte und Art. Freudiger konnte das Lied „Der Mai ist gekommen“ in der Nacht zum 1. Mai nicht von den Neckarbergen ins Tal heraberklingen, als es von den Embachhügeln Jahr um Jahr in die gute Stadt Dorpat klang. Stolzer als in der Studentenschaft Dorpats ist nirgendwo das alte Burschenlied: „Stoßt an“, gesungen worden; aber auch tiefer und ernsthafter ist nirgendwo das Lied männlicher Klage und männlicher Zuversicht: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“, erfaßt worden! Es war jedesmal ein Gelöbnis des Ausharrens und der Treue, wenn dieses Lied erschallte, und noch bestand der Schlußvers zu Recht:

„Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Not!
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsre Burg ist Gott.“

Wohl war er zerfallen, der selbständige, zum Deutschen Reich gehörige livländische Ordensstaat, nach dreihundert-jährigem Bestehen, wohl war man nacheinander polnisch, schwedisch und zuletzt russisch geworden, wohl hatte das Land Jahrhundert um Jahrhundert vandalische Zerstörungen und unsägliche Leiden erduldet – Dorpat besaß z.B. in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gegen 30.000 Einwohner, um das Jahr 1565 fast gar keine mehr –; aber noch immer hatte es sich bewährt: „Es ist der Geist, den sich der Körper baut.“ So hatte man auch unter russischer Herrschaft das Land allmählich wieder in Blüte gebracht, und der deutsche Geist fand Mittel und Wege, sich zu behaupten, zu stärken und zu verbreiten. Nahezu zwei Jahrhunderte lang lebte man so; in die Mitte dieser Zeit fiel die Gründung der deutschen Universität. Drei Menschenalter lang ließ man sie wirken und schaffen, dann legte man Hand an sie und „die hohe Feste fiel“.

Es ist in deutschen Landen wenig davon geredet worden, als Alexander III. die deutsche Universität Dorpat zerstörte. Man nahm es als ein Unvermeidliches und Unabänderliches hin und legte es zu den übrigen

Einbußen des deutschen Besitzes im Ausland, an die man sich gewöhnen zu müssen glaubte. Nun aber ist der Weltkrieg gekommen, nun stehen unsere Truppen in Libau auf kurländischem Boden, unsere Schiffe an der baltischen Küste, nun soll und muß in dieser hohen Zeit ein jeder Deutscher wissen, um was es sich dort handelt und daß es alter deutscher Besitz ist, um den dort gekämpft wird. Hierzu sollen die folgenden kurzen Ausführungen einen kleinen Beitrag bieten. Von der deutschen Universität Dorpat will ich erzählen.[43]

Sie hat eine Vorgeschichte schon im siebzehnten Jahrhundert gehabt. Im Jahre 1629 wurde Livland schwedisch, drei Jahre später unterzeichnete Gustav Adolf im Feldlager bei Nürnberg – kurz vor seinem Heldentode – die Stiftungsurkunde der Universität Dorpat. Diese Stadt, die im Jahre 1224 gegründet war und sich als bischöfliche und hanseatische Stadt gut entwickelt hatte, war zum Sitz der neuen Universität erwählt worden. Sie lag zentral zwischen Riga, Pernau, Reval und dem Peipussee und war der Umschlagplatz des baltisch-russischen Binnenhandels, der über diesen See ging. Aber die neue Universität entwickelte sich nicht wie sie sollte, da die kurzsichtigen Nachfolger des großen Königs sie benutzten, um das Deutsche zurückzudrängen und das Land schwedisch zu machen. Dieses konnte daher kein rechtes Vertrauen zur Universität fassen, die bald auch unter den schweren Russeneinfällen zu leiden hatte. In den Jahren 1656 bis 1690 hörte aller Unterricht auf; die „Gustaviana“ schien erloschen. Aber im Jahre 1690 wurde sie als „Gustaviana-Carolina“ restauriert und hat dann noch zwanzig Jahre bestanden, nachdem sie beim Ausbruch des Nordischen Kriegs (1699) in die Hafenstadt Pernau verlegt worden war. Als sich dann Peter der Große durch Kapitulation Livlands bemächtigte, war das Land so verwüstet und entvölkert, daß an das Fortbestehen der Universität nicht gedacht werden konnte.

Das Album der alten Universität Dorpat enthält die Namen von 1662 akademischen Bürgern; die Hälfte waren Deutsche, die andere Hälfte Schweden. Unter jenen war fast ein Viertel nicht-baltischer Herkunft, sondern reichsdeutsch. Also bestand noch immer ein Zusammenhang

---

[43] [1] Näheres siehe in der Schrift: „Die deutsche Universität Dorpat.“ Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882.

mit dem alten Mutterland, zumal da auch anderseits trotz der heimischen Universität noch immer nicht wenige Balten auf reichsdeutschen Universitäten studierten. Das Luthertum ist durch die Universität in den baltischen Landen gefestigt worden und hat sich nun auch mit dem Geist der Esten und Letten vollkommen verschmelzen. Der Pastorenstand, materiell sichergestellt und hoch angesehen, wurde (neben dem Adel) der wichtigste Stand im Lande. Er erfüllte die Aufgabe, die Gustav Adolf bei der Errichtung der Universität durch die Professoren ihm gestellt hatte: „Ich will nicht dulden, daß die Professoren (besonders die Theologen) die Wahrheit mit metaphysischen Spekulationen umhüllen, sondern die Professoren sollen die Jugend, ohne sie in theoretischen Labyrinthen aufzuhalten, gerade zur Praxis führen, damit sie in allen Dingen Gott und den Menschen nützlich sein können."

In dem ersten Jahrhundert der russischen Herrschaft, da es keine heimische Universität mehr gab, mußten die baltischen Prediger, Juristen, Ärzte und Lehrer sämtlich in Deutschland studieren. Bis zum Jahre 1798 wurden ihnen dabei von der russischen Regierung keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. So fanden sich an vielen deutschen Universitäten im achtzehnten Jahrhundert zahlreiche baltische Studenten, und sie bildeten an einigen von ihnen, wie in Königsberg, Jena und Göttingen, eigene Verbindungen. Der geistige Zusammenhang mit dem Mutterland wurde dadurch aufs beste gewahrt, zumal da noch fort und fort Reichsdeutsche, wenn auch nicht in großer Zahl, in den baltischen Provinzen eine zweite Heimat suchten und fanden. Riga, im achtzehnten Jahrhundert eine ganz deutsche Stadt, war der geistige Mittelpunkt des Landes. Hier wirkte Herder, hier ließ Kant seine Werke verlegen; aus einem Pastorat, nicht weit von Riga, stammte Lenz, der Jugendfreund Goethes.

Im Jahre 1798 wurde sämtlichen, in fremden Ländern studierenden russischen Untertanen die Rückkehr befohlen. Aber schon im Jahre 1802 gründete Alexander I. für die baltischen Provinzen und durch sie für das ganze russische Reich die Universität Dorpat „Zur Erweiterung der menschlichen Kenntnisse in Unserem Reich", mit ausschließlich deutscher Unterrichtssprache. In der Tat haben bis zum Untergang der Universität fast nur deutsche Gelehrte an ihr gewirkt; die Zahl der übrigen läßt sich an den Fingern abzählen, wenn man von den Lehrstühlen für russische Theologie und Sprache absieht. Alexander I. erkannte mit

erleuchtetem Weitblick, daß die Universität dann dem großen Reiche den höchsten Nutzen stiften werde, wenn sie ihm die deutsche Wissenschaft, ungeschmälert und ohne fremde Bevormundung, bringe. In diesem Sinne sah er über jedes national-russische Bedenken hinweg und schenkte zugleich der Loyalität der Deutschen in den Ostseeprovinzen ein vollkommenes Vertrauen.

So wurde denn die Universität auch in ihrer Organisation und in den Einrichtungen (akademische Freiheit) ganz nach deutschem Muster gestaltet, und der neue deutsche Idealismus fand hier sofort eine Stätte. Goethes anderer Jugendfreund Klinger, der einstige „Stürmer und Dränger", wurde der erste Kurator; ihm folgte der Fürst Lieven, ein Einheimischer, durch den die evangelische Erweckungsbewegung gefördert wurde, der aber zugleich mit höchster Gewissenhaftigkeit über der Universität gewaltet hat. Der erste Rektor war Parrot, ein Württemberger; bald folgte ihm der Westfale Evers, der das Amt so glänzend verwaltete, daß er von seinen Kollegen immer wiedergewählt wurde (1818 bis 1830). Er hat, ein Schüler der Göttinger Historikerschule, die Wissenschaft der russischen Rechtsgeschichte begründet. Sein Name hat daher noch heute bei den russischen Rechtshistorikern den besten Klang. Die deutsche Universität Dorpat hat er vor allen anderen zu dem gemacht, was sie geworden. An seinem Grabe bezeugte (1830) der Universitätsprediger: „Die Werke seines Geistes muß der Tod stehenlassen; sie lassen sich nicht einsargen, sondern bleiben unter uns und zeugen überall von des Verewigten Gegenwart. Es müßte die ganze Universität begraben werden, wenn sein Andenken erlöschen sollte; denn es ist nichts an ihr, was nicht während seines zwölfjährigen Rektorats seine wohltätige Wirksamkeit erfahren hätte und dadurch zu höherer Vollkommenheit gehoben worden wäre."

Die Universität wurde sofort mit 29 Professuren eingerichtet, und die Zahl der Lehrstühle wuchs bis zum Jahre 1881 bis zu 45. Das entspricht den Verhältnissen einer mittleren deutschen Universität in jener Zeit. Von den 72 Professoren, die in den ersten fünfundzwanzig Jahren angestellt worden sind, waren 51 aus Deutschland, 16 aus den Ostseeprovinzen selbst, 4 aus Rußland. Man sieht also, daß die Universität einfach in dem Verbande der deutschen Hochschulen ihre Stellung erhielt. Nun aber begann eine Entwicklung, die dem geistigen Leben der baltischen

Provinzen zur höchsten Ehre gereicht; in bedeutender Anzahl wählten sich die Balten selbst die akademische Laufbahn, so daß unter den 45 Dorpater Professoren des Jahres 1881 neben 19 reichsdeutschen 24 baltische wirkten. Nimmt man hinzu, daß um dieselbe Zeit mehr als 30 Balten an deutschen Hochschulen Professuren bekleideten, so gab es im Jahre 1881 etwa 55 Professoren, die ihre Heimat in den russischen Ostseeprovinzen hatten. Das ist eine sehr große Zahl, wenn man bedenkt, daß sie einer Bevölkerung von etwa 200.000 Seelen entstammten; denn nur so viele Deutsche gibt es in den Ostseeprovinzen. Diese Bevölkerung erbrachte den Beweis, daß sie mehr als eine ganze Universität aus ihren Kräften zu besetzen vermochte, und die zahlreichen Berufungen von Balten an die reichsdeutschen Hochschulen zeigten, daß diese Kräfte nicht minderwertig waren. Diese Verhältnisse haben bis zum Untergang der Universität angedauert.

Bis zum Untergang der Universität – sie hatte in den Jahren von 1838 bis 1854 unter Nikolaus I. bereits eine Epoche durchlebt, die sie der Vernichtung nahezubringen schien. Professoren wurden abgesetzt, verbannt; reichsdeutsche Professoren sollten nicht mehr berufen werden und der deutschen akademischen Freiheit suchte man den Garaus zu machen. Der absolutistisch-militärische Kaiser wollte die Universität in ein russisches Kadettenkorps verwandeln, wenn er auch die deutsche Unterrichtssprache bestehen ließ. Die Wissenschaften sollten wie im Mittelalter traktiert werden nach vorgeschriebenen Lehrbüchern und approbierten Kollegienheften. Aber eben damals raffte sich der baltischdeutsche Geist auf, verdoppelte seine Kräfte und steckte sich das Ziel: wenn wir keine Lehrer aus Deutschland mehr bekommen, so müssen wir selbst die Universität besetzen, und wenn die Vorlesungen kontrolliert und niedergedrückt werden, so müssen wir neben den Vorlesungen die Studenten belehren und erziehen. So kam man wirklich über die schwierige Zeit nicht nur hinweg, sondern schuf auch aus der Not einen Chor von Tugenden. Niemals hat Livland eine Zeit gehabt, in der die Jugend inniger alle hohen Ideale umfaßt und in der das geistige Leben stärker pulsiert hat als damals. Das Feuer, welches die Nikolaitischen Drangsale entzündet, lohte noch fort, auch nachdem Alexander II. die schlimmen Maßregeln seines Vaters zurückgenommen hatte und reichsdeutsche Professoren wieder nach Dorpat berufen wurden. Dieses Feuer

stammte aus der heiligen Flamme, die in Deutschland im Anfange des Jahrhunderts in der Zeit der höchsten Not emporgelodert war. Die Professoren der Universität hüteten es, und der ausgezeichnete Kurator, Graf Keyserling, der Freund Bismarcks, respektierte es. Seine ungewöhnliche Weisheit nahm es in den Dienst der hohen Aufgabe, die deutsche Universität Dorpat für das ganze Russische Reich zum Segen werden zu lassen. Unter seiner Leitung kam die Universität in dem letzten Drittel des Jahrhunderts zur höchsten Blüte, und ganz Rußland empfing von dort Lehrer, Ärzte, Apotheker, Landwirte usw., die durch ihre Zuverlässigkeit wie durch ihre Kenntnisse sich unentbehrlich machten. In jeder russischen Gouvernementsstadt und an vielen anderen Plätzen bis zum Stillen Ozean waren sie zu finden, und das russische Volk freute sich ihrer Wirksamkeit, soweit es nicht planmäßig verhetzt wurde.

Diese teils panslawistische, teils „echt russische" Hetze setzte freilich schon am Ende der sechziger Jahre wieder ein. Damals begegnete ihr der Professor der Geschichte Schirren mit einer Streitschrift, die Fichteschen Geist atmete. Er mußte seinen Lehrstuhl aufgeben. Mit Lug und Trug, mit Verleumdungen und Entstellungen aller Art schritt die russische Kampflinie vor und unterminierte die Existenz des Deutschtums und seiner Universität. Doch vermochte sie unter Alexander II. noch nichts Wesentliches zu erreichen. Erst unter seinem Sohne, Alexander III., gelang das Zerstörungswerk. Daß es ein solches war, darüber sind sich erleuchtete Russen, ja selbst die Urheber der Zerstörung, nicht unklar geblieben: „Mag die Kultur in den Ostseeprovinzen den größten Schaden leiden – russischer Geist muß dort herrschen!" So wurde der Universität die russische Unterrichtssprache fast mit einem Schlage auferlegt und der Bund mit der deutschen Wissenschaft zerschnitten. Dorpat mit seinen mehr als tausend Studenten fiel, und Jurjew entstand, ein kümmerlicher Ableger der russischen Universitäten; denn die besseren russischen Professoren ziehen in der Regel jede andere russische Hochschule vor.

Es gibt eine Russifizierung, sagen wir mit Schirren, gegen die nichts einzuwenden ist. Das ist die Russifizierung, wie sie nach ehrlicher Arbeit und ehrlichem Kampf im Lauf der Generationen gleichen Schritts mit der Entwicklung des Verkehrs und der Kultur des russischen Volks in die livländischen Städte und Dörfer einziehen mag – wenn Rußland eine

solche Kultur einst bieten kann und diese Provinzen nicht aufgeben muß. Aber, als es vor zwanzig Jahren die Universität zerstörte, konnte es nur einen Ersatz bieten, der keiner war. So ist es ein Kulturmord gewesen und teilweise auch ein Selbstmord, ein blühendes Leben zu zerstören, dessen reiche Früchte auch der Neider und Feind nicht zu leugnen vermochte und die mindestens in derselben Fülle dem ganzen Russischen Reiche zugute kamen wie den baltischen Provinzen. Ich habe einsichtige Russen gesprochen, die bekannten, daß die Aufhebung der deutschen Universität Dorpat eine böse Konzession an den russischen Chauvinismus gewesen ist und die schwerste Einbuße für das Reich bedeutete. Auch ist es einfach nicht wahr, daß sich die Universität jemals in Widerspruch zu ihren Aufgaben für Rußland gesetzt hat, und daß die Studenten kein Russisch verstanden. Das Gegenteil ist der Fall. Mit großem Ernst hielt der Kurator Graf Keyserling darauf, daß auf den Gymnasien die russische Sprache tüchtig gelernt wurde. Wir Dorpater und Rigaer Abiturienten verstanden Russisch sehr viel besser als Französisch oder gar Englisch. Bei der Abgangsprüfung wurden wir über russische Sprache, Geschichte und Literatur in dieser Sprache examiniert; ein langer russischer Aufsatz mußte aus dem Stegreif geschrieben werden – ich habe einen solchen über den Einfluß Goethes auf Schiller verfaßt – und niemand erhielt das Zeugnis der Reife, der im Russischen nicht mindestens „Gut“ hatte. So waren wir wohl vorbereitet, dem Reiche auch in seiner Sprache zu dienen.

Daß aber die Universität nicht nur ihrer wissenschaftlich-praktischen Aufgabe genügt, sondern auch die Wissenschaft selbst fort und fort gefördert hat, das wissen heute noch die Fachmänner in allen Fakultäten. Nicht nur die medizinischen Doktor-Dissertationen, die gehaltvoller waren als die meisten reichsdeutschen, sondern auch die gelehrten Werke in allen wissenschaftlichen Disziplinen legen dafür Zeugnis ab. Im folgenden möchte ich durch eine Reihe von Namen an die Leistungen der Universität erinnern; nicht wenige von ihnen sind auch über den Kreis der Fachgelehrten hinaus bekannt geworden.

In der theologischen Fakultät wirkten von reichsdeutschen Gelehrten der Dogmatiker Philippi, der scharfsinnigste Vertreter der lutherischen Orthodoxie im neunzehnten Jahrhundert, und der Kirchenhistoriker Kurtz, dessen Lehrbuch der Kirchengeschichte vierzig Jahre lang das

verbreitetste Studentenbuch auf allen deutschen Hochschulen gewesen ist. Baltische Theologen von hervorragender Bedeutung waren v. Oettingen, der die Moralstatistik begründet hat, der geistvolle Kirchenhistoriker v. Engelhardt, aus dessen Schule mehrere akademische Lehrer, die in Deutschland wirken, hervorgegangen sind, und der Vertreter der praktischen Theologie Theodosius Harnack.

Die juristische Fakultät widmete sich in erster Linie der Pflege des heimischen Rechts, das sich eng an das gemeine Recht anschließt. Hier hat sich der Balte Bunge als Sammler und Bearbeiter die größten Verdienste erworben. Als Reichsdeutsche aber wirkten hier Savignys Schüler Clossius, der schon genannte Evers, der Kriminalist Osenbrüggen, der Kirchen- und Staatsrechtslehrer Loening und andere.

Die Blüte der medizinischen Fakultät haben, aus Deutschland berufen, Burdach, Volkmann, Reichert, Buchheim, Dragendorff, Naunyn – alles Namen vom besten Klang – hervorgerufen; aber neben ihnen wirkten die Balten Kupiler, Rosenberg und Stieda als Anatomen, Bidder (der bedeutende Schüler von Johannes Müller), Alexander Schmidt und Gustav Bunge als Physiologen, v. Bergmann als Chirurg, Schmiedeberg als Pharmakolog. Besonders zahlreich und bedeutend waren die reichsdeutschen Professoren in der Historisch-Philologischen Fakultät. Als Nationalökonomen wirkten in Dorpat Adolf Wagner, den heute noch ein starkes Band mit dem Lande verbindet Laspeyres und Bücher, als Philologen und Archäologen Neue, Stephani, Schwabe, Petersen, Löschcke, als Sprachvergleicher Leo Meyer, als Historiker Maurenbrecher, Ullmann, Wilmanns, Rühl, Walz, als Philosophen Jäschke, der seinem Lehrer Kant so nahe stand, und Strümpell. Unter den baltischen Lehrern ist der Historiker Schirren und der Philologe Paucker hervorzuheben.

In den Naturwissenschaften ist der größte Sohn der baltischen Lande Ernst v. Baer gewesen, der die Entwicklungsgeschichte begründet hat. Über seine epochemachenden Leistungen hinaus gehört die wissenschaftliche Persönlichkeit dieses Mannes zu jenen leuchtenden Vorbildern, an denen sich auch ferner noch ganze Generationen von Gelehrten bilden und innerlich erheben werden. Neben ihm haben die baltischen Lande die Astronomen-Dynastie der Struves, die Botaniker Bunge und Russow, die Mineralogen v. Engelhardt, V. Helmersen, Graf Keyserling und Grevingk, den Chemiker Carl Schmidt, den Physiker Arthur v.

Oettingen und andere hervorgebracht. Unter den reichsdeutschen Professoren in dieser Fakultät seien der Astronom Mädler und der Mathematiker Minding hervorgehoben.

Nichts als Namen konnten hier geboten werden, und auch diese nur unvollständig; aber sie werden doch nicht wenige Leser daran erinnern, daß in Dorpat fast ein Jahrhundert lang, und noch vor zwei bis drei Jahrzehnten, die deutsche Wissenschaft herrlich geblüht hat. Das alles ist nun versunken, versunken auch das echt deutsche Studentenleben mit seiner baltischen Eigentümlichkeit und seinem Idealismus.

Jetzt aber stehen wir im Weltkriege! Was wird er den baltischen Landen bringen? Niemand weiß es noch; aber wir hoffen mit Zuversicht. Niemals aber soll und wird es dort an der Gesinnung fehlen, die sich von dem Zurufe jener Mächte stärken läßt, die dem Leben Inhalt und Kraft geben:

„Komm, wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz,
Säulen, Pfeiler kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz;
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.“

13.
[Presse-Echo]
„Kriegsvortrag von Adolf v. Harnack“

Die deutschen Ostprovinzen, ihre Geschichte und ihre Leistungen[44]

Tägliche Rundschau, 13. Oktober 1915

(*Aus der Reichshauptstadt.*) Auch gestern abend war die Trinitatiskirche zu Charlottenburg mehr als überfüllt; sprach doch im Rahmen der „Vaterländischen Vorträge in ernster Zeit“ kein Geringerer als Exzellenz Adolf v. Harnack, den die Charlottenburger gleichfalls ihren Mitbürger nennen dürfen. Als geborenem Deutschbalten lag es ihm nahe, über seine jetzt so heißumstrittene Heimat zu sprechen. „Die deutschen Ostseeprovinzen, ihre Geschichte und ihre Leistungen“ war der Titel seines Vortrages, der – im Gegensatz, zu manch anderem Kriegsvortrag – manch ungewöhnliche, tief schürfende Gedanken brachte und zugleich wertvolle und lebendige Kenntnisse vermittelte.

Fesselnd schon war der Beginn der sachlichen Ausführungen. Ein breiter Streifen von Norden nach Süden, so meinte der Redner, trennt die Kultur des Westens von der des Ostens, Rom, Athen, Frankreich und Deutschland auf der einen Seiten von Byzanz vor Asien aus der anderen. Hier organische Zwecksetzung, dort staatlich: Wechsel zwischen Despotismus und anarchischen Hordeninstinkten; geistig: allenfalls quietistischer Idealismus etwa eines Tolstoi, Gift für die Ideale des Deutschtums. Die umstrittenste Stelle zwischen beiden Weltanschauungen sind die baltischen Ostseeprovinzen: ein Bollwerk des Deutschtums gegen den Osten. Freilich: das Deutschtum macht dort noch nicht den zehnten Teil der gesamten Bevölkerung aus. Und doch hat es das ganze Land so mit

[44] Textquelle | RUNDSCHAU 1915 = (W.): Aus der Reichshauptstadt. Kriegsvortrag von Adolf v. Harnack. Die deutschen Ostprovinzen, ihre Geschichte und ihre Leistungen. In: Tägliche Rundschau. Nr. 520 – Erste Beilage / Morgen-Ausgabe vom 13. Oktober 1915. – Hier dokumentiert als „Presse-Echo“ zu den Texten →B.10 und B.13.

seinem Wesen durchdringen können, daß etwa unsere Soldaten dort sich wie daheim fühlen. Die Urbevölkerung, die Esten im Norden, Letten im Süden, ist von Natur, soweit sie nicht verhetzt ist, gutartig und bildungsfähig; vor 20 Jahren, ehe die gewaltsame „Russifizierung" begann, gab es noch nicht 2 v. H. Analphabeten unter ihnen; jetzt ist dieser Satz dank der russischen Kultur gewaltig gewachsen. Was haben nun die deutschen Balten in diesem Gebiet geleistet? Es sind Stimmen laut geworden, auch bei uns, die aus den verschiedensten Gründen dieser Bevölkerungsschicht so ungefähr jede Existenzberechtigung abgesprochen haben. Daß sie nur 8 v. H. der Gesamtbevölkerung ausmachen, ist nicht ihre Schuld; Einschränkung des Kindersegens ist dort noch nicht Mode. Aber, so heißt es dann, es ist eine rein ritterschaftliche aristokratische Schicht, ohne Berührung mit dem Volke! Auch das hat seine Gründe. Hätten die Deutschen dort nicht Grenzen nach unten gewahrt, so wären sie unvermeidlicherweise von der Unterschicht ausgesaugt worden. Und ihre ritterschaftliche, im modern-politischen Sinne „rückständige" Verfassung mußte leider, zum Schmerze so manches freidenkenden Adligen dort, so bleiben, wie sie zur Zeit Peters des Großen war. Denn wäre nur ein Deutchen an ihr geändert worden, so hätte der Russenzar sogleich die Gelegenheit wahrgenommen, die ganze Sonderverfassung in Bausch und Bogen aufzuheben. Außerdem gab es neben der Ritterschaft auch ein deutsches Bürgertum, und der Name *Riga*, der lange Zeit Ungeheures bedeutete, kündet von seinem Wirken. Und – was es in keiner Aristokratie der Welt sonst gab – den baltischen Rittern galt jedermann als voll gleichberechtigt, wenn er deutsche Geistesbildung voll in sich aufgenommen hatte, mochte er sonst kommen, woher er wollte. Daneben haben die baltischen Ritter in jahrhundertelangem zähen Ringen nach innen und außen das Land urbar gemacht und kultiviert, sie haben das Landvolk unterrichtet, sie haben dem Land den deutschen Charakter gegeben und sie waren acht Jahrhunderte lang bis jetzt ein Bollwerk des Deutschtums gegen den Osten: ist das nicht genug?

Der Redner ging dann noch im einzelnen auf die Geschichte des Landes ein seit der Zeit, da die Deutschritter dort zu kolonisieren begannen. Aus seinem äußerst lehrreichen Ueberblick sei hervorgehoben, daß noch Peter der Große ausdrücklich Kurland als deutsches Reichsland anerkannte, ja verlangte, als Herzog von Kurland in den Verband der

deutschen Reichsfürsten aufgenommen zu werden. Das Reichskammergericht in Wetzlar war damals noch oberstes Gericht für die Provinzen. Bis 1798 hielten die Russen die beeideten Verträge, dann begann, je nach Laune der Herrscher, wieder eine Prüfungszeit für das Land. Seit 1850 durften keine auswärtigen Professoren mehr in Dorpat lesen: aus der deutsch-baltischen Bevölkerung allein mit ihren vielleicht 200.000 Seelen sind seitdem fast 300 Universitätsprofessoren hervorgegangen! Und als die Verrussung in den letzten Jahren immer ärger wurde, da wurde auch die Spannkraft der deutschen Bevölkerung immer zäher und ihr Gemeinsamkeitssinn immer stärker. … Die Entscheidung über das Schicksal der Provinzen wird die nächste Zukunft bringen. Es wird eine Entscheidung für immer werden: einen Mittelweg gibt es nicht … W.

14.
Feldausgabe „Das Wesen des Christentums“

Vorwort vom 17. Oktober 1915[45]

Adolf von Harnack

Die Freude ist mir geworden, daß dieses kleine Buch oft ins Feld geschickt und oft aus dem Felde und den Lazaretten verlangt worden ist. Da hat der Verleger gemeint, man solle eine handliche Feldausgabe machen. Gern habe ich eingewilligt. Im Auditorium der Berliner Universität vor 16 Jahren entstanden, ist das Buch zu meiner Überraschung in alle Welt hinausgegangen und spricht nun schon in 14 Sprachen, jüngst noch in der isländischen, zu den Christen aller Konfessionen. Nun wird es auch in den deutschen Schützengräben gelesen; das ist ihm die höchste Ehre und seinem Verfasser das größte Geschenk.

Hinzuzufügen habe ich ihm nichts als einen herzlichen Gruß und einen
heißen Dank an alle, die es draußen lesen, die inmitten des Kampfes auf Leben und Tod den Blick vorwärts und aufwärts richten. Ihr kämpft für uns, für das Vaterland; aber Ihr kämpft auch für die ganze Menschheit und ihre heiligsten Güter! Und Ihr, die die Feinde „Barbaren“ schelten, haltet fest an der deutschen Art:

„Deutsch sein heißt: offne Freundesarme
Für alle Menschheit ausgespannt,
Im Herzen doch die ewig warme,
Die einz’ge Liebe: Vaterland!
Deutsch sein heißt: sinnen, ringen, schaffen,
Gedanken sä’n, nach Sternen spähn

[45] Textquelle | Vorwort zu: HARNACK 1915; hier dargeboten nach: HARNACK 1999, S. 48-49.

Und Blumen ziehn – doch stets in Waffen
Für das bedrohte Eigne stehn“![46]

So soll es bleiben in der Heimat und bei Euch draußen, und der Sieg ist durch Gottes Gnade schon unser!

17.10.[19]15
v. Harnack
Professor an der Universität Berlin.

[46] [Diese ohne Quellenangabe in Harnacks Vorwort zitierten Verse stammen aus einem Gedicht von Anastasius Grün (Pseudonym für: Graf Anton Alexander von Auersperg, 1806-1876): „Der Lesehalle deutscher Studenten in Prag, zur 25jährigen Feier ihres Bestehens, Pfingsten 1873“. http://www.zeno.org/Literatur/M/Gr%C3%BCn,+Anastasius/Gedichte/In+der+Veranda/Zeitkl%C3%A4nge/Der+Lesehalle+deutscher+Studenten+in+Prag]

15.
Eine Betrachtung und ein Gedicht, ins Feld geschickt

[Aus „Christbaum und Schwert“, Weihnachten 1915][47]

Adolf von Harnack

Dieselbe Sonne macht das Blatt welken und reift die Frucht. Derselbe Windstoß löscht die kleine Flamme aus und entfacht die große zum wilden Brand. Derselbe Regenguß befruchtet den Acker und schwemmt fruchtbares Land hinweg.

So ist's in der Natur; in der sittlichen Welt ist's nicht anders. Dieselbe Fürsorge stärkt den einen und macht den andern unselbständig und schwach. Dieselbe Not zermürbt den einen und schafft in dem andern einen ganzen Chor von Tugenden und Kräften.

Was sollen wir daraus lernen? Die Antwort ist einfach: Es kommt nicht soviel darauf an, was uns trifft, sondern wie es uns trifft. Es kommt nicht soviel darauf an, was uns begegnet, sondern darauf, was wir daraus machen. Der Mensch ist größer als sein Geschick: das ist seine Hoheit, das ist sein Adel! Er hat wirklich seine Sterne in seiner eigenen Brust. Er kann alles für sich zum Besten kehren. Er hat einen geheimnisvollen Schild, mit dem er alles Widrige abzuhalten vermag, und er besitzt ein geheimnisvolles Schwert, mit dem er alle Feinde – Not, Sorge und Tod – bezwingen kann. Noch mehr: er vermag sie nicht nur abzuwehren und zu bezwingen; er kann sie sogar umwandeln, daß sie ihm

[47] Textquelle | HARNACK 1916b, S. 307-310; ebd., S. 278 als editorischer Hinweis: „Die ‚Betrachtung‘ war ein Beitrag für das Sammelwerk ‚Christbaum und Schwert, Weihnachtsbuch für Feld und Heimat‘, hrsg. von F. Lahusen und M. Braun (Berlin 1915, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt). Das Gedicht endlich war ein Beitrag zu dem Weihnachtsgruß, den die Dozenten der Berliner Theologischen Fakultät den Berliner Theologie-Studierenden ins Feld gesandt haben (1914).“ – Erneut abgedruckt auch in: EIN FESTE BURG II, S. 163-165.

zum Besten dienen müssen. So herrscht er inmitten seiner Feinde, und selbst, wenn er untergeht, stirbt er freudig als Sieger.

Das sind hohe Gedanken und hohe Erfahrungen und doch – innerhalb der christlichen Religion sind es schlichte Erfahrungen, die Tausende und Tausende gemacht haben; denn es sind die Erfahrungen der Religion selber. In den beiden Worten „Glaube“ und „Liebe“ und wiederum in den beiden Worten „Kreuz“ und „Krone“ sind sie enthalten. Hier sind Schild und Schwert; hier sind die geheimnisvollen Kräfte, welche selbst Not und Tod in Freude und Sieg zu verwandeln vermögen!

Es gibt im Neuen Testament zwei Worte von zwei verschiedenen Aposteln, die wie ein Wort lauten und zugleich das bezeugen, was hier gesagt ist. Das eine lautet: „Wer ist, der euch schaden kann, so ihr dem Guten nachfolgt?“ und das andere heißt: „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ Die Männer, die das geschrieben haben, standen unter schwerer Verfolgung. Sie waren nicht Philosophen, die am Schreibtisch hochfliegende Gedanken ersannen, sondern sie standen Tag für Tag im heißesten Kampfe um Ehre und Leben. Sie hatten das im Innern und praktisch erprobt, was sie schrieben; ihr Wort trägt darum den Stempel der Zuverlässigkeit. Was sie aber unter „dem Guten“ und unter „Gott“ verstanden haben gegenüber den Götzen, die ihre Umgebung anbeteten, das wissen wir auch. Sie verstanden unter Gott und dem Guten ein Reines, Heiliges, Ewiges, voll Ernst und Liebe, stärker und sicherer als alles, was das Auge erschaut und die Sinne wahrnehmen, und sie verstanden, daß das kein kommendes und gehendes Gedankengebilde sei, sondern ein schlechthin Dauerndes und eine Sphäre und Luft, in der man leben kann und soll. Ihm verschrieben sie sich mit Leib und Seele, weil sie sich von ihm in einer tatsächlichen Erfahrung ergriffen sahen. Wenn sie sich auch nicht vollkommen in dieses Ewige hineinzuleben vermochten, so vermochten sie doch, sich in dasselbe hinein zu glauben, und wenn auch der Glaube schwach wurde, so trösteten sie sich mit der Gewißheit, Gott ist größer als unser Herz. Eine dunkle Zukunft schien vor ihnen zu liegen; aber sie achteten nicht auf das, was da schien, sondern sie glaubten sich in eine ganz neue Zukunft hinein. In dieser Seelenverfassung wurden sie mutige, freudige, und deshalb auch starke Menschen. Sie verwandelten sich alle Not in jenes Kreuz, auf dem die Krone schimmert, vermochten durch ihren

Starkmut auch andere zu trösten und gingen ohne Furcht ihres Wegs.

*

Wir stehen in dem furchtbarsten Kriege, den die Geschichte kennt. Aber auch in ihm gilt, daß jeder größer und dauernder ist als sein Geschick, und daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Denn das Reine, Heilige, Ewige, voll Ernst und voll Liebe bleibt unerschütterlich, greift in jede Menschenbrust ein und kann jeden zum freudigen Helden machen. Gewiß – die Ungerechtigkeit hat überhandgenommen auf Erden wie noch nie; aber deshalb braucht die Liebe in uns nicht zu erkalten. Im Gegenteil – wir sehen es, welch einen Aufschwung in Bruderliebe, Treue, Selbstlosigkeit und Hingebung die Ungerechtigkeit hervorgerufen hat und wie viele schlimme Geister schon bezwungen sind. Also Gottvertrauen, Mut, Freudigkeit: es muß uns doch gelingen! Es gibt kein unbezwingliches böses Geschick; alles kann und muß zum Besten dienen; denn wir können uns Tag um Tag herrliche Freiheit erwerben. Den Sterbenden aber, die willig für uns sterben und hier auf Erden den Sieg nicht sehen, gilt das Wort: „Sie sind vom Tode zum Leben hindurchgedrungen; denn sie liebten die Brüder."

Sorg' dich nicht um deinen Leib,
Noch um deine Glieder;
Was in dir lebendig ist,
Kehrt verdoppelt wieder.
Des gerechten Abels Blut
Stockt nicht in der Erde;
Solcher Saat, von Gott gesät,
Gilt sein: „Stirb' und Werde!"

16.
„Der Abschied von der weißen Weste“

[Zeitungsbeitrag, 21. April 1916][48]

Adolf von Harnack

In einem Artikel des „Tags“ (18. April) hat Freiherr v. Zedlitz und Neukirch unter der obenstehenden Aufschrift Ausführungen veröffentlicht, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen; denn entweder werden sie schwere Verwirrungen hervorrufen oder, im schlimmeren Fall, uns nötigen, mit der weißen Weste auch dem guten Gewissen den Abschied zu geben.

Die „weiße Weste“ nennt Freiherr v. Zedlitz die Rücksicht auf die zukünftige Prüfung der Geschichte bei unseren politischen und militärischen Entschließungen. Solche Rücksicht sei eine „deutsche Spezialität“, wie die Sentimentalität, und dazu noch eine „Erfindung der neueren Zeit“. England habe sich niemals um die „weiße Weste“ gekümmert, aber auch Friedrich der Große und Bismarck hätten sich jeden Ratgeber verbeten, der, von des Gedankens Blässe angekränkelt, sie auf die zukünftige Zensur der Geschichte hingewiesen hätte und ihnen damit in den Arm gefallen wäre; besonders lehrreich sei in dieser Hinsicht Bismarcks Forderung der Beschießung von Paris. In der Gegenwart aber rege sich bei der „Gewalttätigkeit“ des Weltkrieges die Rücksicht auf die „weiße Weste“ in unserm Vaterlande – bei unseren Feinden sei nichts davon zu spüren – stärker als jemals; Männer, die von aller Sentimentalität frei sind, werden von der Sorge ergriffen, ob sich die starken Waffen, die wir führen und mit denen wir Frauen und Kinder in das Verderben hineinziehen, vor dem Richterspruch der Geschichte rechtfertigen lassen. Eben diese Sorge aber rufe umgekehrt in solchen Kreisen, „bei denen der vaterländische Sinn besonders stark ausgeprägt ist“, schwere

[48] Textquelle | HARNACK 1916b, S. 300-307; ebd., S. 278 steht der editorische Hinweis: „Das 5. Stück ist im Roten ‚Tag‘ am 21. April 1916 erschienen.“ (Irreführend wird der erneute Abdruck des Artikels in der entsprechenden Abteilung der Sammlung „Aus der Friedens- und Kriegsarbeit“ mit der Nr. 4 dargeboten.)

Bedenken hervor; denn sie müssen mit Recht befürchten, daß die siegreiche Durchführung des Krieges bei solcher Stimmung Schaden leiden könne. Nun aber sei durch den Haushaltausschuß des Reichstags am 30. März und durch die Reichstagssitzungen, die da folgten, das erlösende Wort gesprochen worden; die große Rede des Reichskanzlers habe Klarheit geschafft, und von Westarp bis Scheidemann sei jetzt alles einig; „der Sentimentalität ist die weiße Weste vor der Geschichte in die Versenkung gefolgt. Freund und Feind haben damit zu rechnen, daß, wie von den Unterseebooten, von allen unsern Machtmitteln restlos der Gebrauch gemacht wird, der die Erringung eines die Zukunft Deutschlands sichernden Friedens verbürgt". Mit diesem Satze schließt der Artikel.

„Die Wahrheit entbindet sich leichter aus dem Irrtum als aus der Konfusion" – der alte Satz kam mir unwillkürlich ins Gedächtnis, als ich diese Ausführungen las; denn der Hauptbegriff, den der Verfasser hier anwendet, bleibt in einer schweren Unklarheit stecken, und die Stimmung und Meinung derer, die der Artikel bekämpft, ist unrichtig wiedergegeben.

Die Rücksicht auf die zukünftige Prüfung der Geschichte hat gewiß gar nicht mitzureden, wenn es sich nur darum handelt, was zukünftig dieser oder jener oder viele Historiker sagen werden; aber wenn sie gleichbedeutend sein soll mit dem „Richterspruch der Geschichte" – und der Verfasser braucht auch diesen Ausdruck –, so kann sie bei keiner Entschließung entbehrt werden; weil sie gleichbedeutend ist mit dem sittlichen Bewußtsein. Denn in welch anderem Sinn kann man auf die zukünftige Prüfung der Geschichte, die ja ganz dunkel vor uns liegt, Rücksicht nehmen, als indem man sein Gewissen befragt? Die Rücksicht auf die zukünftige Prüfung der Geschichte bedeutet also nichts anderes, als daß man die Entschließung der sittlichen Betrachtung unterwirft. Will der Verfasser diese ausschließen? Dann möge er sich des Goetheschen Wortes erinnern: „Wenn ich nicht mehr sittlich handeln kann, höre ich auf Mensch zu sein." Das gilt auch für den Staatsmann. Aber der Verfasser selbst sagt ja in diesem Artikel, Bismarck habe die Mittel „nach seiner pflichtmäßigen Überzeugung" ausgewählt. In dem „Pflichtmäßigen" liegt eben das beschlossen, was der Verfasser glaubt ausschließen zu sollen!

Aus dem sittlichen Bewußtsein, welches uns mit dem Richterspruch

der Geschichte verbindet, können und dürfen wir nicht heraus; aber die eigentliche Schwierigkeit, die hier für den Staatsmann liegt, hat der Verfasser nicht herausgearbeitet, wohl aber empfunden: So gewiß es nur ein einheitliches sittliches Bewußtsein geben kann, so gewiß wachsen aus ihm, je nach den Gütern, die es zu erwerben und festzuhalten gilt, und je nach der Natur des sittlichen Subjekts, endlich auch nach der Situation verschiedene sittliche Sphären und Ordnungen heraus. Es gibt eine Privatethik und eine Sozialethik und eine politische Ethik. Es gibt eine Ethik im Friedensstande und im Stande der Notwehr und so fort. Man kann nicht einfach Übertragungen aus dem einen Gebiet in das andere vornehmen, ja man würde unsittlich handeln, wenn man es täte; aber überall waltet ein und dasselbe sittliche Bewußtsein – nicht als eine unveränderliche Größe, aber in jedem gegebenen Moment eine absolute. Das ist die Majestät und das Geheimnis des Sittlichen!

Die politische Ethik wurzelt genau so im sittlichen Bewußtsein wie die Privatethik; sie darf so wenig – im eigenen Hause wie auf fremde Rechnung – mit Menschenleben und Gütern spielen wie diese, und sie ist ebenso an die Reinheit ihrer Zwecke gebunden wie sie, ja sie hat sogar ihr Wahrhaftigkeitsgebot wie die Privatethik; nur liegt das alles in anderen Grenzen als bei der Privatethik, und sie verfügt über andere Mittel als diese. Daß der Staat Subjekt und Objekt dieser Ethik ist, gibt der politischen Ethik die Eigenart, und die Spannung zwischen dem Staat und der die Menschheit umfassenden Humanität gibt ihr das Problem. Das ist die Kulturstufe, die wir Deutschen errungen haben, und es ist hier ganz einerlei, auf welcher Stufe andere Staaten stehen; denn diese Stellung ist die Voraussetzung unserer Kraft und nicht unserer Schwäche. Vor allem unserer Kraft im Innern; denn – was hat uns die beispiellose Einmütigkeit und Opferfreudigkeit in diesem Kriege gegeben, wenn nicht die freudige Überzeugung, daß wir in einem Staate stehen, zu dem wir Vertrauen haben können?

Vertrauen aber vermag man nur zur sittlichen Macht zu haben; denn alles andere im Leben ist unberechenbar. Nachdem das unschöne, ja fast frivol klingende Bild einmal gewählt ist, mag es bleiben: wir vertrauen unserer Regierung, weil sie „die weiße Weste“ trägt, und wir würden automatisch dieses Vertrauen einbüßen, wenn sie ihr den Abschied gäbe. „Von Westarp bis Scheidemann“ ist es nicht anders, und alle Nörgeleien

ändern daran nichts. Solange unsere Regierung sich von der politischen Ethik leiten läßt, werden alle inneren Angriffe auf unseren Staat das Geschick des Mückenschwarms teilen, der gegen ein Glasfenster stürmt.

Ist das die Anschauung eines politischen Ideologen, der von der Blässe der Moral angekränkelt ist? Nun – wenn sie es wäre, auch dann noch käme sehr ernsthaft die Erwägung in Betracht, daß es auf alle Fälle gut ist, in einer weißen Weste aufzutreten. Ich will mich hier auf die politischen Gegenbeispiele nicht einlassen, die Freiherr v. Zedlitz angeführt hat – ich halte sie alle, das englische nicht minder, für grundfalsch. Aber wenn es sicher ist, daß der Staatsmann und der Historiker bei jeder großen Entschließung neben Ursache, Anlaß und elementaren Folgen die „gedanklichen" Folgen, d.h. die Urteile, ins Auge fassen muß, die die Entschließung hervorrufen wird, wenn jede Tat zwei Wirkungen hat, die natürlichen und die ideellen, und wenn die Urteile über die Dinge unzählige Male viel wirksamer sind als die Dinge selbst – dann ist es doch wohl ein gutes Ding um „die weiße Weste", ja sie kann zum kugelsicheren Panzer werden! Der alte Epiktet hat gesagt: „Die Menschen werden nicht durch die Tatsachen erregt – an diese gewöhnen sie sich schnell –, sondern durch die Urteile über die Tatsachen." Augenscheinlich wehrt er also dringend ab, von der „weißen Weste" Abschied zu nehmen! Er weiß sehr wohl, daß sie kein bloßer Schmuck ist, sondern ein Kapital, und daß der die Menschen beherrscht, der ihre Urteile wie immer zu bestimmen vermag. Aber wir dürfen es nicht wie England, von dessen gleißnerischer Weste die Kreide jetzt abfällt, mit dem Schein halten, der schließlich doch zerfließt, sondern mit der Sache selbst. Wie bisher wollen wir Deutschen in der politischen Ethik vor unserem Gewissen und deshalb vor dem Richterstuhl der Geschichte bestehen können, und wir danken es unserer Regierung, daß sie uns das Vertrauen gibt, es werde so bleiben.

Aber da ist in dem Zedlitzschen Aufsatz noch ein zweiter Punkt, der der Klarstellung bedarf. Nach dem Schlußsatz scheint es so – und das ist wohl wirklich des Verfassers Meinung –, daß es bei uns eine Partei gäbe, die nicht „restlos von allen unsern Machtmitteln den Gebrauch machen wolle, der die Erringung eines die Zukunft Deutschlands sichernden Friedens verbürgt"; das seien eben die Leute, die sich von der weißen Weste nicht trennen wollen. Auch hier liegt eine schlimme Verwechslung

vor. Außer ganz wenigen, wie auch der Beschluß „von Westarp bis Scheidemann“ bewiesen hat, sind alle im Reichstag und im Reiche in dem Entschlusse, wie ihn der Verfasser formuliert hat, einig. Die Meinungsverschiedenheiten beziehen sich lediglich auf einen zweiten Punkt, der tiefer liegt und mit dem ersten schlechterdings nicht verwechselt werden darf, ob, sei es überhaupt, sei es in einem gegebenen Moment die restlose Anwendung aller elementaren Machtmittel im Interesse der Kraft, Sicherheit und Zukunft des Vaterlandes ratsam ist. Hier hätte der Verfasser des Artikels, der doch selbst ein Staatsmann ist, eine schöne Aufgabe gehabt. Ihm mußte bekannt sein, daß es zurzeit ein ebenso schlimmes wie lächerliches Vorurteil bei uns gibt, als sei es ein Zeichen von „Schlappheit“ und „Flaumacherei“, die lediglich aus der sträflichen Rücksicht auf unsere Feinde fließe, wenn jemand neben den elementaren Machtmitteln, die der Staat besitzt, sich im Kriege auch noch auf die anderen Machtmittel besinnt, über die er verfügt. Ja, dieses Vorurteil nimmt sogar die seltsame Gestalt an, daß die gedankenlosen Draufgänger Leute seien, „bei denen der vaterländische Sinn besonders stark ausgeprägt ist“. Aber der Krieg ist die Fortsetzung der Politik, daher kann diese auch im Kriege nicht verabschiedet werden. Welche Verdienste hätte sich nun der Verfasser erwerben können, wenn er die Leser, die es nötig haben, darüber aufgeklärt hätte, daß eben die Kraft, Sicherheit und Zukunft unseres Vaterlandes bzw. die Erringung eines die Zukunft Deutschlands sichernden Friedens es verlangen, daß wir alle unsere Machtmittel einsetzen, wenn er ihnen gesagt hätte, daß der Feind keineswegs nur durch restlose Einsetzung aller elementaren Machtmittel, sondern auch durch die Einsetzung moralischer und ideologischer geschwächt und vernichtet wird, und daß es eben die Aufgabe des Staatsmannes sei, diese untereinander abzuwägen! Wendet er aber ein, der Hinweis darauf könne die rücksichtslose Energie schwächen, die für die siegreiche Durchführung des Krieges entscheidend ist, so gebe ich ihm im allgemeinen recht: es soll darüber nicht viel geredet werden. Aber andererseits – er unterschätzt unser Volk, wenn er glaubt, man dürfe ihm, auch wo es nötig geworden ist, mit solchen tieferen Erwägungen nicht kommen. Das deutsche Volk ist keine urteilslose Masse; man kann ihm vielmehr alles sagen, und es wird seine Energie und Begeisterung nicht verlieren, wenn man ihm nachweist, daß die restlose Anwendung aller

unserer Machtmittel nicht ausschließlich in der rücksichtslosen Einsetzung aller unserer Kanonen besteht. Nicht nur „die weiße Weste“ kommt hier in Betracht, sondern noch vieles andere.

Und dasselbe gilt in bezug auf das Ziel dieses ganzen Krieges. Jeder gute Deutsche wird den Satz unterschreiben, daß wir ausschließlich unseren eigenen Staat ins Auge zu fassen haben, seine Stärke und seine zukünftige Sicherheit. Aber dürfen wir, nur um die Urteilslosen nicht kopfscheu zu machen, deshalb verschweigen, daß Deutschland niemals „ein geschlossener Handelsstaat“ und niemals ein unabhängiger Staat in dem Sinne sein wird, daß der Gedanke der Humanität für ihn nicht mehr existiert oder daß alle anderen Reiche zu seinen Füßen liegen? Für die Stärke und Sicherheit unseres Staats sorgen also unsere Staatsmänner, wenn sie bei ihren Erwägungen über die Friedensziele ihn nicht als isolierten, sondern in der Verknüpfung mit anderen Staaten vor sich stellen. Die Abwägungen hier verlangen ein besonderes Maß von Kühnheit und Feinheit, Initiative und Geduld; aber daß sie nötig sind, kann man dem starken und ruhig denkenden deutschen Volke klarmachen, ja es gäbe hier überhaupt keine Schwierigkeiten, wenn es nicht kurzsichtige Irreführer gäbe.

Mit einem Wort zum inneren Frieden, den wir mit jedem Monate nötiger haben, möchte ich schließen. Wenn es nach dem Zedlitzschen Aufsatz sicher ist, daß „von Westarp bis Scheidemann“ alle einig sind, wenn es also gewiß ist, daß wir alle dasselbe wollen, so darf die Verschiedenheit in der Auswahl und Kombination der Mittel uns nicht trennen. Also sind solche Bezeichnungen wie „Flaumacher“, „Schlappheit“ endgültig zu verabschieden. Patriotismus, Mut und Energie sind nicht nach den Quadratmeilen zu berechnen, die man verlangt, auch nicht nach den elementaren Machtmitteln, die man einsetzt. Der Unterschied zwischen Unternehmungsfreudigeren und Umsichtigeren wird nicht aufhören, ja er muß bestehen bleiben; denn aus diesen Spannungen entwickelt sich die richtige Linie. Wir brauchen sie beide, und sie sollen sich mit guten Gründen kräftig auseinandersetzen. Aber wie es auf der einen Seite ein Verbrechen an unserem Staate wäre, wollte jemand ihm in dem Aushungerungskriege in den Arm fallen, wenn er nach pflichtmäßigem Ermessen alle elementaren Machtmittel restlos zur Geltung bringt, so bedeutet es andererseits eine tiefe Schädigung unserer Macht, wenn die Parole

ausgegeben wird, um politische Ethik brauche man sich nicht zu kümmern, und die weiße Weste habe in der Versenkung zu verschwinden. Justitia fundamentum regnorum im Frieden und auch im Kriege!

17.
Friedensaufgaben und Friedensarbeit

Eine Denkschrift, im Sommer 1916 dem Reichskanzler auf Ersuchen eingereicht[49]

Adolf von Harnack

Die Erhebung des deutschen Volkes im August 1914 ist in ihrer Einmütigkeit und geschlossenen Kraft nicht nur das größte Ereignis in der neueren deutschen Geschichte, sondern diese Erhebung hat sich auch als fortwirkend bewährt bis heute. Unsere Fronten, die Haltung des ganzen Volkes im Lande und die Parlamente beweisen es. Daneben können die vereinzelten konträren Eindrücke nicht aufkommen. Daraus folgt aber: es ist ein neuer Geist, der Geist von 1914 unter uns wirksam, oder vielmehr: es hat sich offenbart, daß in der Tiefe des deutschen Volkes ein mündiger und starker positiver Geist schlummerte, der die widrigen Fesseln, die ihn niederhielten, wie Spinnwebe zerriß, als die große Stunde schlug.

Der Geist von 1914

Läßt sich Art und Wesen dieses Geistes in Worte fassen? Gewiß! Negativ ist er bezeichnet durch die Erhebung über den gemeinen Egoismus, über den Egoismus der Partei und über alle Scheingüter und Pseudo-Ideale sinnlicher, ästhetischer und intellektueller Art. Positiv ist er bezeichnet durch den festen zielstrebigen Willen, alle Kräfte, Leib und Seele dem Ganzen, dem Vaterlande, zu weihen und freudig dafür jedes Opfer zu bringen. Dabei schwebt hier nicht das Ideal der Macht als letztes Ziel vor und entflammt die zum Dienen bereite Freiheit –, nur kurzsichtige Materialisten urteilen so – sondern leitend ist vielmehr das sichere Bewußt-

[49] Textquelle | HARNACK 1923, S. 279-297 (Erstveröffentlichung der von Harnack auf Ersuchen hin verfassten Denkschrift an Reichskanzler von Bethmann-Hollweg; alle Fußnoten gemäß der Vorlage von 1923).

sein, daß die Größe und die Stellung des deutschen Vaterlands innerhalb der Kulturmenschheit auf *seinem inneren Werte beruht und daß es diesen Wert zu schützen und zu verstärken gilt*. Das deutsche Volk ist keine eroberungssüchtige Nation, und die Ideale der Konquistadoren haben hier keine Stätte; es weiß sich vielmehr stark genug, um in friedlicher Arbeit das zu behaupten und zu vermehren, was es braucht. Dieses stolze Bewußtsein ist dem deutschen Volke auch trotz des Krieges und in dem Kriege nicht verloren gegangen; es ist die Ergänzung zu der freudigen Bereitschaft, allzeit in Waffen für das bedrohte Eigene zu stehen und dieses auch durch Eroberungen zu sichern, wenn solche Sicherung *gefordert* ist.[50]

Der innere Wert und die Eigenart des deutschen Geistes

Wodurch aber ist der innere Wert des deutschen Volkes im Vergleich mit den anderen großen Kulturnationen bezeichnet? Man kann es kurz sagen: *Nur in diesem Volk hat sich der Staat zu einer brüderlichen sozialen Arbeitsgemeinschaft entwickelt und dabei doch die Eigenart und innere Freiheit, die Schaffenskraft und Verantwortung des Einzelnen nicht unterdrückt*. Ist auch in dieser Formulierung das erstrebte Ziel der Entwickelung bereits als erreicht vorweggenommen, so bewegt sich doch die deutsche Entwickelung unzweifelhaft auf dieser Linie, und eben deshalb ist es gestattet, hier nicht nur von einer *Aufgabe* zu sprechen; *denn alles Hohe, wonach wir mit Bewußtsein streben, ist bereits unser Eigentum*!

Sozial und Sozialdemokratisch als Gegensatz[51]

„Brüderliche soziale Arbeitsgemeinschaft“: man schrecke nicht vor dem Wort ‚sozial‘ zurück; denn es ist nicht gleichbedeutend mit ‚sozialdemokratisch“, sondern der Gegensatz zu ihm. Dem Sozialdemokratischen liegt die Vorstellung einer Masse *gleichartiger* selbständiger Atome zu

[50] Weder an Belgien noch an Polen ist dabei gedacht – gegen jede Annexion im Westen hatte ich mich schon im Sommer 1915 ausgesprochen –, sondern an Sicherungen für Ostpreußen.
[51] Die Sozialdemokratie ist hier als Marxismus vorausgesetzt.

Grunde, die sich in einem entschlossenen Kommunismus verbinden; es ist das Extrem der individualistischen Theorie, korrigiert durch einen phantasievollen Kontrakt, zu dessen Verwirklichung doch jedes zureichende Motiv fehlt. und immer fehlen wird. Das Soziale aber – ein eminent konservatives und progressives Prinzip zugleich – baut sich auf der Überzeugung auf, daß das Ganze vor den Teilen da ist und daß die sehr verschiedenen Einzelnen ihr Existenzrecht und den Spielraum ihrer Kräfte (Freiheit) nur durch organische Einordnung in das Ganze zu gewinnen vermögen. *Das Ganze aber ist der Staat*; er kann daher, wenn er nicht eine bloße Scheinexistenz führen oder der willenlose Diener der ‚Gesellschaft' und ihrer wechselnden Parteien sein will, gar nicht anders wirksam sein, als in sozialer Betätigung.

Die Aufgabe des Staats in der neuen Zeit nach dem Frieden.
Die Notwendigkeit eingreifender Reformen.

Ist aber der deutsche Staat, indem er mit der herbeigerufenen Freiheit und Kraft der Einzelnen zusammenwirkt, der verantwortliche Träger der Entwickelung des deutschen Volkes, so zieht für ihn in dem Momente, in welchem der Friede nach diesem unerhörten Weltkriege geschlossen wird, ja schon in dem Momente, in welchem der Friede in sicherer Aussicht ist, die größte Stunde herauf, die er jemals in seiner neueren Geschichte erlebt hat. Denn so ungeheuer sind die Spannungen, die sich gesammelt haben, so neu sind die Bedingungen, unter denen das Leben des Friedens begonnen werden muß, so gewaltig sind die Anforderungen, die die Steuerlast und der innere Aufbau des Vaterlandes stellen, so groß sind endlich die Erwartungen in bezug auf den Preis, für welchen die Blut- und Gutopfer gebracht worden sind, *daß nur die bedeutendsten Entschlüsse zureichen werden, damit die freudige Willigkeit des ganzen Volkes auch der neuen schweren Friedensarbeit erhalten bleibt*. Eins ist dabei gewiß: mit Halbheiten ist es nicht getan; sie würden nur aufreizend wirken und nichts anderes bedeuten, als daß man sich „auf die Grundlagen unseres Staates, die sich ja gerade im Kriege aufs beste bewährt haben", zurückzieht. Aber man soll sich dann auch sagen, daß *unter den neuen Verhältnissen diese* „bewährten Grundlagen" in kürzester Frist wie

„„Karlsbader Beschlüsse“ wirken werden. Gewiß sind die Grundlagen unseres Staates wirklich bewährte und gewiß sollen sie in Kraft erhalten bleiben, aber, wenn sie nicht die *Fortentwickelung* erfahren, deren sie fähig sind und die die Stunde fordert, so werden sie die schlimmste Reaktion hervorrufen, und vor dem, was dann unweigerlich kommen wird, bewahre uns Gott! Gewiß werden ausschweifende und gefährliche Hoffnungen und Forderungen in Fülle abzuweisen sein; um so mehr aber muß daher *alles vorgesehen* und *gewährt* werden, was berechtigt und notwendig ist. Gegenüber dem seltsamen Einwurf aber, was denn eigentlich neu geworden sei und warum man denn irgend etwas im Innern ändern solle, da doch eben jeder nur seine Pflicht getan habe, – dieser weniger heroische als blinde Einwurf, dem man selbst an Stellen begegnet, wo man es nicht erwartet –, genügt in Kürze der Hinweis, daß Millionen Männer aus den Schützengräben zurückkehren, die die größte *Verantwortung* und die größten *Opfer* geleistet haben, daß selbst das Offizierkorps in vollständig: anderer Zusammensetzung und Schichtung aus dem Kriege zurückkehrt, und daß das ganze Volk einen neuen politischen Horizont erhalten hat und ein *weltpolitisches Volk* geworden ist.

Notwendigkeit einer Kaiserlichen Kundgebung in dem Momente, in dem die Zensur fällt

Die heraufziehende Stunde des Friedens ist so gewaltig und die Gefahren, die sie in sich birgt, sind so groß, daß der Staat ihr nur durch eine Kundgebung würdig entgegenkommen kann, die nach Form und Inhalt gleich bedeutend und zielsetzend ist. Die Form anlangend, so kann nur eine *kaiserliche Botschaft* an das ganze Volk in Betracht kommen. Wie der Kaiser am Anfang des Krieges durch das eine Wort: „Ich kenne keine Parteien mehr; ich kenne nur noch Deutsche“, dem wahren Geiste der Nation zum Durchbruch verholfen und alles Schlimme der jüngsten Geschichte niedergezwungen hat, so kommt es auch Ihm zu, den Weg zu weisen, den das Volk nun gehen soll, und die einmütigen Kräfte zu entfesseln, die das schwere Werk des Friedens im Innern verlangt. Und in dem Augenblicke, in welchem die Schranken der Zensur fallen, muß diese kaiserliche Botschaft erscheinen, damit sie das Bett bilde, in wel-

chem sich der brandende Strom der Meinungen, Hoffnungen und Forderungen stürze, um feste Ufer zu gewinnen. Im Unterschiede von dem kurzen erlösenden Wort am Anfang des Krieges kann die Botschaft nicht knapp sein; sie wird vielmehr in einer gewissen Vollständigkeit die *Hauptpunkte* enthalten müssen, auf die es ankommt, wenn sie auch in bezug auf die Ausführung kaum Andeutungen geben kann. Als Richtlinien. in bezug auf die Hauptpunkte, ergeben sich folgende Erwägungen:

I. Die größte *Verpflichtung* des Volkes: ist, für die Hinterbliebenen der Gefallenen und für die durch den Krieg dauernd in ihrer Arbeitskraft Geschädigten ausreichend zu sorgen.

II. Der größte Schatz des Volkes – zumal nach seiner Dezimierung – ist die *Volkskraft* und zwar numerisch und in gesundheitlicher Beziehung, die also mit allen Mitteln zu erhalten und zu steigern ist,

III. die größte Aufgabe des Volkes ist einerseits die *brüderliche soziale Arbeitsgemeinschaft* im Sinne der gesteigerten Wohlfahrt der unteren Klassen im ganzen Vaterlande auszubauen und andererseits *jedem Einzelnen die größtmögliche verantwortliche Selbständigkeit und den größtmöglichen Spielraum zu gewähren, um seine Kräfte zu entwickeln, zu steigern und mit Freiheit in den Dienst des Ganzen zu stellen*,

IV. der größte Wunsch des Volkes, den es brennend fühlt, ist, *seine Bildung zu vermehren*, seine Ausrüstung für die Arbeit des Lebens zu verstärken und aus dem Dunkel immer mehr ins Helle zu gelangen.

Eine nach diesen Richtlinien gestaltete Botschaft wird die segensreichsten Wirkungen haben. Ihr auf dem Fuße folgen muß eine Darlegung des Preußischen Staatsministeriums, welches die großen Linien der Botschaft sofort ausbaut und in dieser Gestalt den Parlamenten vorlegt. Wie viel in der Botschaft selbst schon gesagt wird, wie viel in der Darlegung des Staatsministeriums, was endlich den Parlamenten an Initiative überlassen werden kann, ist Sache der politischen Erwägungen im Einzelnen. Im Folgenden versuche ich es, die Hauptgebiete namhaft zu machen und die Maßregeln kurz zu skizzieren, die nötig erscheinen.

Zu I. „Hinterbliebenen-Fürsorge".

Zu diesem Punkte sind Ausführungen in diesem Zusammenhange nicht nötig. Denn alle sind in der Anerkennung dieser Verpflichtung einig. Die möglichst reichliche Befriedigung aber ist Sache der technischen Durcharbeitung, die schon jetzt nach allen Seiten erfolgen muß.

Zu II. „Erhaltung der Volkskraft".

Zur Erhaltung der physischen und moralischen Volkskraft ist nötig: 1. eine über das ganze Reich sich erstreckende *Säuglings- und Kleinkinderpflege*, 2. eine durchgeführte Überwachung der schulpflichtigen Jugend in allen den Fällen, wo die häusliche Fürsorge nicht ausreicht (weil die Mutter auf Arbeit geht, usw.), also die Einrichtung *von Kinderhorten*, 3. eine *Fortbildung und Überwachung der jugendlichen Arbeiter nach der Schulentlassung* (zwischen dem 14. und 18. Lebensjahr), 4. eine durchgreifende Revision des *Wohnungsgesetzes* in der Richtung auf die Herstellung menschenwürdiger Wohnungen für alle Klassen der Bevölkerung, 5. die Förderung des *Heilstättenwesens* zur Einschränkung der Volkskrankheiten und Seuchen.

In bezug auf Punkt 1 und 5 ist die Arbeit bereits in vollen Gange und es bedarf nur der Schärfung des bereits erwachten Volksgewissens und der Stärkung der vorhandenen Einsicht, um die günstige Entwickelung zu fördern. Die *Säuglings- und Kleinkinderpflege* kann der Staat dem Zusammenwirken der Kommunen und der privaten Fürsorge überlassen, muß aber ein scharfes Auge für sie haben. Dasselbe gilt von dem *Heilstättenwesen*; doch wird er hier gegebenenfalls auch mit seinen Mitteln eintreten müssen. Die Bekämpfung der *Geschlechtskrankheiten* aber, die an dem Marke des Volkes zehren, muß vom Staat und viel durchgreifender in Angriff genommen werden als bisher. Nur radikale Maßregeln können hier helfen; die wohl verständliche, aber heillose Prüderie muß überwunden werden; denn es steht zu viel auf dem Spiele. Die Mädchen sind vor Eheschließungen mit geschlechtskranken Männern amtlicherseits zu schützen, und deshalb ist die Anzeigepflicht jeder Geschlechtskrankheit wie jedes Typhus- oder Cholerafalles zu fordern und die ärztliche Behandlung obligatorisch zu machen.

Was den Punkt 2 betrifft, so sind die Kommunen bzw. die Schulgemeinden anzuhalten, Kinderhorte zu errichten. *Es ist dies eine Sache von höchster Bedeutung*. Tausende von zukünftigen Verbrechern werden dem Staate erspart bleiben, wenn für das psychische und moralische Wohl der schulpflichtigen Kinder gesorgt wird, die zu Hause nicht die nötige Überwachung finden. Die aufzuwendenden Summen stehen in keinem Verhältnis zu dem Nutzen, den die Einrichtung birgt, die zum größten Teil durch unbezahlte weibliche Kräfte zu leisten ist.

Den Punkt 3 anlangend, so sind ja neben den bestehenden obligatorischen Fortbildungsschulen bereits allerlei Versuche und Unternehmungen wirksam, die die Ertüchtigung und Wehrhaftigkeit der Jugend im Übergangsalter bezwecken, bzw. ihr eine gute und edle Erholung schaffen wollen. Ich besitze auf diesem schwierigen Gebiete zu wenige Erfahrungen, um Vorschläge machen zu dürfen; aber sicher ist mir, daß hier eine große und notwendige Aufgabe vorliegt – die heranwachsende Jugend der besser situierten Stände ist geschützt, die der Arbeiter ist es nicht –, und daß die bisherigen Bestrebungen die weibliche Jugend viel zu sehr außer Acht lassen. Die Maßnahmen, die hier zu treffen sind, sind viel umfangreicher und schwieriger als die, welche der noch schulpflichtigen Jugend gelten; aber diese Einsicht darf nichtabschrecken, dieses Problem positiv zu bezwingen; denn ist die Jugend bis zum 18. Lebensjahr in den richtigen Bahnen gehalten, so sind die schlimmsten Quellen der Haltlosigkeit und Verbrechen verstopft.

Den Punkt 4 endlich anlangend, so ist kaum eine andere Forderung in diesen zwei Kriegsjahren in Hinsicht auf den Friedenszustand deutlicher und bestimmter laut geworden, als die nach einer Verbesserung des Wohnungswesens. Daß es sich hier um eine der größten sozialen und sozialpolitischen Aufgaben handelt, die dem Staate und der Gesellschaft gestellte sind, kann niemand verkennen. Der gegenwärtige Zustand, eine Folge des Kapitalismus und der rapiden Städteentwickelung bei uns, läßt sich m.E. durchgreifend in absehbarer Zeit überhaupt nicht beseitigen; aber große Verbesserungen lassen sich doch schrittweise erzielen, wenn mit der Beseitigung der absolut schlechten Wohnungen durch Steigerung der Verkehrsmöglichkeiten die Wohnstätten-Flächen der Städte vergrößert werden. Durch besondere Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien – Staat und Kommunen müssen an diese Fürsorge durch Erleichterungen verschiedener Art herantreten – kann im Einzelnen viel genützt werden, und *durch Erbauung besonderer Häuser für einzelstehende Arbeiter und Arbeiterinnen und gesetzliche Einschränkung des After-Miete-Wesens* kann der sozial-moralische Zustand durchgreifend gehoben werden. Eng mit dem Wohnungswesen hängt das Siedelungswesen zusammen, das aber gegenüber der allgemeinen Aufgabe der Verbesserung der Wohnungen nur eine partikulare Bedeutung innerhalb der heutigen Grenzen Deutschlands hat. Anders wird es stehen, wenn

wir im Osten Erwerbungen machen[52]; doch sind auch dort, außer in Kurland, nicht so bedeutende Siedelungsflächen vorhanden, als manche Enthusiasten sich vorstellen.

Wird auf allen diesen hier genannten Linien vom Staate ein kräftiger Fortschritt eingeleitet, so ist damit auch das geschehen, was seitens des Staats gegen den verhängnisvollen Geburtenrückgang geschehen kann. Direkt ist der Staat hier machtlos.

Zu III. und IV. (Soziale Arbeitsgemeinschaft. Bildungspolitik).

Als Voraussetzungen dessen, was hier zu gewähren ist, sind zunächst gewisse formelle Bedingungen in unserem Vaterlande herzustellen, in bezug auf welche wir unstreitig rückständig geblieben sind. Die Eigenart unseres Staates, wie sie sich aus der Eigenart unseres Volkes richtig erfaßt, gebildet hat, hat zu dem eigentümlichen Ergebnis geführt, daß wir das *Größere*, nämlich eine vertiefte Kultur, höhere Ideale und eine kraftvolle innere Organisation gewonnen haben, daß wir aber in bezug auf die *Oberflächen-Kultur* – und ich rechne zu ihr die Formen der Gesellschaft, des Staats und der Kirche – hinter Westeuropa zurückgeblieben sind. Scharf unterscheidet sich unser Freiheits-, Staats- und Kulturbegriff von dem Westeuropas; er ist durchweg tiefer, sachlicher, produktiver, und ihm gegenüber erscheinen die westeuropäischen Ideale der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und Zivilisation in vieler Hinsicht als trügerisch und hohl. Aber andererseits enthalten diese doch, richtig erfaßt, gewisse Elemente, die wir bisher zu Unrecht bei Seite gesetzt haben und die wir ohne Schaden nicht länger mehr missen können. Gerade in der Verbindung mit den tieferen und höheren Idealen erhalten jene einen Wert und eine Bedeutung, die sich sonst auf keinem Wege gewinnen lassen. Nicht nur kann nur so die nötige Einheit der Lebens*formen*, soweit sie wünschenswert ist, gewonnen werden, an der es uns noch sehr fehlt, sondern sie schaffen auch ein notwendiges gemeinsames Medium der gesellschaftlichen Sitte, der *gleichartigen Umgangsformen, des gesellschaftlichen Tones* und zahlreicher anderer Imponderabilien. Sie zerbrechen endlich den Kastengeist, einen unserer größten inneren Feinde, und stabilieren in einem mündigen Volke in und neben aller organisatorischen Unterordnung das notwendige Recht und die Würde des Individuums.

---

[52] Gemeint war ein Protektorat über die ehemals deutschen Ostseeprovinzen.

Jetzt ist die Stunde da, in der wir den großen Schritt machen können und müssen, unter Behauptung unserer Eigenart diese vernachlässigte Entwickelung nachzuholen. Das kann freilich nicht auf Kommando geschehen, sondern muß aus der Gesellschaft selbst hervorquellen. Aber wer Ohren hat zu hören, der muß merken, daß heute das bewußte und unbewußte Streben des Volkes sehnsüchtig hierhin zielt und daß der Zeiger der Zeit, zumal unter den Eindrücken des Krieges und seiner volkverbindenden Kraft, auf diesem Punkte steht. Dem Staate fällt hier nicht die Hauptaufgabe zu; aber er kann durch Hemmungen außerordentlich viel schaden und er kann durch umsichtige Förderung außerordentlich viel nützen. Wenn er der Minorität, die sich wider dieses Streben setzt, seinen Arm leiht, so werden die schwersten Kämpfe entstehen; wenn er ihn ihr entzieht, wird diese Minorität kraftlos sein. Gewiß hat der Staat hier viel zu bedenken – nicht nur den Unterschied der Verhältnisse von Stadt und Land, sondern auch den größeren Unterschied zwischen West und Ost; aber zu lange schon ist eine zeitgemäße Fortentwickelung des Ganzen niedergehalten worden durch die einseitige Rücksicht auf den Osten. Aber auch hier hat der Krieg vieles verändert und ausgeglichen, und selbst wenn es nicht der Fall wäre – die Forderungen eines mündigen Volks lassen sich nicht länger überhören! Gewiß muß die Staatsverwaltung konservativ bleiben; aber „gesunder Fortschritt" und „konservativ" sind nicht nur keine Gegensätze, sondern sie gehören untrennbar zusammen. Das zeigen uns Männer wie: *Stein, Rodbertus, Carlyle*.

Ein dreifaches ist es, was der Staat jetzt gewähren muß und womit er seinen Beitrag zum notwendigen Fortschritt leistet:

1. ein neues Wahlrecht,

2. die volle religiöse Freiheit,

3. die volle Freiheit und aufrichtige Anerkennung des Koalitionsrechts und der Gewerkschaften.

Zu 1 *„Das Wahlrecht"*: Die Notwendigkeit der Änderung des preußischen Wahlrechts ist – man darf sagen „allerseits" – anerkannt. Nach meiner ‚politischen Überzeugung würde dem Preußischen Staate die Einführung des Reichstagswahlrechts nicht schädlich sein; aber wenn berechtigte Bedenken hiergegen geltend gemacht werden können, so muß man sich doch darüber klar sein, daß ohne die Gewährung des *allgemeinen und geheimen* Wahlrechts jede Änderung nicht nur ein Schlag

ins Wasser ist, sondern auch die schlimmsten Kämpfe entfesseln wird. Nur das gleiche Wahlrecht kann durch ein Pluralwahlrecht ersetzt und auch das wahlfähige Alter kann heraufgesetzt werden, obgleich die zurückkehrenden Krieger das mit Recht schwer empfinden werden. *Allgemein* aber muß ein Wahlrecht sein, welches nach dem Kriege, der alle Klassen vereinigt hat, gegeben wird, und geheim muß es sein, weil in diesem Falle die Forderung der Öffentlichkeit Mißtrauen und Unaufrichtigkeit bedeutet. Entscheidet man sich aber, wie notwendig, für das *allgemeine* und *geheime* Wahlrecht, so ist die Frage sehr berechtigt, ob der Nutzen des Pluralwahlrechts wirklich so bedeutend ist. Eine starke und verständige Regierung wird in Preußen m.E. bei jedem Wahlrecht die Majorität finden, die sie bedarf, und der Wahlrechtsfrage kommt überhaupt mehr eine moralische Bedeutung zu als eine politische.

Zu 2 *„Die Herstellung der vollen religiösen Freiheit"*: Fast die drückendste Rückständigkeit in Preußen ist die Behandlung der Religionsfrage; daher ist, wenn irgendwo, so hier eine gründliche Änderung dringend notwendig. Wie von einem Alp erlöst und zur Freiheit geführt werden sich die weitesten Kreise des Volks empfinden, wenn hier endlich Wandel geschaffen wird. Es ist eines großen und mündigen Volks einfach unwürdig, auf dem innerlichsten Gebiete, dem der Religion, bevormundet und gebunden zu werden. Und doch kommt es lediglich darauf an, mit der Bestimmung der Preußischen Verfassung endlich wirklichen Ernst zu machen! Es handelt sich vornehmlich um zwei Punkte: a) darum, daß die Erklärung der Religionslosigkeit, wenn Tüchtigkeit und sittlicher Charakter einer Persönlichkeit feststeht, kein Hindernis mehr ist, um im Zivildienst oder im Heere angestellt zu werden, b) daß die Kinder von Dissidenten, Freireligiösen und Atheisten nicht zu dem staatlichen Religionsunterricht gepreßt werden. Was den ersten Punkt betrifft, so sind Königstreue, Pflichtgefühl, sittlicher Ernst und Opferfreudigkeit nicht von dem theoretischen Bekenntnis zum Gottesglauben abhängig – einfach deshalb nicht, weil bei der Zartheit und Innerlichkeit der wirklichen Religion das theoretisch Bewußte hier überhaupt nicht entscheidet und weil jeden erzogenen Menschen unter uns die sittliche, auf religiöser Grundlage erwachsene Kultur, in der er steht, trägt und bindet. Was der Staat bei seinen Beamten nicht dulden kann, ist Frivolität und mangelnde Ehrfurcht vor dem Ehrwürdigen; aber dieses sind

keineswegs die notwendigen Folgen des theoretischen Bekenntnisses zur Religionslosigkeit, die bei ernsten Naturen häufig nur ein theoretischer Irrtum ist; denn letztlich besteht die Religion in einer tiefen Gesinnung des Herzens, die, wie das Auge, alles sieht, nur sich selber nicht. Nicht einmal das ist zuzugeben, daß die Zahl minder tüchtiger und minder zuverlässiger Beamten und Offiziere größer werden wird, wenn hier Freiheit herrscht, denn wahrlich nicht gering ist unter der Herrschaft des Zwanges heute die Zahl derjenigen, die deshalb flügellahm sind, weil sie durch Unaufrichtigkeit innerlich zerbrochen sind. Was aber den zweiten Punkt betrifft, so hat schon ein alter Kirchenvater gesagt: „Religionis non est, cogere religionem". Gewiß wird es eine empfindliche Einbuße sein, daß Kinder ohne Religionsunterricht unter uns aufwachsen, aber gegenüber den verwüstenden Folgen eines erzwungenen Religionsunterrichts ist diese Einbuße das geringere Übel. Auch darf man bestimmt erwarten, daß der Gesinnungsunterricht in anderen Lehrgegenständen hier vikarierend eintreten wird, ja auch die Hoffnung erscheint nicht übertrieben, daß verhältnismäßig nur wenige Eltern von der Freiheit für ihre Kinder Gebrauch machen werden, wenn der Zwang weggefallen ist. Wie es nachgerade unerträglich geworden ist, daß auf den Gottesglauben eine Prämie für die Anstellung im Staate steht, so entspricht es auch einem mündigen Volke nicht mehr, es durch den Staat bei den anerkannten Konfessionen zwangsweise zu halten. Daß die Anziehungskraft und Würde der Religion nur gewinnen wird, wenn hier aller Zwang wegfällt, ist mir nicht zweifelhaft.

Zu 3 *„Das Koalitionsrecht und die volle Anerkennung der Gewerkschaften"*: Das Koalitionsrecht, wie es namentlich in den Gewerkschaften zum Ausdruck gekommen ist, hat bei Kriegsbeginn und im Kriege eine glänzende Probe bestanden. Durch die Gewerkschaften sind die Massen der Arbeiter geeinigt, gehoben und, wie die Probe lehrte, zu guten deutschen Bürgern erzogen worden. Es läßt sich nicht ausdenken, was gekommen wäre, wenn der Krieg uns im Zustande eines Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie und in heftigem Kampf um verweigerte Koalitionsrechte getroffen hätte. Die befriedigende und hocherfreuliche Haltung der Arbeiterschaft ist auch staatlicherseits bereits zur Anerkennung gekommen und es sind schon entsprechende Maßregeln erfolgt. Daher bedarf es keiner Worte mehr, um die Notwendigkeit zu begründen, daß

der Koalitionsfreiheit und besonders den Gewerkschaften aller Schutz verheißen wird und alle Förderung, wo noch Rückständigkeiten übrig geblieben sind. Die Ausnahmefälle – die großen Staatsbetriebe, welche der Sicherheit des Vaterlandes dienen – sind mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zu umgrenzen, und es ist auch hier so viel Freiheit zu gewähren, als die Sache erträgt. Am besten wäre es, daß den hier Beteiligten in weitestmöglichem Umfang Beamtencharakter verliehen wird. Aufs nächste hängt mit dieser Frage die Frage der Behandlung der Sozialdemokraten zusammen. Der Krieg hat – von einer kleinen Gruppe abgesehen – ihren Patriotismus bewiesen. Sie sind Deutsche, haben ein Vaterland, haben es hoch gehalten und sind freudig dem Rufe des Königs gefolgt. Ergreifende Zeugnisse tiefer Vaterlandsliebe sind in Poesie und Prosa aus ihrer Mitte laut geworden und haben uns alle erbaut. Also ist diese Partei als eine radikale Reformpartei zu behandeln unter der Voraussetzung, daß sie auch weiter noch bereit ist, mitzubauen am Reich. Vertrauen wird auch fernerhin Vertrauen erwecken, und die republikanischen Träume kann man so lange staatlicherseits unberücksichtigt lassen, als sie ideologische Zukunftsträume bleiben. Übrigens ist auch vielen und hervorragenden Sozialdemokraten im Kriege die Bedeutung und Notwendigkeit der Macht der Monarchie aufgegangen. Diese Macht aber ist nicht unvereinbar mit einer weichen Hand; Großmut ist die schönste Tugend der Stärke, und je mehr man tüchtige Sozialdemokraten zu verantwortungsvollen Kommunalstellungen zulassen wird, je sicherer wird man sie für die Aufgaben des Staates gewinnen. Gewiß ist es freilich nicht, ob die heutigen Führer nicht bald nach dem Kriege von skrupellosen Agitatoren und dem blinden Hödur der Masse gestürzt, nur noch ein kleines Häuflein bilden werden: aber das muß man abwarten, bzw. mit Weisheit aufzuhalten suchen.

Brüderliche soziale Arbeitsgemeinschaft und leichter zugängliche und verstärkte Fachbildung für jeden Tüchtigen; zu diesem positiven Ziele muß sich die Entwickelung des: neuen Deutschlands bewegen. Auf einer Linie haben die Männer aller Klassen lange Monate hindurch gestanden und das Vaterland verteidigt – dieses Erlebnis und diesen Segen müssen wir dem Vaterlande erhalten. Die aus den Schützengräben Zurückkehrenden begehren diesen Lohn und sehnen sich zugleich nach gehaltvoller und befriedigender Friedensarbeit. Dazu: sie haben, ein jeder Einzelne, *Verant-*

wortung getragen; sie können niemals mehr bloße ‚Masse' werden. Durch den Krieg können wir daher auf eine höhere Stufe gehoben werden. Was sonst nur großen führenden Persönlichkeiten gelingt, das ganze Volk auf eine höhere Stufe zu heben, das kann der Krieg uns leisten. Es gilt, das Volk im Frieden auf einer höheren Stufe zu *befestigen*. Was kann hier geschehen? Mit Wahlrecht, Koalitionsfreiheit usw. allein ist es nicht getan. *Positiv* muß gebaut werden. Das ist aber auch deshalb nötig, weil es nach dem Kriege ein schweres Stück Arbeit kosten wird, Deutschlands Stellung im Wettbewerb der Völker wiederherzustellen und auszubauen. Wir werden Wissenschaft und Technik, Erziehung und Unterricht, was wir haben und können, in den Dienst der nationalen Selbsterhaltung stellen müssen. Wir haben unsere Weltstellung durch unsere *qualifizierte Arbeit* und unseren *Fleiß*, durch die Macht *unserer Organisation* und unsere *Schaffenskraft* gewonnen; also gilt es, das Gewonnene wiederzuerringen und durch einen organischen Zusammenschluß der Arbeitenden aller Klassen zu steigern. Was dazu nötig ist, ist so Vieles, daß ich mich beschränken muß. Auch steht es mir nicht zu, über Gebiete zu sprechen, auf denen ich eigene Kenntnisse und Erfahrungen nicht besitze. Wie Gewerbe und Industrie, Verkehr und Handel zweckmäßig zu fördern, wie gefährliche Konkurrenzen im Innern nach Kräften zu unterdrücken, der freie Wettbewerb aber nicht zu unterbinden ist, darüber vermag ich Ratschläge nicht zu erteilen. Was ich klar zu sehen glaube, ist folgendes:

1. Es muß auf eine bescheidenere Lebenshaltung der jungen Leute der oberen Stände, namentlich auch der jungen Eheleute, hingewirkt werden. Ein schweres Hemmnis des sozialen Ausgleichs würde damit weggeräumt werden, um von anderen segensreichen Folgen (Erleichterung der Eheschließungen usw.) zu schweigen. Wenn das Offizierskorps in seiner jüngeren Hälfte mit dem guten Beispiel hier vorangehen würde, wäre Großes gewonnen; denn bei seinem Ansehen richten sich nach ihm automatisch Viele.

2. Wie die oberen Stände überhaupt die Führung der Reform übernehmen müssen, so ist es insbesondere die akademische Jugend, die in Zukunft eine große Verantwortung haben wird und ausgezeichnetes leisten kann. Wie es immer mit dem alten akademischen Verbindungswesen sich nach dem Kriege gestalten wird – daß es bleiben wird ist mir

nicht zweifelhaft – neben ihm muß die *allgemeine Organisation*, die sich für den Krieg meines Wissens an allen Universitäten gebildet hat, bleiben, und zu Friedensarbeit verwertet werden. Es sind daher die Rektoren der Hochschulen von dem Herrn Unterrichtsminister zusammenzurufen, bezw. zu hören, um festzustellen, was hier geschehen muß und kann, und es sind vor allem die Studenten-Ausschüsse selbst zu hören. Bevorzugt durch ihre höhere Bildung und gesellschaftliche Stellung, muß die Studentenschaft als ganze soziale Aufgaben übernehmen: a) In der Richtung auf die Ertüchtigung, Veredlung und Versittlichung in ihrer eigenen Mitte. b) In der Richtung auf die Hilfeleistung in bezug auf die Emporführung der Jugend der minder bevorzugten Klassen in intellektueller Hinsicht (Übernahme von Fortbildungskursen) und in Ertüchtigung aller Art. So erhalten die Studierenden *Verantwortlichkeit* für die Jugend der anderen Klassen, durch die sie selbst erstarken werden, und zugleich wird ein Band sozialer Gemeinschaft im ganzen Volke entstehen. Auf der Universität muß der Student Verständnis und Fähigkeit für soziale Aufgaben gewonnen haben, um soziale verantwortliche Tätigkeit – sei es auch in bescheidenem Maße – fortzusetzen, bis er in eine Staatsstellung einrückt. Gerade weil das bei uns (leider) verhältnismäßig so spät geschieht, muß er an anderer Stelle bereits für Andere sorgen lernen und Verantwortung tragen.

3. Eine Erweiterung der Zulaßbedingungen zum Universitätsstudium vermag ich nicht zu empfehlen; wir müssen vielmehr eifersüchtig (es wird schwer genug sein) darüber wachen, daß dem Ansturm, der kommen wird, nicht nachgegeben und das strenge Studium der reinen Wissenschaft nicht im Interesse einer schnellen Ausbildung für die Praxis erleichtert wird; sonst zerstören wir die Grundbedingungen unserer Kraft und Überlegenheit und geraten in einen wurzellosen wissenschaftlichen Modernismus. Aber stabile oder „fliegende“ *Volkshochschulen* – oder wie man sie nennen mag – nach dem dänischen Muster zur Förderung der allgemeinen Bildung und doch differenziert nach bestimmten Zwecken sind einzurichten. Das ist die richtige Antwort, auf das dringende und ergreifende Verlangen der minderbevorzugten Klassen nach Bildung und Emporsteigen. Schaffen wir hier nicht Organisationen, so werden sie Sozialdemokratie und Gewerkschaften ohne den Staat schaffen, wie sie schon begonnen haben, und das wird sich z.T. gegen die

Überlieferungen des Staates richten. Hier ist auch das Feld, für welches (s. o.) die Studentenschaft anzuspornen ist. Ob der Staat direkt solche Organisationen zu begründen hat, ob er ihre Einrichtung den Kreisen und Kommunen überlassen soll und wie weit, ist Sache technischer Überlegung. Mit diesen Organisationen ist aber die allgemeine Einrichtung von gehaltvollen *Volksbibliotheken* aufs engste zu verbinden. Wir sind hier rückständig geblieben; doch ist gerade in letzter Zeit ein bedeutender Aufschwung zu verzeichnen. Es gilt, diesen großzügig zu fördern, dann wird sich von hier aus ein Strom von Segen ergießen und zugleich wird ein Damm aufgerichtet gegen wilde Wasser.

4. Wie das Studium der reinen Wissenschaft auf den Universitäten nicht erleichtert werden darf, so sind auch die Anforderungen an die Schüler auf den Gymnasien nicht herabzusetzen, sondern – in den oberen Klassen durch Anleitung zum Selbststudium – zu steigern. Den entgegenstehenden Bestrebungen und Überbürdungsklagen ist kräftig zu begegnen. Wer körperlich und geistig nicht fähig ist, soll nicht aufs Gymnasium. Dieses ist in seiner dreifältigen Gestalt, die sich bewährt hat, beizubehalten. In seinen drei Formen (klassisches Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule) soll es in erster Linie Gesinnung, Fleiß und Grundbildung erwecken, in zweiter Linie fähig machen, das Studium bestimmter Wissenschaften zu ergreifen. Den drei Formen einen gemeinsamen dreijährigen Unterbau zu geben, halte ich für sehr wohl möglich, so daß erst nach dem 6. Schuljahr entschieden zu werden braucht, in welche Art von Gymnasium der Schüler einzutreten hat. Diesen 6 jährigen Unterbau aber einfach mit der Volksschule zu identifizieren („Einheitsschule"), wäre ein schwerer Fehler. Nur der Weg, der bereits eingeschlagen worden ist, ist hier der richtige, talentvollen Volksschülern den Übergang ins Gymnasium zu erleichtern.

5. Wer es nicht schon vorher gewußt hat, dem mußte es der Krieg gezeigt haben, daß wir die anderen Kulturvölker nach ihrer Eigenart und Kraft, ihrer Lebensbewegung und Zielen schlecht gekannt haben. Ihre „schöne Literatur" kannten wir, z.T. auch ihre ‚alte Geschichte': sonst war all unser Wissen oberflächlich. Diesem großen und folgenschweren Mangel müssen wir mit allen Kräften begegnen, sowohl um uns gegen neue schwere Überraschungen zu sichern und Einfluß auf die anderen Völker zu gewinnen, als auch um nicht einem engen geistigen

Chauvinismus zu verfallen, der uns schließlich gegen uns selbst blind macht. *Gediegene Kenntnis der anderen Völker in ihrem gegenwärtigen Bestand nach allen Seiten ihrer Lebensbewegung: Das ist eine große Aufgabe, die ganz anders als bisher in Angriff genommen werden muß*. Ein „„orientalisches Seminar" allein, so ersprießliches es in seinen Grenzen gewirkt hat, tut es nicht, und aufhören muß der Zustand, daß an deutschen Universitäten die Professuren für neuere Geschichte fast samt und sonders Professuren für deutsche bezw. preußische Geschichte sind. Mit der Kenntnis der Geschichte, Verfassung, politischen Ökonomie usw. der anderen Völker – und nicht nur Europas – muß es so ernst genommen werden wie mit der eigenen Geschichte. Wir haben in Deutschland keinen Gelehrten, der Frankreich so kennt, wie *Lavisse* Preußen kennt, und Universalhistoriker der neueren Geschichte werden bei uns von vornherein als Dilettanten angesehen, während wir von den Universalhistorikern anderer Völker lernen. Die hohe Aufgabe der Zukunft, deren Lösung sofort nach dem Kriege in Angriff genommen werden muß, ist daher die, die deutsche Gründlichkeit zu bewahren und dabei den Horizont zu erweitern und mit voller Kraft in das Studium der anderen Völker der Gegenwart einzutreten. Das Größte steht auf dem Spiel, unsere ganze Weltstellung, wenn wir hier nicht reformierend eingreifen. Die wesenlosen und frivolen Träume politisch blinder Alldeutscher lediglich durch die Faust den Erdball zu bezwingen, müssen verscheucht werden *durch die Anspannung des alle Probleme bezwingenden deutschen Geistes und der deutschen Arbeit. Nur durch sie vermögen wir durchzudringen und den Kranz zu gewinnen, der uns beschieden ist*.

Ich weiß, daß ich „hoch gesungen" und manches verlangt habe, was Vielen unerreichbar, ja gefährlich erscheinen wird; aber unser durch die Macht der Krone gesichertes Vaterland verlangt die volle Durchführung seiner geistigen Einheit und kann nur fortschreiten auf dem Boden der *Humanität und der Freiheit*. Wer auf die Zuverlässigkeit des Deutschen und auf seinen *freudigen Willen zur Arbeit* rechnet, der gewinnt *Vertrauen* und kann vertrauensvoll dem mündigen Volke mit der Freiheit die höchsten Ziele setzen. Und auch zu dem Letzten und Höchsten, dem in Gott gegründeten Idealismus, wird das Deutsche Volk immer sicherer

den Weg finden, je edler und größer die Aufgaben sind, die seiner Selbstverantwortlichkeit gestellt werden.

Der Anfang des Krieges hat dem Deutschen Volk einen hohen moralischen Aufschwung gebracht; die lange Dauer des Krieges bedroht es mit langsam einbrechender Demoralisierung; denn das ist die furchtbare Folge eines langen Krieges, auch dann, wenn er verhältnismäßig glücklich geführt wird. Mögen die heißen Wünsche nach einem edlen und werten Frieden bald ihre Erfüllung finden, damit der Geist noch kräftig bleibe, den der Krieg erweckt hat und damit dieser Geist die hohen Aufgaben erfüllen könne, die seiner warten!

18.
An der Schwelle des dritten Kriegsjahrs

Rede, gehalten am 1. August 1916 in der Philharmonie zu Berlin[53]

Adolf von Harnack

Hochansehnliche Versammlung!
Deutsche Männer und Frauen!

Der Kaiser hat zum heutigen Tage das deutsche Volk mit einer Ansprache begrüßt voll Zuversicht und voll Kraft. Wir danken ihm von Herzen und wollen versuchen, in dem Geiste, in welchem er zu uns geredet hat, uns zu sammeln, zu einigen und zu stärken.

Heute vor zwei Jahren, an einem Sonnabende, rief unser Kaiser das deutsche Volk zu den Waffen. Am folgenden Sonntag stand vor dem Reichstagsgebäude eine unabsehbare Menge zum Gottesdienst vereinigt, und ähnlich in unserm ganzen Vaterland. Ein Wille, eine Kraft, ein heiliger Ernst beseelte sie. Mochten die einen an das harte „Muß", an das Furchtbare des Krieges und an die Zerstörung der edelsten Güter denken, mochten andere jubeln: „Endlich" – endlich ist der stille unerträgliche Druck der heimlichen Feinde von uns genommen und wir werden Luft und Licht erhalten: gewollt hat den Krieg niemand, und wiederum

[53] Textquelle | HARNACK 1916a = Adolf von Harnack: An der Schwelle des dritten Kriegsjahres. Rede gehalten am 1. August 1916 in der Philharmonie zu Berlin. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1916. – Den erneuten Abdruck in der Sammlung „Aus der Friedens- und Kriegsarbeit" versieht Harnack mit folgender Anmerkung: „Unter den zahlreichen Kritiken, welche diese Rede erfahren hat, befanden sich auch solche, die mir auf Grund eines entstellten Zeitungsreferats einen schweren Angriff auf die Privatindustrie überhaupt und besonders die Großindustrie unterschoben. Aber ich habe lediglich von jener ‚Privatwirtschaft in weiten Kreisen' gesprochen, die sich im Kriege nicht gescheut hat, Wucherei und Hamsterei zu treiben, der gegenüber man zu neuen gesetzgeberischen Bestimmungen schreiten muß, da die vorhandenen nicht ausreichen. Wieviel wir im Kriege den überraschenden Leistungen der Großindustrie und namentlich ihrem Zusammenwirken mit der Wissenschaft zu verdanken haben, dessen bin ich mir dankbar bewußt, und ich durfte annehmen, daß auch die Hörer meiner Rede dies wußten." (HARNACK 1916b, S. 332)

alle Unterschiede der Empfindungen verschwanden nun in dem einen Bewußtsein: Es gilt ums Ganze, es gilt um Sein oder Nichtsein unseres Vaterlands, und wir werden kämpfen und ausharren bis zum letzten Blutstropfen! Und als nun unser Kaiser das Wort sprach: „Ich kenne keine Parteien mehr; ich kenne nur noch Deutsche“ – jenes Wort, welches der Kern- und Leitspruch [//4//] der Nation im Kriege geworden ist –, da erloschen die Feuer der politischen Parteien, und die heilige Flamme des Vaterlands verzehrte alles Selbstsüchtige, Kleinliche und Gemeine. In dieser heiligen Begeisterung zogen unsere Soldaten, siegesgewiß und todesbereit, in den Krieg. In dieser heiligen Begeisterung nahmen wir zu Hause die Kriegsarbeit auf! Gott will es! Gewiß, es war kein Kreuzzug; aber es war etwas noch Heiligeres: in unsere Hände wurde das Schicksal Deutschlands für eine unabsehbare Zukunft gelegt.

Ob wohl jemand unter uns damals gedacht hat, daß der Krieg zwei Jahre dauern würde und daß er noch jetzt unabsehbar ist? Ich glaube es nicht. Nicht getäuscht haben wir uns in der Zuversicht auf die siegreiche Kraft unseres Volkes; aber getäuscht haben wir uns in bezug auf die Dauer des Krieges und wir haben wohl auch die Kraft der Feinde nicht genügend geschätzt.

Ihre Kraft nicht richtig geschätzt – aber vor allem ihre Gesinnung gegen uns! Wir dachten sie uns feindselig genug, aber was mußten wir erleben und erleben es noch, erlebten es heute in der schamlosesten Rede, die Asquith je im Unterhause gehalten hat.

So ist niemals noch ein Krieg eingeleitet und mit solchen Kundgebungen ist er nie begleitet worden. Es war und ist vielmehr wie bei einem Sklavenaufstand wider uns, wie wenn eine unanständige, blöde und geknechtete Masse sich erhöbe, um allen denkbaren Schimpf, Unglimpf, Schmach, Schande und Verleumdung aus dunkler Rachsucht wider ihre Herren auszuspeien. Bereits zwei Wochen nach Ausbruch des Krieges war diese Lügenflut zu einem in allen Weltteilen fließenden Strome geworden, um von dort aus unsere deutsche Gegenwart, unsere Vergangenheit, unsern Charakter, ja unser ganzes Sein zu beschmutzen [//5//] und zu vernichten. Und führende Männer aller feindlichen Nationen beteiligten sich an diesem Teufelswerk, wenn auch edle Ausnahmen nicht fehlten! Vergessen können wir das niemals! Lernen können wir von dieser Kritik der Lüge nichts. Jedes Wort dagegen ist zu viel. Was wir uns

zu sagen haben, sagen wir uns selbst. Den Feinden gegenüber gilt aber nur die eine Rede: Wir werden bleiben, was wir sind, und wir werden euch auch ferner noch nötigen, das zu lernen, was wir können.

Aber wir sind hier nicht zusammengekommen, um dieses vergiftende Unheil, diesen frivolen Bruch mit aller Kultur und Völkergemeinschaft zu bedenken. Nein, dazu ist diese Stunde wahrlich zu teuer! Wir stehen hier, um im Geiste des Augusts 1914 miteinander rückwärts zu schauen und zu danken und vorwärts zu blicken und zu bedenken, was uns frommt, unsere Einheit zu stärken und das heilige Gelöbnis des Ausdauerns, es komme, was da wolle, zu wiederholen. So sollen es drei Fragen sein, deren Beantwortung uns vereinigen möge:

Worauf vertrauen wir?
Welche Ziele stecken wir uns?
Was verlangt die gegenwärtige Stunde?

Was ich über diese Fragen zu sagen habe, werde ich rückhaltlos und lediglich auf meine Verantwortung Ihnen vorlegen.

I.

Worauf vertrauen wir? Nun und vor allem: wir vertrauen auf Gott. Auch weiter wollen wir auf ihn trauen, „und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen“. Was heißt auf Gott vertrauen? Jeder vertraut auf Gott, ob er es weiß oder nicht weiß, der sein Leben willig in den Tod gibt um der Brüder willen, der [//6//] den Verlust des Teuersten tapfer erträgt, der die Zeit still an dem Ewigen mißt, ihre Leiden auf sich nimmt, gewappnet im Herzen gegen eine See von Plagen. Seht ihr diese Mütter und Väter, diese Witwen, Waisen und Bräute, die in Seelenschmerz und doch in Seelenfrieden ihr Leid tragen! Sie sprechen nicht von Trost und sie sprechen nicht von Gott; aber in ihrem Herzen wohnt eine unaussprechliche Kraft und breitet sich über ihr ganzes Wesen aus: Das ist Gott! In der Stille des gemeinsamen Leides und in der Stille der gemeinsamen Kraft reichen wir uns die Hände und danken Gott, daß er uns gelehrt hat unser Leid zu tragen. Ihm vertrauen wir auch ferner, der uns bis hierher geholfen hat – geholfen nicht nur im Äußern, sondern auch im Innern. Und wir wollen geloben, noch ernster und freudiger die Zeit

unter die Ewigkeit zu stellen. Gar manches fehlt uns noch; Leichtsinn und Selbstsucht sind längst noch nicht überall ausgetilgt. Möge uns das Leid nicht zum Strafgericht werden müssen, möge es nur Erneuerung und Vertiefung und Zuversicht schaffen! Zuversicht – denn Gottvertrauen heißt gewiß sein, daß nichts uns schaden kann, und gewiß sein, daß die Geschichte des Menschengeschlechts, die Er leitet, fortschreitet, aufwärts geht trotz aller Rückschläge, trotz aller Torheit und Bosheit. In Gott muß alles getan sein; denn wie schnell schwanken unter plötzlichen neuen Ereignissen selbst unsere stärksten Grundsätze in Trotz und Verzagtheit, werden hinweggeschwemmt wie Triebsand! Darum muß unser Auge unerschütterlich und fest, wie das des Steuermanns, auf das Höchste und Letzte gerichtet sein! Blicke nicht auf die vorübergleitenden Ufer, blicke nicht auf die wilden Wellen, blicke auf das Ziel! „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Meine [//7//] Hilfe kommt von dem Herrn der Himmel und Erde gemacht hat."

Und weiter, meine Freunde, wir vertrauen auf unser unvergleichliches herrliches Heer, auf seine Heerführer, voran unsern teuren Kaiser. Das ist noch eine andere Zuversicht als vor zwei Jahren. Damals war es die Zuversicht der Hoffnung, heute ist es die Zuversicht der Gewißheit. Blicken wir nur auf das letzte Jahr: Polen und Litauen, der Weg nach Konstantinopel, die Schlacht am Skagerrak und nicht zuletzt Verdun und die Somme! Kein Wort reicht an die übermenschlichen Taten heran, die unsere Soldaten getan, und an die Leiden, die sie ausgehalten und überwunden haben. Tausende fielen:

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten,
Sieh', sie umschweben dich!

Gegangen, nicht vergangen; gestorben und nicht tot. Gestorben, damit wir leben können! Und die, welche das unerhörte und unvorstellbare Feuer der Granaten nicht traf, sie hielten stand und in einer eisernen Mauer schützen sie an der Somme und in den litauischen Sümpfen den Rhein und die Weichsel. Dem einfachen deutschen Musketier gebührt der Ehrenkranz, und das große Denkmal des Kriegs – immer wieder haben wir wohl alle dieses Zeugnis von denen gehört, die aus den Schlach-

ten in die Heimat kamen. Aber Heer und Heerführer sind eins. Wie sie zusammengewachsen sind, so ist es auch ein und dasselbe Vertrauen, mit dem wir sie umfassen. Mit unsrem Kaiser – Er trägt hier die letzte Verantwortung und wie trägt er sie! – werden die Namen Hindenburg, Mackensen, Linsingen, Falkenhayn und so viele andere herrliche Namen zu Wasser und zu Land solange strahlen, als es eine deutsche Geschichte gibt. Mag der Krieg dauern so lange unsere [//8//] Feinde können und wollen – in unerschütterlicher Zuversicht vertrauen wir auf unser Heer und auf die Fortsetzung des Sieges bis zum Ende.

Aber wir vertrauen auch mit Zuversicht auf die Leitung des Staates und unsere Regierung. Dürfen wir das im Namen des ganzen deutschen Volkes sagen? Das hieße zuviel gesagt. Aber doch spreche ich es zuversichtlich aus: Wenn wir die berechtigten und unberechtigten Klagen, die Dinge zweiten Ranges betreffen, abziehen und auf die Hauptsachen allein sehen, so blicken Parlament und Volk in größter Mehrzahl mit Vertrauen und Dankbarkeit auf unsere Regierung in diesen zwei Jahren. Zensur, Nahrungsversorgung und anderes hat zur Kritik reichlich Veranlassung geboten; aber dankbar ziehen wir in Betracht, was auf der anderen Seite steht: Erstens, wir wissen, daß unsere Regierung den Krieg vermieden hat, so lange sie es noch in den letzten Julitagen irgend vermochte; die Schuld unserer Feinde, Rußlands und Englands, liegt hier klar zutage. Daher zogen alle freudig in den Krieg! Weiter, wir hatten im Innern schwere Zerklüftungen, vor allem ging ein Riß zwischen den sog. bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie. Aber die Regierung unseres Reichskanzlers und seines hochverdienten Staatssekretärs Delbrück hatte es verstanden, sich durch Gerechtigkeit Vertrauen zu erwerben. Daher, als die Stunde schlug, fand sie ein einiges Volk, das alle Gegensätze begrub. Das soll unvergessen bleiben.

Ferner, es war für uns am Anfang des Krieges und weiter die höchste Gefahr, daß auch Neutrale sich zu unseren Feinden schlugen. Die Zufuhr, die wir doch absolut nötig hatten, stand auf dem Spiel und damit nicht weniger als nahezu der Ausgang des Krieges. Aber der Politik unserer Regierung gelang es, Bulgarien und die [//9//] Türkei als Bundesgenossen zu erwerben und Amerika, Holland, Dänemark usw. bei ihrer Neutralität zu erhalten. Das war und ist ein gewaltiger Erfolg! Zwar hätten manche Kreise unseres Volkes einen Bruch mit einem neutralen Staat

riskiert, als dieser unfreundlich gegen uns auftrat; aber ich zweifle nicht, daß die Geschichte einst unserer auswärtigen Politik, wie sie geführt wurde, recht geben wird, wenn die Akten offen vorliegen werden. Aber auch unserer inneren Politik; denn in den entscheidenden Momenten hat der Reichskanzler jedesmal das Wort gesprochen, das uns nottat und Unsicherheiten und drohenden Spaltungen vorbeugte.

Ich will nur das Wichtigste hervorheben: Als wir so weit waren und es möglich war, den heißen Wünschen Ziele der äußeren Politik in großen Umrissen zu zeigen, da hat der Reichskanzler dies getan, und wie er es tat, war gut.

Sodann: Neuorientierung nach dem Kriege hat er verheißen. In dieser Zusage liegt die Anerkennung, welche tiefen Veränderungen der Krieg in dem ganzen Dasein des Volkes hervorgerufen hat und wie notwendig es ist, dem in einer freien und großzügigen Politik nach dem Kriege entgegenzukommen. Alle Freiheit im Staatsleben entspringt aus dem Vertrauen, und wiederum die Freiheit begründet Vertrauen. Eine neue Zeit wird nach dem Kriege für Deutschland heraufsteigen: wir sind gewiß, daß man sie nicht mit „Karlsbader Beschlüssen" unterdrücken, sondern dem neuen Geist Luft und Licht geben wird. Aber welche Ziele soll sich dieser neue Geist stecken? Damit sind wir bereits zu unserer zweiten Frage übergegangen.

II.

Welche Ziele stecken wir uns? Zunächst im Innern. Ich will nur von solchen Zielen sprechen, die wir schon [//10//] jetzt im Kriege einigermaßen vorbereiten können. Und da nenne ich zwei: Die Erhaltung und Steigerung unserer Volkskraft und die Herstellung einer deutschen Gemeinwirtschaft, d. h. einer nationalen Arbeitsgemeinschaft.

Die Erhaltung unserer Volkskraft. Ersetzen können wir das teure Blut nicht, das so reichlich geflossen ist, und die schweren Verluste, die unser Volkskörper erlitten hat; aber ergänzen können wir die furchtbaren Lücken und eine noch stärkere Zukunft vorbereiten. Wie geschieht das? Durch Pflege und Ertüchtigung auf allen Linien. Beginnen müssen wir mit der Pflege unsres kostbarsten Gutes, des Nachwuchses. Also müssen wir – glauben Sie nicht, das sei eine Kleinigkeit und gehöre nicht hierher

– bei der Säuglingspflege einsetzen und nun fortschreitend die Pflege der Kleinen und der Schulkinder, wo sie gefährdet sind, in Kinderhorten daran reihen. Wir müssen ferner unsre Fortbildungsschulen noch ganz anders ausbilden als bisher, sowohl zur körperlichen Ertüchtigung und Wehrhaftigkeit der Jugend als zur moralischen Stärkung und zur fachlichen Vorbereitung, damit wir auch ferner in edler Qualitätsarbeit allen Völkern vorangehen. Das sind Aufgaben, die weder der Staat allein, noch Einzelne allein übernehmen können – nein, in zweckmäßiger Verteilung müssen Staat, Landschaft, Stadt und private Kräfte zusammenwirken. Mit reichlichen Mitteln müssen sie das Vorhandene heute schon auszubauen beginnen, um die Volkskraft zu erhalten und zu steigern.

Aber noch vieles andere gehört dazu. Ich nenne nur drei große Stücke: die Sorge für das Wohnungswesen, das Volksbildungswesen und die Abwehr der Volkskrankheiten. Der schwierigste Punkt ist das Wohnungswesen, und denkt man es durch, so möchte man fast ob der Abhilfe verzweifeln. Aber Ehre den Männern [//11//] und Genossenschaften unter uns, die nicht verzweifeln und überzeugt sind: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!“ Wir müssen hier Besserung schaffen, es koste, was es wolle, sonst geraten wir in die schwersten Gefahren; denn in der Wohnungsfrage steckt Gesundheit, Moral, Freudigkeit oder Trübsal und Unglück. Also hindurch! Langsam, Schritt vor Schritt, anders geht es nicht, aber mit festem Willen!

Leichter ist das Bildungswesen. Einen neuen politischen, geographischen und intellektuellen Horizont hat unser Volk durch den Krieg erhalten, und sein edler Bildungshunger einen neuen mächtigen Antrieb. Dem müssen wir entgegenkommen, nicht durch die Einheitsschule, auf die man ungerechtfertigte Hoffnungen setzt, sondern auf vielen und verschiedenen Wegen – durch die Fortbildungsschulen, von denen ich schon sprach, durch die Einrichtung von ernsthaften Volkshochschulen in Stadt und Land – Dänemark ist uns mit diesem Beispiel vorangegangen –, durch Volksbibliotheken, in denen wir gegen andere Länder noch zurückstehen, und durch Erleichterungen aller Art für die wirklichen Talente, wenn sie aus dem Dunkeln ins Helle streben und aufwärts wollen. Aber an den Universitäten und technischen Hochschulen, bei der Pflege der Wissenschaft ist nichts zu erleichtern; sonst gehen wir rückwärts.

Über die Abwehr der Volkskrankheiten endlich brauche ich hier nicht weiter zu sprechen; denn ich bin gewiß, daß wir auf diesem Gebiete kräftig fortschreiten und unnachsichtlich auch in private Verhältnisse eingreifen werden, wenn das zum Schutz des Ganzen notwendig ist.

Wenn in einmütiger Arbeit dieses alles in Gang und Schwung gebracht wird, so werden wir unsre Volkskraft trotz aller Verluste nicht nur erhalten, sondern auch [//12//] steigern. Damit werden wir auch das einzige Mittel gewinnen, um den bösen Geburtenrückgang zu hemmen. Denn in dieser Sache ist alles ein nutzloses Gerede, was sonst gesagt wird. Es gibt hier nur ein Mittel: Die Freude an gesunden Kindern und die Erleichterung ihrer Aufzucht und Zukunft. Beides gehört eng zusammen und daran müssen wir arbeiten!

Das zweite große Ziel hier aber ist die Herstellung einer deutschen Gemeinwirtschaft, d. h. einer wirklichen nationalen Arbeitsgemeinschaft. Meine Damen und Herren! Das Wahlrecht in allen Ehren – ich wünsche, daß sich die weitgehendsten Hoffnungen erfüllen lassen –; die religiöse Freiheit in allen Ehren – ich wünsche, daß der Staat nicht mehr nach der Religion forscht, sondern überall und ausschließlich nach der Befähigung und der hingebenden Pflichttreue –; aber viel wichtiger noch als diese beiden großen Stücke scheint mir, daß in unserm nationalen Wirtschaftsleben eine entscheidende Änderung eintritt. Der Krieg hat den unerträglichen Mißstand aufgedeckt, unter dem wir hier leiden:

Was haben wir vor dem Kriege besessen? Eine internationale Privatwirtschaft und neben ihr auf einigen Gebieten eine gut arbeitende fiskalische und militärische Staatswirtschaft. Was haben wir im Kriege erlebt? Die fiskalische und militärische Staatswirtschaft erweiterte sich und arbeitete in umfassendster Weise, geleitet von genialen Männern, bald ausgezeichnet. Aber dagegen: Die internationale Privatwirtschaft brach zusammen, die ausländische Konkurrenz fiel fort und eine unbekümmerte, lediglich auf den Profit gestimmte, heimische Privatwirtschaft trat in weiten Kreisen an ihre Stelle. Wucherei und Hamsterei wuchsen auf, und vom Geiste des August 1914 war hier wenig mehr zu spüren. Meine Damen [//13//] und Herren! Ich klage nicht einzelne an, obwohl einzelne es verdienten; ich klage das ganze System an, dem sie unterlagen, das System, welches den vollen Handelsegoismus und das rücksichtslose Verdienen auch im Kriege erlaubt, weil man eben überhaupt Grenzen

hier nicht gekannt hat und kennt. Wenn es nun gewiß ist, daß wir das in einem Kriege nicht wieder erleben dürfen, so muß man schon im Frieden eine große Änderung ins Auge fassen. Diese kann sich nur auf der Linie bewegen, auf der einige bedeutende Betriebe unsrer nationalen Wirtschaft schon stehen. Ich denke an die Bergwerke, die Kohlen, den Forstbetrieb. Gemischte Unternehmungen brauchen wir in großer Zahl, an denen der Staat oder die Kommunen beteiligt sind. Nirgendwo soll der frische Unternehmersinn und die private Verantwortlichkeit ausgeschaltet werden; aber an den Bedürfnissen und dem Wohle des Ganzen sollen sie ihre Grenzen finden. Diese kann nur die Gemeinschaft, repräsentiert durch den Staat, bestimmen. Ein engeres Zusammenwirken mit ihm ist auf allen Hauptgebieten der Volkswirtschaft notwendig, also auch auf dem Gebiete des Handels, und die Verhältnisse sind so zu ordnen, daß sie im Frieden einen begrenzten, aber weiten Spielraum gewähren, der sich jedoch im Moment des Kriegs ohne Schwierigkeit verengt, weil die Grenzen nach allen Seiten dann schon vorgesehen sind. Dann wird allmählich der Gedanke, daß alle Wirtschaft Teil einer deutschen Gemeinwirtschaft ist, im Frieden und erst recht im Kriege, das Volk durchdringen und vor Beutelust bewahren. Schwierig ist diese Aufgabe, ich weiß es wohl – der Staat kann hier auch leicht hemmen und schaden –; aber ändern müssen wir; denn wir müssen viel mehr nationalen Gemeingeist in unser Wirtschaftsleben bekommen. [//14//]

Aber welche Ziele stecken wir uns nach Außen? Sinnlos und gefährlich kann es leicht sein, jetzt im Kriege von den äußeren Friedenszielen zu sprechen, jetzt, da wir noch mitten im heißesten Ringen stehen, jetzt, da uns nichts von der einen Aufgabe ablenken darf, nämlich von dem Kriege selbst. Aber es ist doch für ein mündiges und denkendes Volk unmöglich zu kämpfen, ohne zu wissen, wofür man kämpft. Dazu: der auf bestimmte Ziele gerichtete Wille ist, wenn es der rechte ist, kein Hindernis des heldenhaften Kampfes, sondern Antrieb und Ansporn. Nur um große Richtungen kann es sich dabei handeln; Friedensziele genauerer Art dürfen und können wir nicht geben.

Wie steht es nun unter uns damit? Nun, ich sehe bei uns in dieser Frage allmählich eine große Einheit werden; aber ich sehe zurzeit doch noch nicht geringe Verschiedenheiten unter den besten Patrioten.

Die einen sagen: Man hat uns überfallen; wir haben zu den Waffen

gegriffen, weil man unsre Arbeit zerstören, unser Land zerstückeln, unsre Zukunft als selbstmächtiger Staat vernichten will. Haben wir diese Angriffe siegreich abgewehrt, so ist unser Werk getan, und wahrlich ein großes Werk! Mehr brauchen und wollen wir überhaupt nicht.

Die anderen aber sprechen: Man hat uns schon vor dem Kriege eingeengt und eingeschnürt; man hat uns nicht gegönnt, was wir haben, und nicht gegönnt, was wir brauchen. Somit, wenn wir nur den früheren Zustand wiederherstellen wollten, hätten wir in Wahrheit nichts erreicht. Die Lage bliebe für uns so gefährlich wie zuvor, und der schmachvolle Überfall bliebe ungesühnt. Also muß es von Grund aus anders werden durch den Krieg. Daher müssen wir alles festhalten, was wir in [//15//] unsern Händen haben von der Somme bis über die Beresina, und dürfen nur einen Frieden schließen, der automatisch für alle Zukunft Sicherheit und Freiheit zu Wasser und zu Lande gewährt.

Meine Damen und Herren! Der politisch Denkende hört aus beiden Reden Notwendiges heraus, und er hört Bedenkliches heraus. Zunächst: daß wir uns gegen eine Welt von Feinden wirklich behaupten, unser heimisches Land siegreich verteidigen und alle Stürme abschlagen, das ist wahrlich eine große Tat, und sie allein schon würde in der Geschichte der Welt fortwirkend ein mächtiger Faktor zu unsern Gunsten sein. Aber es wäre doch sehr ungenügend und es wäre bitter, wenn uns der Friede nichts anderes brächte. Aber nicht nur ungenügend und bitter – denn wofür hätten wir die ungeheuren Opfer gebracht? Ist ihr Preis nur die Wiederherstellung dessen, was früher war? – es ist auch geschichtlich angesehen, nahezu unmöglich, daß ein solcher Krieg mit dem status quo ante endet. Nein, wir dürfen und müssen mit unseren Zielen vorwärts! Hier aber gilt allein ruhiges Abwägen. Da wollen wir erstlich nicht vergessen, daß wir unsre Kolonien fast vollständig verloren haben. Wir müssen ein Kolonialreich zurückgewinnen; die stärkste Stellung in Mitteleuropa kann das nicht ersetzen. Aber automatisch erhalten wir die Kolonien nicht zurück. Wir müssen Opfer für sie bringen in Europa.

Zweitens, wir schließen den Frieden nicht allein, sondern mit unsern Bundesgenossen Österreich-Ungarn, Bulgarien, der Türkei. Auch das zieht erwünschten Möglichkeiten bestimmte Grenzen.

Drittens – und das scheint mir die Hauptsache – wir brauchen einen Frieden, der uns vor solchen Überfällen [//16//] schützt, wie wir sie erlebt

haben, wie das unser Kaiser in seiner Botschaft soeben wieder in den Vordergrund gerückt hat, einen Frieden also, der unsere vaterländische Kraft steigert, unserer Arbeit die Freiheit in der Welt gewährt und Dauer in sich schließt. Wie geschieht das? Nun, das kann nach diesem ungewöhnlichen und unerhörten Kriege kein gewöhnlicher Friede sein. Gewiß, nach einem Frieden, der uns automatisch Ruhe und Sicherheit für alle Zukunft garantiert, nach dem dürfen wir nicht ausschauen; denn das wäre gleichbedeutend mit dem Traum und der Utopie einer Weltherrschaft, die anzustreben uns unsere Feinde lügnerisch vorwerfen. Wohl aber soll der Friede den Feind im Osten definitiv auf seine natürlichen Grenzen zurückdrängen. Im Osten hat er eine Mission in der Weltgeschichte; er muß sich wieder auf sie besinnen. Aber nach Geist, Art und Kultur gehört Rußland nicht nach Westeuropa; hier wirkt es nur zerstörend auf die abendländische Kultur, die ihm fremd ist und fremd bleiben muß. Wir müssen die abendländische Grenze im Osten mit fester Hand ziehen für uns und für die ganze abendländische Kultur. Im Westen aber soll uns der Friede dagegen sicher stellen, daß England allein auf dem Meere herrscht und daß Belgien seine Satrapie bleibt.

Meine Damen und Herren! Das sind große Ziele, und der Friede muß sie uns bringen, so bringen, daß unser Nationalstaat ungefährdet bleibt und daß nirgendwo ein neues Irland geschaffen wird. Ein solcher Friede muß uns werden; aber ungewöhnlich ist ein solcher Friede noch nicht; jeder gute Deutsche muß ihn anstreben. Ungewöhnlich ist es auch nicht, wenn wir dabei darauf ausgehen, daß der Friede die feindliche Staaten- und Völker-Koalition gegen uns sprengt; denn der politische Zustand [//17//] Europas, in welchem uns der Krieg getroffen hat, darf sich nicht wiederholen.

Aber ein ungewöhnlicher Friede soll uns und Europa werden, weil er ein besseres und heiligeres Völkerrecht anbahnen muß als bisher. Tut er es nicht, so wird er wenig taugen, ja wir werden ihn gar nicht erlangen.

Dieser Weltkrieg ist ein so ungeheurer, hat so Furchtbares aufgewühlt und bringt die Zivilisation, ja die Weltgeschichte der Götterdämmerung so nahe, daß nur eine Umkehr helfen kann.

Ich bin kein Utopist und ferne davon, von einem Friedensschluß den ewigen Frieden zu erwarten. Ich glaube auch nicht, daß sich hier zunächst mehr erreichen läßt als ein ganz kleiner Fortschritt in den

politischen Verhältnissen der Staaten, aber doch nicht nur ein Wink, sondern eine Richtung. Auf den einen Schritt, auf den nächsten guten Schritt hier, kommt alles an nach dem tiefen Spruch:

Ich habe stets den nächsten Schritt erwählt,
Ein fernes Ziel hat mich dabei beseelt.

Einst hat es so etwas wie eine christliche europäische Völkerfamilie gegeben. Durch unsere Religion ist sie uns vorgezeichnet, und im Charakter, in der Geschichte und in der Weltstellung gerade unsers Volks sind heilige Pflichten in dieser Richtung begründet. Wir dürfen sie nicht fahren lassen. Ich möchte nicht in einer Welt leben, die den deutschen Idealismus nicht mehr kennt und in welcher Humanität, edles Menschentum und christliche Liebe zum alten Eisen geworfen sind. Daher: selbst in dieser heißesten Zeit, mitten im Kampf um Sein oder Nichtsein, wo nichts als der Siegeswille angespannt sein darf, – soll uns doch aus weiter Ferne das höchste Kriegsziel [//18//] leuchten: Deutschland, sein selbst mächtig in ungehemmter, edler Arbeit; aber neben ihm und mit ihm friedliche Völker! *Regnum dei in terris*; Gottes Reich auf Erden!

III.

Was verlangt die gegenwärtige Stunde – nun, meine Freunde, wenn wir das Ergebnis aus dem Gesagten ziehen, so wissen wir die Hauptsache bereits. Aber noch einiges Wichtige kommt in Betracht. Da die Zeit drängt, so gestatten Sie, daß ich in ein paar kurzen Geboten das zusammenfasse, was die gegenwärtige Stunde verlangt: Zum Ersten ruft sie: Deutsches Volk harre aus, stärke deine Arme, wenn sie müde, und deine Knie, wenn sie matt werden! Denke an die im Granatfeuer! Sie leisten bis aufs Blut Widerstand. Du hast noch lange nicht ihr Vorbild erreicht! Schäme Dich, aus kleinen Nöten große zu machen, schäme Dich, über gestörte Gewohnheiten zu klagen! Die deutsche Geduld muß vielmehr so freudig und erfinderisch bleiben wie der deutsche Kopf! Sei männlich und sei stark!

Zum Zweiten ruft die Stunde: Sei kein Parteimann sondern sei nur ein Deutscher! Bedenke vor jedem politischen Streit, ob er nötig sei, ob

ihm nicht durch Zwiesprache vorgebeugt werden kann! Bildet, wenn's frommt, Seniorenkonvente in Stadt und Land unter den Parteien ohne Ausnahme, damit das Einigende zur Macht komme! Es ist vorhanden! Kolportiert keine nichtigen, gefährlichen oder gar bösen Gerüchte und halben Verleumdungen! Beutet Ungeschicklichkeiten und Versehen nicht aus! Hört nicht auf unbestimmtes Murmeln und Murren! Jagt keiner Sensation nach auf Kosten des Friedens und der Wahrheit!

Zum Dritten ruft die Stunde: Zertritt den schlimmen Kastengeist, wo er sich noch findet, unser bösestes Erbteil! [//19//] Bruderliebe und Ehrerbietung in edler Freiheit sollen herrschen! Kastendünkel, bureaukratische Eifersucht – sie wohnt nicht nur bei Beamten – und hochmütiger Kaltsinn sollen verschwinden! O, daß wir Deutsche doch endlich den Ton träfen, der eine freie und freundliche Sphäre in jeglichem Verkehr schafft!

Zum Vierten endlich ruft die Stunde: Seid eingedenk: unser Hauptfriedensinstrument ist zurzeit immer noch das Heer! Vertraut ihm die Zukunft an! Aber eben deshalb: Blast nicht wilde Schlachtgesänge hinter der Front; aber lähmt das Heer auch nicht durch unnützes Klagen, durch Kleinmut und Friedensgerede. Wenn etwas sicher steht, so steht das sicher, daß sich niemand unter uns ein Urteil darüber anmaßen kann und darf, wie lange wir zu kämpfen haben. Wer von uns überschaut denn die Lage der Dinge? Daher ist Zurückhaltung in bezug auf die Frage des Friedensschlusses und jenes Vertrauen, welches nicht blind ist, aber zuversichtlich, der wahre Patriotismus. Und – aufs neue ist es uns heute von unserem Kaiser mitgeteilt worden – nicht wir setzen das Blutvergießen fort, sondern unsere Feinde und laden damit nur neue Schuld auf sich.

Deutsche Männer und Frauen! Wir sind jetzt in einer harten Zeit des Krieges, unsere Truppen leisten Übermenschliches. Endlich, nach zwei Jahren haben unsere Feinde eine Art von einheitlicher Kriegsfront gebildet. Aber auch dieser furchtbare Druck und Ansturm, den sie noch versuchen, weil wir in der Oberhand sind, war bisher vergeblich und wird zerschellen. Nun denn, wie die dort draußen todesmutig im eroberten Lande stehen, so soll auch die Geschichte einst von uns in der Heimat künden: das ganze Land hat bis zuletzt – geschlossen, – entschlossen, – die Einheit gehalten, die Geduld bewährt, [//20//] den Siegeswillen

durchgesetzt, – das ganze Volk war von einem Geist beseelt und sein Leitspruch lautete:

„Feiger Gedanken, bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen, ängstliches Klagen
Wendet kein Elend, macht dich nicht frei!
Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen
Rufet die Arme der Götter herbei!“

Niemand unter uns steht am Steuer, aber jeder von uns steht am Ruder! Bedenkt es wohl und handelt im kleinen wie im großen danach. Handelt danach auch im dritten Kriegsjahr, so wie das deutsche Volk nun diese zwei Jahre herrlich ausgehalten hat. Denen aber, die am Steuer stehen und denen, die da kämpfen, und denen, die für uns gekämpft haben – dieser Schar von Helden – weihen wir unseren heißen Dank. In diesem unauslöschlichen Dank – er wird uns eine Quelle der Erhebung und Kraft bis zu fernen Zeiten bleiben – scharen wir uns in Ehrfurcht und Treue um den obersten Kriegsherrn, unsern teuren Kaiser.

Deutsche Männer und Frauen! Wir erheben uns und rufen einmütig: Unser ganzes Heer, das Vaterland, der Vater des Vaterlandes, Se. Majestät unser Kaiser, Wilhelm II., er lebe hoch! hoch! hoch!

Druck von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW 48.

19.
Vom Reiche Gottes

Predigt im akademischen Gottesdienst, gehalten am 4. März 1917[54]

Adolf von Harnack

Gnade sei mit uns und Friede von Gott, unsrem Vater, und unserm Herrn Jesus Christus.

Rede Herr, dein Knecht wird hören,
Und dein Wille werd' erfüllt,
Nichts soll unsre Andacht stören,
Wenn der Brunn des Lebens quillt. Amen.

Der Text, der unsrer Betrachtung zu Grunde gelegt ist, findet sich aufgezeichnet im Evangelium des Matthäus und lautet dort im 33. Verse des 13. Kapitels also:

Ein anderes Gleichnis redete Jesus zu ihnen: Das Himmelreich ist einem Sauerteig gleich, den ein Weib nahm und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es gar durchsäuert ward.

Gemeinde Jesu Christi! Als unser Herr in seiner Vaterstadt Nazareth eine Predigt hielt und eine herrliche Verheißung aus dem Propheten Jesajas verlesen hatte, da begann er seine Auslegung mit den Worten: „Heute ist diese Schrift erfüllet vor euren Ohren." Aber wer unsern Text hört, der wird weit entfernt sein von dem Urteil, daß diese Schrift erfüllt sei vor unsern Augen und Ohren, und zumal dieser Weltkrieg mit seinen Leiden, Zerreißungen und Zersetzungen scheint die Erfüllung weit hinausgerückt, ja fast unmöglich gemacht zu haben. Alles unter uns durchdrungen vom Reiche Gottes – wie ferne scheinen wir von diesem Zustande, ja von diesem Ziele zu sein! Aber wie die Väter der Kirche in den

[54] Textquelle | HARNACK 1923, S. 383-391. (Predigt, gehalten in der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche zu Berlin.)

Märtyrertagen nicht gezweifelt haben, daß die Verheißung unseres Herrn in Kraft bleiben werde, und wie unsre Väter in der Reformationszeit und im dreißigjährigen Krieg, voran Luther und Paul Gerhardt, festiglich geglaubt haben, daß Jesu Wort Ja und Amen sei – „Das Reich muß uns doch bleiben," und „Was man nur kann erdenken, es sei klein oder groß, der keines soll mich lenken aus Deinem Arm und Schoß" –, so sollen auch wir mitten in der Wüste die Brunnen Gottes sehen und überzeugt bleiben, daß Sein Reich unter uns begründet ist und sich ausbreitet.

Das Reich Gottes – Ihr wißt, daß unser Herr dieses Wort zum Hauptbegriff und Mittelpunkt seiner Verkündigung gemacht hat. Und wie umfassend, wie tief und wie beseligend hat er es uns vorgestellt! Es ist zukünftig, und es ist doch schon gegenwärtig; es kommt von außen, und es ist inwendig in uns; es ist geistig und soll doch alles umfassen und durchdringen. Auch unsre tägliche Arbeit, unser Beruf gehört in dasselbe hinein; darauf hat uns aufs neue und eindringlich Luther hingewiesen. Darum, wenn wir heute den letzten unsrer akademischen Gottesdienste in diesem Winterhalbjahr feiern, haben wir noch besonderen Grund, dem Reiche Gottes nachzudenken und unsre Arbeit in dieses Licht zu rücken. Das Reich Gottes, das ist die Herrschaft des göttlichen Willens und der göttlichen Gnade unter uns, und es schafft eine Gemeinschaft der Liebe unter uns, so umfassend wie das menschliche Leben und so tief wie die menschliche Not; aber es bedeutet auch alles das, was uns stark und gewiß macht, auf daß wir fest und unbewegt als Kinder Gottes mitten in dieser Welt stehen und zunehmen im Werk des Herrn in der Zeit und bis zur Ewigkeit. Nach Anleitung unseres Textes aber wollen wir aus dem unerschöpflichen Inhalt des Reiches Gottes zweien Fragen nachdenken:

Wie wirkt dieses Reich? und
Wo ist es zu finden?

1.

Unser Text sagt: „Das Reich Gottes ist gleich einem Sauerteig." Das Wort geht in die Tiefe, und ein jeder von uns fühlt sofort, wie treffend es ist. Die Treffsicherheit der Gleichnisse Jesu und ihre unmittelbare uns zum

Herzen und Gewissen gehende Verständlichkeit, sie sind es, die uns immer wieder bewegen, so oft wir sie hören. Das Reich Gottes ein Sauerteig – also kein bloßer Firnis und keine Schminke! Nichts gibt es, was dem Ernsten und Heiligen so entgegensteht und ihm so zuwider ist, als Firnis und Schminke! Und doch wird das Reich Gottes dazu mißbraucht, und wir alle wissen es: es gibt eine christlich geschminkte Welt. Nun sagt man wohl: Ja, bei einem unserer Feinde, da findet man diese böse Verkehrung; sie machen aus dem Christentum und – dem Reiche Gottes einen täuschenden Firnis, den sie auf ihre Worte und Taten legen. Aber was gehen uns hier unsre Feinde an? nicht sie haben wir hier zu richten. Oder man sagt wohl auch: In der katholischen Kirche mit ihren vielen Zeremonien ist die Gefahr brennend, daß das Heilige zum Firnis und zur Schminke wird. Aber haben wir hier unsere katholischen Brüder zu richten? An uns haben wir hier zu denken und uns zu prüfen! Wird bei uns das Heilige stets als ein Sauerteig in Kraft erhalten, oder wird es nicht auch bei uns oft zum bloßen Firnis gemacht? Wer da meint, dem Volke müsse die Religion erhalten bleiben, aber er selbst brauche sie für sich nicht, der macht den christlichen Glauben zum Firnis, und wer da sagt, den Kindern müsse man die Religion bieten, denn für sie sei sie gut, aber die Zeit werde schon von selbst kommen, wo sie sie wieder abstreifen, der entwürdigt das Heilige. Oder wer bei der Religion nur an ihre bindenden und das Schlechte niederhaltenden Wirkungen denkt – gewiß hat sie auch solche – und sie deshalb als Polizeimittel empfiehlt und sie lediglich in diesem Sinne gelten läßt, auch der treibt mit ihr Täuscherei und Heuchelei. Verderblich aber und schrecklich ist solche Heuchelei, weil sie über kurz oder lang alles Vertrauen zum christlichen Glauben zerstören und ihn zur Unwahrhaftigkeit machen muß. Aber es gibt hier schließlich noch eine feinere Gefahr. Alles Hohe und Heilige, wenn es dauernd wirken und erziehen soll, muß sich auch in Ordnung, Sitte und Einrichtungen niederschlagen. Das ist unvermeidlich, und es nicht zu beklagen. Aber wie leicht entflieht hier dann der Geist, und nur die Form bleibt nach, und nur die Form wird noch gepflegt! Auch das ist Firnis und Schminke, und auch das verletzt die Wahrheit. Darum prüfe dich und sieh zu, daß bei der Pflege von heiligen Ordnungen und Sitten der Nerv lebendig bleibt und der innere Sinn für das Heilige nicht erstirbt. Lieber laß eine heilige Übung und Sitte und Form fahren, als daß du sie

als tote fortsetzt. Gottes Geist duldet keine bloßen Zeremonien, und das Bedecken des Schlimmen mit einem Überzug ist eine böse Sache.

Das Heilige kein Firnis; aber nun im Gegensatz dazu: das Heilige auch kein Ätzmittel, welches das Mehl, statt es zu durchdringen, zersetzt und auflöst. Ist aber diese Gefahr, meine Freunde, unter uns überhaupt vorhanden, daß uns das Reich Gottes die Welt zerstört und uns zu weltflüchtigen Menschen macht? Ihr sprecht vielleicht: Bei unsern katholischen Brüdern mit ihrem Mönchtum besteht sie; wir aber kennen sie nicht. Gewiß mögen sie viele unter uns nicht kennen; aber darum besteht sie doch, und viele kennen sie auch. Hast du dir nicht schon selbst gesagt oder ist nicht zu dir und mir schon so mancher gekommen und hat gesprochen: Ich muß heraus aus der Welt, ich muß heraus aus meinem Beruf; das verlangt das Reich Gottes; die Welt ist schlecht, und ich werde schlecht werden, wenn ich in ihr bleibe. Nun gewiß, unser Herr hat das ernste Wort gesprochen: „Ärgert dich dein Auge, so reiß es aus und wirf es von dir," und dies Wort sollen wir nicht vergessen. Aber das ist eine Anweisung für besondere Versuchungen, die man sonst nicht niederzwingen kann. Dagegen lesen wir das Wort im Evangelium, das allen gilt: „Ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nähmest, sondern daß du sie bewahrest vor dem Bösen." Diese Welt ist Gottes Welt; in sie hat Er uns hineingestellt, hat jedem seinen Beruf und sein Werk in ihr zugeteilt, und in diesem sollen wir stehen als freudige Mitarbeiter Gottes. Die Welt, die wir selbst in uns und an uns tragen, werden wir doch nicht dadurch los, daß wir „die Welt" preisgeben und fliehen, und das Größte, nämlich Liebe üben, können wir in der Regel am besten in unsrem Beruf und Stand lernen. Also das Reich Gottes ist kein Ätzmittel, welches die Welt für uns auflösen soll: nichts Natürliches soll abgetan, aber alles soll durchdrungen werden. Es gilt, in und an der Welt zu arbeiten; das ist schwer, aber es hat auch eine besondere Verheißung. Wiederum hat das keiner deutlicher und heller bezeugt als Luther, obschon er die böse Welt kannte und sich oft genug nach dem Ende sehnte.

Nun aber endlich – weil das Reich Gottes ein Sauerteig ist, so darf und soll es auch nicht eine bloße Zugabe zum Leben sein. Das ist die feinste und schwerste Gefahr: Mehl besonders und Sauerteig besonders, Werktag besonders und Sonntag besonders, Weltleben besonders und Gottesdienst besonders – nein, so soll es nicht sein! Aber wie nahe liegt

uns das allen, und wie oft und wie lang suchen wir uns auf diese Weise abzufinden! Gott und der Glaube für Kreuz und Krankheit, aber nicht für das tägliche Leben der Seele und nicht in der Kraft und bei der Freude; Gott in den Nöten des Kriegs, aber nicht im Frieden; Gott in den Feierstunden und auf den Höhepunkten des Lebens, aber nicht bei der Arbeit und in Haus und Beruf; Gott bei großen Dingen und Entscheidungen, aber wo und wie wir's täglich treiben, dort fehlt er! Der Glaube eine Zugabe samt der Liebe und Hoffnung, aber nicht die durchdringende Kraft! Eine lange Zeit kann wohl eine Seele so bestehen; aber bei dieser doppelten Buchführung kann es geschehen, daß sie plötzlich zusammenbricht, und alles ist dahin. Wohl müssen wir uns hüten, von anderen zuviel zu verlangen oder gar darüber zu Gericht zu sitzen, ob einer seinen Glauben nur als Zugabe hat bei besonderen Gelegenheiten und Nöten; aber an uns selber sollen wir das Doppelwesen bekämpfen und wissen, daß das Reich Gottes noch nicht bei uns ist, wenn es uns nicht durchdrungen hat; denn was heißt „ganz durchsäuert sein"? Die Antwort ist einfach: Wie das Mehl erst durch den Sauerteig das wird, wozu es bestimmt ist, nämlich Brot, so sollen wir Menschen durch das Evangelium zu unserer Bestimmung kommen, nämlich ganze Menschen zu werden – Gottesmenschen.

2.

Damit haben wir schon die Frage zu beantworten begonnen: Wo ist das Reich Gottes zu finden? Hier aber erhebt sich zunächst noch eine Vorfrage. Was versteht unser Herr unter den drei Scheffeln Mehl? Meint er die ganze Welt? Schwerlich. Er selbst hat immer nur gesprochen von denen, die ihm sein Vater gegeben, und von dem Werk, mit dem Er ihn betraut hat. Welche Grenzen dieses Werk in der Welt hat – Er mag das selbst so wenig gewußt haben, wie den Tag und die Stunde des Gerichts. Aber gerufen hat Er sie alle, und barmherzig ist Er gewesen gegen jedermann, der zu Ihm kam. Daran sollen wir uns ein Beispiel nehmen und die grüblerische Frage lassen, was die drei Scheffel Mehl seien, aber unsre Kraft der Liebe und unsre Geduld durch nichts hemmen lassen, als gelte es, die ganze Welt zu gewinnen.

Wo ist das Reich Gottes? Wir müssen sein Dasein doch irgendwie feststellen können; es kann doch nicht wie ein unbestimmter und unfaß-

barer Glockenton nur über uns sein. Nun, das Reich Gottes ist zunächst und vor allem in dem festen, gottinnigen Menschen, in allen denen, deren Herzen Er entzündet hat. Es war zuerst in den zwölf Aposteln, die Er gerufen, und in dem weiteren Kreise Seiner Jünger, und es breitete sich von hier unter den Menschen aus. Kann man sie erkennen, kann man das Reich Gottes in ihnen spüren? Das kann man – an ihrer ruhigen Zuversicht im Leben, an ihrer ernsten Freude und an ihrer Geduld, fast möchte ich sagen, an der Geschlossenheit ihres Wesens und an dem Glanz ihres Antlitzes. Wohl können wir uns irren; aber deshalb bleibt es doch bestehen: Wo der Docht unseres höheren Lebens entzündet worden ist, wo unser kleines Flämmchen zur Flamme aufloderte, wo wir über uns selbst emporgehoben worden sind aus Eigensucht und Weltsucht zu Buße und Zuversicht, da waren es feste Gottesmenschen, denen wir das verdanken, und das Reich Gottes hat uns in ihnen berührt und zu sich gezogen. Nächst dem, was dieser und jener unmittelbar durch das Wort Gottes erlebt hat, ist es die unsichtbare Gemeinschaft der festen und freudigen Kinder Gottes, der Reichsgenossen Gottes, die uns durch eines ihrer Glieder erfaßt und zu Gott geführt hat. Das werden die meisten unter uns freudig bezeugen.

Und das zweite – das Reich Gottes ist überall da, wo Liebe geübt wird, selbstlos dienende Liebe. Es gibt in dieser armen und zerspaltenen Menschheit einen unsichtbar-sichtbaren Liebesbund, und das Reich Gottes ist ebenso in diesem wie in der Kraft und Geschlossenheit gott-freudiger Menschen. Wie alles organische Leben im Einatmen und Ausatmen besteht, so besteht auch das Leben des Reiches Gottes im Einatmen zu innerer Kraft, Zuversicht und Freudigkeit, und im Ausatmen zum Dienst am Nächsten in der Liebe. Diese Liebe ist nicht immer dort am größten, wo sie Großes tut, vielmehr ist sie dort am größten, wo sie lebendig und lückenlos das Leben bis ins Kleinste durchdringt, wo sie so zart ist, daß sie im Leben des Tages weder durch Schweigen verwundet noch durch Reden verletzt, und wo sie wie eine warme Sonne nicht anders kann als erwärmen. Durch solche Liebe, die nicht erst kritisiert und dann liebt, sondern erst liebt und dann fördert, entsteht der unsichtbare und starke Liebesbund, von dem ich gesprochen – so umfassend wie das menschliche Leben und so tief wie die menschliche Not. Einer, unser Herr, hat uns ein solches Leben vorgelebt, und in diesem Sinne war und

ist Er selbst für uns das Reich Gottes, wie Luther für uns die Reformation ist. Und so ist Er auch der ewig Lebendige für uns; denn aus Seiner Liebe schöpfen wir noch heute Liebe um Liebe.

Und endlich das Dritte – das Reich Gottes erscheint auch und ist sichtbar in den guten und heilsamen Ordnungen und Einrichtungen, in denen wir stehen, an denen wir bauen und die wir erstreben. Heißt das nun, das Reich Gottes verlangt und schafft einen christlichen Staat, ein christliches Recht, eine christliche Wissenschaft und christliche Kunst usw.? Nein, so einfach ist das nicht, vielmehr hat uns Luther gelehrt und wir haben das immer mehr einsehen gelernt – alle diese großen Gebiete haben ihre eigene Natur, ihre eigenen Grundlagen und ihr eigenes Recht. Es sind große Schöpfungsordnungen Gottes, und sie sind selbständig. Daher, wer hier einfach mit der Religion zufahren will und sie christlich machen, der verletzt sie und wird doch nichts anderes erreichen, als daß er das Reich Gottes zum Firnis oder zu einem Ätzmittel macht, statt daß es auch hier ein Sauerteig sei. Jene Gebiete stehen auf ihrem eigenen Recht und haben ihr eigenes Wachstum; sie müssen daher in ihrer Weise geschützt und gepflegt und vor Ungeduld bewahrt bleiben. Es gibt so wenig einen christlichen Staat und ein christliches Recht, wie es einen christlichen Krieg gibt, und es gibt so wenig eine christliche Nationalökonomie oder überhaupt eine christliche Geisteswissenschaft, wie es eine christliche Botanik gibt. Was diese Gebiete zu christlichen macht, soweit sie es überhaupt werden können und sollen, das ist lediglich darin gegeben, daß Christen sie bearbeiten und treiben. Indem sie sie treiben, bringen sie freilich Fragen und Gesichtspunkte hinzu, die sonst fehlen würden. Vor allem aber, meine Freunde und Freundinnen, die ihr in den Wissenschaften arbeitet, ich hoffe, daß ihr den Sinn für das Wirkliche hinzubringt; denn ein Christenmensch, der den lebendigen Gott gefunden hat, sucht überall das Wirkliche und hat einen aufgeschlossenen und unbeirrten Sinn für dieses. Das Wirkliche aber ist der Saum des Gewandes Gottes, ja es ist noch mehr, denn mitsamt der Welt leben und weben und sind wir in Gott. Er selbst lebt in diesem Wirklichen. Er lebt nicht in unseren Gedanken über dasselbe oder doch nur, wenn sie richtig sind: wohl aber lebt Er selbst in der wirklichen Welt und ihrer Geschichte, und Ihm denken wir nach, wenn wir uns von reiner Erkenntnis weisen lassen. Was sich dann aus unsrer Arbeit ergibt, das

ist noch immer keine christliche Wissenschaft, keine christliche Staatsordnung und kein christliches Recht und soll es auch nicht sein; wohl aber werden hier Wissenschaft, Staat und Recht so auferbaut, wie sie dem Wirklichen, wie es ist und werden soll, und damit dem Heile der Menschheit entsprechen. Also, meine Freunde und Freundinnen, treibt eure Arbeit an der Wissenschaft, wie sie es verlangt, aber als Mitarbeiter Gottes, damit sein Reich wachse und komme.

So haben wir die Frage beantwortet: Wo ist das Reich Gottes zu finden? Es ist in den starken, zuversichtlichen Menschen zu finden, die einen Gott haben; es ist in dem Liebesbunde zu finden, der die Menschheit verbrüdern soll, und es ist da in jeder Einrichtung, in jeglichem Werke, in jeder Arbeit, die von gottesfürchtigen Menschen getrieben werden. In diesem Geiste und in dieser Zuversicht wollen wir bleiben, was auch um uns herum noch geschehen und was uns treffen mag. Wir werden uns doch weder vom Geschick, noch gar von unsern Feinden unsre Ideale korrigieren und unsre Kräfte ablenken lassen! Das wäre ein schlechter Diener, der sich durch Erfahrungen von außen in der Beobachtung der Hausordnung seines Herrn stören ließe! Das aber, was ich ausgeführt habe, ist die Hausordnung unseres Gottes, und auf ihr wollen wir beharren. Und ein jeder von uns treibe sein Werk, ob groß oder klein, ob hier oder im Felde, so, wie wenn das Geschick des ganzen Vaterlands, ja der ganzen Menschheit an ihm hinge, so gewissenhaft, so treu, so ernsthaft. Tun wir das, dann braucht uns alles andere nicht zu kümmern, ja wir dürfen dann das Buch der Geschichte, auch der gegenwärtigen, so zuversichtlich und freudig aufblättern wie ein Kind sein Bilderbuch. Wir sitzen nicht im Regimente, das ist Gottes Sache; wir sind nicht verantwortlich, denn Sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Wir haben nur eine Aufgabe, treu zu sein, und solche Treue wollen wir aufs neue geloben.
Amen.

20.
Wilsons Botschaft und die deutsche Freiheit

Einleitungsworte [zum Vortragsband „Die deutsche Freiheit“, Mai 1917][55]

Von Wirkl. Geh. Rat Universitätsprofessor
D. Dr. Adolf von Harnack

Von der *deutschen Freiheit* soll in diesen Vorträgen gehandelt werden. Dies Thema aufzunehmen und ausführlich zu behandeln, dazu hat uns die Botschaft veranlaßt, welche der Präsident Wilson am 2. April [1917] an den Kongreß gerichtet hat. Ich werde mich in dieser einleitenden Vorlesung ausschließlich mit dieser Botschaft beschäftigen, und das nötigt mich – ich muß sagen: es ist mir leid –, Ihnen eine Reihe von Sätzen aus ihr in die Erinnerung zu rufen. Wilson – ich referiere so gut wie wörtlich nach der in unseren Zeitungen veröffentlichten deutschen Übersetzung – hat in bezug auf Deutschland folgende Ausführungen gemacht:

„Wir Amerikaner müssen unser Recht verteidigen und die Menschenrechte vertreten; denn Deutschland hat durch den Unterseebootkrieg die heiligsten Rechte unserer Nation verletzt, aber auch die aller anderen Nationen.“ „Zu dieser Haltung ist das an sich sympathische und unserer Freundschaft würdige deutsche Volk gekommen, weil es nicht zu den freien, sich selbst regierenden Völkern gehört. Es wird vielmehr von einer autokratischen Regierung beherrscht. Diese stützt sich auf eine völlig von ihr abhängige organisierte Macht, auf die der Wille des Volkes keinen Einfluß hat. Schon der Ausbruch des Krieges zeigte das. Die autokratische Regierung hat ihn ohne Kenntnis und Billigung des Volkes beschlossen. Er ist beschlossen worden wie in alten unglücklichen Zeiten: im Interesse von Dynastien und kleinen Gruppen Ehrgei-

[55] Textquelle | HARNACK 1917a = Adolf von Harnack: Einleitungsworte [Titel des Textes im Inhaltsverzeichnis: „Wilsons Botschaft und die deutsche Freiheit“]. In: Bund deutscher Gelehrter und Künstler (Hg.): Die deutsche Freiheit. Fünf Vorträge. Gotha: F. A. Perthes 1917, S. 1-13.

ziger, die die Bürger als Schachfiguren und Werkzeuge zu benutzen pflegen.“ „Der Fortgang des Krieges hat die wahre Natur der preußischen Autokratie, das heißt: der kaiserlichen Regierung, immer mehr enthüllt. Sie ist eine unverantwortliche Regierung, die alle Rücksichten auf Menschlichkeit und Recht beiseite geworfen hat und Amok läuft.“ „Also muß Amerika den Fehdehandschuh aufheben, um die Anmaßung und Macht dieser Regierung zu vernichten. Besteht sie fort, so kann es keine wirkliche Sicherheit für die demokratischen Regierungen der Welt geben. Es geht um die Freiheit der Völker der Welt. Es geht um den endlichen Frieden der Welt! Es geht um die Befreiung auch des deutschen Volkes! Das Ziel unseres freudigen Kampfes kann nur sein: die Welt für die Demokratie sicher zu machen und den Frieden auf den erprobten Grundlagen der Freiheit zu bauen.“ „Aber nur, wenn die Mitglieder demokratische Nationen sind, kann eine feste Vereinigung für den Frieden aufrechterhalten werden. Es muß ein Bund der Ehre sein! Nur freie Völker können mit ihren Absichten und ihrer Ehre an dem gemeinsamen Friedensziel festhalten. Nur sie stellen die Interessen der Menschheit den eng begrenzten eigenen Interessen voran. Nur demokratische Nationen wie wir haben diesen Edelsinn. Bei uns kennt man daher auch keine politischen Heimlichkeiten kein Spionagesystem und sonstige politische Korruption. Alle Politik ist bei uns öffentlich, und mit stolzer Genauigkeit beachten wir die Grundsätze von Recht und ehrlichem Spiel. Auch suchen wir gar keine Entschädigungen für uns selbst und keinen materiellen Ersatz für die Opfer, die wir bringen.“ „Dabei sind und bleiben wir die aufrichtigen Freunde des deutschen Volkes und wünschen die Wiederherstellung inniger Beziehungen, so schwer es auch gegenwärtig dem deutschen Volk werden mag, zu glauben, daß dies von Herzen gesprochen ist.“

Ich brauche nicht gerne starke Worte; aber es bleibt mir nichts übrig, hier muß ich der Wahrheit gemäß sagen: dies ist die unverschämteste, anmaßendste und heuchlerischste Kundgebung, die seit den Tagen Napoleons I. das Oberhaupt einer Großmacht an ein anderes Volk gerichtet hat, und Napoleon tat es als Imperator und gegenüber besiegten Staaten! Man kann auch nicht entschuldigend sagen, die amerikanische Regierung sei durch die imperialistischen Erfolge der letzten Jahre und durch ihre großen Kriegsverdienste in die politischen Flegeljahre gekommen;

denn das uns Gebotene ist weit schlimmer als Flegeleien. Ein Amerikaner schrieb mir erklärend: „Es handelt sich um ein groteskes Mißverständnis deutscher Art.“ Aber auch solch eine Abschwächung ist ganz unmöglich. Es handelt sich um die wohlbewußte Botschaft eines Präsidenten, der sich zum Oberhaupt des demokratischen Pazifismus aufwirft und – nachdem er vorher zögernde und undurchsichtige Bemühungen um den Weltfrieden gezeigt hat – nunmehr im Namen des Pazifismus die Vernichtung unseres deutschen Staates verlangt. Wilson sucht Volk und Staat in Deutschland zu spalten, belegt das gegenwärtige Deutschland mit dem Interdikt, streicht es aus der Zahl der Völker von Ehre, beschimpft es als ein geknechtetes Volk und schmäht seine Regierung als Autokratie und als irrsinnigen Amokläufer. Dies ist die Unverschämtheit. Die Anmaßung aber liegt darin, in kindischer Prahlerei allen Edelsinn und alle Freiheit für sich und sein Programm in Anspruch zu nehmen und uns befreien zu wollen, d.h. uns das nötige Maß von Freiheit zuzumessen und zugleich zu bestimmen, wie diese Freiheit beschaffen sein muß! Die Heuchelei endlich besteht darin – eine der Heucheleien; es sind viele darin! –, daß diese Botschaft mit billigen Friedensphrasen geschminkt ist. Sie wagt um dieser Phrasen willen eine offene Kriegserklärung nicht, sondern proklamiert täuschend nur einen „Kriegszustand“ – am heutigen Tage noch besteht „nur“ dieser –, um die pazifistischen Seelen in Amerika und die Deutsch-Amerikaner nicht zu kränken und wenigstens den entblätterten Ölzweig des Friedens noch festzuhalten.

Warum ist Amerika überhaupt gegen uns in den Krieg eingetreten? Man kann eine Reihe von Gründen nennen, aber es wird schwer halten, sie schon jetzt zu beweisen. Weil es in Wahrheit – sagt man – von Anfang an gegen uns feindlich war und nur auf den Eintritt in den Krieg gelauert hat. Weil es – sagt man ferner – aus seinem eigenen schlechten Wehrzustand herauswollte. Weil es – auch das wird behauptet – um seiner Politik im Stillen Ozean willen den Eintritt in den Krieg für zweckmäßig hielt. Weil sich, sagen andere, seine Regierung, bewußt oder unbewußt, von England nie lösen wollte, vielmehr heimlich schon in den letzten Jahrzehnten ein Vasall jenes Reichs gewesen ist. Möglich, daß das alles mitgespielt hat. Aber zwei zusammenwirkende Gründe sind jetzt schon deutlich: Amerika ist in den Weltkrieg gegen uns eingetreten, erstlich,

weil es unsere wachsende politische Kraft als Störung des politischen „Gleichgewichts“ empfand und fürchtete; damit fällt fast zusammen, daß ihm unsere Kriegs-, See- und industrielle Macht, mit einem Wort: unsere Tüchtigkeit immer unbequemer und widerwärtiger wurde, zumal da hinter derselben keine republikanische Demokratie, sondern eine geschichtlich erwachsene Monarchie steht. Zweitens ist es in den Krieg eingetreten, weil seine Morgans und Konsorten im Kriege verdienen, viel verdienen wollten. Unter den Einfluß der Plutokraten sind der Präsident und das Land noch mehr geraten, als bisher und sehen sich nun genötigt, jenen in allem zu willfahren, um ihnen das Geld zu retten. Mit den uns zugeschleuderten Worten: „Kleine Gruppen von Ehrgeizigen, die die Bürger als Schachfiguren und Werkzeuge benutzen“, hat Wilson seines eigenen Landes gespottet; nur sind es nicht Ehrgeizige, sondern skrupellose Geldmänner, die ihn, den Präsidenten, in Händen haben und seine Regierung beherrschen.

Hätte Amerika unseren Sturz und die Sicherung seines Geldes als „Neutraler“ erlangen können – und mehr als zwei Jahre war es des Sieges der Entente gewiß, daher trat es nicht in den Krieg ein –, so hätte es sich schwerlich auf einen Krieg eingelassen; ja, es wäre gern bereit gewesen, unter der Maske der Unparteilichkeit und einer gewissen Freundschaft sogar für uns als Friedensvermittler zu funktionieren. Erst als der Sieg der Entente zweifelhaft wurde, trat der Präsident offensichtlich zu unseren Feinden über. Die Form aber, unter der das geschehen ist, ist sichtlich auf die amerikanischen Pazifisten und die Deutsch-Amerikaner berechnet. Um ihretwillen wird in der Botschaft zwischen dem deutschen Volk und seiner Regierung unterschieden und ein Keil zwischen Volk und Regierung getrieben. Daß Wilson, der nach amerikanischen Zeugnissen persönlich uns haßt, in Deutschland mit diesem Manöver, sei es auch nur auf den äußersten Flügel unserer Pazifisten, Eindruck machen werde, hat er wohl selbst nicht geglaubt. Aber er glaubte uns aufs schwerste beleidigen zu dürfen, um seine Wähler zu besänftigen. Die Majorität derselben hätte ihn niemals gewählt, wenn sie gewußt hätten, er werde uns den Krieg erklären. Und auch das Eintreten für England hätte ihm bei diesen keine Verzeihung erwirkt und überhaupt nicht bei den Demokraten der Mitte und des Westens von Amerika. Diesem Eintreten für England jauchzten nur die republikanischen Geldmänner

zu und jene Neuenglandmänner des Ostens, die im Grunde ihres Herzens stets mehr Engländer als Amerikaner waren und sind, auch wenn sie Washingtons Namen auf den Lippen tragen. Welche Mittel der Verschlagenheit und List übrigens Wilson hat anwenden müssen, um den Kongreß allmählich auf seine Seite zu bringen, das hat jüngst Professor Eduard Meyer in einem Buche trefflich nachgewiesen. Die persönliche Entschuldigung hat Wilson freilich dabei, daß er von einem gewissen Moment an – auch wenn die Plutokraten nicht geschoben hätten – nicht mehr zurückkonnte, ohne seiner Eitelkeit und seinem Selbstbewußtsein hier eine schwere Wunde zu schlagen. Hatte er sich doch einerseits als strebender Friedensvermittler, andererseits durch anmaßende Forderungen an uns so unvorsichtig engagiert, daß er sich durch den Gang der Dinge nunmehr persönlich gekränkt sah und als Ausweg nur die Kriegserklärung wählen konnte. Aber ist solch eine „Entschuldigung" eine Entschuldigung?

Was hat nun aber der demokratische Pazifismus Amerikas, den Wilson als die Heilandskraft der Welt anpreist, in Wahrheit seit Beginn des Krieges getan?

Erstens: er hat das größte Verbrechen der Weltgeschichte begangen, wie man mit Recht gesagt hat; denn er hat sowohl den Feldzug der Lüge als auch den Hungerkrieg Englands gegen uns erst möglich gemacht. Denn als England am Anfang des Krieges seine telegraphische Weltlügenmission begann, schnitt uns Amerika den Draht ab, und als England das Völker- und Seerecht aufhob und ganz Deutschland für die Neutralen blockierte, protestierte Amerika nicht – ein entscheidendes Wort hätte genügt –, sondern der demokratische Pazifismus ließ dem Verbrechen seinen Lauf, Frauen, Kinder und Greise mit dem Hunger zu bekämpfen.

Zweitens: sobald unseren Feinden die Munition und alles das, was zum Kriege gehört, knapp wurde, ja schon vorher, lieferte der demokratische Pazifismus alles im Überfluß. Wahrscheinlich haben mehr amerikanische als englische, französische oder russische Kugeln unsere Helden durchbohrt. Gleichzeitig ordnete Wilson einen Bettag für den Frieden an.

Drittens: als wir so weit waren, auf See England in bezug auf den Hunger Gleiches mit Gleichem vergelten zu müssen und vergelten zu

können und deshalb der Friede nahe war, da fiel uns der demokratische Pazifismus in den Arm und stellte sich auf Englands Seite; denn „fair play“ heißt nach der Meinung der Plutokraten Amerikas und leider auch, wie Herr Wilson gezeigt hat, nach seiner Meinung, daß England die Fackel in die Hand bekommt und wir das Strohdach haben sollen. So sehen die Taten des demokratischen Pazifismus in diesem Kriege aus, wenn man ihm die Maske abreißt, und dies ist der wahre Text zu der Melodie von Humanität, Selbstlosigkeit, Freiheit und Frieden – wenigstens der Text, den wir allein spüren.

Der demokratische Pazifismus – ich bin natürlich weit davon entfernt, das, was von Wilson aus ihm gemacht worden ist, für sein Wesen und seine Natur zu nehmen. Es gibt so gewiß einen edlen, wahrhaften demokratischen Pazifismus, wie es einen monarchischen gibt. Das suum cuique und das ernste Bestreben, Frieden zu erhalten, nicht nur im Lande, sondern auch auf Erden, hängt an keiner staatlichen Verfassungsform. Ebenso gewiß weiß ich, daß es in Amerika noch heute zahlreiche edle Friedensfreunde, unparteiische Menschen und auch Freunde Deutschlands gibt, und meine Gesinnungen gegen sie, die in weiten Gebieten der Vereinigten Staaten wahrscheinlich die Mehrzahl bilden, haben sich seit den großen Augusttagen 1914, in denen ich zu ihnen sprechen durfte, nicht verändert. Aber mit Schmerz sehe ich, welche Fortschritte andererseits, unter der Herrschaft einer allmächtigen Plutokratie, jener Imperialismus in Amerika gemacht hat, der sich ohne das Steuer geschichtlicher Erfahrung und ohne das Schwergewicht monarchischer Überlieferung und Verantwortung in Aufgeblasenheit und mit Phrasen des Friedens zum erobernden Völkermessias aufwirft.

Vom echten demokratischen Republikaner zum heuchlerisch verbrämten Imperialisten! – diesen Gang der Entwicklung hat Wilson durchgemacht und leider so mancher Amerikaner mit ihm, hat dadurch sein einstiges besseres Wissen preisgegeben, ja seine früheren Ideale verleugnet. Ich habe in den letzten Wochen Wilsons zahlreiche Werke und Reden studiert und bin mit befremdetem Staunen erfüllt worden in bezug auf seine Entwicklung. Zwar er selbst erklärt in seiner Botschaft vom 2. April: „Mein Geist ist durch die unglückseligen Ereignisse der letzten zwei Monate nicht aus seiner gewohnten und normalen Richtung abgelenkt worden“; aber dann muß diese Ablenkung schon früher geschehen

sein. Nur in *einem* ist dieser Geist immer unverändert und „normal“ geblieben: in der Unkenntnis Deutschlands, seines Wesens und seiner Geschichte. Was er von Deutschland in seinen zahlreichen Büchern sagt, und es ist nicht wenig, ist entweder aus zweiter Hand zusammengerafft – in diesem Falle finden sich auch treffende Urteile – oder ganz oberflächlich. Ob er von der Geschichte des übrigen Europas mehr weiß, das entzieht sich meinem Urteil; ich fürchte aber, es ist auch nicht erheblich. Wilson schreibt über sehr vieles: über Politisches, Literarisches, Geschichtliches, als ästhetischer Moralist, geistreich, aber ohne wirkliche Tiefe, pragmatisch, nicht wirklich philosophisch.

Nun die Entwicklung, das heißt die Widersprüche zwischen einst und jetzt, in einigen Beispielen:

Einst bekämpfte er in seinen Vorträgen und Büchern die Plutokratie und die Trusts. „Erst der Mann, dann der Besitz“, heißt es in einer seiner Schriften. Man hoffte von ihm, er werde dem größten Schaden Amerikas zu Leibe gehen, und wirklich machte er Anstalten dazu. Aber jetzt hat er sich selbst der Geldherrschaft ausgeliefert.

Einst zog er den alten Traditionen seiner demokratischen Partei gemäß einen gewissen Strich zwischen Amerika und England. Er schrieb: „Manche der unter uns geborenen großen Männer sind nur große Engländer.“ Wie er jetzt zu England steht, wissen Sie.

Einst folgte er der Neutralitätsproklamation Washingtons vom April 1793, der jedem Bürger den Schutz der Vereinigten Staaten absprach, der kriegführenden Staaten solche Gegenstände zuführen würde, welche nach den Gebräuchen des modernen Krieges Konterbande seien. Demgemäß erklärte Wilson noch im Jahre 1913: „Ich betrachte es als meine Pflicht, die mir durch das Gesetz gegebene Vollmacht so auszuüben, daß keine der beiden jetzt kämpfenden Parteien – in Mexiko! – irgendwelche Unterstützung von dieser Seite der Grenze erhalte. Ich will der besten Praxis der Völker in der Neutralitätsfrage folgen, indem ich die Ausfuhr von Waffen und jedes Kriegsmaterials von den Vereinigten Staaten nach irgendeiner Seite von Mexiko verbiete“ – Mexiko! Was er aber jetzt getan hat, das wissen Sie. Und wenn er sich etwa heute mit dem formellen Rechte, Kriegslieferungen zulassen zu können, verteidigen sollte, so hat er vor einigen Jahren in einem Aufsatz über den englischen Politiker Burke geschrieben, oder vielmehr die Worte von Burke sich angeeignet:

„Euer gesetzliches Recht – sagt Burke den Engländern, seiner eigenen Nation – ist hier gleichgültig. Es ist nicht zweckmäßig, einen großen Staat so zu behandeln, wie ihr es nach dem formellen Gesetz wollt; denn ein zahlreiches und hochgesinntes Volk wird sich nicht beugen." Das hat Wilson vor einigen Jahren beifällig zitiert.

Einst schrieb er: „Es gibt eine Kunst, zu lügen, und es gibt auch eine Kunst, eine unendlich schwierigere Kunst, die Wahrheit zu sagen." Jetzt hat er sich diese Kunst, die Wahrheit zu sagen, so leicht gemacht, daß man wirklich nicht mehr entscheiden kann, an welchem Punkte die Heuchelei anfängt.

Einst schrieb er: „Der Krieg von 1870 wurde im Interesse des deutschen Patriotismus gegen französische Unverschämtheit geführt." Jetzt aber sagt er von ebendiesem Staate, daß seine Regierung in diesem Kriege – dem jetzigen – Amok laufe. Einst schrieb er: „Preußen ist erfolgreich bestrebt gewesen, eine größere Vollkommenheit in seiner Verwaltungsorganisation zu erreichen als irgendein Staat Europas. Seine Städteordnung beruht auf wissenschaftlicher Grundlage" Jetzt seufzt nach ihm Deutschland unter dem Banne einer dynastischen Autokratie, die nur ihren eigenen Interessen nachläuft.

Aber vor allem: Einst lobte er Burke, eignete sich seine Worte an and schrieb: „Die revolutionäre Philosophie der Franzosen ist in der Tat radikal, schlecht und korrumpierend Kein Staat kann je nach diesen Grundsätzen geleitet werden; denn sie haben zur Voraussetzung, daß die Regierung eine Angelegenheit von Kontrakten und durchdachten Vereinbarungen sei, während sie in Wirklichkeit eine Institution der Sitten und Gebräuche ist, die durch unzählige Fäden miteinander verbunden sind. Als das Ziel der Regierung wird von der französischen politischen Philosophie die Freiheit bezeichnet, während das wirkliche Ziel jeder Regierung die Gerechtigkeit sein muß." Und weiter: „Von einer Regel darf man unter keinen Umständen abweichen; das ist die der historischen Kontinuität. Ein jedes Volk, eine jede Nation muß sich streng an die Richtlinien seiner eigenen Erfahrung halten. Nationen können sich ebensowenig wie Individuen Erfahrungen anderer leihen. Die Geschichte anderer Völker kann uns belehren, aber sie kann uns keine Bedingungen, keine neuen Bedingungen für unsere Betätigung schaffen. Ein jedes Volk muß in steter Fühlung mit seiner Vergangenheit bleiben;

es kann seiner Bestimmung nicht sprungweise und in scharfen Kurven entgegengehen.“ Dies hat Wilson einmal geschrieben, und das hat er gewußt – oder er hat es wenigstens bei einem anderen gelesen und gebilligt. Er wußte, daß die Gerechtigkeit der Freiheit vorangehen muß. Er wußte, daß ein Volk und seine Geschichte nicht zu trennen sind. Er wußte, daß man in der Geschichte und Politik kein fremdes Reis auf einen beliebigen Wurzelstock aufpfropfen kann. Er wußte, daß die großen Menschheitsideale von jedem Volk in eigentümlicher Aus-Prägung besessen werden. Und jetzt scheut er sich nicht, eine demokratisch-pazifistische Allerweltsuniform zu empfehlen, schmäht unseren Staat und hat die Dreistigkeit, uns aus unserer Knechtschaft erlösen und uns die Freiheit bringen zu wollen!

Die Freiheit im Innern und Äußern, die Selbständigkeit jedes Mannes nach seiner Leistung, den Frieden nicht nur im Lande, sondern auch auf Erden: wir kennen keine größeren gemeinsamen Güter! Aber – wider den Wilson von heute mit dem Wilson, wie er einmal war oder gewesen zu sein scheint: *wir wollen die Freiheit aus unserer Vergangenheit und mit unserer Vergangenheit; denn nur so können wir sie behaupten und fördern! Dazu gehört die untrennbare Einheit mit unserem sozialen Kaiser- und Königtum, von dem uns keine Macht der Erde scheiden kann*.

Was nun aber die Freiheit ist – und im gewissen Sinne sind alle politischen Ideale in ihr eingeschlossen oder können wenigstens in ihr zusammengefaßt werden – und was die deutsche Freiheit ist – denn wir räumen gern ein, daß die Freiheit verschiedene Stufen und verschiedene Ausprägungen hat –, das sollen eben diese Vorträge Ihnen sagen. Sie sollen Ihnen darlegen, wie wir Deutsche die Freiheit auffassen und was sie uns bedeutet.

21.
Das Gebot der Stunde

Eine Denkschrift, im Juni 1917
dem Reichskanzler eingereicht[56]

Adolf von Harnack

Das gütige Vertrauen, welches Ew. Exzellenz mir geschenkt haben, und die ernste Lage unsres Vaterlands ermutigen mich, nachstehendes gehorsamst Ew. Exzellenz zu unterbreiten:

Ich habe bis vor wenigen Wochen der Politik innerlich zugestimmt, die mit dem Ziele, wie es Ew. Exzellenz vorschwebt, die Taktik verbindet, schweren Rissen im Innern durch *Zusammenhalten* der Parteien und durch Verschieben wichtiger Entscheidungen vorzubeugen. Aber die Zeichen der Zeit und die Stimmung in weitesten Kreisen des Volks – ungesucht ist sie mir von zahlreichen und maßgebenden Seiten entgegengetreten – haben mir die Überzeugung aufgedrängt, *daß die Zeit des Lavirens beendigt werden muß*, soll unser Vaterland nicht der schwersten Krisis entgegengehen. Aus dem bedrängten Gewissen und der tiefsten Sorge heraus schreibe ich diese Zeilen, und diese Sorge möge die Rückhaltlosigkeit meiner Darlegungen entschuldigen:

Wir sind überall auf den toten Punkt gekommen und müssen, koste es, was es wolle, über ihn hinauskommen. Auf dem toten Punkt stehen wir seit langem an den Hauptfronten, auf dem toten Punkt in bezug auf unsre Friedensangebote, auf dem toten Punkt vor allem auch im Innern. Eine dumpfe, unfreudige Stimmung greift um sich, nicht nur in dieser oder jener Schicht der Bevölkerung, sondern überall *und auch bei den Besten*. Das beobachte ich täglich. Geht es so fort, so droht das Kapital zur Neige zu gehen – das moralische –, mit dem allein man Krieg zu führen und einen erträglichen Frieden zu schließen vermag. Und wo diese

[56] Textquelle | HARNACK 1923, S. 298-302 (Erstveröffentlichung der von Harnack aus eigenem Antrieb verfassten Denkschrift).

dumpfe Stimmung noch nicht die Oberhand gewonnen hat, da wiegt man sich in geradezu schrecklichen Illusionen über die Kriegs- und die allgemeine Lage, als stünden wir noch im August 1914 und eine besiegte Welt läge demnächst zu unsern Füßen. Das Erwachen aus dieser Stimmung kann noch gefährlicher werden als die resignierte oder der Verzweiflung nahe Dumpfheit.

Wie ist zu helfen? Wie kommen wir über den toten Punkt, und welchen toten Punkt können wir *direkt* in Angriff nehmen? *Nur den im Innern*; aber dieser muß auch mit allen Kräften beseitigt werden. Das, was bisher hier geschehen ist, hat sich als ganz ungenügend erwiesen. Es fehlte immer, so zu sagen, der *I-punkt* auf dem I, der den Buchstaben erst zum Buchstaben macht, und es fehlte *die Tat*. Die Versprechungen, die gegeben, und die Hoffnungen, die erregt wurden, waren an sich schon unvollkommen – es fehlte ihnen die rückhaltlose Vollständigkeit –, aber sie litten auch noch darunter, daß nichts greifbares, woran man sich halten konnte, geschah. So erlosch die aufflackernde Flamme des Dankes und des Vertrauens sehr rasch und die Begeisterung wich der herben Enttäuschung. Noch ist die letzte Stunde: es muß jetzt mit dem Gedanken des sozialen Kaiser- und Königtums voller und praktischer Ernst gemacht werden. In ihm steckt das Maß von Demokratie, welches wir bedürfen, und in ihm steckt zugleich die Abwehr einer solchen Demokratie, die der Eigenart und dem Geist unsres Staats und Volks nicht entspricht. Die Wahlrechtsfrage muß im Sinne des allgemeinen, *gleichen* und direkten Wahlrechts von Seiten der Regierung schon jetzt gelöst werden, so daß *ihr* auf diesem Boden nichts mehr zu tun übrig bleibt. Mögen dann die Parteien zusehen – der Ausgang ist mir nicht zweifelhaft! Aber die Wahlrechtsfrage ist keineswegs die einzige. In *jedem Ministerium* müssen Vorlagen gemacht werden, welche dem Vertrauen zu dem Volke entsprechen, wie es durch seine Haltung im Kriege gerechtfertigt ist. Geschieht das, so muß und wird es wie beim Wahlrecht gehen – es gibt Kämpfe; aber die Ausgänge sind sicher und das Vertrauen des Volks und der Mut, sich in jede Lage zu schicken, wird freudig zurückkehren! Ich habe ein starkes Gefühl dafür, daß hier zum Teil Wagnisse nötig sind, ja auch Sprünge ins dunkle, und ich habe ein starkes Verständnis für das, was uns unsre alte Volksschichtung und unsre alten Ordnungen geleistet haben. Aber noch deutlicher ist mir, daß, wenn jetzt

nichts geschieht, das Ganze nicht mehr aufrecht erhalten werden kann; also muß das Wagnis gewagt werden, auch wenns z.T. ins dunkle geht, auch wenn Mißgriffe nicht ausbleiben werden. Nach einem solchen dreijährigen Krieg kann auch der weiseste und umsichtigste Staatsmann das Volk nur zusammenhalten, *wenn er durch deutliche Förderung seiner Pflichten und Rechte eine neue Stufe seiner Entwicklung schafft*. Sonst muß nicht nur er die Zügel aus der Hand verlieren, sondern das Volk selbst verfällt dem Kleinmut und innerer Auflösung. Die „Revolution" haben wir – Gott sei Dank! – nicht zu fürchten; nichtig und frivol sind die Drohungen mit ihr; aber es gibt etwas, was so schlimm ist wie die Revolution, das ist die dumpfe Resignation und der innere Verfall! Sie höhlen das Mark der Knochen aus und ersticken Seele und Geist eines Volks.

Aber noch eine außerordentliche, ja ganz unübersehbare Folge kann und wird die offenkundige Tatsache der inneren Reformen haben. *Sie entwindet unsern Feinden ihre kräftigste ideelle* Waffe! Gewiß nicht um der Feinde willen betreten wir kräftig die Bahnen des sozialen Königtums und freiheitlicher Fortschritte; aber auch auf sie wird solches Betreten den stärksten Eindruck machen. Wir sind ja wirklich neben großen Vorzügen politischer Art ihnen gegenüber auf einigen Linien *rückständig*, und sie sehen und empfinden nur diese Rückständigkeit. Sofern die Rückständigkeit eine Folge unsrer gesellschaftlichen Schichtung und unsrer jüngeren Kultur ist, kann sie direkt durch Gesetze nicht geändert werden; aber indirekt vermögen Reformen doch auch hier sehr viel zu erwirken. Und – wird es unsern Feinden deutlich, daß wir entschlossen und aufrichtig die Bahn innern politischen Fortschritts betreten, so wird das zahlreichen Parteien unter ihnen zum wirksamen Anstoß des Nachdenkens darüber werden, ob sie den Krieg noch fortsetzen sollen.

Meines Erachtens ist es eine schwere Irreführung seitens unserer Zeitungen – von den Alldeutschen zu schweigen –, daß sie es für bloßen „cant" und Heuchelei erklären, wenn England, Frankreich und Amerika sich die Freiheit und uns die Autokratie und Knechtschaft zuschreiben. Sehr viele, die im Ausland so sprechen, meinen es dabei subjektiv ehrlich und wollen wirklich uns und die Welt befreien. Wir können und dürfen gewiß von unserer Grundart nicht lassen; aber den Luxus dürfen wir uns auch nicht weiter gestatten, als *der unverstandene Sonderling dazustehen*. Das ist zu teuer! Wo wir uns ihnen verständlich machen können, müssen

wir es tun: der kleine Erdball verträgt die Extrafarbe nicht; wohl aber wird er es ertragen, wenn wir einen Schimmer seiner Farbe zur unsrigen hinzunehmen. Und wenn das für uns kein wirkliches Opfer bedeutet, da auch unsere inneren Verhältnisse es verlangen – warum greift man nicht zu und tut, was die Stunde gebietet? Es ist mir ganz gewiß, *daß der Krieg bis zum schrecklichen Ausbluten einer Partei dauern wird, wenn wir nicht innere Reformen freiheitlicher Art jetzt bringen*. Ohne sie erhalten wir keinen Frieden; mit ihnen und durch sie rückt er nahe. Darum sind die inneren Reformen wichtiger als der ganze U-Bootkrieg.

Friede – in bezug auf die Friedensangebote und den Krieg an den Fronten sind wir an dem toten Punkt. Die erste Tat, um über ihn hinauszukommen, sind die inneren Reformen. Aber sie allein genügen noch nicht. Wollen wir nach diesem entsetzlichen Blutvergießen wirklich den Frieden der *Menschheit*, so können wir das auf keinem anderen Wege glaubhaft machen, als indem wir bereit sind, *Opfer* zu bringen. Auf diesen Boden hat sich das Friedensangebot im vorigen Jahre gestellt; aber es war in der Stilisierung nicht friedlich und universal genug, hatte einen unharmonischen Unterton oder es konnte wenigstens ein solcher herausgehört werden. Aber es war doch eine große, eine herrliche Entschließung, an die wieder angeknüpft werden kann. Wenn unsere inneren Reformen als grundlegende und fortwirkende in Kraft gesetzt sind – mit dem „I-Punkt und nicht als abgenötigte, sondern als freudig gewollte erscheinend – dann müssen wir in einem Manifeste aufs neue erklären, daß wir zur Beendigung dieses Krieges, den wir als *Verteidigungskrieg* geführt haben, *zu jedem Opfer bereit sind, das unser status quo ante erträgt* und ferner daß uns als christliche Nation die Menschheit so nah angeht wie unser Vaterland, weil wir mit unserm Vaterland einen Beruf für diese haben. Wir dürfen das nicht so erklären, als stellten wir uns an die Spitze der Menschheit, sondern wir müssen dasselbe Recht und dieselbe Pflicht, für das ganze zu sorgen, den Feinden ins Gewissen schieben und damit einen Appell an alle die richten, die, sei es als Christen, sei es als Humanisten, wissen, daß der Menschheit Bestand und Würde in ihre Hand gegeben ist. Erst wenn wir das getan haben, können wir ein gutes Gewissen haben, und hilft auch dieses Mittel nichts, dann komme, was da mag! – – –

Zu den Opfern aber, um keine Zweideutigkeit zuzulassen, rechne ich

Belgien, Polen, ja selbst Verhandlungen über elsaß-lothringische Grenzregulierungen. – –

Nehmen Sie, ich bitte Sie, hochverehrter Herr Reichskanzler, diese Darlegung freundlich auf. Ich mußte sie schreiben.

In hoher Verehrung |
E. E. gehorsamster
A. v. H.

22.
Die Religion im Weltkriege

Berlin, 28. März 1918[57]

Adolf von Harnack

Über die Ursachen und das Wesen des Weltkrieges und über seine Ziele und Folgen gehen die Meinungen bei Freund und Feind noch weit auseinander, ja in jedem der beiden Lager wachsen noch immer die Gegensätze; aber wenigstens in *einem* Punkte gibt es keinen Streit: dieser Weltkrieg ist kein Religionskrieg. Auf keiner Seite wird ein konfessionelles Programm verteidigt und die Kreuzzugsfahnen werden nicht aufgerollt. Der „heilige Krieg", zu welchem in der Türkei aufgerufen worden ist, ist als solcher bedeutungslos, und selbst als es jüngst den Engländern gelang, Jerusalem zu erobern, waren die Jubelrufe darüber, daß die heilige Stadt den „Ungläubigen" genommen sei, außer in England sonst überall nur gedämpft; die Eroberung erschien der Welt mit Recht als unbedeutend gegenüber dem, was noch immer auf dem Spiele steht.

Dieser Weltkrieg ist kein Religionskrieg – liegt aber nicht seine Bedeutung über diese negative Tatsache hinaus positiv darin, daß er die Ausschaltung der Religion aus dem öffentlichen Leben ein für allemal dargetan hat? Bedeutet er daher nicht den Bankerott der Religion überhaupt? Zahlreich sind die Stimmen in allen Ländern, die dies, sei es beifällig, sei es mit Trauer, konstatieren zu müssen glauben. Allein auch dieses Urteil ist vorschnell und falsch. Der Krieg hat der Religion gegenüber seine eigene Logik oder vielmehr, jeder große Krieg ist, so lange er währt, souverän: alle anderen Mächte hält er unter seinem Druck oder nimmt sie in seinen Dienst. Erst nach dem Kriege treten sie selbständig wieder hervor, und erst dann entscheidet es sich, ob sie gestärkt oder geschwächt worden sind. Nach dem Dreißigjährigen Krieg zeigte es sich, daß er zwar die Macht des Konfessionalismus gebrochen, aber das

[57] Textquelle | HARNACK 1923, S. 306-314. (Zuerst erschienen in der Wiener „Neuen Freien Presse" am 28. März 1918.)

religiöse Leben und das Interesse an der Religion gestärkt hatte: der Pietismus und die religiöse, keineswegs religionslose ‚Aufklärung', die nun entstanden, beweisen das. Umgekehrt zeigte der Ausgang der Revolutionsperiode und der Freiheitskriege, daß der Konfessionalismus und das Kirchentum nicht gebrochen waren, sondern neue Kräfte erhalten hatten. Die Vorgänge in der Tiefe, so lange die dunklen Wellen des Krieges alles bedecken, lassen sich nicht sicher beurteilen: erst müssen sich die Wasser wieder verlaufen haben oder vertrocknet sein, bevor man zu erkennen vermag, was aus dem Lande geworden ist. Vollends verkehrt aber ist das Urteil, der Weltkrieg sei deshalb der Bankerott der Religion, weil sie ihn nicht verhindert habe. Als ob sie jemals in der Geschichte imstande gewesen wäre, dies zu tun! Die Welt ist immer im Kriegszustand gewesen – vor und nach Christus, und daher ist der Übergang aus dem latenten zum offenen Kriege niemals ein Problem gewesen, auf dessen Beseitigung die Religion irgendwelchen Einfluß gehabt hat.

Dennoch ist es möglich, schon heute einiges Vorläufige zur Frage „Religion und Weltkrieg" zu sagen, was teils zur Aufklärung über das Geschehene, teils zur Orientierung für die Zukunft von Bedeutung ist. Es birgt aber das Problem „Religion und Weltkrieg" drei verschiedene Fragen in sich, entsprechend dem umfassenden Inhalt, der der Religion eigen ist:

Erstlich – welchen Einfluß übt die Religion im Kriege selbst auf die private, subjektive Frömmigkeit aus?

Zweitens – wird die politische Lage der Religion und die Verteilung ihrer politischen Kräfte durch den Krieg berührt und verändert?

Drittens – werden die Ideale und Forderungen der Religion von diesem Krieg betroffen, vermag die Religion sie dennoch wirksam zu machen und in welcher Richtung?

1. Jeder Krieg im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht entfesselt bei seinem Ausbruch alle idealen Kräfte einer Nation und läßt die niederen, egoistischen zurücktreten. Das ist eine Tatsache, deren Eindruck sich niemand zu entziehen vermag. Indem der Krieg aber dem Zustande ein Ende macht, daß ‚jeder seines eigenen Glückes Schmied sei', vielmehr jedem, auch dem Nichtkombattenten, sein Glück aus den Händen nimmt, stellt er ihn unmittelbar dem ehernen Geschick gegenüber. Aus

dieser heroischen Position ergibt sich mit Notwendigkeit ein neues Hochgefühl, eine Umwertung der Werte und ein Chor von Tugenden. An die Stelle des eigenen Lebens, das nicht mehr der Güter höchstes ist, tritt etwas Ideales, sei es das Leben des Vaterlands, sei es ein Gut, das für die ganze Menschheit zu erringen ist. In dieser gefühlsmäßigen Erkenntnis erscheint das eigene Leben wie ein geliehenes Gut, ja wie etwas Äußerliches, und mit freudiger Kraft geht man seinem Geschick, auch dem herbsten, entgegen. Diese hochgemute und zu Leben und Sterben gleich bereite Stimmung ist aber der Religion aufs nächste verwandt und geht daher auch in sie über. Und gerade solche, die bisher nichts mit der Religion gemein zu haben glaubten, weil sie sie nur als offizielle kannten, und ihr eigenes Innenleben vernachlässigten, fühlen sich nun plötzlich von ihrem Fittich emporgetragen, sehen sich wie durch einen Zauber von den Schwergewichten an ihren Füßen befreit und gewinnen ein neues Verhältnis zu den Brüdern und das Bewußtsein einer überzeitlichen Bestimmung. Kein Wunder daher, daß der Auszug zum Krieg vom warmen Atem der Religion umflossen ist und alle religiösen Kräfte sich regen und aufblühen. So war es auch beim Anfang dieses Krieges; zahllose Kundgebungen in Wort, Schrift und Lied beweisen es; es wäre auch grundfalsch, dies als einen patriotisch-religiösen Rausch zu beurteilen: der Rausch stählt nicht; er verflüchtigt sich auch in wenigen Tagen – nein, wirkliche Begeisterung und eine kraftvolle heilige Ergebung, weltenfern von aller Resignation und allem Stumpfsinn, erfüllten die Gemüter, und mit freudigem Willen stimmten die Helden in den Gesang ein:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn:
Das Reich muß uns doch bleiben.

Aber – der lange, lange Krieg wirkt wie ein überheißer Sommer. Wohl füllt er die spärlichen Früchte, die er übrig läßt, mit besonderer Kraft, aber gar viele vertrocknen und die Blätter welken. Der lange Krieg schafft zwar zu Hause und im Felde unter den Überlebenden eine Auslese der Besten, aber auf die Stimmung, ja auch auf die Gesinnungen der großen Menge wirkt er nicht günstig, und nun verschwindet auch die

religiöse Erhebung wieder. Man lese die Aufzeichnungen von *Göhre* über seine Kriegserfahrungen in bezug auf die Religion in den Schützengräben oder vielmehr – man braucht sie gar nicht zu lesen. Wer nur über etwas Lebenserfahrung verfügt und sich nicht Illusionen macht, kann sich ohne Schwierigkeiten vorstellen, wie es dort mit der Religion aussieht. Es ist alles und mit allen Nuancen wieder, wie es vor dem Krieg war, nur ist jede Nuance schärfer ausgeprägt als früher. Zwar hält das eherne Pflichtgebot den Einzelnen aufrecht und das Ganze zusammen; aber die religiöse Erhebung ist nur bei einem kleineren Teile in Kraft geblieben. So mancher Bericht aber lehrt, daß sie, wo sie noch vorhanden ist, gerade jetzt Licht und Wärme in Fülle verbreitet. Man lese ein Buch, wie das von *Steinhart*, „Der Hauptmann" oder die Erinnerungen an den 70jährigen Professor der Theologie und Leutnant *C.R. Gregory*, um sich zu überzeugen, welche Bedeutung das Wirken eines wahrhaft frommen Mannes im Felde zu gewinnen vermag. Hinter der Front in der Heimat aber ist der Boden für solches Wirken nicht gegeben und das eherne Pflichtgebot wird schwach und schwächer empfunden. Daher sind die Folgen des langen Krieges hier, wenn nicht alles trügt, für die Religion, das Rechtsgefühl und die Sittlichkeit schlimmer als im Felde, zumal wenn die wirtschaftliche Not hinzutritt. Gewiß – nehmen wir den Augenpunkt entsprechend hoch, so dürfen wir das Durchhalten rühmen und spätere Geschlechter werden dies mit Bewunderung bestätigen; aber ob nicht vieles im Innern des Menschen zerstört ist, was mühsam nach dem Kriege wieder aufgebaut werden muß, wird erst die Friedenszeit lehren.

2. Außerordentlich groß – das dürfen wir schon jetzt sagen – wird die Veränderung in der politischen Lage der Kirchen sein. Der demokratische Zug, der infolge des Krieges durch die Völker geht, wird vor den Kirchen nicht haltmachen, und sie müssen sich schon jetzt rüsten, ihn in das richtige Bett zu leiten. Sich vor ihm zu fürchten, haben sie keinen Grund – im Gegenteil: überall kann die Religion nur gewinnen, wenn sie ihn in sich aufnehmen. Die katholische Kirche hat das bereits vor dem Kriege zu tun begonnen und ist dadurch nicht geschwächt, sondern gestärkt worden. Für die nötigen Gegengewichte ist auf kirchlichem Boden immer gesorgt.

Das Papsttum ist durch den Weltkrieg in die schwierigste Lage

geraten, seitdem Italien offen auf die Seite der Entente getreten ist. Aus den Beschwerden und Vorwürfen, die aus beiden Lagern der Kriegführenden gegen die Politik des Papstes als nicht unparteiisch erhoben worden sind, wird er entnehmen, daß er die mittlere Linie richtig eingehalten hat, und im wesentlichen wird ihm Recht zu geben sein, wenn man bedenkt, daß der Papst niemals vergessen kann, daß er zu Italien gehört und daß die katholische Kirche und der romanische Geist unzertrennlich sind. So mußte er zu der Art der Aufnahme schweigen, welche seinen Friedenskundgebungen in Frankreich zu Teil geworden ist, und durfte die freundliche, ja zum Teil enthusiastische Aufnahme in Österreich und Deutschland nicht so würdigen, wie sie es verdient hätte. Übersehen mußte er es auch, in welch empörender Weise der hohe französische Klerus in einem von Verleumdungen aller Art strotzenden Buche nicht nur das deutsche Volk, sondern auch den deutschen Katholizismus behandelt hat. Aus der Gegenschrift der deutschen katholischen Theologen, die in der Geschichte nicht vergessen wird, vermag jeder ruhig Prüfende zu urteilen, auf welcher Seite die christliche Reife, die wahrhaft kirchliche ökumenische Gesinnung und die geistige Superiorität liegen. Aber auch die protestantischen französischen Kirchen haben in zahlreichen Kundgebungen bewiesen, daß ihr Calvinismus sie zu blindem Fanatismus treibt. Selbst dem ruhigen Wort des würdigen Erzbischofs von Upsala und seiner nordischen Kollegen gegenüber haben sie ihr Ohr verschlossen. Nur in Frankreich – nicht in Italien, auch nicht in England – steht das Kirchenwesen aller Gruppen geschlossen hinter jeder Ausgeburt des Hasses und der Verleumdung! Das wird sich einst noch bitter rächen: die Isolierung, die Frankreich uns wünscht, wird über dieses verblendete Land selbst kommen.

Die Verteilung der politischen Kräfte der Kirchen wird nach dem Kriege eine andere sein. Durch den Zerfall des russischen Reiches wird auch die östliche Kirche schwer betroffen. Große Gebiete, auf die sie die Hand gelegt hatte, sind nun befreit, und was sie verliert, kommt der abendländischen Kirche zugute. Ein selbständiges Polen, ein selbständiges Litauen, Freiheit der uniert-griechisch-slawischen Kirchen – das sind ebenso viele Gewinne für die römische Kirche und für die mit ihr verbundene Kultur des Abendlandes. Aber darüber hinaus kann es schwerlich ausbleiben, daß auch Bulgarien die Konsequenzen auf kirchlichem

Gebiet zieht, die seine politische Stellung verlangt. Es war schon vor tausend Jahren ein zwischen dem Abendland und Morgenland, d.h. zwischen der römischen und der byzantinischen Kirche und Kultur, strittiges Land; es war es auch am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zu Zeiten des großen Papstes Innozenz III. und weiter noch. Nun hat es sich unter der Führung seines ausgezeichneten Königs politisch fest an die Mittelmächte angeschlossen; man darf erwarten, daß auch kirchlicherseits eine Annäherung erfolgen wird, denn es läßt sich schwer vorstellen, daß es sich politisch im aktiven Geist des Abendlandes auferbaut, kirchlich aber bei dem quietistischen Geiste des Morgenlandes verharrt. Die Traditionen der bulgarischen Kirche und der Kultus in der Landessprache brauchen nicht verloren zu gehen, wenn in irgendeiner Form eine Union mit der abendländischen Kirche zustande kommt. Die isolierte orientalische Kirche ist irreformabel und schwach, und sie hat in dem Zerfall Rußlands aufs neue ihre Schwäche bewiesen; der Fortgang der Geschichte wird lehren, daß auf die Dauer kein fortschreitendes Volk bei ihr zu verharren vermag. Hat somit die abendländische katholische Kirche große Verstärkungen als Ergebnis des Weltkrieges zu erwarten, so wird auch der Protestantismus dadurch gewinnen, daß nunmehr die rein evangelischen Länder, Finnland, Estland, Livland und Kurland als selbständige politische Gebilde in das europäische Staatssystem eintreten werden. Die evangelische Kirche ist in ihnen eine starke Macht, die den national so verschiedenen Bewohnern jener Länder ihren Stempel aufgeprägt hat und sich auch dem Radikalismus gegenüber behaupten wird.

3. Jeder Krieg scheint die Ideale und Forderungen der höheren Religionen zu mißachten, ja zu vernichten, und die Pazifisten versichern uns daher, daß jeder Christ ein Pazifist sein müsse. Allein zwischen „Krieg“ und „Krieg“ sind die Unterschiede ebenso groß wie zwischen „Pazifist“ und „Pazifist“. Die Waffe, die ich ergreife, um den Bruder, Weib und Kind und das Vaterland zu schützen, damit sie nicht leiblich und geistig verhungern, damit auch noch die folgenden Generationen leben können und damit mein Volk seine Mission in der Welt nicht verliere – diese Waffe ist geheiligt; die Waffe aber, die zu Unterdrückungen und Eroberungen ergriffen wird, ist verfemt. Es ist höchst lehrreich, daß auch schon die alte Kirche, so sehr sie den Krieg theoretisch verurteilte, diesen

Unterschied praktisch hat gelten lassen. Sobald sie eine politisch verantwortliche Größe wurde – und das wurde sie im vierten Jahrhundert – hat sie nicht mehr gewagt, die praktischen Konsequenzen ihres jeden Krieg verurteilenden Standpunktes zu ziehen. Das war nicht Schwächlichkeit: es war die unreflektierte Einsicht, daß die Sittenregeln der Bergpredigt, welche dem Christen gelten, der da weiß, daß er hier keine bleibende Stätte hat, nicht ohne weiteres auf die Völker übertragen werden können, die die Erde bebauen und bewahren sollen.

Aber auch zwischen „„Pazifist" und „Pazifist' sind gewaltige Unterschiede. Das Wort richtig verstanden, muß jeder wahrhafte Christ und jeder fromme Mensch ein „Pazifist" sein, das heißt er darf den Schauder vor der Bosheit und dem Schrecken des Krieges nie verlieren, er muß in den Krieg ziehen, lediglich um einen edleren Frieden zu gewinnen als der war, welcher zum Krieg geführt hat, und er darf trotz aller Proteste der Weltgeschichte den Glauben daran und die Arbeit dafür nicht aufgeben, daß das Reich Gottes komme, das heißt eine Verbrüderung der Menschheit sich verwirkliche, so umfassend wie das menschliche Leben und so tief wie die menschliche Not. Diese Gesinnung aber ist sehr verschieden von jenem flachen Pazifismus, der, jeden Krieg als das Schrecklichste in der Geschichte von vornherein verurteilend, aus dem wohlverstandenen Interesse der Einzelnen und der Völker den ewigen Frieden konstruiert und sich nicht genug wundern kann, daß die rückständigen Nationen und Regierungen immer noch zögern, ihn zu verwirklichen. Als ob jeder bittere Streit in den Familien, als ob Ungerechtigkeit, Neid, Haß, heimliche Erdrosselung im Konkurrenzkampfe und die ganze See von Plagen innerhalb eines und desselben Volkes nicht viel schlimmer sind als der Krieg, und als ob es möglich wäre, die Kriege früher zu beseitigen als jene Zustände! Wenn dort, wo dieselben Ideale, dasselbe Gesetz, dieselbe Sitte, dieselbe Autorität seit Jahrhunderten regieren, die Macht der Bosheit nicht gebrochen werden kann, diese vielmehr fort und fort sich behauptet, wie kann man erwarten, daß die Kriege unter Fremden aufhören, und wenn der latente Kriegszustand der Völker das Geheimnis ihres „Friedens" ist, wie kann man wähnen, den Krieg abschaffen zu können, den Enthüller des Geheimnisses? Wer bessere Früchte gewinnen will, muß den Boden selbst veredeln – ein anderes Mittel gibt es nicht.

Die Ideale und Tendenzen der Religion werden durch jeden großen Krieg nicht vernichtet, sondern aufs kräftigste angespannt; denn dieser Zermalmer alles Scheins und aller Hohlheit zeigt jedem Volk, das Augen hat, zu sehen, auf welcher Stufe es steht. Die edlen „Pazifisten“ ruft er auf, nicht um den Krieg um jeden Preis zu beendigen, sondern um vom ersten Tage an darüber nachzusinnen, wo die Schwächen der Nation liegen, wie sie sittlich zu stärken ist, und wie sie in Zukunft ihre Stärke besser geltend machen kann, ohne zu verletzen. An dieser Aufgabe gilt es zu arbeiten, und auch der soll hier die Hand anlegen, der einstweilen nicht zu sehen vermag, wie die wirtschaftlichen Rivalitäten und Spannungen jemals friedlich ausgeglichen werden können und wie die Bosheit der Menschen gebrochen werden kann. Idealist, das heißt ein sittlicher Mensch sein, heißt „nicht sehen und doch glauben und doch wirken“! Pazifist im tiefen Sinn des Wortes ist nur der, der in dieser Weise aus dem Dunkeln ins Helle strebt, auch wenn er weiß, daß der Weg zum Ziele unendlich lang ist.

Daneben hat die bescheidenere Aufgabe auch ihr Recht, das „Völkerrecht“ zu verbessern und auf Mittel und Wege zu sinnen, um die bestehenden Verträge zu erweitern und zu kräftigen. Das „Völkerrecht“ ist freilich in diesem Kriege samt allen Konventionen fast zum Spott geworden, aber es wäre doch ein sträflicher und verhängnisvoller Fehler, bei der Geringschätzung zu verharren. Nein, mit allen Kräften muß es wieder aufgebaut, ausgedehnt und versichert werden. Ist es auch sicher aussichtslos, durch Verträge den ewigen Frieden herzustellen, so kann doch durch Verträge vieles Schlimme vermieden oder doch der Ausbruch von Kriegen aufgeschoben und dadurch vielleicht verhindert werden. Wir danken es unseren Regierungen, daß sie ihren Friedenskundgebungen stets die Zusicherung hinzugefügt haben, auf Verbesserungen des Völkerrechts bedacht zu sein und an jeder Aktion sich zu beteiligen, die in der Richtung geht, zukünftige Kriege zu vermeiden. Die Religion und die Kirchen nehmen an diesen Bestrebungen den wärmsten Anteil und ihre Vertreter, wenige Verblendete ausgenommen, sind auch in dieser Richtung tätig. Aber ihre Hauptaufgabe bleibt, im eigenen Hause der Gerechtigkeit und dem Frieden zu dienen, den Blick dabei auf die ganze Menschheit gerichtet.

23.
Vom inwendigen Menschen

Predigt im akademischen Gottesdienst, gehalten am 28. Juli 1918[58]

Adolf von Harnack

Die Gnade unsres Herrn Jesu Christi sei mit uns. Amen.

Der Text, der unserer Betrachtung zugrunde liegt, findet sich aufgezeichnet im dritten Kapitel des Apostel-Briefes des Paulus an die Epheser und lautet daselbst also:

Derhalben beuge ich meine Knie gegen den Vater unseres Herrn Jesu Christi, der der rechte Vater ist über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, daß er euch Kraft gebe nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen, und Christum zu wohnen durch den Glauben in euren Herzen, und durch die Liebe eingewurzelt und gegründet zu werden. Amen.

Er kennt sie nicht, und sie kennen ihn nicht – die Gemeinde, an die der Apostel hier schreibt; denn persönlich haben sie sich nie gesehen; aber er schreibt an geförderte Christen, und da gilt das Wort: „Als die Unbekannten und doch bekannt". Er weiß, was sie im Tiefsten erlebt haben und was ihnen not tut; er weiß, was er ihnen zu sagen hat und wie er ihre Gedanken und ihren Willen leiten und erheben soll.

Und er spricht zu Gott, indem er zu ihnen spricht, und er spricht zu ihnen, indem er zu Gott spricht: seine Wünsche für die Gemeinde werden ihm zu Gebet. Gebetet hat er schon oft für sie, Tag um Tag und ohn' Unterlaß; denn wie ein Dichter ein Dichter ist, auch wenn er nicht dichtet, so ist ein Beter ein Beter, auch wenn er nicht betet. Jetzt aber sollen sie es hören, was er für sie betet: „Derhalben beuge ich meine Knie gegen den Vater unsres Herrn Jesu Christi", und nun quillt es hervor aus seinem Herzen in wunderbaren und starken Worten. Es ist, wie wenn eine

[58] Textquelle | HARNACK 1923, S. 392-402 (Predigt, gehalten in der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche zu Berlin; Erstveröffentlichung in der Zeitschrift „Die Hochschule" Nr. 6/1918).

mächtige Orgel einsetzt und ihre kraftvollen Töne den ganzen Raum erfüllen. Als sie diesen Brief empfingen, da muß es den Empfängern gewesen sein, als führe sie der Apostel in einen hohen Dom voll Licht und Glanz und Kraft. So ist's uns heute noch, wenn uns diese Worte treffen.

Und woran erinnern sie uns zunächst? Nun, sie scheinen wie herausgewachsen aus dem Gebet, welches aller christlichen Gebete Urgrund ist, das uns nicht gegeben ist, um es nachzuplappern, sondern um es frei heraus aus dem Herzen nachzuschaffen – das Vater-Unser. Wie dieses Gebet mit dem „Vater" beginnt und die Gemeinde es mit den Worten beschließt: „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit", so beginnt auch der Apostel sein Gebet mit „dem Vater, der ein Vater ist über alles, was Kinder heißt", und dann greift er hinein in den Reichtum der Herrlichkeit Gottes und in seine Kraft.

Aber das empfanden wir alle, als wir den Text hörten: diese quellenden, reichen Worte haben doch einen festen Mittelpunkt, oder besser: sie gehen geschlossen auf ein Ziel, und das lautet: *„Stark zu werden an dem inwendigen Menschen"*. Was vorher gesagt ist und was nachher folgt in diesem Wunschgebet, das gruppiert sich um diesen Gedanken. So wollen auch wir uns in dieser Stunde um ihn sammeln. Wie sehr uns aber die Stärkung des inwendigen Menschen not tut, darüber braucht es keiner Worte. Befinden wir uns doch seit nun vier Jahren nicht in einem Kriege oder in einem „Weltkriege", wie man wohl noch immer sagt, sondern mitten in einer furchtbaren Katastrophe der Geschichte, wie sie bis jetzt unerhört war, solange es eine Geschichte der Menschheit gibt. Sie ist nur zu vergleichen mit einem ungeheuren Erdbeben, welches die ganze Erde ergriffen hat. Wieviel von unserer gesamten Kultur und all unsrem geistigen und seelischen Besitz auf immer untergehen wird, wie viele Menschen begraben werden, wie viele oder wie wenige überhaupt übrigbleiben werden, das wissen wir noch nicht. Sind doch neben Feuer, Schwert und Hunger ganz neue zerstörende Gewalten über die Menschheit gekommen! Was früher nur wie ein leichter giftiger Hauch um uns war, der da verwehte, die öffentliche Lüge und Verleumdung, der Völkerhaß und der Seelenmord, das ist zur Sturmgewalt geworden, die im Bunde mit dem Feuer und Schwert alles vor sich her niederwirft. Wohl hat mit Gottes Hilfe in diesem unerhörten Kampf unser äußerer Mensch noch standgehalten und das Feld behauptet; aber wie können wir in dem

Kampfe weiter noch bestehen, wenn wir nicht stark werden, stark bleiben am inwendigen Menschen? Wir wollen daher in unserer Betrachtung handeln:

erstlich, vom inwendigen Menschen,
und sodann, vom starken inwendigen Menschen.

1.

Es ist wohl jedem aufmerksamen Bibelleser aufgefallen, in wievielerlei und in wie verschiedenem Sinne das Neue Testament, und besonders der Apostel Paulus, vom „Menschen" spricht. Der Anfang zu einer ganz neuen Seelenkunde liegt hier, die das Innerliche und Neue, was man erlebt hatte, erweckt hat. Der Apostel spricht von dem alten Menschen und dem neuen Menschen, dem fleischlichen und dem geistlichen Menschen, dem wiedergeborenen und dem unwiedergeborenen Menschen, dem kindischen und dem mannhaften Menschen, dem unvollkommenen und vollkommenen Menschen und so fort. Alle diese Gegensätze, von denen jeder etwas anderes bedeutet, haben das gemeinsame, daß sie ausschließliche sind: man ist entweder das eine oder das andere, ein alter Mensch oder ein neuer Mensch, ein kindischer Mensch oder ein mannhafter Mensch, das eine von Natur und das andere durch Gnade. Aber mit dem Unterschied vom inwendigen und vom äußeren Menschen steht es anders. Das ist ein bleibender Unterschied und eine fortdauernde Spannung in einem jeden, der Menschenantlitz trägt, und wer das leugnet, der stellt sich damit aus dem Menschlichen heraus. Vor den Augen des ewigen Gottes mag auch diese Spannung eine Einheit sein; für uns bleibt sie, solange wir leben, eine Zweiheit.

Was ist es nun aber um den inwendigen Menschen? Man sagt, er sei gleichbedeutend mit der Seele. Aber das ist ein Irrtum. Die Seele bleibt bestehen, auch wenn der inwendige Mensch nahezu erstorben ist. Der inwendige Mensch ist nicht die Seele, sondern etwas in der Seele, nämlich die geheimnisvolle Einheit unsres Wesens, daß wir nicht stückweise an die Welt und an den Lauf der Dinge um uns, wie bloße Teile der Natur, zerfallen. Ohne den inwendigen Menschen sind wir wie Ufersand, den der Strom mit sich reißt, und wie dürre Blätter, die der Wind treibt, wohin er will. Die Geschlossenheit, Festigkeit und Stetigkeit als Wesen eigener Art und den Adel der Seele gibt uns nur der innere Mensch.

Einer unserer Gegner hat in diesem Kriege in bösem Zusammenhang das Wort geprägt vom „Sacro Egoismo"; aber dieses Wort hat doch etwas Wahres: Es gibt einen heiligen Egoismus, nämlich daß wir uns selbst unverbrüchlich bewahren in der Einheit unsres Wesens und uns selbst treu bleiben, damit wir nicht wie ich gesagt habe, stückweise an die Welt zerfallen.

Aber der inwendige Mensch enthält noch mehr. „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen", sagt der Apostel. Der inwendige Mensch steht in einer tiefen Verwandtschaft mit dem Creator-Spiritus, mit dem schöpferischen Geist, und er ist angelegt auf die Welt des Guten, Wahren und Schönen, ja sie sind seine eigentliche Welt. Seht! Darum erheben wir uns an unsern Klassikern und freuen uns an den herrlichen Männern, die uns vor einem Jahrhundert geschenkt worden sind, weil sie heimisch waren in jener Welt, in der Welt des Idealismus, und sie sie uns zu deuten vermochten und nahegebracht haben. Tief unter ihrem Fuße lag alles bloß Sinnliche und Gemeine; sie atmeten die köstliche Luft der Höhe; ihr Fühlen, Denken und Sein war vom Geiste durchtränkt. Vom inwendigen Menschen aus nahmen sie das Leben auf und gaben allem ein erhabenes Gepräge und einen großen Stil. An ihnen lernen wir dankbar, daß der inwendige Mensch auf eine Welt angelegt ist, die man nicht sehen noch betasten kann und die doch eine Wirklichkeit ist, und daß er in ihr sein eigentümliches Wesen findet und erfaßt. Und doch ist damit noch nicht das letzte gesagt. Nicht nur auf das „Gesetz des Herrn" ist der inwendige Mensch angelegt, sondern auch auf den Herrn selbst, auf Gott. Einer der tiefsten Seelenkundigen hat gesagt: „Du, Herr, hast uns auf dich hin geschaffen", und er hat recht gesagt. Wie der Mensch aus Gottes Hand als sein Ebenbild hervorgegangen ist, so wurzelt er mit seinem inwendigen Menschen unausreißbar in Gott. Es gibt keine Atheisten; denn wie eine Quelle eine Quelle bleibt, auch wenn sie ganz und gar verschüttet ist, so bleibt auch der Gottesmensch in uns, auch wenn wir ihn mit Gedanken, Worten und Werken abstreiten. Ja, ich darf noch mehr sagen: ich habe in einem langen Leben noch niemanden gefunden, der, wenn man ihm näher kam, nicht noch eine Verbindung mit Gott hatte, sei's auch nur eine Sehnsucht. Aber es ist etwas Großes um diese Sehnsucht! Sie ist unser bestes natürliches Erbgut, und es waren nicht Kirchenchristen, die sie so bezeichnet haben:

„Doch ist es jedem eingeboren, daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt.“ Und besser noch: „Selig sind, die das Heimweh haben; denn sie sollen nach Hause kommen.“ Der inwendige Mensch ist von Natur ein Christ – nicht im Sinne irgendwelcher Dogmatik, auch nicht, weil er es sein will, sondern weil er den Zug zu dem Gott nicht zu verleugnen vermag, der ein Vater ist über alles, was Kinder heißt, im Himmel und auf Erden.

Aber derselbe Apostel, der da bekannte: „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen“, fügt sofort hinzu: „Ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüt.“ Damit hat er den großen und bleibenden Kampf bezeichnet, den wir alle kennen: „Ich lieg’ im Streit und widerstreb.“ Dieses andere Gesetz „in meinen Gliedern“ liegt nicht nur im Fleische und in der sinnlichen Natur, sondern auch in allem, wodurch wir mit dieser irdischen Welt verbunden sind, was uns zur Selbstsucht, Neid, Haß und Hoffart verführt. Das alles streitet wider den inwendigen Menschen, und, wenn wir auf unsre Mitmenschen und auf uns selbst blicken – viel häufiger sind hier die Niederlagen als die Siege. Dazu: der inwendige Mensch wird immer mehr verdunkelt und geschwächt. Vor allem wird seine Richtung auf Gott, unseren Vater, verdunkelt, und nun stellen sich allerlei Versuche ein, ihn zu ersetzen. Selbst in dieser schweren Zeit der Not erleben wir das. Da greifen die einen, vom Patriotismus mißleitet, sogar auf den alten germanischen Wotan zurück und wollen uns diesen „Allvater“ wieder empfehlen als den deutschen Gott. Aber so erhebend manches in unsrer alten deutschen Mythologie ist – es ist gut, daß wir von diesem deutschen Gott nicht mehr wissen, als uns gesagt ist; denn es würden vermutlich wenig erbauliche Dinge sein, die wir von diesem Sturm- und Kriegsgott erführen. Andere aber meinen, der „Vater“, das sei allzu menschlich geredet, und mit einem solchen Gott sei man noch nicht auf der Höhe; auf die Erkenntnis des All-Einen komme es an und auf Gott und die Seele in dem Sinne, daß sie zusammen ein und derselbe Geist seien, der sich in einer Vielheit von Erscheinungen auswirke. In solchen Gedanken steckt viel Erhabenes und Reines, und doch sind sie Irrtümer, und ihre Propheten sind Träumer; denn sie träumen über die Wirklichkeit der Erfahrungen und die Wirklichkeit der Dinge hinweg, die uns die All-Einheit vielleicht in der Natur lehrt, aber nimmermehr in

der Welt, zu der unser höheres Leben gehört.

Und zur Verdunkelung des inwendigen Menschen gesellt sich seine Schwächung: „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht“, und mit Schmerzen, ja oft genug mit Verzweiflung müssen wir sehen. daß sich das Leben und Wachstum des inwendigen Menschen nicht nach dem Leben und Wachstum des äußeren richtet. Zwar auch der inwendige Mensch hat sein Kindes- und Jünglings- und Mannesalter, aber es folgt nicht dem des äußeren Menschen, und während dieser erstarkt, bleibt der inwendige Mensch oft genug zurück, ja wird schwächer und stumpfer. Und nun wendet er sich von der Verzagtheit zum Trotz, ja spricht sich selbst das Sein und Leben ab und behauptet, er existiere gar nicht, alles sei vielmehr Täuschung und Trug; nur der äußere Mensch existiere und sei, wie alles andere auch, nichts anderes als ein Stück? „Natur“. Ob das in Verzweiflung gesagt oder als befreiende Botschaft wie ein Evangelium verkündet wird“, macht in der Sache nichts aus. Der Weisheit letzter Schluß ist hier: „Der Mensch stirbt wie das Vieh“, also hat er das Recht zu leben wie jede andere Kreatur auf dieser Erde. Meine Freunde! Wenn wir unsere Tagesliteratur betrachten, Romane und Novellen, auch solche, welche in dieser schweren Zeit veröffentlicht sind, so glaube ich nicht zu irren, wenn ich sage, für die große Menge derselben existiert der inwendige Mensch überhaupt nicht mehr. Sie gehen an ihm und seinen Nöten und Problemen vorüber wie an einem abgetanen Märchen, und selbst in den Seelenkämpfen, die sie mit vieler Kunst schildern, ist er vollkommen ausgeschaltet. Die urwüchsige Glückseligkeit eines unbefangenen Trieblebens, nur gestört durch veraltete Ordnungen und Mißgeschick und verbrämt mit allerlei Zierschmuck, wird vorgeführt – das ist der Mensch, und das ist das Leben!

Das ist eine schwere Gefahr und eine wirkliche Not, in die der inwendige Mensch durch solche Lehrmeister gebracht wird. Und nicht nur der einzelne leidet unter ihr, sondern auch das ganze Volk. Denn auch von dem ganzen Volk gilt, daß es einen äußeren und einen inwendigen Menschen hat. Es ist das Geheimnis unsrer gliedlichen Verbindung, daß wir nicht ein Haufe von Sandkörnern sind, sondern daß in der Familie, in den Gemeinschaftskörpern und im Volke eine geistleibliche Einheit gegeben ist, so wirklich wie die Wirklichkeiten der Natur. Auch sie hat einen inwendigen Menschen, der der Pflege bedarf und wachsen soll.

Aber auch hier gilt oft genug, daß der äußere Mensch mächtiger wird als der inwendige und daß ein ganzes Volk innerlich schwach wird und seinen Halt verliert. Ein Einzelner mag wohl auf seine Weise sich noch halten können auf der unsicheren Gletscherbrücke, auf der er steht; aber wenn sein Weib und seine Kinder und das ganze Volk auf sie treten sollen, stürzt sie ein. Soviel vom inwendigen Menschen und seinem Kampf.

2.

Was aber sagt unser Text uns weiter noch? Er redet vom *Starkwerden am inwendigen Menschen*. Der Apostel betet nicht, daß der inwendige Mensch weise werde oder glücklich, sondern daß er stark werde, und er ist gewiß, daß das eine Gabe Gottes ist und Gottes Kraft dazu nötig ist. Ja, er sagt noch mehr: für etwas so Großes und Herrliches hält er den starken inwendigen Menschen, daß er nur *dem Reichtum der Herrlichkeit Gottes* entstammen kann! Welches Gottes? Des Gottes, der ein Vater ist über alles, was Kinder heißt, im Himmel und auf Erden. Seht, meine Freunde, so schließt der Apostel den starken inwendigen Menschen mit der Majestät und Allmacht und Vaterliebe Gottes selbst zusammen! Er kennt nichts Größeres im Himmel und auf Erden neben Gott als den starken inwendigen Menschen! Und so ist's wirklich! Es gibt nichts Herrlicheres und Würdigeres auf Erden als ihn, nichts Demütigeres und nichts Mutigeres. Der starke inwendige Mensch kann auch allein stehen inmitten seiner Umgebung und aller Feinde und verzagt niemals. „Doch er stehet mutig an dem Steuer; mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen; Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen." Woher kommt ihm dieser Mut? Weil er mit dem im Bunde ist, der ein Vater ist über alles, was Kinder heißt. In den Führungen seines Lebens hat er gelernt, daß sie alle aus der Vaterhand Gottes kamen. In diesem Sinne ist er mit seinem eigenen Leben im reinen, mit seiner Vergangenheit und darum auch mit seiner Zukunft. Und weil er mit seinem Leben im reinen ist, erschüttert ihn auch der Gang der Weltgeschichte nicht; denn er weiß, daß sie trotz und wider allen Augenschein der lenkt, der der rechte Vater seiner Kinder ist. Seht, meine Freunde, hier liegt etwas Großes und Trostreiches: es hat noch nie einen Christen gegeben, der um der äußeren Geschicke willen irre geworden ist an Gott. Denn wer an seinem eigenen Leben erfahren hat, daß Gott auch im Unglück und Leid, in Sünde und Schuld Friedens-

gedanken hatte, der läßt sich durch nichts, was da auf Erden geschieht, verwirren oder umwerfen, auch wenn er den Gang der Dinge nicht zu verstehen noch wie ein Prophet zu durchschauen vermag.

Und der Apostel sagt weiter von Gott, daß unser inwendiger Mensch stark werden soll durch seinen Geist. Schon der inwendige Mensch an sich steht, wie wir gesehen haben, von seinem Ursprung her mit dem schöpferischen Geist in Verbindung; aber der starke inwendige Mensch wird ganz und gar von ihm getragen und wird dadurch zum Mitschöpfer und Mitarbeiter Gottes. Der starke inwendige Mensch – und nur er auf der ganzen Erde – vermag sein eigenes Schicksal zu ändern, ja, in das Weltschicksal einzugreifen. Neben ihm gibt es nur die eine und selbige Naturkraft; aber in die Hand des starken inwendigen Menschen ist eine zweite schöpferische Kraft gelegt. „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet." Wo du einen siegreichen Kampf kämpfst gegen dich selbst, bist du Gottes Mitarbeiter und schaffst ein Neues. Wo du einen Gedanken faßt und durchsetzst, der Gottes Reich bauen hilft auf dieser Erde, und sei es auch im Kleinsten, da schafft Gottes Heiliger Geist durch dich.

Und ferner sagt der Apostel von dem starken inwendigen Menschen, daß *Christus* in ihm wohne durch den *Glauben*. Bei dem einen wird der inwendige Mensch dadurch stark, daß ihm zuerst die Herrlichkeit Gottes des Vaters aufgeht, und alles andere folgt dann nach, und bei dem anderen wird er dadurch stark, daß ihm zuerst das Bild Christi mit seinem Kreuze ins Herz strahlt und alles andere schließt sich daran an. Gottes Führungen sind verschieden. Was heißt aber „Christus zu wohnen in dem Herzen", und wie versteht der Apostel das? Merkt wohl auf: er fügt hinzu: „Durch den Glauben." In *dem* Menschen wohnt Christus durch den *Glauben*, der ihn, wie er in den Evangelien vor uns steht, erfaßt als seinen Herrn und Heiland, das heißt ihn sich voll Zuversicht und Dank als seinen Führer erwählt, dem er folgen will, auf den hin er es wagt, trotz Not und Sünde sein Leben freudig zu leben. Das ist nicht gemeint und das ist nicht nötig, daß ein solcher Mensch die Nähe Christi gegenständlich empfindet, ihn umfaßt wie die Braut den Bräutigam und von der Süßigkeit und ähnlichem im Verkehr mit dem Heiland zu reden weiß. Wer solche Erfahrungen gemacht hat, der möge sie in einem feinen Herzen bei sich behalten; aber der Glaube und das Vertrauen sind sie

nicht, sondern eine persönliche Zugabe. „In meines Herzens Grunde, dein Nam' und Kreuz allein, funkelt all' Zeit und Stunde, drauf kann ich fröhlich sein" – so spricht der Glaube, der nicht sieht und nicht hört, sondern vertraut. Aber, sagt man uns, wie kann man in diesem Sinne über die Jahrhunderte hinweg vertrauen und sich Christum zum Führer nehmen? Das sagen oft genug dieselben Menschen, die ihre Begeisterung und ihre Hingabe ohne Maß musikalischen, literarischen oder philosophischen Führern widmen und Heilande aus ihnen machen. Man soll diesen Zug zu den Großen auch trotz der Übertreibungen ehren, können sie doch gute und starke Begleiter auf dem Lebenswege sein, aber *leiten* können sie nicht. Und möchten jene Gegner es doch einmal versuchen, auch nur einen Teil der Begeisterung und Hingabe, die sie an jene Führer wenden, auf den zu übertragen, der wirklich leiten und die Seele zu stärken vermag, Jesus Christus.

Endlich aber fügt der Apostel noch hinzu: „Und durch die Liebe eingewurzelt und gegründet zu werden." Wo eingewurzelt und gegründet? Nun, wie kann es anders sein, zunächst in Gott als sein Kind, dann in der Welt des Ewigen, die zu Gott gehört und unsere wahre Heimat ist, aber zugleich auch eingewurzelt und gegründet an der Stelle, wo wir hingestellt sind, damit wir in Gottes Reiche hier auf Erden schaffen und tun, was uns verordnet ist. Und durch die Liebe – nämlich durch die Liebe, mit der Er uns zuerst geliebt hat und von der uns nichts scheiden kann, und durch die Liebe zum Nächsten, zu „allem, was Kinder heißt", die er in uns erweckt. Inwiefern durch die Liebe? Weil nur die Liebe, und nichts anderes in der Welt, imstande ist, Opfer zu bringen, und ohne Opfer nichts geschafft werden kann. Nur die Liebe duldet alles und hoffet alles! Meine Freunde! Und nur ein geschlossener starker Mensch vermag wahrhaft zu lieben; alle anderen versuchen es nur. Nur ein geschlossener starker Mensch vermag die Ungerechtigkeiten der Welt zu ertragen und doch liebevoll zu bleiben. Die Ungerechtigkeiten der Welt – in unerhörter Weise haben sie überhand genommen; aber in Gottes Kraft wollen wir stark bleiben in der Liebe und in jeglichem guten Werk, wir zu Hause wie die draußen. Und ihr, meine jungen Freunde, die ihr nun wiederum ein Studiensemester vollendet habt, leistet auch ferner an eurem Teile Kriegshilfe, wie ihr es bisher getan habt, und ich hoffe alle! Sorget und schaffet für eure Brüder, soviel ihr es vermögt! Stark bleibe euer

inwendiger Mensch, und er stütze und trage den äußeren. Unverzagt bleibe euer Sinn, was auch kommen mag! Seid gewiß: Er, der ein Vater ist über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, wird die Seinen – uns und sein ganzes Volk auf Erden – nicht verlassen noch versäumen; denn Sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

24.
Auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen

Predigt im Akademischen Gottesdienst, gehalten am 2. Februar 1919[59]

Adolf von Harnack

Der Text, der unsrer heutigen Betrachtung zu Grunde gelegt ist, findet sich aufgezeichnet im Evangelium des Lukas im fünften Kapitel und lautet dort also:

„Und Jesus sprach zu Simon Petrus: ‚Fahre auf die Höhe und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug tut.' Und Simon antwortete: ‚Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen.' Und da sie das taten, beschlossen sie eine große Menge Fische." Amen.

Diese evangelische Geschichte, christliche Gemeinde, die wir alle kennen, ergreift uns in diesen unseren Tagen mit doppelter Kraft. Jedem unter uns, der nun wieder an sie erinnert wird, wird es sein, als hörte er sie zum ersten Mal, und als sei sie ein Gottesspruch, für uns heute gesprochen und niemals früher.

Und in ihren so verschiedenen Teilen trifft sie uns gleichmäßig und tief – mit dem Ausdruck ihrer dumpfen Aussichtslosigkeit und Verzweiflung: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen," aber auch mit ihrer starken Glaubenszuversicht: Dennoch, dennoch, „Auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen", und endlich mit ihrem Schluß über Bitten und Verstehen: „Und da sie das taten, beschlossen sie eine große Menge Fische".

So wollen wir denn in dieser Stunde dieser Geschichte nachdenken und sie zu Herzen nehmen. Das, was wir alle gemeinsam erlebt haben, wollen wir unter das Gericht Gottes stellen, aber auch in das Licht seines Evangeliums.

---

[59] Textquelle | HARNACK 1923, S. 403-411 (Predigt, gehalten in der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche zu Berlin).

„Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.“ Wie trifft uns dieses Wort, wenn wir auf die letzten 4 ½ Jahre zurückblicken! Wie haben wir gearbeitet, welche Anstrengungen haben wir gemacht, wie jedes Segel gestellt, wie fuhren wir aus mit der ganzen Mannschaft in das brausende Meer hinein, wie kräftig durchschnitt unser Kiel die Wellen; welch' reiche Beute schien schon so manchem gewiß zu sein, aber – der Morgen zog herauf und alle Aussicht zerrann. Ja, nicht nur das: ein Sturm erfaßte das Schiff, die Segel zerflatterten und zerrissen, das Steuer versagte, das Schiff scheiterte und zerschellte! Nur Trümmer! Nichts, nichts gefangen und alles verloren!

Das ist herzzereißend. Aber, meine Freunde, wenn es nur das wäre, was wir zu beklagen haben, es wäre nicht das Schlimmste. Einen Krieg verlieren, sei es auch den größten, das kann jedem Volk widerfahren, wenn es von der Übermacht erdrückt wird, und die Hoffnung des Wiedererstehens und Auflebens ist immer gegeben. Aber in welcher Not sind wir! Unsere Lebensnerven sind durchschnitten, und ohnmächtig liegen wir am Boden.

Woher das? Wir müssen weiter zurückblicken ein und zwei Jahrzehnte vor Beginn des Kriegs. Auch da haben wir Tag und Nacht gearbeitet. Wir waren die arbeitsamste und fleißigste Nation in Europa. Aber was haben wir gefangen, was gewonnen? Gewiß – Wohlstand und materielle Macht wie nie zuvor; aber der Ausgang hat uns die Augen geöffnet: Es war ein unsolider Besitz! Unser Geist, ja unsre Seele war bei all'dem Wohlstand im Ersticken, und wir gingen innerlich dem Verfall entgegen. Wir sträuben uns gegen dieses Bekenntnis, und auch ernste Männer unter uns haben sich gegen diese furchtbare Wahrheit gesträubt und wollen sie auch jetzt noch nicht gelten lassen; aber es hilft nichts: wir müssen sie anerkennen. Der Ausgang des Kriegs und das, was wir vor uns sehen, hat die Maske von unsrem Zustand abgerissen, und Gott hat uns das Gericht geschickt, damit wir uns von der Selbsttäuschung befreien: Wir hatten nichts gefangen. Es war nichts mit unsrem Wohlstand; es war nichts mit unsrem Fortschritt, ja, ich sage es mit heißem Schmerz: Es war nicht gut bestellt mit unsrem Patriotismus. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Wohl war uns das eine große Reich und Vaterland bereitet; aber wir waren und blieben im tiefsten gespalten, zwei Völker, zwei sich fremde Teile überall, wohin man auch blickte, und überall

klaffende Risse und Spalten. Gewiß, Ansätze zum Guten auch überall: Vereine für alles Hohe und Wertvolle, Reden, Broschüren, Versuche usw. Aber was ist denn in der Brüderlichkeit, in dem Kampf gegen das sich öffentlich breit machende Schlechte, in der Bewahrung der Jugend, in der Bodenreform, im gegenseitigen Verständnis der Klassen, im Großen und Gemeinschaftlichen wirklich gefördert worden? Wo waren die, die wirklich nur dienen wollten und nicht zugleich auch herrschen? Immer reichte es nur bis zum Wollen und bis zum Anfang; aber das Vollbringen im Großen und fürs Ganze fehlte. Immer sahen wohl ernste und liebevolle Augen ein großes Feld vor sich zur Ernte; aber die Arbeiter blieben aus! Wir hatten in unsrem Öffentlichen Leben Gott nicht in der Mitte; die Kuppel seines Reiches der Heiligkeit und Liebe wölbte sich nicht schirmend und schützend über uns. So ist es mit uns zum Äußersten gekommen, und wir müssen bekennen: ‚Herr, wärest Du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben.'

Nein, sagt man, so war es nicht; vielmehr unsre Arbeit war gut und erfolgreich, wie im Kriege, so auch vor dem Kriege; wir hatten schon alles im Netze, aber da sei im letzten Augenblick plötzlich ein böser Dämon dazwischen gefahren und habe das Netz durchschnitten, oder ein giftiger Gasbrand habe plötzlich die Arbeiter betäubt und das Netz sei ihren Händen entglitten. Wenn wir so sprächen, legten wir falsches Zeugnis ab wider die Wirklichkeit und die Tiefe der Dinge. Ein falscher Irrgeist und Verderber steigt niemals plötzlich auf, und solch einen von außen kommenden Gasbrand gibt es im innern Leben nicht. Vielmehr hat sich lange im Innern vorbereitet, was solch einen Zusammenbruch gebracht hat.

Aber auch die Ausrede gilt nicht, das Ganze, das Volk, sei gesund gewesen, aber bestimmte Personen, diese oder jene, oder eine bestimmte Klasse, diese oder jene, trage die Schuld an dem Fall und Verderben, wie man das immer wieder hören kann. Meine Freunde, wer so urteilt, der hat sich noch nicht klar gemacht, wie ganz und gar alles in einem Volk zusammengehört und wie ein Blutstrom alles durchkreist. Die Krankheit, das Geschwür, tritt wohl an diesem oder jenem Glied abschreckend hervor, aber nicht dieses Glied ist schuldig, sondern das Ganze ist es, wenn die Krankheit so verderblich und totbringend wirkt. Darum nur keine Selbstgerechtigkeit! Wenn jetzt ringsum, dort und hier, jedem Ge-

setz gespottet wird, wenn alle Bande frommer Scheu sich lösen, wenn Anarchie, Verbrechen und Schande ihren uferlosen Strom wälzen, so spricht der Prophet, der einst zu David kam, zu dir und mir: „Der Mann bist du"; denn daß es wurde, wie es geworden ist, daran tragen auch wir unser Teil. Blicket daher nicht auf das, was draußen auf der Straße vorgeht, nur mit dem Blick befremdeter Empörung, sondern sagt euch: Wir sind Schuld, daß es soweit gekommen ist.

So spricht der Prediger in der Kirche, hält man entgegen: Wenn ein Unglück da ist, werden die allgemeinen Zustände mit den schwärzesten Farben geschildert; Jedermann soll würdelos an seine Brust schlagen und sich schuldig bekennen an dieser Verwahrlosung. Nun gut, es sei: Es ist nichts unter uns schlechter geworden im letzten Jahrzehnt; es sind vielmehr dieselben Kräfte ungeschwächt wirksam gewesen wie in früheren Zeiten. Dann haben wir nicht bemerkt, daß in eben dieser Epoche eine neue Zeit heraufgezogen ist, für die die alten Kräfte längst nicht mehr ausreichten; dann sind wir blind gewesen gegen das, was die Zeit von uns verlangte. Mag es eine Epoche gegeben haben, in welcher ein seelenloses, starres Pflichtbewußtsein, Festhalten an alten Ordnungen und Rechten, und Gehorsam und Takt die Gesellschaft zusammenhielten; aber es ist längst anders geworden! An Zahl verdoppelt, durch den Verkehr verzehnfacht, einander nahegerückt und zusammengeballt, an einer Maschine des öffentlichen Lebens arbeitend, jedes Tun und Lassen beobachtet, jeder Vorhang, der Klasse von Klasse trennte, zurückgeschoben – wahrlich, nur ein neuer Geist, der Geist des Opfermutes, der dienenden Liebe und einer neuen tieferen Ehrerbietung gegen jedermann vermochte uns da vor der heraufziehenden Revolution und dem Chaos zu schützen. Wenn aber jeder Stand auf seinem formellen Recht bestand, mußte das Ganze auseinanderfallen. Daher, wenn das Wort „Mensch" nicht eine tiefere Verantwortung gewann, wenn das Pflichtbewußtsein sich nicht zum selbstlosen Dienst erhöhte, wenn wahre Humanität nicht die Seele der Gesellschaft wurde, wenn eben diese Seele nicht zu einem höheren Schwung erweckt wurde, und wenn wir nicht Gottes heiliges Angesicht in dieser neuen Entwicklung schauten, dann mußte unsre Arbeit vergeblich bleiben, und es mußte kommen, wie es gekommen ist. Wir haben es nicht geschaut, und so ist es gekommen. Darum sei unser Bekenntnis, so schwer es uns über die Lippen kommen mag: „Herr, wir

haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen," und unser ist die Schuld an diesem hoffnungslosen Zusammenbruch.

2.

Hoffnungsloser Zusammenbruch – „aber auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen." Blicken wir auf den Jünger, der dieses Wort sprach. Auch ihm fehlte nach einer vergeblich durchwachten Nacht jede Hoffnung auf einen neuen Versuch; ja menschlich angesehen und in den Augen der anderen Fischer mußte er als ein Narr erscheinen, der bei ungünstiger Zeit unternehmen will, was doch bei günstiger erfolglos war. Das kümmerte ihn aber nicht; denn sein Meister hat zu ihm gesprochen, und er folgt seines Meisters Wort. So dürfen wir ganz gewiß sein, daß auch zu uns Gott heute und in dieser Stunde spricht. Was spricht er zu uns, und hat dieses Wort wirklich die Kraft, daß wir ihm zuversichtlich folgen dürfen und müssen?

Was spricht er zu uns? Einst fragte bangend ein Prophet: Was soll ich predigen? Und er erhielt zur Antwort:

„Alles Fleisch ist Heu, und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Heu verdorret; die Blume verwelket; denn des Herrn Geist bläset darein. Ja, das Volk ist das Heu! Das Heu verdorret, die Blume verwelket; aber das Wort unsres Gottes bleibet ewiglich."

Wahrlich, das ist ein großes Wort voll Majestät und Ernst und Schauer, und wir beugen uns vor diesem Wort. Aber ist es auch trostreich? Man muß schon ein Prophet sein, der alles Irdische hinter sich hat und dem die Erde und die Menschheit nur Tropfen am Eimer Gottes sind, um durch dies Wort getröstet zu werden. Wir dürfen als Christi Jünger vertrauen, daß es für uns nicht sein letztes ist!

Aber da kommt uns ein zweites Wort entgegen, das an Abraham: „„Ziehe aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft in ein Land, das ich dir zeigen will."

Auch dieses Wort ergreift uns in der Zeit, in der wir heute stehen, mit banger Gewalt. Sollte das Gottes Wille sein, daß wir alles, was wir gebaut und was uns lieb ist, verlassen müssen, daß wir ins Unbekannte und Dunkle wandern müssen, nichts anderes wissend, als daß Er jenes Land kennt. Müssen wir uns auf solch einen Abbruch und solch eine Reise gefaßt machen? Nein, meine Freunde, auch dieses Wort ist ein alttesta-

mentliches Wort, und kein Jünger Christi braucht zu glauben, ihm sei es auferlegt, daß er gehorsam ins Dunkle und in den Schrecken wandern müsse. Wohl kann es sein, daß wir – sei es bei uns im Lande, sei es durch Auswanderung – verlassen müssen, was uns lieb und teuer ist und daß etwas ganz Neues über uns kommt; aber in ein dunkles Land ziehen wir nicht. Auch hier gilt, daß Gottes Hand uns daselbst führt und daß wir überall im Hause unsres Vaters bleiben.

Meine Freunde, das Gotteswort, das uns gilt, ist sicher; es bedarf keines Suchens. Das Wort, das Gott heute zu uns spricht, lautet: So seid nun Gottes Mitarbeiter, und eben deshalb: ‚Fahret auf die Höhe, daß ihr einen Zug tut.

Gottes Mitarbeiter: Ziel, Weg und Kraft liegen nicht im Dunkeln, sondern sie sind klar; denn zu uns spricht der Gott, von dem wir wissen: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert?“ Oder, wie Luther das so herrlich in seinem Reformationslied gesagt hat:

„Er sprach zu mir: Halt dich an mich,
Es soll dir jetzt gelingen;
Ich geb mich selber ganz für dich,
Da will ich für dich ringen;
Denn ich bin dein und du bist mein,
Und wo ich bin, da sollst du sein,
Uns soll der Feind nicht scheiden.“

Gottes Mitarbeiter, das ist es! Auf Gottes Wort sollen wir unser Netz aufs neue auswerfen: denn wir sollen wissen, daß wir Seine Mitarbeiter sind. Das ist die Zuversicht und das ist die Kraft. Seht, fast noch schlimmer als das wilde Gebahren, welches uns in diesen Tagen entsetzt hat, ist die allgemeine Schwäche, ist die Dumpfheit und hoffnungslose Tatenlosigkeit, die sich unsrer zu bemächtigen droht. Das darf nicht sein! Auf sein Wort wollen wir das Netz auswerfen!

Was heißt für uns: das Netz auswerfen? Das heißt nicht nur, daß ein jeder treu und arbeitsam in seinem Beruf und Stand steht. Das mag in ruhigen Zeiten genügen. Nein, Menschenfischer müssen wir werden; aufs Persönliche kommt es an. Glaubt nur nicht, daß ihr die Alten bleiben und die alte Weise noch fortsetzen könnt. Der große Riß und die

vielen Risse und Spalten, die Mensch von Mensch und Klasse von Klasse unter uns trennen, müssen beseitigt werden und verschwinden. Es gilt, unter den neuen Verhältnissen nicht die schwächlichen alten Waffen etwas zu schärfen, dies und jenes Gute zu reden und dies und jenes Gute zu tun, sondern eine Verbindung unter uns zu stiften, so umfassend, wie das menschliche Leben und so tief wie die menschliche Not. Es gilt, neben den Sozialismus, der da ruht auf dem klugen Ausgleich widerstreitender Interessen, einen Sozialismus zu setzen, der da ruht auf der dienenden Liebe und dem hingebenden Opfer. Wohl spotten die Menschen, daß es so etwas nicht gebe; aber das ist eben der böse Feind, der so spricht, und das Umgekehrte ist richtig: Was wir geworden sind, sind wir aus dem Geist und der Liebe heraus geworden. Nur mit Gotteskräften, mit Idealen, wird die Menschheit gebaut, und man hat nur soviele Ideale, als man Opfer bringt.

Ein neuer Geist ist nötig; ohne ihn kann nichts werden; ja es muß notwendig immer schlimmer werden. Gott hat uns diese Not geschickt, damit wir uns aufraffen und aus der Not einen Chor von Tugenden schaffen. Dieses Neue, das jetzt noch roh und geist- und gemütlos vor uns liegt und nach einer Seele verlangt, kann ein Segen werden, wenn wir es mit Geist und Liebe erfüllen: aber es muß sich auflösen und uns zum Gericht werden, wenn wir es dem Spiel der materiellen Kräfte überlassen.

Seht, wir haben vorhin gesagt, daß eine ganz neue Zeit für unser Vaterland, ja für die Menschheit heraufgezogen ist. Das ist, soweit wir zurückdenken können, in der Geschichte einmal schon geschehen, als die alte Welt, die Antike, zusammenbrach. Alles wäre aber damals untergegangen und die volle Barbarei an die Stelle getreten, wären nicht das Evangelium und die Kirche gewesen. Sie und sie allein haben gerettet und erhalten und übergeführt, was zu retten war, und haben die neue Zeit gebaut. Ideale und Kräfte haben sie eingesetzt, und so wurde etwas, ja es wurde allmählich etwas Besseres. Die Antike ist einst gestürzt, und nun stürzt, wie man mit Recht gesagt hat, die Moderne. Wohlan! Gottes Mitarbeiter wollen wir sein, damit nicht das Chaos zurückkehre, sondern damit die wirklichen Kräfte und die unveräußerlichen Ordnungen des Alten erhalten bleiben und sich an dem Neuen aufs neue das Wort erfülle: „Es werde Licht, und es ward Licht."

Also kein Kleinmut! Wie darf ein Mensch kleinmütig sein, der noch Aufgaben hat, und wie darf ein Mensch verzagt sein, der Gott zum Freund und Vater hat! Haben wir nicht die Verheißung: „Sie gehen durch die Wüste und machen daselbst Brunnen“? Steht nicht vor uns das Bild jener Hagar, die ihren verschmachtenden Sohn hinwarf und sprach: Ich kann nicht zusehen des Knaben Sterben, und siehe, da tat Gott ihre Augen auf und zeigte ihr einen Wasserbrunnen? Dieser Wasserbrunnen fließt noch; auf uns kommt es an, daß wir unsre Gefäße füllen und den Knaben tränken.

Nicht Sorgen und Grämen, sondern Schaffen und Hoffen! Denkt nicht an euch, denkt an den Knaben! Es kann noch schlimmer werden mit dem Hunger, der Blöße, der Fährlichkeit und dem Schwert; aber wir wollen geloben, daß wir dabei an die anderen denken, und nicht an uns. Auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen – so auswerfen, wie es der Fischer tut. Wenn er auf See und auf dem Boote ist, denkt er an nichts anderes als an sein Boot und an sein Netz und an seinen Fischzug. Laßt fahren hin das Allzuflüchtige! Auf das Werk allein, das uns befohlen ist, wollen wir blicken!

Und da steht am Schluß noch ein Wort in unsrem Text: „Und da sie das taten, beschlossen sie eine große Menge Fische.“ Wer unter uns möchte es wagen, dieses Wort in der heraufziehenden Zukunft auf uns zu beziehen? Und gewiß, an Wohlstand oder gar an Überfluß wollen wir gar nicht denken. Aber doch – im Bunde mit Gott Großes tun und Großes von Gott erwarten, das ist Sache des Christen. Und es ist wahrlich schon etwas Großes zu wissen, daß unsre Arbeit keine vergebliche sein wird, und daß unser Gewinn in unsern Brüdern, deren Herzen und Sinn wir gewinnen sollen, bestehen wird. Mehr wünschen, mehr verlangen wir nicht. Das Übrige sei Gott befohlen. Er wird’s wohl machen, und Er bleibt bei uns. Darum sei unsre Losung: „Meister, wir sind Deine Mitarbeiter; auf Dein Wort wollen wir das Netz auswerfen.“
Amen.

25.
Politische Maximen für das neue Deutschland

Der akademischen Jugend gewidmet[60] (1919)

Adolf von Harnack

Wir sind in ein neues Zeitalter seit dem Weltkriege und der Revolution eingetreten, oder die Geschichte hat überhaupt keinen Sinn. Denjenigen, die die Parole ausgeben, wir Deutschen dürften und könnten nichts anderes tun, als uns auf *das Zeitalter Bismarcks* besinnen und es zurückführen, sage ich: *Diese Parole ist falsch*. Dieses Zeitalter ist unwiederbringlich dahin; der Zeiger der Zeit steht nicht mehr hier und kehrt niemals wieder dorthin zurück. Vor uns liegt, das ist unzweifelhaft, ob es gleich in mancher Hinsicht nicht so scheint, *das Zeitalter der Demokratie und des Sozialismus*, wobei Sozialismus nicht mit Sozialdemokratie zu verwechseln ist. Zwar haben in dem Frieden, den man uns auferlegt hat, der Imperialismus und Kapitalismus einen Teufelssieg errungen; aber sie werden den Charakter des Zeitalters nicht dauernd bestimmen. Daß wir zur Republik geworden sind, wäre vielleicht zu vermeiden gewesen; unvermeidlich aber war, daß, nachdem es geschehen, wir unter allen Völkern der Demokratie und der sozialen Orientierung den breitesten Spielraum geben mußten. Mit einem Unmaß von Ungerechtigkeit und Untreue wurde uns die Republik beschert – aber wann ist es in der Geschichte anders gewesen? – und Mut und Aufopferung haben andrerseits bei ihrer Begründung nicht gefehlt. Doch dem sei, wie ihm wolle, wir haben die Republik, und wir müssen alles tun, um sie auf den gegebenen Grundlagen zu festigen. Sie wird noch durch schwere Prüfungen gehen

[60] Textquelle | HARNACK 1923, S. 321-324. („Das sechste Stück: ‚Politische Maxime für das neue Deutschland' ist ein kurzes Resumé aus mehreren Ansprachen, die ich im Jahre 1919 vor Studenten gehalten habe und über die z.T. in den Tageszeitungen berichtet worden ist": HARNACK 1923, S. 418.)

müssen, um sich zu läutern; wir sind bereits mitten in ihnen. Welche Richtlinien müssen wir ernst und entschlossen befolgen?

1. *Ohne nationales Bewußtsein kein Volk, ohne Humanität keine wahre Größe*. Seitdem die Kultur von christlichen Völkern getragen wird, ist jede Fragestellung, welche die Begriffe Volkstum (Vaterland) und Menschheit (Humanes Ideal) als Rivalen ansieht, unrichtig, so oft diese Begriffe auch noch in christlicher Zeit, und erst recht heute wieder, als Rivalen aufgetreten sind. Das Christentum sowohl als unsre deutschen großen Führer der klassischen Zeit lehren uns, daß wir unsre Ideale und auch unsre Arbeit auf die *Menschheit* einstellen sollen; aber andrerseits lehrt uns die Geschichte, daß – einzelne große Geister ausgenommen, die der ganzen Menschheit geschenkt sind – Niemand zu gedeihen und fruchtbare Arbeit zu leisten vermag ohne *Volk und Vaterland*. Man dient daher der Menschheit, indem man bewußt und mit allen Kräften die besonderen Gaben ausbildet und pflegt, welche dem eigenen Volk geschenkt sind. Ein wirklicher Menschheitsbund aller guten, edlen und starken Geister, der Gottesstaat auf Erden, ist das höchste Ideal, das uns immer vorschweben muß. Ein Ansatz zu seiner Verwirklichung in der römisch-katholischen Kirche, für freie Geister unannehmbar, ist doch eine Weissagung auf die Zukunft und unterdrückt nicht notwendig die Güter, Volk und Vaterland. Dagegen haben sich die Ansätze, welche in den Versuchen *eines* Volks gegeben sind, als Weltmonarchie die ganze Menschheit von sich abhängig zu machen, niemals ohne die schwersten Vergewaltigungen zu entwickeln vermocht. Das Schwert eines jeden Volks muß daher aufblitzen, um seine Güter gegen den Welt-Cäsarismus eines Volks zu verteidigen. Kein Chauvinismus und kein wurzelloser Kosmopolitismus, sondern *deutscher Geist und Menschheitshorizont*.

2. *Ohne Autorität keine Organisation*. Gesunde Verhältnisse, auch in der Demokratie, vermögen sich nur zu entwickeln, wenn der Unterschied von Führern und Geführten, von Führenden und Ausführenden gewahrt wird, wenn die Autorität der Erfahrung und der Leistung in Kraft bleibt, und wenn die Ehrfurcht vor sittlicher Größe alle Glieder des Gemeinwesens beherrscht.

3. *Ohne Persönlichkeit kein lebenstüchtiges und lebenswertes Leben.* Die Demokratie steht stets unter den Gefahren der Gleichmacherei und der umgekehrten Auslese. Es dürfen daher keine Einrichtungen geschaffen

werden, die lediglich zur Erziehung von Dutzendmenschen führen und das Aufkommen selbständiger Persönlichkeiten hemmen. „Den Geist dämpfet nicht“, und gebt jeder persönlichen Kraft ihren freien Spielraum!

4. *Ohne Bekämpfung der Klassengegensätze kein innerer Friede*. Der innere Krebsschaden Deutschlands ist der Klassen-Egoismus und der Klassen-Argwohn. Die Akademiker müssen hier im Kampfe vorangehen; es darf niemals wieder heißen: Hier Bürger, hier Arbeiter!

5. *Ohne Kapital keine Kultur*. Kultur gibt es nur, wenn es hier und dort, im Geistigen und Materiellen, tiefe Brunnen gibt; sie gedeiht nicht, wenn sie von Regentropfen leben soll, die gleichmäßig und spärlich auf das Land fallen.

6. *Ohne Macht kein Staat*. Gesellschaft und Wirtschaft allein vermögen ein Gemeinwesen nicht zu bauen und nicht zu erhalten; auch ist unter ihrer Herrschaft das Aequum und Justum immer in Gefahr, und die Plutokratie ist das Ende. Die Demokratie braucht daher einen Staat und zwar einen machtvollen Staat; denn ein Staat ohne Macht ist ein Spott. Es ist unsre größte und schwerste innerpolitische Aufgabe, über dem Volk, über der Gesellschaft und über der Wirtschaft den Staat als Gegenstand freudiger Wertschätzung in Kraft zu erhalten und ihn so auszubauen, daß er dieser Wertschätzung wert ist. Keine Sorge ist heute größer als die, ob das gelingen wird!

7. *Ohne Selbstlosigkeit und Gottesfurcht keine Zukunft*. Sozialismus heißt nicht: alle für einen, sondern jeder für alle. Der Sozialismus legt – und das gilt auch von der Demokratie – die größten sittlichen Verpflichtungen auf, weil viele äußere Bindungen in ihm aufgehoben sind. Er wird lediglich eine transitorische Bedeutung haben, ja er wird den letzten Rest von Sittlichem im Volke verderben, wenn er seinen Bürgern nicht predigt: Erst Pflichten, dann Rechte. Der Idealismus war oft schwach, löchrig und heuchlerisch; da versteht man es zur Not, daß die Sozialdemokratie überall mit materialistischen Motiven gearbeitet hat. Aber diese Zeit ist vorüber und muß ausgelöscht sein. Die soziale Republik wird auf eine höhere sittliche Stufe treten müssen oder sie wird bald ausgespielt haben.

26.
Offener Brief an Herrn Clemenceau

6. November 1919[61]

Adolf von Harnack

Herr Minister!

In einer im Oktober gehaltenen Rede im Senat haben Sie das zum Anfang des Krieges veröffentlichte „Manifest der sogenannten 93 Deutschen Intellektuellen" verlesen und es „ein schlimmeres Verbrechen" genannt, „als alle anderen Taten, von denen wir wissen". Sie bezeichneten auch das Manifest als „schamlos" und die, welche es unterzeichnet haben, als „dreiste Lügner".

Es ist ungewöhnlich, auf solche Beleidigungen und Verleumdungen zu antworten; aber da es sich hier *um die wichtigste Frage der Gegenwart* handelt, nämlich um die Schuld am Kriege, darf ich nicht schweigen. Ich ergreife das Wort, obgleich ich das Manifest nicht verfaßt und es im Wortlaut, wie so viele der Unterzeichner, erst nach seinem Erscheinen kennengelernt habe.

Sie selbst heben als den schlimmsten Satz in dem Manifest die Worte hervor: *„Es ist nicht wahr, daß Deutschland diesen Krieg verschuldet hat*; weder das Volk hat ihn gewollt, noch die Regierung, noch der Kaiser." In der Tat – *auf diesen Satz kommt alles an*. Die übrigen Sätze stehen in zweiter Linie und erklären sich aus dem geschichtlichen und psychologischen Moment, in welchem das Manifest verfaßt worden ist. Ich kann einige dieser Sätze im Unterschied von dem ersten heute nach besserer Kenntnis in ihrem vollen Wortlaut nicht mehr anerkennen, und so urteilen zahlreiche Unterzeichner mit mir. Die Verletzung der Neutralität Belgiens bedaure ich jetzt, da mir die Entschuldigung, an die ich einst auf Grund falscher Berichte geglaubt habe, nicht mehr genügt. *Nach wie*

[61] Textquelle | HARNACK 1923, S. 303-305. (Zuerst veröffentlicht in der „Täglichen Rundschau" vom 6. November 1919.)

vor trete ich für unser tapferes und diszipliniertes Heer ein gegenüber der Verleumdung, daß es ein Heer von Barbaren sei, und gegenüber den tückischen Versuchen, einen Keil zwischen das Heer und das deutsche Volk samt seinen Gelehrten und Künstlern zu treiben; aber ich gestehe zu meinem tiefen Bedauern zu, daß ein Satz wie der, daß keines einzigen belgischen Bürgers Leben und Eigentum von unseren Soldaten angetastet worden ist, ohne daß die bitterste Not es gebot – nicht haltbar ist. Als dieser Satz niedergeschrieben wurde, hatte schon der systematische Lügenfeldzug der feindlichen Presse gegen uns begonnen; *er stürzte die Wahrheit in ein Chaos und raubte uns den Glauben an alle Nachrichten, die aus dem Lager der Gegner kamen*. Es wurden alle unsere geistigen Güter als Plagiate und Täuschungen in den Staub gezogen; es wurde schlechthin alles, was wir im Felde und zu Hause taten, als ein gemeines und verbrecherisches Treiben verleumdet, und es wurden uns fast alle Wege der Verteidigung vor der Welt abgeschnitten. In gerechter Empörung darüber und in der Zuversicht, daß unsere Oberste Heeresleitung jede militärische Ausschreitung einzelner bestrafe, sind die obigen Worte im guten Glauben geschrieben worden.

Sind Verbrechen im Kriege geschehen, so sollen die Schuldigen *auf beiden Seiten* bestraft werden ohne Ansehen der Person; aber wie verschwindend klein ist selbst die große Summe der schrecklichen. Verbrechen im Kriege gegenüber dem Kapitalverbrechen, diesen Krieg entzündet zu haben.

Die Schuld am Kriege – das ist die entscheidende Frage! Wir Deutsche haben alles getan, um die Erkenntnis der Wahrheit zu ermöglichen. Wir haben unsere Archive geöffnet; wir haben eine Staatskommission niedergesetzt; wir haben Gelehrte mit der Untersuchung betraut, die mit Mißtrauen unserer früheren Regierung gegenüberstehen. Bisher hat sich mit steigender Klarheit ergeben, daß die russische Regierung die Schuld am Ausbruche des Weltkrieges trägt, und daß ihn weder der Deutsche Kaiser, noch die Regierung, noch das deutsche Volk provoziert hat. Wenn Sie, Herr Minister, das bestreiten, *warum* widerlegen Sie diese Erkenntnis nicht? *Warum* öffnen Sie die französischen Archive nicht? *Warum* hat Herr Lavisse die Herausforderung Delbrücks zu einer historisch-wissenschaftlichen Diskussion über die Schuldfrage abgelehnt? *Warum* schweigen Sie hartnäckig gegenüber der Versailler Denkschrift

über den Ausbruch des Krieges? *Warum* haben Sie sich nicht zu den Veröffentlichungen aus den russischen Geheimarchiven geäußert? *Warum* ist das russische Orangebuch und das französische Gelbbuch über die Reihenfolge und den Umfang der Mobilmachungen in Österreich und Rußland gefälscht worden? *Warum* ist der Antrag auf Untersuchung der Schuldfrage durch eine neutrale Kommission abgelehnt worden? Und *noch eine Frage* – hat die französische Regierung wirklich sämtliche Instruktionen veröffentlicht, die sie in den letzten Julitagen 1914 ihrem Botschafter in Petersburg gegeben hat?

Solange Sie diese Fragen nicht beantwortet haben, sind Ihre Äußerungen über den Ursprung des Krieges und die Schuld an ihm *nur parteiische Deklamationen*. Wir aber werden nicht aufhören, diese Fragen zu stellen, bis unsere Gegner sich endlich entschließen, *ihre Karten aufzudecken* und sie einer unparteiischen Untersuchung zu übergeben.

Berlin, den 6. November 1919. A. v. H.

27.
Was hat die Historie an fester Erkenntnis zur Deutung des Weltgeschehens zu bieten?

Ein Vortrag[62] (Frühjahr 1920)

Adolf von Harnack

Allem zuvor danke ich Ihnen für Ihre freundliche Einladung; es ist mir eine Freude, zu Ihnen sprechen zu dürfen. –

Warum treibt man überhaupt „Geschichte"; warum dürfen wir „Geschichte" treiben? Ich denke, wir stehen in der Beantwortung dieser Frage auf einem gemeinsamen Boden. Treiben wir Geschichte, um uns zu unterhalten? Ist sie ein „Divertissement"? So dachte man häufig noch im 18. Jahrhundert. Allein dann greife man lieber zu Novellen, Romanen und Dramen; sie sind meistens viel unterhaltender als die Geschichte. Shakespeares Königsdramen z.B. sind interessanter als die einfache Erzählung der englischen Königsgeschichte. Oder treiben wir Geschichte, lediglich um dem nüchternen Erkenntnistrieb in uns zu folgen? Nun, es mag einem einzelnen unter besonderen Umständen nachgesehen werden, daß er sein ganzes Leben der Befriedigung des Erkenntnistriebes opfert, und es soll anderseits von jedem Denkenden verlangt werden, daß er ihn auch auf dem Gebiete der Geschichte lebendig erhält. Aber wenn Geschichtskenntnis eine Aufgabe ist und sein soll, die der ganzen Menschheit gestellt ist als ein wesentlicher Teil der Erkenntnis über-

[62] Textquelle | HARNACK 1923, S. 171-195. Dazu HARNACK 1923, S. 417: „Das zehnte Stück ‚Was hat die Historie an fester Erkenntnis zur Deutung des Weltgeschehens zu bieten?' ist ein Vortrag, den ich auf der Aarauer Studentenkonferenz im Frühjahr 1920 auf diese mit gestellte Frage frei gehalten habe. (Erschienen in der Referaten der Konferenz 1920). Der Vortrag ist von mir nachträglich aus dem Gedächtnis niedergeschrieben und an einigen Stellen erweitert worden. Er berührt sich in seinem ersten Teil stark mit dem Münchener Vortrag 1917 […] Allein ich wollte ihn doch nicht unterdrücken, da er in seinem zweiten Teil jenem Vortrag gegenüber selbständig ist und sich u.a. auch mit *Spengler* auseinandersetzt."

haupt, so muß sie *Gegenwartscharakter* haben und mit unserem *Handeln* in engster Beziehung stehen; denn nicht um uns zu unterhalten oder um zu kontemplieren sind wir auf der Welt, *sondern um das Ganze zu fördern und unserem Nächsten zu dienen*. Niemand, also auch der Historiker nicht, darf sich dieser Aufgabe entziehen. Die „Geschichte" aber muß dieser Aufgabe entgegenkommen; sonst müssen wir sie lassen und uns einer anderen Tätigkeit zuwenden. Wir treiben Geschichte, nicht nur um zu erkennen, nicht nur um zu wissen, was geschehen ist, sondern um uns von der *Vergangenheit* zu befreien, wo sie uns zur Last geworden ist, ferner um in der *Gegenwart* das Richtige tun: zu können, und drittens um die *Zukunft* umsichtig und zweckmäßig vorzubereiten. Nur dann, wenn wir durch die „Geschichte" dazu in den Stand gesetzt werden, ist ihr Recht erwiesen, sich neben die anderen großen Aufgaben stellen zu dürfen, welche der Menschheit gesetzt sind. Ich nehme an, daß dies auch Ihre Meinung ist. –

Das mir von Ihnen gestellte Thema lautet: *„Was hat die Historie an fester Erkenntnis zur Deutung des Weltgeschehens zu bieten?"* Ich höre aus dieser Frage – ich weiß nicht, ob mit Recht – einen Unterton des Zweifels oder der Sorge heraus und glaube sie daher in zwei Fragen zerlegen zu müssen:

1. *Hat die Historie überhaupt feste Erkenntnisse zu bieten?*
2. *Welches ist die Erkenntnis, die die Historie zur Deutung des Weltgeschehens zu bieten vermag und welcher Wert kommt dieser Erkenntnis zu?*

I.

Hat die Historie überhaupt feste Erkenntnisse zu bieten? Es wird das von mehr als einer Seite bestritten. Der Logiker tritt auf und sagt uns, daß man in der Geschichte niemals das Experimentum crucis machen könne; man vermöge niemals einen Faktor auszuschalten, um festzustellen, wie das Geschichtsbild und der Geschichtsverlauf ohne ihn aussehen. Der Untersuchungsrichter tritt auf und belehrt uns, daß die Konstatierung eines einfachen Tatbestandes – oft schon am nächsten Tage – trotz vieler Zeugen nicht mehr möglich ist, weil Veranlassung und Ablauf, Motiv und Verschuldung alsbald von einem dichten Nebel umflos-

sen sind und Aussage gegen Aussage steht. Zu ihnen gesellt sich endlich der Diplomat und versichert uns mit einem feinen Lächeln, daß die ganze sogenannte „Geschichte der Neuzeit“ – wieviel mehr die des Mittelalters und des Altertums! – eine fable convenue sei, eine Legende, die jede politische Partei sich zu ihren Zwecken gestalte; die wichtigsten Akten fehlen oder seien dem Historiker verschlossen, aber wenn sie auch sämtlich vorhanden und zugänglich wären, so stünde auch in den Akten nur die halbe Wirklichkeit und dazu noch viel unabsichtliche und absichtliche Unwahrheit. Wer z.B. heute eine Geschichte Luthers oder der Reformation schreibe, der schreibe *seine* Geschichte Luthers oder der Reformation, und so sei es überall.

Diese Einwürfe sind sämtlich unwiderleglich, ja man kann sie noch verstärken: Unzweifelhaft ist, daß alle Geschichte um so falscher wird, je genauer man sie mit allen Umständen und Motiven erzählt – Historia quo accuratius eo falsius narratur –, und völlig berechtigt ist *Goethes* scheltende Klage: „Glaubst du denn von Mund zu Ohr sei ein redlicher Gewinn?“ Allein andererseits können wir dem Logiker, dem Untersuchungsrichter und dem Diplomaten entgegenhalten: „Die Geschichte, die ihr meint, ist gar nicht die Geschichte, um die es uns zu tun ist; wir sind keine Motiverforscher, keine Herzenskündiger und keine Hilfsschreiber des Weltgerichts: wir wollen auch nicht *Geschichten* hören, sondern *Geschichte* erkennen. Geschichten sind ein Haufe glitzender und schillernder Steine von ganz verschiedener Härte; Geschichte aber ist *ein* großer herrlicher Kristall. Hier an dieser Stelle möchte ich zur Klärung der Sache auch darauf sofort hinweisen, daß zwischen „Geschichte“ und „Biographie“ scharf zu unterscheiden ist. Das Ziel der Geschichtsforschung ist, das subjektive Element ganz auszuschalten und einen großen Bau von strengster Objektivität zu errichten; der Biograph dagegen muß seinen Helden nacherleben können, um ihn dann aufs neue erstehen zu lassen. Diese Aufgabe nimmt *alle* geistigen und seelischen Kräfte in Anspruch und ist zugleich eine künstlerische; denn nur so kann das Nachschaffen gelingen. Der subjektive Charakter ist hier also nicht nur nicht ausgeschaltet, sondern gefordert; denn eine Biographie kann niemals etwas anders sein als ein Doppelbild; sie ist immer *auch Selbstbiographie* des Biographen. Nur eine Mehrzahl von Biographen vermag sich daher in ihrer Gesamtheit der Objektivität zu nähern.

Kehren wir zur Geschichte zurück. Gibt es in ihr etwas Festes und Sicheres? Wir bejahen diese Frage unbedingt. Es gibt eine Fülle wichtigster Tatsachen, deren Wirklichkeit schlechterdings nicht bestritten werden kann. Da sind *erstens* die großen Ereignisse der Weltchronik, die als solche und in ihrer Aufeinanderfolge keinem Zweifel unterliegen. Von den Perserkriegen an bis zum großen Weltkrieg, den wir soeben durcherlebt haben, stehen sie in den Hauptlinien ihres Spielraumes und in ihrer Reihenfolge fest, mögen Sie an die römische Weltmonarchie, an die Völkerwanderung, an das Reich Karls des Großen, an die Reformation, den dreißigjährigen Krieg oder an viele Dutzende von gleichwertigen geschichtlichen Weltereignissen denken. Warum diese Tatsachen feststehen – Jahre und Tage mögen in gewissen Grenzen schwankend bleiben –, braucht hier nicht erörtert zu werden: Sie alle wissen, daß sie fest stehen und daß man kein Wort der Widerlegung verschwenden würde, wenn jemand behaupten wollte, es habe nie eine Völkerwanderung gegeben oder die Reformation sei im 17. Jahrhundert entstanden oder Napoleon und sein Weltreich hätten überhaupt nicht existiert.

Zweitens aber besitzen wir aus allen Epochen der letzten 2500 Jahre und noch weit über sie hinaus Denkmäler. Ich verstehe unter Denkmäler alle noch vorhandenen Reste aus den vergangenen Epochen, mögen sie in Bauwerken, Statuen, Inschriften, Münzen, Urkunden, Handschriften usw. bestehen. Ihre Anzahl ist unermeßlich, und bei der großen Mehrzahl von ihnen ist jeder Gedanke einer Fälschung ausgeschlossen. Die ägyptischen Pyramiden kann man so wenig fälschen wie die Ruinen der großen Bauwerke von Assur und Babylon oder den Parthenonfries oder Dantes „Göttliche Komödie". Diese oder jene Statue, diese oder jene Münze oder Inschrift kann gefälscht sein; aber die griechische Plastik kann nicht das Werk einer mittelalterlichen Fälscherbande sein, und die vielen Hunderttausende babylonischer, persischer und römischer Inschriften müssen den Epochen angehören, aus denen sie zu stammen behaupten. Welch eine Fülle reichster Erkenntnisse aber strömt uns aus diesen Denkmälern! Was lehrt eine ägyptische Pyramide, ein griechischer Tempel mit seinen Bildwerken, ein gotischer Dom, was die Münzen und Urkunden aller Zeiten den denkenden Beschauer! Eine Kulturepoche nach der andern steigt aus ihnen auf, festumrissen in ihren Gedanken, in ihren Kräften und Zielen! Religiöses, öffentliches, wissen-

schaftliches und häusliches Leben, große und kleine Aktionen aller Art sind wiedererweckt, und die Vergangenheit stellt sich, wie wenn sie unvergangen wäre, der Gegenwart zur Seite.

Drittens endlich besitzen wir für zahlreiche hinter uns liegende Epochen bis hinauf zu dem alten babylonischen Gesetzbuch die *Institutionen*, die sie sich geschaffen haben. Unter Institutionen verstehe ich alles, was sich in Form von Gesetzgebungen, Rechtsbüchern, Verordnungen, Verträgen, Agenden, Liturgien, Schulordnungen, wirtschaftlichen Ordnungen usw. niedergeschlagen hat. Ich sehe in diesen Institutionen die eigentlichen Früchte der geschichtlichen Entwicklung, *auf die sich daher das Studium der Geschichte in erster Linie, ja nahezu ausschließlich zu richten hat.* Davon wird später noch zu reden sein; hier sei nur soviel bemerkt, daß, wenn es auch bei ihnen an Fälschungen nicht gefehlt hat und dieses oder jenes Einzelne noch heute unsicher ist, die Echtheit dieser Institutionen im großen und ganzen doch so unbestritten ist – nicht zum geringsten Teil, weil wir die Denkmäler besitzen –, daß eine Verteidigung der Echtheit sich mit Recht erübrigt.

Das mag sich alles so verhalten, wendet man ein, allein es ist damit nicht viel gewonnen; denn wirkliche Erkenntnisse gibt es nur da, wo *Gesetze* erkannt werden. Wie steht es mit ihnen in der Geschichte, vermag sie *Gesetze* aufzustellen?

Auf diese Frage muß man zunächst erwidern, daß schon die Anschauung von Tatsachen in ihrem Nebeneinander und Nacheinander ohne jedes „propter" im höchsten Maße lehrreich ist. Aus der Anschauung des Wirklichen und seines reichen Lebens strömt eine Fülle von Eindrücken, welche Seele und Geist erweiten und vertiefen. Durch das Bilderbuch bilden wir unsere Kinder, und im Bilderbuch der Geschichte setzt sich bei den Erwachsenen dieser Anschauungsunterricht fort bis zum Ende ihres Lebens. Durch nichts anderes läßt sich dieser Unterricht ersetzen. Weiter aber, das Wesen und die Bedeutung der „Gesetze" wird oft genug überschätzt. Es ist auch in den Naturwissenschaften häufig nicht so „objektiv" mit ihnen bestellt, wie manche Naturforscher heute noch träumen. Viele ‚Gesetze' entpuppen sich bei schärferer Kritik nur als vorläufige Abschlüsse, als mehr oder weniger fruchtbare Forschungshypothesen oder als bedingte, nicht aber als unbedingte Gesetze. Die neue Relativitätstheorie zieht selbst den *Newton'schen* Geset-

zen Schranken: sie gelten nur für einen bestimmten Raum, und dieser Theorie kommen die Nachweise *Spenglers* entgegen, die die Subjektivität, ja die beschränkende Willkür der verschiedenen Kulturepochen in bezug auf die Erfassung des Raums, der Größe, der Zahl und der Zeit an das Licht gestellt haben. Ferner aber entschleiern sich nicht wenige nachgewiesene Kausalbeziehungen als Tautologien, als Varianten der Aufmerksamkeit oder des sprachlichen Ausdrucks, und wenn uns manche dieser billigen Gesetze auch besser aufklären als der tiefsinnige Satz: „Weil der Wind weht, zieht es," so können sie doch nicht als wirkliche Bereicherungen unserer Erkenntnis gelten.

Die „Geschichte" vermag Gesetze im strengen Sinn des Worts nicht aufzustellen; denn, wenn sie auch, wie wir später sehen werden, zeigen kann, daß unter gewissen Bedingungen notwendig ein Verfall eintreten muß und unter anderen ein Aufstieg, so wird sich diese Erkenntnis auf den tautologischen Satz zurückführen lassen, daß Kraft sich immer nur als Kraft geltend machen kann und Schwäche immer nur als Schwäche. Die ‚Geschichte' vermag aber deshalb nicht Gesetze aufzustellen, weil ihre Objekte nur selten gezählt, gemessen und gewogen werden können und weil die Faktoren, auf denen sie beruht, teils zu kompliziert, teils unberechenbar sind. Niemand hat das einleuchtender deutlich gemacht als *Rümelin* in einer seiner ausgezeichneten Reden.

Die Faktoren der Geschichte verbieten es, weil sie zu kompliziert und unberechenbar sind, auf ihrem Gebiete Gesetze aufzustellen.

Da begegnet uns zuerst der *elementare* Faktor; er begreift alles, was uns in verschiedener, aber unüberwindlicher Weise umgibt und anhaftet, der Boden, das Klima, die körperliche und seelische Grundbeschaffenheit, Anlage und Charakter, Hunger und Liebe, Futterplatz und Futtermenge. So mächtig ist dieser Faktor, der sich in dem „Wirtschaftlichen" zusammenfassen läßt, daß eine große Historikerschule den gesamten Gang der Geschichte einschließlich der Ideengeschichte allein von ihm aus verstehen und als Kampf um das wirtschaftliche Dasein nachkonstruieren zu können glaubt.

Aber ein zweiter Faktor tritt uns entgegen; ich möchte ihn den *kulturellen* nennen. In jedem Moment der Geschichte ist die Gegenwart und ist jeder einzelne bestimmt durch das bis zu diesem Zeitpunkt angesammelte Kapital von Überlieferungen, Institutionen, Autoritäten, Erkennt-

nissen, Meinungen und Gewohnheiten. Der einzelne mag sich zu ihnen wie immer stellen, er bleibt doch in ihrem Bann; sie wirken mit der sanften Gewalt einer zweiten Natur; sie bestimmen schlechthin alles, ja man kann versucht sein, wie auch viele Historiker wirklich getan haben, die ganze Geschichte mit Vernachlässigung ihres elementaren Unterbaus als Geschichte der sich entfaltenden Kultur zur Darstellung zu bringen, als *politische* Geschichte im weitesten Sinn des Worts.

Neben diese beiden Faktoren aber tritt als dritter das Individuum, nicht nur die großen, in die Geschichte eingreifenden Männer, nicht nur der Genius, sondern jedes Individuum. Von diesem aber hat man richtig gesagt: „Individuum est ineffabile", d.h. es umschließt ein Element in sich, das unerschöpflich ist und jeder Erklärung spottet. Das gilt nicht nur von den menschlichen Individuen; es gilt auch von dem Individuum überhaupt und von jenen nur in besonderem Maße. Nach der eigentümlichen Anlage unseres Geistes, kraft der wir genötigt sind, durch Bildung immer umfassenderer Begriffe bis zur „Eins" vorzudringen – eine Anlage, die uns neben heller Aufklärung, die sie bietet, unzweifelhaft auch in schwere Illusionen stürzt – fällt es uns nicht schwer, alle Erscheinungen aufsteigend zu klassifizieren und nach immer stärkeren Streichungen ihrer Attribute und Eigenschaften glücklich in einem All-Einen verschwinden zu lassen, das wir je nach Zeitverhältnissen und Geschmack mit verschiedenen Namen benennen. Nun, hinauf können wir in dieser Weise wohl steigen: aber für den Abstieg fehlt uns jeder Kompaß. Wie man vom All-Einen – nenne man es nun Materie, Kraft, Energie oder bezeichne man es mit einem idealen Namen – auch nur den ersten Schritt: zu tun und die erste Explikation anzugeben vermag, um in langem Abstieg zu den wirklichen Dingen zu gelangen, das entzieht sich so vollkommen unserer Kenntnis, daß sogar jede Vermutung hier aufhört. Daß es Organismen gibt, Pflanzen gibt, Rosen gibt – schon dieses alles können wir nur als Tatsachen erkennen und vermögen über das Warum nichts auszusagen. Daß aber diese Rose mit dem besonderen Komplex ihrer Eigenschaften vor uns steht und schlechterdings, wenn man sie prüft, *nicht ihresgleichen hat*, ist vollends ein Ineffabile. Ebenso ist es unaussagbar und unerklärbar, warum eben dieses bestimmte Individuum in diesem Momente erscheint! Das gilt von den unbedeutenden Individuen nicht weniger als von den bedeutenden; aber nur bei diesen fällt es

uns auf. Wann erscheint der Genius? Wann erscheint der große Mann? Man sagt uns, auch er sei nur ein Exponent seiner Zeit und der Verhältnisse und komme stets, wenn er kommen muß. Aber so gewiß auch der große Mann ein Kind seiner Zeit ist, so gewiß ist er größer als sie und so gewiß ist ein Erscheinen unberechenbar. Die Behauptung, er käme, wenn er kommen muß, ist ein bloßes Gerede. Wie oft ist „die Zeit erfüllt", und man erwartet ihn vergebens! Wie oft und wie heiß wird er ersehnt und er kommt *nicht*! Welche ungeheuren Wirkungen aber in der Geschichte hat sein Erscheinen zur Folge, die alle im voraus unberechenbar sind! Wie unmöglich ist es daher, Gesetze des Verlaufs der Geschichte aufzustellen.

Zu dem allem kommt noch ein Doppeltes. Erstens das, was wir mit den rätselhaften Worten „Schicksal" und „Zufall" bezeichnen, haftet nicht nur an dem Individuum, es haftet auch an Tausenden von Vorgängen und durchkreuzt alle Berechnungen. Fast alle *Anlässe*, die latente Kräfte zur Wirksamkeit bringen, ungeahnte Kombinationen erzeugen und neue gewaltige Kausalreihen eröffnen, sind für uns „zufällig". Der Wind oder ein spielendes Kind oder boshafte Absicht kann einen überhängenden Stein zum Fallen bringen, und dieses Fallen kann gleichgültig sein oder „zufällig" das größte Unglück anrichten. So ist es im Kleinen wie im Großen des Lebens! Mögen uns auch alle Ursachen eines Geschehens klar und deutlich sein – warum und wie es beginnt, warum sich heute die Linien kreuzen und gestern nicht, das bleibt uns in der Regel verborgen. Zweitens aber, auch in denjenigen Vorgängen, die scheinbar rein gesetzmäßige sind, wie alle die, welche von den oben genannten elementaren Faktor abhängen, zeigt sich ein unberechenbares Element: denn das Naturhafte trifft den Menschen nicht, wie es Holz und Stein trifft, sondern als ein lebendiges und daher reagierendes Wesen, und diese Reaktionen sind bei den einzelnen ganz verschieden. Ein Erdbeben, eine Hungersnot, ein Krieg usw. hat gewiß in gewissen Grundzügen für alle ein und dieselbe Wirkung; aber daneben treten hier in den einzelnen Individuen ganz verschiedene Folgen auf: der eine läßt sich entmutigen und verzweifelt, der andere aber schafft aus der Not einen Chor von Tugenden; der eine wird selbstisch und feige, der andere opferfreudig und mutig. So war es in den Tagen *Fichtes* und *Schleiermachers*, so in dem Weltkriege, den wir erlebt, und so ist es immer. „Die

Menschen werden nicht durch die Dinge erregt," hat schon ein griechischer Philosoph gesagt, „sondern durch ihre Auffassungen von den Dingen." Das heißt doch nicht anderes, als daß jeder große Vorgang zwei Reihen von Wirkungen hervorbringt, die elementaren und die, welche im Geist und in der Seele entstehen; die letzteren sind oft genug die wichtigeren, und sie sind unberechenbar.

Aber wenn es nach dem hier Ausgeführten unmöglich ist, in der Geschichte Gesetze aufzustellen, so besitzen wir doch ein ausgezeichnetes, wenn auch nicht untrügliches Mittel, um die Fülle ihrer Erscheinungen zu ordnen, transparent zu machen und *zu verstehen* – das ist die *Analogie*. Die Analogie ist eine bestimmte Art der Induktion. Man hat sie stets in der Geschichtsschreibung geübt und hochgeschätzt, aber es ist *Spenglers* Verdienst in seinem gedankenreichen und tiefsinnigen Werk „Der Untergang des Abendlandes" ihre Bedeutung kräftig ans Licht gestellt zu haben. Er hat als Erster in der Historik das hohe Lied von der Analogie gesungen, und zwar hat er zunächst gezeigt, welch eine frappierende Analogie zwischen allen geistigen und seelischen Erscheinungen einer gegebenen Epoche besteht, und sodann, wie analog in allen großen Perioden das Drama des Aufsteigens, der Blüte, des Verfalls und des Untergangs abläuft. Dort hat er uns belehrt, daß von der Raum-, Zeit- und Zahl-Anschauung an, aber auch vom Ornament und der Arabeske an, über die Mathematik, die Musik, die bildende Kunst, die Wissenschaft und die Gestaltung des gemeinschaftlichen Lebens hinweg bis zur Erfassung des Ganzen in Philosophie und Religion *ein* und derselbe formende, gesetzgebende und symbolisierende Geist oder Stil in jeder Epoche nachweisbar ist; hier hat er uns darauf aufmerksam gemacht, daß die Stadien des Ablaufs der geschichtlichen Prozesse in überraschendster Weise und bis ins einzelne in allen Hauptperioden dieselben sind, so daß man von „Gleichzeitigkeiten" der Abschnitte entfernter Epochen sprechen muß, da der Zeiger der Zeit in jeder Periode um dasselbe Zifferblatt kreist.

In der Tat – wie die Kinder nahezu alles, was sie vor der Schulzeit lernen, aus der Anschauung und aus Analogieschlüssen lernen, so ist es auch bei den Erwachsenen und den Männern der Wissenschaft nicht anders. Gewiß, es sind zunächst nur Vermutungen, die sich aus den Analogieschlüssen ergeben, und wie sehr man sich bei ihnen irren kann,

zeigen die raschen Schlüsse der Kinder täglich und stündlich. Aber alles Lernen besteht zu einem großen Teil aus Korrekturen der Analogieschlüsse; die Vermutungen werden durch sie immer wahrscheinlicher, und sie steigern sich zuletzt zu *Vermutungs-Evidenzen*. Vermutungs-Evidenzen sind es, auf denen schließlich die ganze Sicherheit unserer Lebensführung und auch alles das in der Geschichtswissenschaft beruht, was man irrtümlich als Gesetze der Geschichte bezeichnet.

Aber vermag der Historiker auf Grund seiner geschichtlichen Erkenntnis zu prophezeien, vermag er Prophet der Zukunft zu sein? Niemand hat das bestimmter und stärker bestritten als *Jakob Burckhardt* und jede Möglichkeit, die Zukunft vorauszusagen abgelehnt, da es Gesetze in der Geschichte nicht gibt. Umgekehrt eröffnet *Spengler* sein Werk mit der Erklärung, die Historiker hätten bisher in blindem Unverständnis ihren Beruf verfehlt; er behauptet, die höchste, ja die eigentliche und einzige Aufgabe der Geschichtserkenntnis sei die Prophezeiung der Zukunft, und diese sei nicht nur annähernd möglich, sondern durchweg und ganz und gar. Diese überraschende These gewinnt Spengler eben aus seinen Nachweisungen über die Bedeutung der Analogie. Ich befinde mich diesen beiden gegensätzlichen Behauptungen gegenüber in der Lage, ein Urteil abgeben zu müssen, bei dem mir sonst in der Regel schwül wird: *die Wahrheit liegt in der Mitte*; doch muß ich *Burckhardt* mehr recht geben. Spengler gewinnt seine frappierende Behauptung durch eine kolossale Überschätzung der Analogie, indem er alles Ernstes der Meinung ist, daß sie, wenn man nur die einzelnen Kulturkreise richtig abgrenze, einen Irrtum überhaupt nicht zulasse, und indem er für eine quantité negligeable hält, was er durch sie in der Geschichte nicht zu bezwingen vermag. Davon werde ich im zweiten Teile noch handeln; hier aber beschränke ich mich auf folgendes: der Historiker vermag seine Fackel und sein Senkblei nur am Steuer, nicht aber an der Spitze seines Schiffs anzubringen. Die Fackel beleuchtet nur den schon durchmessenen Weg, und das Senkblei lehrt nur die Tiefen und Untiefen kennen, über die das Schiff bereits hinweg ist. Aber wie der Schiffer in der Regel sich nicht irrt, wenn er aus den letzten Beobachtungen im Vergleich mit den früheren auf die Beschaffenheit des Weges schließt, der noch vor ihm liegt – freilich vermag eine Sandbank das Land als nahes vorzutäuschen –, so wird sich auch der Historiker bei seinen Schlüssen aus der

Vergangenheit auf die Zukunft sehr oft nicht täuschen, und wie der Schiffer um so zuverlässiger in seinen Vermutungen werden wird, je erfahrener er als Seemann ist, so wird auch der Historiker um so sicherer in seiner Berechnung der Zukunft werden, je größer seine Geschichts- und Lebenserfahrung ist.

Fassen wir zusammen: auf die Frage: „Hat die Historie feste Erkenntnisse zu bieten?" antworten wir: Die Historie, bis in das graue Altertum zurückschreitend, bietet für die sich ablösenden Epochen eine Fülle *gesicherter* und bedeutender Tatsachen aus allen Zweigen des Lebens; sie vermag sie nicht nur als einzelne anschaulich und transparent zu machen, sondern auch vermittelst der Analogie zu einheitlichen Gruppen zu ordnen und ihre Abfolge durch Vermutungen und Vermutungs-Evidenzen zum Verständnis zu bringen. Aus diesen Vermutungen heraus vermag sie endlich auch in die Zukunft zu schauen; doch muß hier stets vorbehalten bleiben, wie bei der Vorhersagung des Wetters, daß sie sich irrt. Dort wie hier darf man aber um des möglichen und oft genug eintretenden Irrtums willen die Prophezeiung nicht einstellen.

II.

Welches ist die Erkenntnis, die die Historie zur Deutung des Weltgeschehens zu bieten vermag und welcher Wert kommt dieser Erkenntnis zu? Damit sind wir zur Hauptfrage gelangt. Ich knüpfe hier an das an, was ich über die Institutionen bemerkt habe. Wir studieren Geschichte letztlich, um die Institutionen kennen zu lernen. Ob es sich um Kriege, Diplomatie und Politik, ob um Kunst und Wissenschaft, ob um Kirche und Schule usw. handelt – immer muß sich unsere Geschichtsforschung darauf richten, die Ergebnisse der Entwicklungen kennen zu lernen; diese aber treten uns als Verträge, Verfassungen, Gesetzgebungen, Schullehren und -Verordnungen, Kirchenordnungen, Liturgien, Katechismen usw. entgegen.

Wir gewahren aber ferner, *daß schlechterdings nichts* – auch der große Mann und der Genius nicht – *dauernd auf die Gemeinschaft der Menschen Einfluß gewinnt, was sich nicht in Institutionen niedergeschlagen hat*. Können wir eine bedeutende und erfolgreiche geschichtliche Entwicklung nicht so weit hinausführen, daß wir zu den Institutionen gelangen, die sie hervorgebracht hat, so ist diese Entwicklung entweder noch nicht abge-

schlossen oder unsere Erkenntnis derselben ist noch unvollständig. So gewaltig die Wirksamkeit des einzelnen auch sein mag, und so unermeßlich der Einfluß von Person zu Person – auf die in gesellschaftlichen Gruppen sich darstellende Gesamtheit wirkt dauernd nur die formgebende, zielsetzende und autoritative Institution, die geschriebene und neben ihr auch die ungeschriebene. deutlich sich aussprechende.

Diese Institutionen aber drängen von selbst dazu, sie einerseits in der Aufeinanderfolge der gleichartigen, andererseits in dem Nebeneinander der gleichzeitigen zusammenzufassen und zu studieren; hieraus ergeben sich für die Geschichte Längsschnitte und Querschnitte. Alsbald zeigt sich, einfach durch die bloße Zusammenordnung, Leben und Bewegung in diesen Schnitten. Die Längsschnitte lehren uns die *Richtung* der Bewegung sowie die *Kraft* oder *Schwäche*, die sich hier abwechselnd geltend gemacht haben; die Querschnitte lehren uns den *Charakter* und den *Stil*, dazu die größere oder geringere *Einheit* in einem gegebenen Moment.

Kein anderer Historiker hat in den letzten Jahrzehnten mit solcher Virtuosität die Kunst dieser „Schnitte" geübt und sie so tiefsinnig gedeutet wie *Spengler*, aber auch kein anderer hat sich bei diesen Schnitten so stark vergriffen. Zwar in seinen Querschnitten und in ihrer Deutung hat er Ausgezeichnetes geleistet und den Charakter und Stil einzelner Epochen in ihrer Einheitlichkeit meisterhaft zum Ausdruck gebracht, wenn es auch hier an Gewaltsamkeiten nicht fehlt und der Schnitt sich öfters von der geraden Linie allzuweit entfernt und eine Zickzacklinie darstellt. Aber seine Längsschnitte sind zu einem großen Teile willkürlich, ja unbegreiflich. Ein Beispiel: *Spengler* läßt mit dem Auftreten des Christentums eine neue Hauptperiode beginnen; diese soll sich aber vom 7. Jahrhundert an nicht mehr im Christentum, sondern im Islam fortsetzen. Dagegen soll um das Jahr 1000 eine ganz neue Hauptperiode in Westeuropa anfangen – die Periode, in deren Verfall und Untergang wir jetzt stehen –, für welche das alte Christentum nur noch ein fortgeschleppter Ballast ist oder eine Hülle, unter deren Decke sich das Alte vollkommen transformiert hat. Daß mindestens für die erste Hälfte dieser Zeit der Kirchenvater Augustin der große Lehrer gewesen und daß andererseits in der Mitte dieser Periode neue Kräfte sich geltend gemacht haben, sieht *Spengler* nicht. Dagegen sieht er im Islam die eigentliche Fortsetzung des

Christentums, was nicht einmal für den Orient, obgleich er dort der Kulturträger wird, richtig ist; denn diese Kultur ist überhaupt keine selbständige, sondern die persisch-griechische. Den Gegenbeweis – *Spengler* hat einen Beweis hier zu geben nicht einmal versucht – kann man ruhig abwarten.

Doch kehren wir zur Sache zurück. Die Längs- und Querschnitte bringen uns die Deutung der Geschichte auf der ersten Stufe. Die Längsschnitte, sagten wir, lehren uns die *Richtung* und die *Kraft* erkennen; damit aber ist Außerordentliches gewonnen; denn das ist die entscheidende Frage, in welcher *Richtung* man sich bewegte und welche *Kraft* man eingesetzt hat. Man hüte sich, vorschnell in der Geschichte nach „Richtig oder Unrichtig", „Wahr oder Falsch" zu fragen, sondern man suche vor allem nach der Richtung. Die Platonische Philosophie z.B. oder die katholische Theologie mag in vielen oder in allen Punkten falsch sein, aber in ihrer Richtung, verglichen mit dem, was vor ihr war, besitzt sie einen unvergänglichen Wert. Blickt man überall bei geschichtlichen Entwicklungen, seien es nun politische, wissenschaftliche, künstlerische, religiöse usw., auf die Richtung, so wird nicht nur die tote Aufeinanderfolge der Erscheinungen lebendig, sondern auch deutbar und verständlich, zumal wenn man zugleich ins Auge faßt, mit welcher Kräftigkeit eine Erscheinung sich den Widerständen gegenüber geltend gemacht und wo und warum eine Richtung sich verändert hat. Es kann einfach die *Zeit* sein, die sie verändert, ja sie ist an und für sich der stärkste Faktor in allen Richtungsveränderungen; denn alles einzelne lebt nur in seinen Verhältnissen zu anderen, Verhältnisse aber sind dem stetigen Wechsel der Zeit unterworfen. Wie sich das Verhältnis des Kindes zum Vater immerfort ändert und zuletzt der alternde Sohn dem greisen Vater ganz nahe kommt, so ist es auch in dem Verhältnis der nebeneinander wirkenden Institutionen. Darf ich einen mathematischen Vergleich einschieben: Bezeichnen wir das ursprüngliche Verhältnis zweier Größen durch a: b und nennen den Faktor der Zeit n, so erhalten wir den neuen Quotienten a+n: b+n. Man sieht sofort, daß, auch wenn der erste Bruch ein sehr kleiner ist, der zweite der Eins nahe kommen kann, wenn n nur genügend groß ist. Eben dies aber beobachten wir in der Geschichte fort und fort: Die Institutionen verschieben sich in ihren Richtungsverhältnissen einfach deshalb, weil sie nicht gleich alt sind und daraus entste-

hen ohne jedes Zutun Konflikte. Neben diesen Verschiebungen aber gewahren wir an vielen Stellen Richtungsänderungen, die durch Personen verursacht sind, die mit gewaltiger *Kraft* gewirkt haben. Oft war dabei ganz deutlich die neue Richtung in der Vergangenheit schon vorbereitet, aber es fehlte ihr lange Zeit hindurch an der *Kraft*, sich durchzusetzen. Die Geschichte zeigt uns also deutlich in ihren Längsschnitten, wieviel auf die *Kraft* ankommt; sie ist in ihrer Bedeutung der *Richtung* ebenbürtig, denn Richtungen bleiben stecken, wenn ihnen die Kraft nicht zu Hilfe kommt. Der epochemachende Mann ist immer, ja manchmal *nur*, der kräftige Mann.

Die Querschnitte aber, indem sie uns auf Charakter und Stil einer Epoche aufmerksam machen, rufen die Eigenart der Epochen zurück und lassen das scheinbar Getrennte, Disparate und Zufällige als die Darstellung einer großen Einheit erscheinen. Griechische Staatsverfassung, griechische Mathematik, griechische Plastik, griechische Religion und Philosophie gehören zusammen, und ebenso gehören gotische Dome, mittelalterliche Scholastik, mittelalterliche Verfassung zusammen. Aus dem überschauten Reichtum des Vielen und Einzelnen heraus entwickelt sich der Sinn für die Erfassung des intensiven Reichtums des Charakters und Stilgedankens einer Epoche; er kann deutlich erfaßt und beschrieben werden. Welch eine Erkenntnis! Zugleich aber wird der Sinn erweckt, diese Einheit zu vermissen, wo sie noch nicht oder nicht mehr vorhanden ist, und auf die Zersetzung und Verfall des Charakters und Stils zu achten.

Somit bietet die Geschichtswissenschaft bereits auf der ersten Stufe ihrer kritisch-beschauenden Tätigkeit Großes zur Deutung des Weltgeschehens. Durch ihre Längs- und Querschnitte lehrt sie die Richtungen und Richtungsänderungen zu erkennen, Leben und Stillstand, Kraft und Schwäche zu unterscheiden und den Charakter und Stil der Epochen zu würdigen.

Gehen wir einen Schritt weiter: *Alle Institutionen stammen aus Ideen*; dieser Satz gilt auch dort, wo es sich um rein wirtschaftliche Institutionen handelt. Es ist ganz undenkbar, daß jemals zwischen Himmel und Erde eine Institution getroffen worden ist, die nicht schon vorher als Idee da war. Also ist zwar alle Geschichte Institutionen-Geschichte; aber hinter dieser ruhen die Ideen und die Ideen-Geschichte. Daher: So gewiß

alles, was bloße Ideologie ist und es noch nicht zu Institutionen gebracht hat, noch nicht Geschichte ist, so gewiß ist alle Institutionen-Geschichte noch nicht durchschaut, wenn die treibenden Ideen nicht erkannt sind; die Ideen aber sind Geist.

Damit sind wir auf den Geist geführt, und es ergibt sich nun, daß alle Geschichte *Geistesgeschichte* ist und ein inneres Geschehen zur Voraussetzung hat; der Geist aber ist Einer. Wie viel oder wie wenig wir von ihm besitzen mögen – es ist immer ein und derselbe Geist, der in allen Hervorbringungen der Geschichte *und in uns* waltet. Damit sind wir aber aus dem ungeheuren Leben der Geschichte auf uns selbst zurückgeführt, oder vielmehr, eine tiefe Einheit zwischen allem Geschehen und dem Wesen unseres eigenen höheren Lebens ist aufgedeckt. Man kann also den alten Satz: „Homo sum, nil humanum a me alienum puto", auch so aussprechen: „Homo sum, nil historicum a me alienum puto", ja selbst dies ist noch zu wenig gesagt: Alles, was da in der Geschichte vorgegangen ist und vorgeht, *das bist du selbst*, und es kommt nur darauf an, daß du es mit Bewußtsein ergreifst. Darum ist uns alles, was in der Geschichte geschieht, nicht nur viel verständlicher als die Natur und ihre Vorgänge, sondern es kann auch geradezu unser inneres Eigentum werden und vollkommen mit unserem höhern Eigenleben verschmelzen. Daher dürfen wir es auch mit unserem eigenen Erleben und unserer Lebenserfahrung durchleuchten, dessen gewiß, daß wir es aus diesem heraus in steigendem Maße verstehen werden, weil der Geist sich dem Geiste entschleiert. Das ist die Deutung der Geschichte auf der zweiten Stufe.

Gestatten Sie mir hier einen Exkurs. Im Lichte dessen, was wir soeben ausgeführt – wie unsäglich kümmerlich erscheint da die heute so oft ausgegebene Parole, man könne aus der Geschichte nichts lernen und müsse sich daher auf das eigene persönliche Erleben zurückziehen oder, wie die noch Leichtfertigeren sagen, man sei auf der Welt, um sich „„auszuleben". Nein, das Umgekehrte gilt: Man muß mit Faust sein Ich zum Ich der ganzen Welt erweitern. Dies geschieht, ich rede kühnlich, indem man in edlem Hunger das ganze Weltgeschehen und alle die großen und guten Persönlichkeiten der Geschichte in sich aufnimmt und zu Eingeweiden seines eigenen Wesens macht. „Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, bleibt im Dunklen unerfahren, mag

vom Tag zum Tage leben.“ Nicht nur der Mensch, der spekuliert, ‚ist wie ein Tier auf dürrer Heide, von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, und um ihn her ist fette, grüne Weide,“ sondern noch mehr der Mensch, der sich auf das eigene Erleben beschränken will. Bei diesem Karusselfahren um das eigene Ich mag man sich ebenso eine genußreiche Reise vorspiegeln wie das Kind auf dem kreisenden Holzpferdchen; aber man sieht nichts Neues und kommt nicht vom Fleck. Dagegen sich durch die Geschichte innerlich zu erweitern, das gehört nicht nur zur Bildung, sondern *das ist Bildung*, und harmonisch schließt sich diese Bildung an das Innenleben unseres Geistes an. Bettelarm und gebunden bleiben wir, wenn wir uns auf uns selbst beschränken; reich und freier werden wir, wenn wir in jede Tür der Geschichte eintreten und uns in ihren weiten Räumen heimisch machen.

Die Erkenntnis aber, daß die Geschichte als Institutionen-Geschichte Ideen-Geschichte ist, klärt uns ferner über ein Problem auf, das häufig falsch gedeutet wird. Mit einem scheinbaren Recht stellt man oft ‚Institution‘ und ‚Leben‘ scharf sich gegenüber und erklärt nun, eben deshalb müsse man sich von der Geschichte befreien, weil sie durch ihre Institutionen die Selbständigkeit und Frische des Lebens lähme; die Institutionen seien der eigentliche Feind der Ideen und des Lebens, und man werde ihrer nur Herr, wenn man sie ignoriere oder bekämpfe. Richtig ist hier, daß Ideen und Institutionen in einem fortwährenden Kampfe stehen; allein sie stehen nicht deshalb in diesem Kampfe, weil sie etwas Gegensätzliches sind – die Idee etwas Lebendiges und die Institutionen etwas Totes –, sondern deshalb, weil keine Idee restlos in einer Institution aufgehen kann, und ferner weil jede Institution die Eigentümlichkeit besitzt, sich auch dann noch zu behaupten, wenn sie ihr Existenzrecht schon eingebüßt hat. Es muß daher fortwährend ein Kampf herrschen zwischen den Ideen und einem Teil der Institutionen, und berechtigt ist somit die Abkehr von der Geschichte, wenn diese Abkehr dem Veralteten gilt; allein das ändert nichts an der Tatsache, daß die Institutionen an den Ideen ihren Ursprung haben und aus dem Geiste sind. Auch kann man Veraltetes nicht dadurch bekämpfen, daß man es ignoriert und der Geschichte den Rücken kehrt, sondern nur dadurch, daß man es aus der richtig verstandenen Geschichte heraus vernichtet.

Über den beiden Stufen der Deutung der Geschichte, die wir kennen

gelernt haben, erhebt sich noch eine dritte, auf der das Verständnis des Weltgeschehens erst seine Vollendung empfängt. Diese Stufe ist aber zur Zeit noch immer sehr umstritten: Es handelt sich darum, ob man der Geschichte selbst einen *Wertmaßstab* für ihre Hervorbringungen entnehmen kann, oder ob man als *Historiker* auf jede Wertschätzung verzichten muß d. h. nur das *Sein* in bezug auf die Geschichte feststellen kann, aber nicht das *Sollen*. Eine große Schule behauptet es und sieht in den Wertschätzungen ein unreinliches Geschäft, da die Geschichtswissenschaft selbst nur Tatsächliches zu konstatieren imstande sei.

Man könnte zunächst gegen diesen Standpunkt einwenden, daß, solange es Geschichtsschreiber gibt – und auch heute ist es nicht anders –, noch kein großes Geschichtswerk erschienen ist, in welchem sich der Verfasser jedes Werturteils enthalten hat. Dieses Argument ist aber nicht hinreichend beweiskräftig, da die Schwäche der Historiker daran schuld sein könnte. Nein, die Sache selbst, d.h. die Längs- und Querschnitte in der Geschichte, geben einen Wertmaßstab an die Hand, freilich nur unter einer Voraussetzung, nämlich der, *daß das Leben etwas schlechthin Wertvolles* sei. Wer sich auf den Standpunkt stellt, daß alles, was entsteht, wert sei, daß es zu Grunde geht, mit dem läßt sich hier nicht rechten; aber dieses Wort stammt bekanntlich vom Teufel. Wer es aber zurückweist, der hat *an der Erhaltung und Förderung des Lebens* einen Maßstab, an dem er die Vorgänge der Geschichte zu messen und zu werten vermag. Selbstverständlich kann es sich dabei nicht um das körperliche Leben des einzelnen handeln, sondern um das höhere geistige Leben des Ganzen, zumal da letztlich von diesem auch das körperliche Leben des einzelnen abhängig ist; denn der Mensch ist ein „politisches Wesen".

Legt man nun diesen Maßstab an, so ist offenbar, daß die *Richtung auf die Erhaltung und Förderung des Lebens* richtig ist und die entgegengesetzte falsch, ferner daß Kraft wertvoll ist und Schwäche verderblich, endlich daß Einheit in Charakter und Stil ein Gut ist und Zerfahrenheit ein Übel. Hier haben wir den Maßstab für die wertende Deutung des Weltgeschehens, ohne bei der Religion Anleihen machen zu müssen. Weil unter gewissen Bedingungen alles zersplittert und wir selbst stückweise zerfallen, unter anderen aber das Leben erhalten wird, darum ist das eine schlecht und das andere gut. Um welche Bedingungen aber es sich hier handelt, das predigt die Geschichte unverkennbar deutlich:

Lebenerhaltend ist allein die Richtung und Kraft, die den Menschen und die Menschheit „von der Gewalt befreit, die alle Wesen bindet“, oder, wie es in der Bibel heißt: „vom Dienst des vergänglichen Wesens“, also von der Knechtschaft des Naturhaften und des eigenen empirischen Ichs. Lebenzerstörend aber – nicht nur das Leben des Ganzen, sondern schließlich auch des einzelnen –, ist die Richtung, welche das sinnliche Wohlergehen des einzelnen, damit aber auch den Kampf aller gegen alle, zum Mittelpunkt erhebt. Keinen Satz bestätigt die Geschichte in ihrem Verlaufe sicherer als das Wort Jesu, daß der, welcher nur sein Leben erhalten will, es verliert. Das Weltgeschehen zeigt, daß hinter der Richtung, welche kraftvoll über das Naturhafte und Egoistische aufstrebt, das Chaos liegt und der Tod.

Zu dieser kraftvollen Richtung gehört aber auch, daß sie sich nach allen Seiten zur Einheit ausgestaltet. Sie darf nicht nur eine schmale Linie bleiben, sondern sie muß, alles durchdringend und nach allen Seiten vordringend, Charakter und Stil werden und sich als Organismus auswirken. Das ist *Kultur*, die als solche gar nicht bestehen kann, wenn sie nicht das Naturhafte sich unterwerfend, fortwährend und alles erfassend tätig ist. Entflieht ihr das rastlose Streben, der nie ruhende Aufstieg und der Drang nach Einheit, so beginnt sie alsbald in bloßer Zivilisation zu erstarren, womit sofort der Zerfall absterbender Glieder einsetzt, bis die Barbarei eintritt, die um so abschreckender ist, je zahlreicher die Larven und Grimassen sind, in die sie die hohen Güter besserer Tage verwandelt hat.

Jede von dem Naturhaften aufsteigende Richtung, jede Kraft, jedes Ringen nach Einheit und Stil trägt seinen Lohn in sich selbst – die Erhaltung des Lebens. Und jede absteigende Richtung, jede Schwäche, jede Charakter- und Stillosigkeit trägt ihre Strafe in sich selbst – die Zersetzung, den Zerfall. Das hat zuerst *Augustin* aus der Weltgeschichte gelernt und diese Erkenntnis mit Menschen- und mit Engelzungen gepredigt – er, der erste wahrhaftige und große Deuter des Weltgeschehens. Er aber ist es auch gewesen, der, hellen Auges und mutig, in der christlichen Wissenschaft den Begriff des Lebens in den Mittelpunkt gerückt hat: alles Sein und. Leben, wenn es nicht ein Schein-sein und Schein-leben ist, ist *gut*, er nennt es Gottes Werk. Man verdankt ihm noch mehr: Er hat mit überzeugender Klarheit erkannt, daß alles menschliche

Streben und Tun ausschließlich und allein von der *Liebe* abhängt, entweder von der Liebe zu sich selber und dem Naturhaften oder von einer anderen, höhern Liebe. „Faciunt malos vel bonos mores mali vel boni amores.“ Er hat aber niemals gezweifelt, daß diese andere, höhere Liebe die *Gottesliebe* sei, die der Schöpfer tief in die Menschenbrust eingesenkt habe: „Du hast uns zu dir hin geschaffen.“ So weit kann die Geschichtserkenntnis, wenn sie sich reinlich auf ihr Gebiet beschränkt, nicht gelangen; aber sie kommt schließlich doch dieser Erkenntnis sehr nahe; denn nach dem Ausgeführten konstatiert sie die paradoxe Tatsache, daß alles wertvolle Geschehen in der Geschichte von dem mächtigen Drang zu einem höheren Aufstieg über das Naturhafte – bis zur freudigen Preisgabe des eigenen empirischen Lebens – und von der Wertschätzung eines rätselvollen „Ganzen“ und „Einen“ bestimmt ist, das mit leidenschaftlichem Wollen erfaßt wird. Es ist kein Zweifel – die Menschheit arbeitet in der Geschichte, „als ob Gott existiere“, als ob sie, von einem höheren Ursprung herstammend, diesen in zielstrebendem Wirken wieder erreichen müßte, dabei alle ihre Glieder zu einer Einheit zusammenschließend. Die Religion ist es, die dieses Streben als Gottes- und Nächstenliebe deutet. An dem Empirischen gemessen, ist dieses Streben vollkommen irrational, ein begeisterter hoher Drang zu etwas, was man nicht sieht noch hört und sich als mächtiges und beglückendes *Lebensgefühl* geltend macht.

Und zur Erkenntnis dieser großen Triebfeder der höheren Geschichtsbewegung tritt noch von einer anderen Seite eine ergänzende Beobachtung. Wir haben im Eingang des Vortrags bemerkt, daß man von der „Geschichte“ die „Biographie“ als eine besondere Aufgabe unterscheiden müsse. In bezug auf die Biographie aber ist zu sagen, daß das Wichtigste, was sie leistet, die *Ehrfurcht* vor großen und guten Personen ist, die sie in uns hervorruft. Indem sie uns Menschen kennen lehrt, die höher stehen als wir, deren Erkenntnis tiefer, deren Absichten reiner und deren Streben kraftvoller war, schließt sie uns durch ein geheimnisvolles Band mit ihnen zusammen, hebt uns zu ihnen empor und erfüllt uns zugleich ihnen gegenüber mit dem erhabenen Gefühl der Ehrfurcht. Wie aber der begeisterte Drang zum „Ganzen-Einen“ irrational ist, weil höher als alle Vernunft, so ist auch diese Ehrfurcht irrational; aber nicht nur hierin treffen sie sich, sondern auch in der Kraft, die beide besitzen, uns

ganz zu erfüllen, zu reinigen und zu stärken. „Das Beste in der Geschichte“, sagt *Goethe*, „ist der Enthusiasmus, den sie erregt.“ Dies Wort ist wahr, wenn unter Enthusiasmus das verstanden wird, was wir als leidenschaftlichen Drang zum Ganzen und als Ehrfurcht vor der persönlichen Erscheinung des Großen und Guten skizziert haben. Sieht man aber genauer zu, so sind es in der Geschichte nur wenige Hände, aus denen die ganze Menschheit als werdende Einheit unvergängliche Gaben empfangen hat; aber jedem von uns ist auf seinem Lebenswege ein Höherer, Reinerer, Kräftigerer begegnet, an dem er sich aufgerichtet hat.

Was die Geschichte zur Deutung des Weltgeschehens zu bieten vermag, haben wir festzustellen versucht; es erübrigt sich noch auf einige Fraugen kurz einzugehen, die nahe mit dem Ausgeführten zusammenhängen:

Gibt es einen Fortschritt in der Geschichte? Viele ernste Beobachter leugnen ihn, und Spengler glaubt sogar den Beweis gegen ihn erbracht zu haben; denn nach ihm sind die Kulturen in sich geschlossene große Kugeln oder Blasen, die langsam aufsteigen, ein Maximum der Ausdehnung erreichen und dann langsam zusammenschrumpfen und vergehen. Jede ist eine Größe für sich, ohne Zusammenhang mit der vorhergehenden und nachfolgenden; keiner kommt ein größerer Wahrheitsgehalt vor der anderen zu; denn die „Wahrheit“ ist überhaupt etwas Erträumtes, Unerreichbares, und keine besitzt ein Höheres über der anderen; denn die Menschheit bleibt immer dieselbe, und es gibt für sie kein Höheres oder Niederes. Allein, abgesehen von den Widersprüchen, in die sich *Spengler* verwickelt, und ohne auf die philosophische Grundfrage hier einzugehen, ist ein Doppeltes gegen ihn geltend zu machen. Erstlich ist es tatsächlich unrichtig, die Kulturen wie Perlen aufzufassen, die ohne Zusammenhang nebeneinander stehen, vielmehr quillt eine Kultur aus der anderen hervor und arbeitet mit einem großen Kapital, das sie aus der Kultur empfangen hat, die sie ablöst. Sie transformiert dieses Kapital in wundersamster Weise, aber sie wäre ohne dasselbe überhaupt nicht. Sodann läßt sich an einer Größe unzweifelhaft ein Fortschritt durch die Kulturen hindurch nachweisen, nämlich an der Wissenschaft als Naturerkenntnis und -beherrschung. Zwar will *Spengler* auch dies leugnen, aber umgeht im Grunde das Problem, statt deutlich Rede und Antwort zu stehen. Ist aber auf *einer* Linie der Fortschritt nicht

zu verkennen, weil es unleugbar ist, daß von den Tagen der Ägypter und Babylonier her an dem großen Bau der Wissenschaft, der in allem Wechsel der Kulturen sich als einheitlicher darstellt, fortschreitend gearbeitet worden ist, so ist die entsetzliche Vorstellung abgetan, daß in der Geschichte ein nichtswürdiger Kreislauf des Denkens und des Strebens den anderen ablöst, so daß alle Hoffnung sich auf die trostlose Aussicht reduziert, die heute zerplatzende Seifenblase werde nicht die letzte sein.

Gibt es einen fortwährenden Fortschritt in der Geschichte? Gewiß nicht; wir beobachten vielmehr schwere Rückschritte, wenn sie auch manchmal nur scheinbare sind oder sich nachträglich als Anläufe zu einem weiteren Fortschritt offenbaren.

Kann der Fortschritt ganz aufhören und die Menschheit wieder – über die Barbarei – *auf die Naturstufe zurücksinken*? Die Geschichte vermag diese Frage nicht zu beantworten.

Ist die Weltgeschichte das Weltgericht? Im einzelnen und kleinen ist die Frage zu verneinen, im großen ist sie nach dem, was wir ausgeführt haben, zu bejahen; denn falsche Richtung, Schwäche und Zerfahrenheit führen sicher zum Verfall und Untergang, Aufwärtsstreben aber, Kraft und Einheit zur Sicherung des Lebens. Aber in bezug auf die Deutung und Wertung von Zeitereignissen muß sich der Historiker große Zurückhaltung auferlegen – nicht nur, weil „Gott nicht jeden Tag die Zeche macht," sondern auch vor allem deshalb, weil der Historiker selbst in der Regel von den Zeitereignissen zu sehr affiziert ist, um unparteiisch sein zu können, und weil wir oft genug nicht klar zu erkennen vermögen, ob eine Kraft, weil sie abstirbt, nicht schon zum Hemmnis geworden ist, und umgekehrt, ob ein aufstrebendes Neues bereits keine gefährliche Rebellion bedeutet, sondern als Befreiung und Erlösung zu begrüßen ist. Gereifte Lebenserfahrung vermag hier viel, ähnlich wie beim Prophezeien; aber vor Irrtümern ist sie auch nicht geschützt. – Die letzte Frage endlich:

Wirkt die Beschäftigung mit der Geschichte nicht quietistisch, lähmt sie nicht das frische Handeln und Leben? Mit Nietzsche behaupten das heute viele und wenden sich von der Geschichte ab. Aber wer den hohen Orgelton des Weltgeschehens, wie er durch drei Jahrtausende rauscht, nicht vernehmen will, der muß am Glockenzug der Minute stehen, und das ist ein schlechter Tausch. Lähmend wirkt die Geschichte nur dann,

wenn man ihren tiefsten Inhalt nicht auf sich wirken läßt. Dieser ist wie wir gesehen haben, in der aufwärtsstrebenden Richtung, in der Kraftentwicklung, in dem Streben nach Einheit und in ihren großen und guten Personen gegeben. – Diese Mächte aber haben das eingeborene Vermögen, uns in sie hineinzuziehen und mit Leben zu erfüllen. Wahrlich: „Alles verstehen und alles verzeihen“, ist nicht das letzte Wort der Geschichte, sondern ihr letztes Wort ist der begeisternde Antrieb, sich in die Reihe der Helden zu stellen und in ihrer Nachfolge und mit ihnen zu wirken. „Ich halte diesen Drang vergebens auf, der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt.“ Wie also sollte die Geschichte lähmen? Nein, aus triebseligen und trübseligen Menschen will sie reine und hochgemutete schaffen, und noch mehr: im Blick auf die großen und guten Personen, die in die Geschichte eingegriffen haben, lernen wir, daß wir nicht völlig hilflos einem ehernen Geschick gegenüber stehen, sondern daß der wichtigste Teil unseres Schicksals in unsere eigene Hand gelegt ist. Bekennt euch also zum amor fati d.h. nehmt das Geschick hochgemutet hin und schafft es um!

28.
Deutschland und der Friede Europas

Berlin, Dezember 1921[63]

Adolf von Harnack

Der große Weltkrieg ist vor drei Jahren beendigt worden; aber der „Friede'" wütet noch immer und sein Wüten ist so schlimm wie der Krieg, ja er ist noch schlimmer; denn hier gibt es keine Sieger, sondern nur Besiegte; hier gibt es keine Neutralen, sondern nur geschlagene Nationen; hier gibt es kein Ende, sei es auch ein Ende mit Schrecken, sondern nur einen Schrecken ohne Ende – für ganz Europa!

Die Sinnlosigkeit des Weltkrieges offenbart sich in dem noch viel sinnloseren „Frieden", er ist seit drei Jahren die Geißel, mit welcher die Völker Europas zu Tode gepeitscht werden, die besiegten, die siegreichen und die neutralen.

Aber darf man sich wundern, daß Europa einen solchen Frieden erhalten hat? Ist er doch geboren aus dem Materialismus, aus der Rachsucht und aus der Furcht, den drei schlimmsten Mächten, welche das Handeln der Menschen bestimmen. Jede einzelne dieser Mächte genügt schon, um die Völker langsam zu zerstören; vereinigt aber werden sie die Zerstörung aufs schnellste besorgen; denn der Materialismus lähmt alles Gute und Edle, die Rachsucht vergiftet es, und die Furcht erstickt die Keime eines neuen Lebens.

Ich will im folgenden nicht vom Materialismus sprechen, auch nicht von der Rachsucht, sondern von der Furcht. Die Furcht, die diesen „Frieden" geschaffen hat und noch in Kraft erhält, ist die Furcht Frankreichs, Deutschland könne wieder stark werden, ja sei noch immer stark, und es könne sich eines Tages wieder erheben und einen Revanchekrieg unternehmen, darum müsse man es fort und fort noch schwächen und

[63] Textquelle | HARNACK 1923, S. 315-320. („Das fünfte Stück ‚Deutschland und der Friede Europas' ist im ‚Neuen Wiener Tageblatt' am 29. Januar 1922 veröffentlicht worden": HARNACK 1923, S. 418.)

peinigen und müsse dazu noch „Garantien“ haben, indem man lebensnotwendige Teile des Landes dauernd besetzt.

So denkt, so handelt das offizielle Frankreich – es gibt auch Franzosen, die anders denken, aber sie leiten nicht die Politik des Landes. Jüngst hat Herr Briand gesagt, Deutschland zerfalle in zwei Parteien, eine Partei des alten kriegerischen Geistes und eine Partei, die zurzeit die Regierung führt und friedfertig ist; aber jene Partei sei noch immer so mächtig, daß man nicht wissen könne, was die Zukunft bringen wird. Der ehemalige französische Kriegsminister hat dazu noch behauptet, Deutschland sei noch jetzt so stark, daß es in kurzer Zeit ein großes bewaffnetes Heer aufstellen und es gegen Frankreich ins Feld führen könne. Es gibt nichts Unrichtigeres und Unsinnigeres als diese Behauptung, und man darf hoffen, daß die anderen Mächte Europas gut genug unterrichtet sind, um ihre Politik nicht auf diese Basis zu stellen. Aber auch das Wort Briands bedarf einer Korrektur; Herr Briand hat etwas übersehen: er hat übersehen, daß die stärkste Macht in Deutschland seine Arbeit ist mitsamt den Arbeitern – den Kopfarbeitern und den Handarbeitern – und daß diese Macht den Frieden *braucht*, den Frieden *will* und den *dauernden Frieden vorbereitet*.

Die Arbeit Deutschlands – ein mittelalterlicher Schriftsteller hat einst gesagt, Gott habe seine großen Gaben auf die Völker verteilt, den Italienern habe er das Papsttum (sacerdotium) gegeben, den Deutschen das Kaisertum (imperium) und den Franzosen die Wissenschaft und die Arbeit (studium). Das war damals in der Tat richtig: die Führer der Wissenschaft und Arbeit waren die Franzosen, und sie haben sich die größten Verdienste um die Kultur erworben. Sie haben diese Verdienste auch in der Neuzeit vermehrt; aber die Verhältnisse haben sich geändert: das „Studium“ ist auf alle Kulturvölker verteilt, und es gibt hier auch keine führende Nation mehr. Aber darüber kann kein Zweifel sein, daß Deutschland in extensiver und intensiver Arbeit an der Spitze der Völker steht. Das haben selbst die Feinde Deutschlands, als sie während des Krieges den großen Verleumdungsfeldzug führten, widerwillig anerkannt. Sie haben erklärt, wir hätten niemals etwas entdeckt und nichts erfunden, seien überhaupt eine ganz geistlose Nation und nur als „Holzhacker und Wasserträger“ der Arbeit und Wissenschaft brauchbar, aber sie haben zugestanden, daß das ganze Volk bei uns auf allen Gebieten,

auf denen gearbeitet werden kann, arbeitet und mit seiner Arbeit die Erde erfüllt.

So war es vor dem Krieg, so war es im Krieg und so wird es nach dem Krieg bleiben; denn das deutsche Volk hat nur eine große Leidenschaft, die niemand auslöschen oder zermalmen kann, das ist die Arbeit. Ich rühme das nicht: denn ich weiß sehr wohl, daß dies auch die Schranke Deutschlands ist – der Mensch soll nicht nur Arbeiter sein –, sondern ich stelle einen Tatbestand fest. Hätte Deutschland den furchtbaren Krieg mit fast allen Völkern der Welt auch nur ein halbes Jahr aushalten können, wenn nicht hinter der Front seine Gelehrten, seine Techniker, seine Greise und Frauen in Stadt und Land mit einer beispiellosen Kraftanstrengung gearbeitet hätten? Und was geschah nach dem Krieg und mitten in der größten innerpolitischen Umwälzung, die Deutschland erlebt hat? Die Arbeit begann sofort wieder auf allen Linien. Unter den Stürmen der Revolution, unter dem Druck des Hungers, in den Fieberschauern leiblicher und seelischer Krankheiten, unter der Sichel des Todes, der die Säuglinge und Kinder mähte, und unter dem furchtbaren Versailler „Frieden" griff das deutsche Volk zu seiner Arbeit – in den Hörsälen und Laboratorien der Universitäten, in den Schulen, in allen Fabriken, in den Werkstätten der Handwerker, in Feld und Wald. Bald rauchten alle Fabriksschlote wieder, und nirgendwo blieb ein Arbeitsplatz unbesetzt.

Alle diese Arbeiter aber sind absolut friedlich; sie müßten wahnsinnig sein, wenn sie den Frieden nicht selbst wollten, den sie für ihre Arbeit brauchen – einen dauernden Frieden. Und sie wollen diesen Frieden nicht nur für sich, sondern auch für alle andern Völker und für die ganze Welt. Sie sind von ihrem großen politischen Lehrmeister Fichte belehrt worden, daß jedes Kulturvolk an seinem Teil für die ganze Menschheit einzustehen hat, der Menschheit verantwortlich ist und sich nicht nationalistisch einspinnen darf. Will man uns aber diese unsre Gesinnung nicht glauben, weil auch wir, wie jedes Volk, unsre „Chauvinisten" haben, so möge man an die innere Logik der Sache denken; wer die Leidenschaft der Arbeit hat, wie Deutschland sie hat, muß den Frieden wollen: denn der Krieg zerstört mit den Früchten der Arbeit auch die Arbeit selbst. Darum ist es auch ganz gewiß, *daß Deutschland den Krieg nicht gewollt hat*: weder der Kaiser noch der Industrielle noch der Mann der Wissenschaft noch der Arbeiter oder Bauer hat ihn gewollt. Ob Deutschland

ihn mitverschuldet hat, das ist eine ganz andre Frage – Ungeschick, Dummheit und Leichtsinn können das größte Unglück in der Welt herbeiführen, und sie haben im Jahre 1914 in keinem Lande gefehlt –; aber es ist müßig, diese Frage aufzuwerfen, bevor alle Archive geöffnet sind; sicher ist, daß das deutsche Volk friedliebend war und ist und wie die andern Völker vom Kriege vollkommen überrascht wurde.

Deutschland arbeitet, wie jedes Volk, nicht nur für sich, sondern auch für alle andern Völker; aber von Deutschland gilt das in besonderem Maße, weil es eine große Nation ist und intensiv arbeitet. Wie will man Europa wieder aufbauen ohne die deutsche Arbeit? Es ist ganz unmöglich! Wiederum sage ich das nicht zum Ruhme Deutschlands, sondern als offenkundige Tatsache. Es steckt in Deutschland eine so große und reiche Erfahrung in der Wissenschaft, im Unterricht und in der Industrie und dazu so viel Arbeitskraft, daß *das verarmte Europa dieses Kapital nicht ungenützt liegen lassen darf*; es wird sonst, Volk für Volk, langsam am Hunger sterben. Wer den Frieden Europas und der ganzen Welt will, der muß dafür sorgen, daß Deutschland wieder mit allen Kräften arbeiten kann, denn das durch Arbeit erstarkte Deutschland wird und kann niemandes Feind sein. Was es erstrebt, will es nur als Frucht seiner Arbeit erstreben, denn es ist gewiß, daß es nur auf friedlichem Wege seinen Platz unter den Völkern und an der Sonne wieder erhalten kann, und es wird jede andre Gesinnung in seiner Mitte, wenn sie sich erheben sollte, unterdrücken, um einen dauernden Frieden zu schaffen.

Deutschland arbeitet und will arbeiten; aber der schreckliche „Friede“ erlaubt ihm nur, halbe Arbeit zu tun; denn infolge der jämmerlichen Valuta können nicht genügend Rohstoffe bezogen und können die Arbeitenden und ihre Kinder nicht genügend ernährt werden. Der Mittelstand, auf welchem die geistige Arbeit beruht, wird immer ärmer und schwächer. Die 23 deutschen Universitäten und die zehn technischen Hochschulen arbeiten zwar mit aller Kraft wieder; aber es fehlt an Geld, um die Kohlen, das Gas, die Bücher und die Apparate zu beschaffen. Die Hörsäle und Laboratorien sind von eifrigen Studenten erfüllt, aber viele sind bleich und schwach, weil sie zu wenig zu essen haben, und sie können sich die Hilfsmittel für ihre Studien nicht beschaffen. Sie werden die Universitäten verlassen müssen und in die Fabriken gehen. Wer daher Deutschland, wer Europa helfen und den dauernden Frieden vorberei-

ten will, der muß der deutschen Wissenschaft und ihren Schülern helfen, damit sie wieder mit vollen Kräften arbeiten können.

Wenn heute die deutsche Wissenschaft eine Anleihe von ein paar Millionen Dollar erhalten könnte, um sich ihre Hilfsmittel zu beschaffen und ihre Studenten zu unterstützen, so wäre das das bestangelegte Kapital der Welt und zugleich die sicherste Garantie des Friedens! Doch das ist eine Utopie, die sich nicht verwirklichen läßt; aber es gibt hier noch andre Mittel, die dasselbe erreichen werden: Erstens, man vermindere die *Schulden und Reparationen*, die Deutschland auferlegt sind; denn ihre Last ist so groß, daß sie das wirtschaftliche Leben in Deutschland notwendig vernichten muß. Unter diesem Druck auf die Dauer zu arbeiten, ist unmöglich; Verzweiflung und Hungertod müssen die Folgen sein. Zweitens, man ziehe die *fremden Besatzungen* aus dem deutschen Gebiete zurück; sie vermehren die deutschen Schulden ins Unermeßliche, sie sind schmachvoll, sie nähren die feindseligen Gesinnungen und sind daher keine Garantien des Friedens, sondern Aufstachelungen zum Haß, ja sie sind vollkommen sinnlos, da sie das Gegenteil von dem erreichen, was sie wollen. Es hat auch kein Volk auf der Erde an ihnen ein Interesse außer Frankreich – doch nicht das erleuchtete Frankreich, sondern nur das *verblendete*, das noch immer nicht den wahren Geist Deutschlands sehen will, der ein Geist friedlicher Arbeit ist und den dauernden Frieden will.

Die Not, in der sich die europäischen Völker befinden, ist so groß, und die wirtschaftlichen Katastrophen sind so nah, daß nur große Entschlüsse, wie ich sie eben genannt habe, helfen können. Um sie aber in Kraft zu setzen und anzuwenden, ist vor allem Vertrauen nötig, das heißt eine gründliche Abkehr von der Stimmung, die heute herrschend ist, dem Mißtrauen und der Furcht. Deutschland hat bisher die schrecklichen „Friedensbedingungen“ loyal erfüllt – einiges war zu beanstanden, aber ich möchte das Land sehen, das es besser gemacht hätte. Jetzt aber ist Deutschland, wie der Sturz seiner Valuta zeigt, an der Grenze seiner Kraft angelangt. So kann es nicht weitergehen! Was Europa jetzt zu tun hat, muß es nicht für Deutschland allein tun, sondern für sich selbst, damit es nicht zu Grunde gehe.

29.
Die Krisis der deutschen Wissenschaft

2. Dezember 1922 (The Nation and the Athenaeum)[64]

Adolf von Harnack

Vor zwei Jahren, am 20. November 1920, traten im großen Saale des deutschen Reichstages der Reichspräsident, der Reichskanzler, die leitenden Minister, zahlreiche Parlamentarier und führende Männer der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens zusammen, um die schwere Notlage der deutschen Wissenschaft zu besprechen und auf Mittel zur Abhilfe zu sinnen. Ein Wille und ein Geist belebten die illustre Versammlung, und die Frucht der Tagung war der Entschluß, die gefährdete Wissenschaft kräftig zu unterstützen. Dem Entschluß folgte die Tat: Die Parlamente im Bund mit der Regierung, die Industrien und die Banken brachten bedeutende Mittel auf, und eine große Organisation, die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" wurde mit ihrer Verwaltung betraut. Diese Organisation unter der Leitung des hochverdienten Staatsministers Dr. Schmidt-Ott arbeitete tatkräftig, umsichtig und sparsam, und so gelang es wirklich, zwanzig Monate hindurch die deutsche Wissenschaft mit ihren Bibliotheken, Instituten, Laboratorien und Seminaren und vor allem mit ihren Arbeitern nicht nur kümmerlich am Leben zu halten, sondern auch in den Stand zu setzen, die gewohnten wissenschaftlichen Arbeiten mit frischen Kräften fortzuführen und neu zu beleben. Zwar fehlte es noch an allen Ecken und Enden, aber die notwendigsten Bedürfnisse konnten befriedigt werden.

---

[64] Textquelle | HARNACK 1923, S. 264-275. – Dazu HARNACK 1923, S. 417: „Das sechste Stück: ‚Die Krisis der deutschen Wissenschaft' ist in englischer Übersetzung in der Zeitschrift ‚The Nation and the Athenaeum' am 2. Dezember 1922 erschienen. Auf die Entgegnung des *Viscount Haldane* (ebendort, 9. Dezember) habe ich im ‚Berliner Tageblatt' am 24. Dezember geantwortet; diese Antwort habe ich hier ebenfalls abgedruckt. Auf die gleichzeitige verlogene Entgegnung der ‚Times' habe ich geschwiegen. In einem Anhang bin ich kurz auf die Not der geistigen Arbeiter eingegangen. (Bisher nicht gedruckt)."

Seit vier Monaten aber ist die Katastrophe wie für die deutsche Wirtschaft, so auch für die deutsche Wissenschaft hereingebrochen und vernichtet durch die Entwertung des deutschen Geldes auch alle anderen Werte, indem sie sie außer Kraft setzt. Wir glaubten schon vor zwei Jahren in höchster Not zu sein, aber nun erst erfahren wir es, was höchste Not und Zusammenbruch ist und bedeutet! Heute heißt der Ruf nicht: „Helft der deutschen Wissenschaft", sondern „Rettet die deutsche Wissenschaft".

Dieser Ruf ergeht nicht nur an die Deutschen selbst – was vermögen die zu retten, die selbst in den Abgrund gestoßen sind! – er ergeht an sämtliche Kulturvölker und vor allem an die Nationen, die unseren Sturz verursacht haben. Ich will die Schuldfrage nicht aufrollen, aber mindestens ist soviel gewiß, daß hier eine Kollektivschuld der Nationen vorliegt, die nur durch gemeinsames Handeln wieder gutgemacht werden kann.

Wie groß ist die Katastrophe der deutschen Wissenschaft und worin besteht sie? Was bedeutet sie für die Kultur und Zivilisation der Welt, und warum ist sie eine internationale Kalamität? Kann sie noch aufgehalten werden, und wie muß die Rettung beschaffen sein? Diese drei Fragen gilt es zu beantworten.

1. Die Katastrophe der deutschen Wissenschaft ist so groß, weil sie sich schlechthin auf alle Faktoren und Elemente bezieht, die der Wissenschaft notwendig sind. Erstlich, wir können keine ausländischen wissenschaftlichen Bücher mehr erwerben; denn wenn wir ein ausländisches wissenschaftliches Werk mittleren Umfangs oder den Jahrgang einer Fachzeitschrift von 30 Bogen mit 20 bis 40.000 Mark bezahlen sollen, hört für uns jede Möglichkeit des Erwerbs auf. Wir sind also ausgeschlossen vom internationalen wissenschaftlichen Verkehr; wir erfahren nicht mehr was in Amerika, England, Frankreich usw. in den exakten Wissenschaften, in den Geisteswissenschaften, in der Rechtsprechung, Technik usw. gearbeitet wird. Was das bedeutet, braucht nicht ausgeführt zu werden! Die Wissenschaft ist nicht national, sondern international! Zweitens, wir können unsere eigenen wissenschaftlichen Arbeiten nicht mehr drucken lassen und unsere Fachzeitschriften nicht mehr fortführen. Papier, Druck und Arbeitslöhne sind so gestiegen, daß eine kleine Dissertation nicht mehr unter 80 bis 100.000 Mark herzustellen ist. Kein Verleger kann das leisten und die Verfasser noch weniger. Nur „Textbü-

cher“, bequeme Auszüge aus den Wissenschaften können noch gedruckt werden, aber wie lange noch? Und was bedeuten Textbücher für das Leben und den Fortschritt der Wissenschaft? Drittens, erprobte Gelehrte haben mit schweren Nahrungssorgen zu kämpfen und wissen oft nicht, wovon sie in der nächsten Woche leben sollen; sie suchen nach Nebenbeschäftigungen und Nebenverdienst; sie sind zu stolz um zu klagen, aber die bittere Not verzehrt ihre Kräfte. Viertens, der wissenschaftliche Nachwuchs nimmt rapid ab; zwar studieren noch verhältnismäßig viele, indem sie als „„Werkstudenten“ sich die Mittel zum Studium erwerben, aber nur ein Teil vermag das Studium zu Ende zu führen, und ein anderer Teil geht sofort in die praktischen Berufe über. Die besondere Kraft der deutschen Wissenschaft, über zahlreiche junge Gelehrte zu verfügen, und dadurch der wissenschaftlichen Arbeit über der Tiefe die notwendige Breite zu geben, ist im Erlöschen – sie erlischt nicht nur numerisch, sondern auch qualitativ, denn welcher Student vermag sich noch Bücher zu kaufen, und wie unvollkommen muß die Ausbildung werden, wenn in den Laboratorien um der Teuerung der Rohstoffe und Chemikalien willen, kaum mehr experimentiert werden kann und wenn in den Krankenhäusern die wissenschaftlichen Untersuchungen aufhören müssen! Die gedankenlose Rede, die Wissenschaft gedeihe am besten in der Dachkammer, ist längst veraltet. Der Wissenschaft ist vielmehr etwas von dem Reichtum und der Verschwendung der Natur nötig! Man muß oft hundert Experimente machen, um ein Resultat zu bekommen, man muß sie wiederholen können, und nur ein guter gedüngter Boden ist fruchtbar. Aber davon ist heute in Deutschland nicht die Rede; sondern es handelt sich um die Fortexistenz der Wissenschaft überhaupt. Die Nöte, die oben angeführt sind, bedeuten in ihrem Zusammenwirken nicht nur Siechtum und Schwäche für die deutsche Wissenschaft, sondern den Tod.

2. Aber, mag das Ausland einwerfen, was geht uns die deutsche Wissenschaft an: wir haben unsere eigene, und was schadet es, wenn das wissenschaftliche Deutschland, das lange Zeit hindurch so rührig war, einmal ein Menschenalter oder ein halbes „pausiert“', und selbst wenn die Wissenschaft dort ganz aufhören sollte, was bedeutet das für die Welt? Haben nicht auch in früheren Zeiten die Völker, welche Träger der Wissenschaften waren, gewechselt? Wir anderen sind doch da, und

andere Nationen werden die Arbeiten der Deutschen übernehmen! Nun, was zunächst das „Pausieren“ betrifft, so gibt es kein „Pausieren“ in der Wissenschaft, wie ihre Geschichte lehrt. Alle Wissenschaft lebt nur als fortschreitende, und wie daher der mangelnde Fortschritt hier bereits Rückschritt bedeutet, so bedeutet jedes Aufhören der Arbeit definitiven Tod. Es ist wie mit einem Hochofen; wenn er nicht fort und fort gespeist wird, erkaltet er, und schon eine kurze Pause bringt ihn zum Erlöschen. Die Hoffnung ist also völlig trügerisch, man könne nach einer Pause die deutsche Wissenschaft wieder beleben. Was aber die selbstbewußte Meinung betrifft, man könne die deutsche Wissenschaft entbehren, weil man selbst oder andere Völker sie übernehmen werden, so will ich diesen Einwurf nicht mit dem Hinweise auf das begegnen, was die Deutschen in der Wissenschaft geleistet haben, und zwar geleistet haben aus ihrer deutschen Eigenart heraus, sondern es gibt hier noch ein stärkeres Argument: *Die moderne Wissenschaft ist genau so solidarisch wie die moderne Weltwirtschaft. Die Kulturvölker* der Erde sind auf Gedeih und Verderb, auch in Hinsicht ihrer Kultur und Wissenschaft, mit einander verbunden. Gerade der große Krieg hat das gezeigt; wie er zum *Weltkriege* werden mußte, so mußte er auch für alle ihre Wirtschaft, ihre Moral, ihr geistiges Leben und also auch ihre Wissenschaft aufs tiefste erschüttern. Wird nun in einem großen Brande das geistige Leben und die Wissenschaft definitiv zerstört, so werden alle anderen Nationen in Mitleidenschaft gezogen werden. Sie werden in die schwersten Leiden gestürzt werden – nicht nur weil ein Glied des Körpers fehlt, und seine Kräfte fortan entbehrt werden müssen, sondern vor allem weil aus seiner Vernichtung sich Seuchen entwickeln werden, die sich ausbreiten und die Welt vergiften. Eine absterbende Kultur mit allen den Begleiterscheinungen von geistigen Fiebern, seelischen und leiblichen Krankheiten, Aufständen und Verwüstungen ist nicht nur eine Gefahr für ihre nächsten Nachbarn, sondern auch für die ganze Welt. Niemand wird dann mehr von wissenschaftlicher Verarmung, niemand mehr von mangelndem Fortschritt reden, weil die deutsche Wissenschaft fehlt, das werden längst vergessene Themata sein – ob man die Kultur, ob man die Zivilisation Europas noch vor einer allgemeinen Vergiftung oder vor einem allgemeinen Verfall zu retten vermag, das wird die einzige Frage werden. Wer die moderne Geschichte der Völker studiert hat, wer den un-

auflöslichen Zusammenhang von Kultur und Wissenschaft kennt, wer Verständnis gewonnen hat für das Labile, Reizbare und Gefährliche unserer gesamten öffentlichen Zustände, der wird in dieser Ausführung keinen übertriebenen Pessimismus sehen.

3. Kann der Untergang der deutschen Wissenschaft und Kultur noch aufgehalten werden und wie vermag man sie zu retten? Noch ist meines Erachtens Rettung möglich, aber es ist die allerletzte Stunde, und es bedarf eines großen Entschlusses. Kleine Mittel helfen nicht mehr. Zwar werden wir uns stets dankbar der Freunde im Ausland, namentlich auch in Amerika, erinnern, die unseren Bibliotheken geholfen, einzelne wissenschaftliche Institute unterstützt und zahlreiche Studenten durch Speisungen gesund erhalten haben; auch bitten wir, daß die Freunde diese ihre Tätigkeit fortsetzen und neue Freunde gewinnen mögen; allein das alles ist jetzt zu einem Tropfen geworden, der auf einen heißen Stein fällt. Eine durchgreifende Hilfe würde das auch nicht sein. Eine Hilfe würde es sein, wenn große Fonds im Ausland, die dort der Wissenschaft zur Verfügung stehen, der deutschen Wissenschaft zugewandt werden, weil sie ja mit der Wissenschaft jedes Landes solidarisch verbunden ist. Aber ob das zu erreichen ist, entzieht sich meiner Kenntnis, auch können wir nicht darum bitten. Nur eine wirklich erfolgreiche Hilfe zur Rettung der deutschen Wissenschaft gibt es – das ist die Abänderung des Versailler Vertrages. Er vernichtet die deutsche Wirtschaft und mit ihr die deutsche Wissenschaft und Kultur. Bleibt er noch länger in Kraft, so vermag Niemand sie zu retten; denn dieser furchtbare ‚Friede' spottet aller Hilfe von Innen und von Außen, und macht jede Anstrengung und jede Aktion fruchtlos und illusorisch. Wer daher den wirklichen Frieden liebt, wer die Wissenschaft und Kultur hochschätzt, – nicht rede ich nur von den Deutschen – wer Europa vor dem Untergang bewahren will, der muß seine Stimme erheben und die Revision des Friedens von Versailles verlangen. Einst ist uns ein Friede in 14 Punkten versprochen worden, und unter diesem Frieden, wenn er wirklich in Geltung gesetzt worden wäre, hätte die Arbeit der Wissenschaft – unter schweren Anstrengungen – langsam wieder aufblühen können. Um diesen Frieden ist Deutschland betrogen worden. Nicht der Krieg hat es vernichtet; dieser „Friede" vernichtet mit der deutschen Wirtschaft auch die deutsche Wissenschaft und bedroht die Wissenschaft aller Nationen.

*

Dieser Artikel wurde sofort in der ‚Times' in einer ebenso gehässigen wie unwahrhaftigen Weise kurz beantwortet. Während ich von der Chemie und der chemischen Industrie in meinem Aufsatze *überhaupt nicht gesprochen hatte*, spiegelte die ‚Times' ihren Lesern vor, ich hätte mich besonders auf sie berufen, um die Not der deutschen Wissenschaft zu begründen, und verhöhnte mich deswegen. Sodann erdreistete sie sich, mich einen „bettelnden Humanisten" zu nennen um des von ihr klugerweise ihren Lesern im Wortlaut nicht mitgeteilten Satzes willen (Siehe oben): „Eine Hilfe würde es sein" usw., obgleich dieser Satz mit den Worten schließt: „Ob das zu erreichen ist, entzieht sich meiner Kenntnis, auch *können wir nicht darum bitten"*. Da sie anderes nicht entgegnet hat, bewies sie, daß meine Ausführungen sie in die größte Verlegenheit gebracht hatten und sie sich nur durch eine böswillige Verschiebung des Tatbestandes zu retten wußte. Sie hat nichts widerlegt, was ich geschrieben habe, sondern nur was sie wünschte, daß ich es geschrieben hätte.

Gleichzeitig mit der Entgegnung der „Times" erschien in der „Nation" (9. Dezember) eine ernsthafte und freundliche Entgegnung von *Viscount Haldane*; aber auch sie beschränkte sich wesentlich nur auf zwei Punkte. Ich konnte daher in meiner Erwiderung, die hier folgt, nur diese beiden Punkte beleuchten.

II.
Offener Brief an Viscount Haldane.
Dezember 1922 (Berliner Tageblatt).

Hochzuverehrender Herr!

Sie haben in der Zeitschrift „The Nation and the Athenaeum" (9. Dezember) freundlichst beachtet, was ich über die Not der deutschen Wissenschaft geschrieben habe, und aus Ihren Worten spricht nicht nur die Anerkennung dieser Wissenschaft – aufs neue sind wir Ihnen dafür dankbar –, sondern auch die herzliche Teilnahme an ihrem Geschick. Aber nach Ihrer Meinung befindet sich die deutsche Wissenschaft nicht in einer solch traurigen Lage, wie ich sie geschildert habe, und ihre Zu-

kunft scheint Ihnen nicht düster und schwarz, geschweige katastrophal. Sie verweisen uns, an eine Ausführung Renans erinnernd, erstlich darauf, daß die Zeiten der äußeren Not, wie die Geschichte lehre, oft zu Zeiten der seelischen und geistigen Erhebung für ein Volk geworden sind. Sodann machen Sie uns darauf aufmerksam, daß unsere wissenschaftliche und literarische Produktion nicht nachgelassen hat, daß unsere Buchhandlungen von neuen Büchern und Broschüren gefüllt sind, und daß in keinem anderen Lande die großen Fragen der Wissenschaft und Literatur so lebhaft verhandelt werden, wie bei uns. Sie schließen Ihren Artikel mit den Worten: „Wenn Harnack von einer Paralyse der wissenschaftlichen Forschung in seinem Lande spricht und behauptet, daß sie mit dem Untergang bedroht sei, so ist, meine ich, seine Ansicht unnötig verzweifelnd. Die Leidenschaft, sich in dem Erkenntnisstreben von niemandem übertreffen zu lassen, ist heute noch in Deutschland so groß wie vor dem Kriege, und nicht weniger groß – so belehrt mich meine eigene Lektüre und der Verkehr mit deutschen Gelehrten – als in früheren Perioden. Von allen Gefahren, welche Deutschland bedrohen, ist die Gefahr, Deutschland könne diese Leidenschaft verlieren, die geringste. Mit allen Mitteln wollen wir es ermöglichen, daß Deutschland zu leben und sich wirtschaftlich zu entwickeln vermag. Aber laßt uns unsere Aufmerksamkeit der wirklichen Gefahr zuwenden, nicht aber einer zwar störenden, aber nicht bedrohlichen."

Mit dem Trost, verehrter Herr, den Sie uns aus der Geschichte bringen, versuchen wir uns selbst zu trösten. Jüngst hat ein ausgezeichneter Mann, Johannes Müller, uns zugerufen: „Die wirtschaftliche Katastrophe, die jetzt über Deutschland hereinbricht, kann wohl nicht den deutschen Geist vernichten. Im Gegenteil: wir hoffen, daß sie ihn läutert und entflammt, vertieft und wesenhafter werden läßt. Zur Wiedergeburt geht es nur durch Tod. Aber sie kann seine Träger umbringen – es ist schon eine ganze Reihe von ihnen der Unterernährung erlegen – und ihre Wirksamkeit verhängnisvoll beeinträchtigen. Aber das braucht kein Schade zu sein. Wenn sie nicht mehr in die Weite gehen kann, geht sie vielleicht in die Tiefe. Was sie an Umfang verliert, gewinnt sie vielleicht an Kraft. Der Geist versiegt nicht wenn er verstummt, sondern aus notgedrungenem Schweigen bricht er schöpferisch und sieghaft hervor, wenn die innere Gewalt zur Äußerung drängt."

Wir wollen uns das gerne gesagt sein lassen, aber über dieser Wiedergeburt steht doch ein sorgenvolles „Vielleicht“. Haben die Zeiten äußerer Not einem Volk immer geistige und seelische Erhebung gebracht? Gibt es nicht eine Größe der Not, die jeden Aufschwung unmöglich macht? Müssen wir nicht von einer drohenden Katastrophe, auch für das geistige Leben, sprechen, wenn unsere Säuglinge sterben, unsere Kinder Hunger leiden und unsere Studenten ihre Wissenschaft nur noch „im Nebenamt“ treiben können, weil sie nach Brot gehen müssen? Bei Hunderten, ja bei Tausenden von ihnen hat, ich versichere es, die Paralyse ihrer wissenschaftlichen Arbeit schon begonnen, Und selbst wenn nach zwei Menschenaltern ein Historiker schreiben wird: „Die Todesnot, welche der Friede von Versailles über Deutschland gebracht hat, hat doch auch zu einer Erhebung geführt“, so darf er das Leichenfeld vergessen, welches den Hintergrund dieser Erhebung damals bildete. Wir aber wären heute pflichtvergessene Verräter unseres Vaterlandes, wenn wir nicht vor aller Welt laut bezeugen würden: Ihr tötet mit dem Leibe auch den Geist und die Seele Deutschlands, wenn ihr diesen ‚Frieden‘ weiter wüten laßt! Gewiß, der Mensch lebt nicht von Brot allein; aber noch hat niemand die Kunst erfunden, ohne Brot zu leben. Und wie kann auch die stärkste Leidenschaft für die Wissenschaft, die Sie uns so freundlich zubilligen, noch brennen, wenn alles Lebendige vom tödlichen Frost des Elends ergriffen wird!

Sie verweisen sodann auf unsere noch immer so bedeutende wissenschaftliche und literarische Produktion und auf unsere gefüllten Buchhandlungen. Auch darin haben Sie zunächst recht; aber die Schlüsse, die Sie aus diesen Tatsachen ziehen, sind nicht richtig. Ich erlaube mir, Ihnen den wirklichen Tatbestand kurz darzulegen. Erstlich, unsere wissenschaftliche Produktion wird noch fortgesetzt, aber hier gilt wirklich das Sprichwort: „Wenn es geregnet hat, träufelt es von den Dächern“. Aus besonderen Gründen kann diese oder jene große wissenschaftliche Arbeit noch gedruckt werden, hat dieser oder jener Verleger noch verhältnismäßig billiges Papier, wagt dieser oder jener Verleger auf einen bedeutenden Namen oder einen bedeutenden Inhalt hin ein umfangreicheres Werk noch zu drucken; aber eine sehr große Anzahl von wissenschaftlichen Zeitschriften ist schon eingegangen, die Doktorschriften der jungen Gelehrten. – es handelt sich um Tausende – können nicht mehr

gedruckt werden (sie lagern handschriftlich auf den Bibliotheken), und zahlreiche wissenschaftliche Werke können nur noch erscheinen, weil der Staat die Kosten trägt. Er trägt sie, weil er erkennt, daß die Wissenschaft für ihn selbst eine Lebensfrage bedeutet; aber er kann doch nur einem kleinen Teil der Not, die hier herrscht, abhelfen. Was aber die sogenannte kleine Literatur bei uns betrifft, so kommt das wenigste aus ihr für die Wissenschaft in Frage. Daß sie so zahlreich ist, rechne ich zur Pathologie unseres Zustandes. Sie bringt, von einigen besseren Stücken abgesehen, Projekte, Erregungsmittel und Narkotika, wie sie in Zeiten der Not begehrt werden; es wird aber nicht lange dauern, da wird auch sie zusammenschmelzen, denn es wird auch ihr Erwerb wegen der Höhe der Kosten unmöglich werden. Von den Luxusdruckwerken darf ich schweigen; mit wenigen Ausnahmen sind auch sie zur Pathologie unseres Körpers zu rechnen. Zweitens, noch sind unsere Buchläden gefüllt, aber heute fehlen die Käufer. Ein mir befreundeter Buchhändler sagte mir: Von sechs Besuchern, die in meinen Laden treten, kauft einer etwas, die anderen gehen fort, ohne zu kaufen, weil ihnen das Buch zu teuer ist. Das war noch vor drei Monaten anders. Die, welche bei uns heute kaufen, sind zum größten Teil Ausländer. Hier liegt es! Die deutschen Bücher, auch die wissenschaftlichen und gerade sie, werden heute für die Ausländer gedruckt. Wenn sie nicht wären, könnte nicht ein Viertel von ihnen erscheinen. Die Studenten jedenfalls können sie nicht erwerben. Es steht für alle deutschen Universitäten fest, daß die Mehrzahl der Studenten die Lehrbücher, die sie für ihre Wissenschaft notwendig brauchen, nicht mehr kaufen kann. Selbst griechische Neue Testamente und hebräische Bibeln müssen wir ihnen besorgen, weil sie für viele Theologen unerschwinglich sind. Und was werden Sie, hochverehrter Herr, als Kenner und Verehrer von Goethe und Schiller, dazu sagen, daß man in Deutschland keinen Goethe und keinen Schiller mehr kaufen kann, denn sie sind vergriffen und die wenigen Exemplare, die auf den Markt kommen, sind für den Mittelstand unbezahlbar. Die deutsche Jugend ohne Schiller und Goethe, ohne Kant und Herder und ohne Shakespeare! Billige Neudrucke sind unmöglich!

Gern ließe ich mich von Ihnen überzeugen, daß ich die Not der Wissenschaft und die Not unserer studierenden Jugend übertrieben habe, aber die Tatsache, die ich täglich vor Augen sehe, lassen es nicht zu, und

vielleicht treten auch Sie nach erneuter Prüfung meiner Beurteilung bei. Auf alle Fälle aber begrüße ich dankbar den Appell, den Sie an Ihre Landsleute gerichtet haben: „Laßt uns unsere Aufmerksamkeit der wirklichen Gefahr in Deutschland zuwenden“, denn ich bin gewiß, daß Sie, wenn Sie der wirklichen Gefahr abhelfen, damit auch der Not der Wissenschaft in Deutschland wirksam begegnen werden.

In vorzüglicher Hochschätzung
Ihr ergebenster
Adolf v. Harnack.

Anhang

Die Not der deutschen Wissenschaft ist nur ein Ausschnitt aus der Not der geistigen Arbeiter, und diese wiederum bezeichnet nichts anderes als die Katastrophe der Kultur und des geistigen Lebens – zunächst in Deutschland, dann aber auch in ganz Europa. Hier muß auf einen erweiterten Vortrag hingewiesen werden, den *Alfred Weber*, der Heidelberger Nationalökonom, jüngst veröffentlicht hat („Die Not der geistigen Arbeiter“, München und Leipzig, 1923). Unwidersprechlich wird hier gezeigt, daß die Mittelschicht in Deutschland, in welchem das höhere Beamtentum und die Vertreter der geistigen Berufe (wissenschaftliche, künstlerische und journalistische inkl. der Ärzte, Rechtsanwälte und Pfarrer) stehen, bereits ruiniert ist, weil die kleinen festverzinslichen Kapitalien, die sie besaß, erschöpft oder nichts mehr wert sind, und weil ihr Einkommen kaum noch die Lebenshaltung eines gelernten Arbeiters zuläßt. Die Folge davon ist, daß sie das ökonomische Mindestmaß, welches die *Freiheit* geistiger Arbeit fordert, nicht mehr besitzt und daß sie ihren Kindern die Ausrüstung für geistige Berufe nicht mehr zu geben vermag, sondern sie den wirtschaftlichen Berufen übergeben muß. Indem diese geistige Mittelschicht aber erlischt oder – was nicht weniger katastrophal ist – sich mehr und mehr in die volle Abhängigkeit von den Wirtschaftsmächten begeben muß, entsteht daraus der Tod der geistigen Kultur, sei es durch Erlöschen, sei es durch Versklavung. Die letztere

scheint um so sicherer hereinbrechen zu müssen, als der Staat immer schwächer wird und der Sinn für das Aequum et Justum noch schneller entflieht als das Bedürfnis nach einem höheren Leben.

Gibt es noch einen Hoffnungsstrahl? Wir wissen, daß alle Hoffnung letztlich darauf beruht, daß die Menschen sich ändern, daß sie ihr Verhältnis zu Gott wieder finden und nach ihm ihr Leben einrichten. Werden wir das erleben oder müssen wir noch tiefer in den Abgrund hinunter und muß es uns gehen wie dem jüdischen Volke beim Zug durch die Wüste, in welcher eine ganze Generation unterging? Wer kann das sagen? Soziologisch aber kann man – doch ist die soziologische Umstellung ohne sittliche Erneuerung nicht möglich – nur auf eine Jugend hoffen, die es kraft ihrer Bedürfnislosigkeit und Gesundheit fertig bringt, mit werktätiger Arbeit in Berufen aller Art, freie und produktive geistige Arbeit ein Menschenalter hindurch zu verbinden. Ob sich neben ihr aus dem Boden heraus, den die neuen Reichen besitzen, ein Reis entwickeln wird, das der höheren Kultur Blüten und Früchte bringt wie einst die alte Mittelschicht, müssen wir abwarten.

C.
Biographische Kontexte

Adolf von Harnack und der Weltkrieg

(Biographische Skizzen der Tochter, 1936)[1]

Agnes von Zahn-Harnack

BEZIEHUNG ZUM KAISER UND ZUR HOFGESELLSCHAFT

Das neue Jahrhundert hatte Harnack durch die Verbindung mit dem [Kultus-]Ministerium und die Übernahme der Bibliothek eine große Ausdehnung und Bereicherung seines Tätigkeitsfeldes gebracht; aber es eröffnete ihm auch noch eine Erweiterung nach einer ganz anderen Seite. Vom Jahr 1901 an trat Kaiser Wilhelm II. in nähere Beziehungen zu Harnack.

Kaiser Wilhelm II. hatte Harnacks Berufung nach Berlin vollzogen in der Absicht, einem freien Mann an der Universität seiner Hauptstadt einen Wirkungskreis zu eröffnen; aber er war sehr ungehalten, als der Apostolikumstreit ausbrach, und hielt seiner Umgebung gegenüber mit Äußerungen seines Mißfallens nicht zurück. So galt Harnack in der Hofgesellschaft als ein gefährlicher Gottesleugner, von dem man sich entfernt zu halten habe. Als er in der Hauptkampfzeit als Dekan an einem Hofball teilnahm, wurde er geradezu gesellschaftlich boykottiert; oder, wie er selber berichtete, „es nahm sozusagen kein Hund ein Stück Brot von mir“[2]. Das änderte sich mit einem Schlage, als der Kaiser bei der Zweihundertjahr-Feier der Akademie Harnacks Festrede hörte. Er

[1] Auszüge aus: ZAHN-HARNACK 1936, S. 339-342, 352-355, 438-439, 443-475, 480-484. (Hauptüberschrift hier redaktionell; die Ziffern der Fußnoten weichen von der Vorlage ab; neu hinzugesetzte Zwischenüberschriften sind *kursiv* gesetzt.)

[2] Wie eng Professoren und Beamte in jenen Jahren auch politisch gebunden waren, erhellt aus einem amüsanten Brief Erich Harnacks in Halle an seinen Bruder Adolf aus dem Jahre 1890: Da er in der Stadtverordnetenversammlung zur Vereinfachung der Verhandlungen vorgeschlagen hatte, sich ohne Titel, nur mit Herr X oder Y anzureden, galt er für einen „Demokraten“, und es wurde ihm von ministerieller Seite bedeutet, daß die Erfüllung seiner Wünsche betreffend ein neues Universitätsinstitut durch ein solches Liberalisieren ernstlich gefährdet sei!

begann sofort, ihn einzuladen, oft im kleinsten Kreise zu sich, oft, wie es seine Gewohnheit war, zu dritten Personen, bei denen er zu Gast war. Harnack war von der Persönlichkeit des Kaisers außerordentlich gefesselt. Aber sie war ihm nicht leicht zu deuten, und er bemühte sich immer wieder, manche in sich widerspruchsvollen Züge zu dem richtigen Gesamtbild zusammenzufügen. Die ungemeine Lebhaftigkeit des Kaisers, seine Beherrschung des Wortes, seine Art, Eindrücke und Erlebnisse zu schildern waren sehr anziehend; aber im Gespräch wollte er der Gebende bleiben, wollte mitteilen, belehren, seine eigenen Gedankengänge entwickeln – und war weniger bereit, das aufzunehmen, was der Gesprächspartner zu bieten hatte. Manchmal gelang es durch eine geschickte Formulierung, dem Kaiser einen neuen Gedanken, manchmal auch eine weniger genehme Wahrheit eindringlich zu machen, was dann auch bei ihm haftete; aber das war eine Frage des Geschicks und des glücklichen Augenblicks. Der Kaiser war nicht engherzig; er war auf vielen Gebieten aufgeschlossener als seine Umgebung; aber im Hintergrund seines Wesens lagen feste Wälle, durch die er seine eigentlichsten, durch Tradition und Erfahrung gewonnenen Überzeugungen schützte. Es waren das der Glaube an sein Gottesgnadentum mit allen Folgerungen in Bezug auf seine Rechte und Pflichten und mit dem Glauben an die Weltaufgabe Deutschlands; und eng mit diesem verknüpft sein religiöser Besitz, der orthodox war, aber sein besonderes Gepräge durch soldatische Verkürzungen einerseits, durch romantische Erweiterungen andererseits erhielt. Hinter den Wällen, die diesen Besitz hüteten, ließ er Niemanden etwas antasten und war er unbeeinflußbar. Dabei war seine Liebenswürdigkeit echt und herzlich; er war eine wohlwollende Natur, die gern Freude bereitete und mit Anerkennung und Zustimmung nicht geizte. Blickte man auf ihn als auf den Mann, der die Geschicke Deutschlands in der Hand hielt, so konnte man sich mancher Sorge nicht entschlagen; sah man ihn nur als den Gastgeber, den ritterlichen Hausherrn, den geistig beweglichen, allen Wissensgebieten gleichzeitig zugewandten Fürsten, so ging man von dem Zusammensein mit ihm beglückt und beschenkt nach Hause – in dieser Zwiespältigkeit standen Harnacks Empfindungen.

In den ersten Zeiten des Verkehrs wurden häufig theologische Themata berührt, besonders wenn Houston Stewart Chamberlain anwesend

war, der in diesen Jahren auf den Kaiser einen starken Einfluß ausübte. Der Kaiser hatte sich bisher von allen Wissenschaften in erster Linie für technische und naturwissenschaftliche Fächer interessiert; durch Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ sah er die Geisteswissenschaften in neuem Lichte und veranlaßte wiederholt Aussprachen zwischen Chamberlain und Harnack, in die er auch selbst mit Lebhaftigkeit eingriff[3]). Aber schon witterte die orthodoxe Presse, allen voran der „Reichsbote“, Gefahr für den Kaiser und seine religiösen Anschauungen und gab ihren Befürchtungen deutlichen Ausdruck. Doch der Kaiser ließ sich dadurch nicht beeinflussen. Als er Harnack im November 1901 wieder einmal einlud, sagte er ihm ausdrücklich, er habe das getan, *weil* der „Reichsbote“ seine Beziehungen zu Harnack bemängelt habe: „Also ich soll mir meinen Verkehr nach dem „Reichsboten“ aussuchen und nach dem 1. Buch Mosis einrichten? Das fehlte noch.“ Und an diesem Abend ergab sich ein besonders angeregtes Gespräch über die Sprüche Jesu, die nicht in den Evangelien stehen. […]

Harnack und Chamberlain

Die bedeutungsvollste Begegnung, die Harnack durch Vermittlung des Kaisers hatte, war die mit Houston Stewart Chamberlain. Der Kaiser hatte *„Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“* mit Entzücken und Begeisterung gelesen; er hatte das Werk selbst der Kaiserin und ihren Damen vorgelesen und es Abschnitt für Abschnitt mit ihnen durchgesprochen. Dann lud er den Verfasser am 31. Oktober 1901 nach Liebenberg zu dem Fürsten Eulenburg ein; da sich in der lebhaften Aussprache mit Chamberlain verschiedene theologische Fragen auftaten, befahl der Kaiser Harnack zum nächsten Tage ebenfalls nach Liebenberg. Die ersten Begegnungen der beiden Gelehrten scheinen zunächst mehr Gegensätzliches als Gemeinsames ergeben zu haben. „Mit Harnack“, schreibt Chamberlain an Frau Cosima Wagner, „bin ich fast in jedem Punkte – und trotz seiner warmen Freundlichkeit und meiner großen Sympathie für ihn –

[3] Vgl. hierzu Philipp Fürst zu Eulenburg: Das Ende König Ludwigs und andere Erlebnisse. Hrsg. von Fürstin Augusta zu Eulenburg. Bd. 1, 2. Leipzig 1934.

in Opposition gewesen, so wie wenn zwei junge Böcke auf der Weide in aller guten Kameradschaft Schädel gegen Schädel werfen, daß es laut durch die Lüfte hallt. Der Reichskanzler mußte förmlich intervenieren, als Harnack Kant jede Bedeutung absprach – man könnte ihn ruhig aus der Geschichte streichen, meinte er, es würde nichts fehlen; das Wenige, was von ihm Wert besitze, sei schon im Plato etc. Da riß mir denn doch die Langmut."[4] Chamberlain empfand sehr deutlich, daß es sich zwischen Harnack und ihm nicht um einzelne Urteilsverschiedenheiten handelte, sondern um eine grundsätzliche, in die Tiefe gehende Verschiedenheit; ihre Geistigkeit war gewissermaßen in einem verschiedenen Aggregatzustand: Harnacks Geistesart war kristallinisch, Chamberlains pneumatisch. Mehrere Jahre ging die freundliche Beziehung im Austausch von Schriften weiter. Chamberlain schickte Harnack seine „Worte Christi", die dieser mit Dank aufnahm, zugleich aber Chamberlain – auf dessen Bitte – eine ganze Reihe von Anmerkungen und Richtigstellungen dazu übersandte. Harnacks „Mission und Ausbreitung des Christentums" fand an Chamberlain einen aufmerksamen und dankbaren Leser. – Aber dann kam das Jahr 1912. Chamberlain ließ sein Goethebuch[5] erscheinen, und damit blühte die Freundschaft zwischen ihm und Harnack in wenigen Tagen zu einer seltenen, beide Männer beglückenden Blume auf. Harnack las das Buch Kapitel für Kapitel; und nach jedem Lesen setzte er sich sofort hin, um Chamberlain seinen Dank und seine Bewunderung auszusprechen, sowie die Gedanken brieflich weiter zu verfolgen, die ihn besonders beeindruckt hatten. Jeder Brief wurde eine kleine Abhandlung, die tief in alle philosophischen Einzelheiten dringt, aber in jedem Wort von Freude und Beglückung über das Werk als Ganzes durchströmt ist. „Hat Goethe die Menschen *bonae voluntatis*, die zu hören verstehen, auf eine höhere Stufe gehoben und dauernd vor Rückfall in Stumpfsinn und Anarchie und Kleinmut geschützt, so haben Sie diesen Goethe nicht nur zu fassen gesucht, sondern wirklich gefaßt und damit mehr getan als irgendein Biograph vor Ihnen. So glaube ich urteilen zu dürfen, nein zu müssen, nachdem ich dem 4. und 6. Kapitel

[4] Vgl. Cosima Wagner und Houston Stewart Chamberlain im Briefwechsel 1888-1908, herausgegeben von Paul Paetzsch. Leipzig 1934.
[5] H. St. Chamberlain: Goethe. München 1912.

Ihres Werkes einige Stunden gewidmet habe – zu mehr hat es bisher nicht gelangt – mit dem steigenden Glücksgefühl, an der Hand eines Mannes zu gehen, dessen psychologische und realistische Betrachtung erst dort anfängt, wo die Anderen aufhören, und der nicht nur die Grenzen kennt, denen es zu entfliehen gilt, sondern auch das Land klar erschaut, in welchem man heimisch werden soll." Und nachdem er das erste Kapitel noch einmal gründlich studiert hatte, schreibt er vier Tage später (17.11.1912): „Daß Ihnen die ungeheure Aufgabe der Psychographie Goethes meisterhaft gelungen ist, dafür bürgt mir der starke Eindruck nach Schluß der Lektüre von einem ganz Einheitlichen. Es ist mir, als hätten Sie auf diesen mehr als hundert Seiten mit Ihrer großen Fülle doch nur einen Satz gesagt – eben das Zauberwort, welches diese Persönlichkeit fest vor die Seele stellt."[6]

Der Dank, den Chamberlain für so viel Verständnis empfand, wurde von ihm in geradezu erschütternde Worte gefaßt. „Ein Wort sagt alles: es hat noch nie ein Mensch so gegen mich – den Autor – gehandelt! Noch nie hat Einer so reich gegeben, so spontan, so eingehend, mit einem so divinatorischen Instinkt für das, was der Arbeiter, im Augenblick, wo nach jahrelangem Ringen um Erkenntnis und Gestaltung der Erkenntnis die Kluft des Endes, des Abschlusses, des erbarmungslosen Schwarz auf Weiß vor ihm sich auftut, nunmehr ersehnt und wessen er eigentlich *bedarf*, wenn er es auch – nach meiner bisherigen Erfahrung – nie zu erhalten pflegt." Nach Harnacks Briefen wollte Chamberlain von keinen anderen Urteilen über sein Buch mehr etwas wissen: „ich [konnte] meinem Verleger das strenge Verbot zukommen lassen, mir eine einzige Zeitungskritik zu schicken. Derlei Dinge wiederholen sich nicht. Und sollte selbst sich Einer finden – ein Seltener – der so reich wäre wie Sie, er wird sicher nicht so generös sein, so generös, daß ich wie die Bettler nur sagen kann ‚Vergelt's Gott', denn eigentlich danken kann man für so etwas nicht – man würde ins Sentimentale geraten, wo wir beide nicht gern weilen" (9.12.1912).

Meinungsverschiedenheiten blieben genug zwischen beiden Männern; Chamberlain beklagte: „daß ein Mann von Harnacks überragender Größe einem Phänomen wie die Bayreuther Festspiele es doch sind für

[6] Vgl. Frau Eva Chamberlain in ihrer Ausgabe: Briefe H. S. Chamberlains 1927.

die Kultur unserer Zeit völlig gleichgültig gegenüberstehe"; Harnack lehnte Chamberlains Standpunkt in der Rassenfrage auf das Entschiedenste ab – aber das Band blieb bestehen in Briefwechsel und wissenschaftlichem Austausch bis zu dem letzten Gruß, den Chamberlain kurz vor seinem Ende sandte: sein eigenes Bild, schon von der Hand des Todes gezeichnet, mit einem Abschiedswort darunter. Harnack bewahrte es in Treue unter den Bildern derer, die ihm die liebsten waren. […]

Ein Leutnant als Schwiegersohn

Die Familie Harnacks hatte sich im Jahr 1907 durch den Eintritt des ersten Schwiegersohns, des Oberleutnants Ernst Emil Frucht erweitert. Damit war ein ganz neues Element, nämlich das militärische, in den Gesichtskreis Harnacks getreten, und mit der Freude, die ihm jede Bereicherung seiner Lebenskenntnis brachte, unterrichtete er sich nun in allen Berufsfragen und Problemen des Offiziersstandes. Aber er gewann noch viel mehr als nur Sachliches; er gewann in seinem neuen Sohn einen wahren Freund, dessen ritterliche Liebenswürdigkeit, unbesiegbarer Humor und geistige Aufnahmebereitschaft ihn zu einem immer willkommenen Gast machten. Als Frucht schon im August 1914 bei dem Vormarsch in Frankreich an der Spitze seiner Kompagnie fiel, da war wirklich ein Stern erloschen, der hell und heldisch unter den Seinen geglänzt hatte. Harnack schrieb über ihn nach seinem Tode:

„Die innere Geschlossenheit seines Wesens war, abgesehen von der glücklichen Anlage, eine Folge seines Verhältnisses zu seinem Beruf. Weil er diesen mit glühender Liebe erfaßte, ganz in ihm aufging und nichts anderes sein wollte, als Offizier, erhielt er eben aus dem Beruf die höchste Gabe, die dieser gewähren kann, nämlich Gehalt und Halt und Form des Lebens. Was ein deutscher Offizier ist, was an idealen Kräften in diesem Beruf steckt, das habe ich von ihm gelernt, und nicht nur ich. Die Probe darauf, daß er der rechte Offizier war, ist die Erfahrung zahlreicher junger Männer, die durch ihn und an ihm das Wesen des Soldaten kennen gelernt haben, und die bekennen, daß er ihre Kritik, ihre Zweifel, ihre Verdrießlichkeiten zum Verstummen gebracht, ja in

Beschämung verwandelt hat. – So lange wir noch Frieden hatten, ließ ihm der Beruf Zeit, möglichst viele Ströme des Lebens in sich aufzunehmen, aber auch bei ihnen dachte er stets, wie er sie für die eigentliche Aufgabe seines Lebens verwerten könne, und zugleich war sein Auge stets vorwärts gerichtet auf den zukünftigen Krieg: denn er zweifelte seit Jahren nicht, daß er kommen werde, und er beurteilte die Lage Deutschlands so, daß er kommen müsse. In dem Augenblick aber, als er nun wirklich ausbrach, da schloß er mit allem ab, was ihn sonst gefesselt hatte – nicht resigniert, nicht nur pflichtmäßig, sondern mit ernstem Frohmut und voll Dankbarkeit, daß es ihm vergönnt sei, für das Vaterland zu kämpfen. Die Ouvertüre ist zu Ende, das Stück selbst beginnt nun erst, das war seine Empfindung. Ob er wiederkehren würde, ob nicht, das war ihm im Bewußtsein des Kampfes für das Vaterland ganz gleichgültig. – So ist er gefallen in der Frühzeit des Krieges, ja nach wenigen Wochen. Vergegenwärtige ich mir ihn – ich kann mit dem Geschick bei aller Trauer nicht hadern. Im Siegesglanze des Einmarschs nach Frankreich ist dieser sieghafte Soldat gefallen, dem auch berechtigte Klugheit, sich zu schonen, wenn er seine Truppe führte, eine Unmöglichkeit war."

Im Kriege

Es ist schwer, mit Worten an das Erlebnis zu rühren, das der Kriegsausbruch den Deutschen bedeutete. Über Trümmer und Tränen, Not und Niedergang der folgenden Jahrzehnte leuchtet die Erfahrung jener ersten Kriegs-Tage, -Wochen und -Monate mit einem unvergänglichen Glanze. Parteien, Stände und Klassen waren eingeschmolzen und umgeschmiedet zu einer einzigen großen Wirklichkeit: Vaterland. „Jeder Deutsche ist Deutschland, Deutschland ist in jedem Deutschen." Der Stiftungstag der Universität Berlin (3. August) war diesmal der Abschied der Alma Mater von ihren besten Söhnen; Max Planck sprach, nach akademischer Sitte, zunächst über ein wissenschaftliches Thema; dann wandte er sich mit einem ganz sparsamen, aber umso tiefer ergreifenden Pathos dem zu, was alle Gemüter erfüllte. Das Deutschlandlied erklang; hell und jung tönten die Stimmen der Studenten, und mit ihnen vereinig-

ten sich die Stimmen der Lehrer. Sie standen in ihren Talaren, durchgearbeitete, von geistigem Ringen geprägte Köpfe: Waldeyer, Kahl, Lasson, Gierke, Delbrück, Harnack und viele Andere; zu vorderst Ulrich von Wilamowitz' fein gemeißeltes Gesicht, über das, während er sang, die schweren Tränen rollten …

Harnack war in jenen Tagen eine besondere Aufgabe zugefallen; auf Wunsch des Staatssekretärs Clemens v. Delbrück hat er am Abend des 4. August in dessen Zimmer den Aufruf des Kaisers an das deutsche Volk entworfen[7]. Als er die Arbeit begann, handelte es sich noch nur um Frankreich und Rußland; aber während er schrieb, kam der Staatssekretär mit der Nachricht herein, daß sich auch England zu unseren Feinden gesellt hatte. Diese Kriegserklärung traf Harnack bis ins Mark. Er sah in ihr den Verrat Englands an der westeuropäischen Zivilisation und Kultur; er sah die furchtbare Verantwortung, die England auf sich lud, indem es die mongolische Gefahr gegen Europa heraufbeschwor, und indem es die Blutsverwandtschaft der germanischen Völker verleugnete. Harnack hat dieser seiner tiefen Entrüstung Ausdruck gegeben in einem „Schreiben an elf englische Theologen", die am 27. August 1914 sich mit einem Angriff auf die deutsche Politik an ihn gewendet hatten[8]. Und wenn auch in den Jahren nach dem Krieg wissenschaftliche und menschliche Beziehungen nach England hinüber wieder angeknüpft wurden – die Wunde von 1914 ist in Harnacks Herzen niemals wieder ganz zugeheilt. Dazu kam das Entsetzen über den Feldzug der Lüge und Verleumdung, der sofort mit Kriegsausbruch begann, und der, weil es ein Kampf mit „geistigen" Waffen war, für Harnack den Inbegriff des Teuflischen, den Mißbrauch des Heiligen, ja geradezu „das Tier aus dem Abgrund" darstellte.

Aber zu dem heiligen Glauben an die deutsche Sache, zu dem Zorn und der Entrüstung über das, was man Deutschland antat, trat doch für Harnack sehr bald ein Drittes: das war die ernste Sorge um die deutsche Politik und der Zweifel an den Fähigkeiten der Männer, die sie zu leiten hatten. Der Durchmarsch durch Belgien – von Hans Delbrück vom

---

[7] Vergl. Smend-Verzeichnis Nr. 1192; die erste Hälfte der Kaiserrede enthält Harnacksche Formulierungen. [Smend-Verzeichnis: →SMEND/DUMMER 1990]

[8] Smend-Verzeichnis Nr. 1187, 1188, 1189 und 1223.

ersten Kriegsaugenblick an gefürchtet – wurde vollzogen und von dem Kanzler in höchst unglücklicher Form „begründet"; und weiter: es war Harnack nicht zweifelhaft, daß das deutsche Kriegsziel bei der Fülle der Gegner nur im *Erhalten* unseres Besitzes, nicht aber im Gebietszuwachs bestehen konnte, ja, daß schon das gegenüber einer Welt von Feinden eine ungeheure Leistung sein würde. Er erkannte aber zugleich, wie unendlich schwer es sein würde, dem Volk, das die furchtbarsten Opfer bringen mußte, dies verständlich zu machen. – Doch in jenen ersten, hinreißenden Zeiten stand diese Sorge noch im Hintergrund des Erlebens. Die Forderung des Tages war viel zu stark, die ersten Erfolge viel zu berauschend, als daß man ihr wirklich Einlaß gewährt hätte.

Die Forderung des Tages: das hieß für Harnack, die ihm anvertrauten Arbeitsgebiete und -Einrichtungen durch den Krieg hindurch leistungsfähig erhalten und sie den neuen, aus dem Krieg erwachsenden Aufgaben anpassen.

Umstellung aller Arbeitsgebiete

Von den 250 Beamten der Bibliothek rückten im ersten Kriegsjahr 69, also mehr als ein Viertel, ins Feld; und das zu einem Zeitpunkt, in dem das noch kaum bezogene neue Bibliotheksgebäude eine Beamtenvermehrung dringend erfordert hätte. Die dadurch entstandenen Lücken mußten teils mit neuen Kräften aufgefüllt, teils durch eine andere Verteilung der Arbeit geschlossen werden. Mit den im Felde Stehenden aber wollte Harnack die engste Verbindung halten, eine Verbindung, die in rückwirkender Kraft auch die Daheimgebliebenen fester aneinander ketten sollte. Darum versammelte er allwöchentlich Sonnabends früh seine gesamten Mitarbeiter, hielt eine Ansprache über die Kriegslage und ließ die eingetroffenen Feldpostbriefe verlesen sowie sonstige Nachrichten über die Kriegsteilnehmer austauschen. In diesem Zusammensein, das keine Rang- und Bildungsunterschiede kannte, wurde Arbeits- und Volksgemeinschaft von Allen freudig und dankbar empfunden. Eine „Kriegssammlung" suchte den literarischen Niederschlag des Krieges zu erhalten; schon im August 1914 versandte die Bibliothek ihren ersten Werbeaufruf und nannte als Gegenstände, die sie zu erlangen wünschte,

„Extrablätter, Flugblätter, Bilderbogen, Karikaturen, Lieder, Plakate, Anschläge, Bekanntmachungen.“ Viele Tausende von Eingängen wurden von verhältnismäßig wenigen Beamten bearbeitet; dazu kam eine Sammlung von Zeitungsausschnitten und in der zweiten Hälfte des Krieges die „Lautsammlung“, d.h. die Sammlung phonographischer Platten mit den Stimmen führender Persönlichkeiten und mit den Sprachen und Liedern, die, in unseren Gefangenenlagern bei Gurkhas, Sikhs, Thakurs und anderen Exoten aufgenommen, der Sprach- und Musikwissenschaft z.T. ganz neue, bisher unbetretene Wege eröffneten[9].

Eine besondere Aufgabe übernahm die Bibliothek noch durch die Zusammenstellung und Lieferung von Lesestoff für die Lazarette und Truppenteile. Unter Leitung von Professor Paalzow und mit Heranziehung ehrenamtlicher Kräfte wurden von der Bibliothek in fünf Jahren (bis zum 1. Juli 1919) über 240.000 Bände in 6653 kleinen Bibliotheken hinausgesandt. Jede dieser Sendungen wurde in ihrer Zusammensetzung genau abgestimmt nach Belehrendem und Unterhaltendem, Erbauung und Entspannung, was große Sorgfalt und Sachkenntnis erforderte. Es wurden hierfür fast 150.000 Mark ausgegeben, die aus freiwilligen Spenden stammten. Wenn Harnack auch an diesen Bibliotheksaufgaben nicht unmittelbar beteiligt war, so hat er doch in den Sitzungen, in denen sie beraten und organisiert wurden, entscheidend mitgewirkt.

Auch die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft stellte sich auf den Krieg um[10]. In der Denkschrift vom 21. November 1909 (siehe [ZAHN-HARNACK 1936,] S. 425) hatte Harnack geschrieben: „Die Wehrkraft und die Wissenschaft sind die beiden starken Pfeiler der Größe Deutschlands, und der Preußische Staat hat seinen glorreichen Traditionen gemäß die Pflicht, für die Erhaltung beider zu sorgen.“ Jetzt war der Augenblick gekommen, wo Wehrkraft und Wissenschaft in die engste Verbindung mit einander zu treten hatten. Schon wenige Wochen nach Kriegsausbruch konnte Harnack einem Freunde berichten, daß sämtliche Institute

---

[9] Vergl. zur Kriegsarbeit der Bibliothek: Fünfzehn Jahre Königliche und Staatsbibliothek. Dem scheidenden Generaldirektor Exz. Adolf von Harnack zum 31. März 1921 überreicht von den wissenschaftlichen Beamten der Preußischen Staatsbibliothek. Berlin 1921.

[10] Vergl. hierzu: Handbuch der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Herausgegeben vom Präsidenten Adolf von Harnack, Berlin 1928. Smend-Verzeichnis Nr. 1527.

neue, mit dem Krieg zusammenhängende Aufgaben in Angriff genommen hätten. Das Institut für physikalische Chemie wurde die Zentralstelle, an welcher das Forschungs- und Versuchswesen für Gaskampf und Gasschutz betrieben wurde. Sein Direktor, Fritz Haber, trat für diese Aufgaben gleichzeitig mit militärischem Charakter in das Kriegsministerium ein. Das Institut für Kohlenforschung war wenige Tage vor Kriegsbeginn, am 27. Juli 1914, eröffnet worden. Es wurde für die Öl- und Benzingewinnung wie für Forschung über Fettsäuren und Seifen von höchster kriegswirtschaftlicher Bedeutung. Auch die Gewinnung von Webstoffen, die Versuche über Luftströmungen (im aerodynamischen Institut in Göttingen) und nicht zuletzt die Untersuchungen über Arbeits- und Ernährungsphysiologie dienten dem von der Blockade umschlossenen und von allen ausländischen Hilfsquellen abgeschnittenen deutschen Volk und seinem in der Luft, auf dem Meere, unter und über der Erde kämpfenden Heer. Durch alle diese Arbeiten – und andere, die hier nicht aufgeführt werden können – war Harnack mit dem Gang der Kampfhandlungen wie mit der Kriegswirtschaft in dauernder, enger Beziehung.

Die Arbeiten der Kirchenväterkommission wurden ebenfalls von dem Krieg berührt und abgeändert, wenngleich in ganz anderer Weise als die Bibliothek und die Kaiser Wilhelm-Gesellschaft. Nicht nur raubte der Tod auf dem Schlachtfeld einige ganz besonders wertvolle Mitarbeiter; nicht nur rissen die Verbindungen zu den ausländischen Kollegen ab; die Engländer beschlagnahmten auch bei Kriegsausbruch den gesamten Ertrag der wissenschaftlichen Reise von Geheimrat Moritz und Professor Karl Schmidt, den diese, vom Sinai kommend, in Suez zurücklassen mußten; sie verkauften noch nach Kriegsende die Ausrüstungsgegenstände und vernichteten Tausende von Photographien, die angefertigten Kataloge und alle sonstigen schriftlich niedergelegten Forschungsergebnisse! Neben diesen Verlusten an Menschen und an Material mußte Harnack schon 1915 feststellen, daß die Zeitströmung, auch unabhängig vom Kriege, aber durch diesen in ihrem Ablauf beschleunigt, der schwierigen und komplizierten textkritischen Arbeit nicht günstig sei. „Diese Aufgabe verlangt Gelehrte von einer benediktinischen Gelehrsamkeit in den Sprachen und Literaturen, von theologischem Verständnis, von Sicherheit der Kritik und den philologischen

Methoden und von zäher Ausdauer. Aber das sind heute nicht die Sterne, denen die künftigen Weisen nachziehen."[11] Umso bedeutungsvoller wurde die Arbeit der älteren Gelehrten, welche die Kommission durch den Krieg hindurch bis zu ruhigeren Zeiten weiter führen mußten.

Endlich war auch die eigentlichste Wirkungsstätte Harnacks, die Universität, durch den Krieg entscheidend verändert. Die Zuhörerschaft bot ein ganz neues Bild. Die Frauen, bisher eine kleine Minderheit, überwogen plötzlich; dazwischen saßen junge Leute im feldgrauen Rock, manche schon mit dem Ehrenzeichen des Krieges geschmückt, manche verwundet, verkrüppelt, blind geschossen – und dabei festen Willens, die geistige Arbeit wieder aufzunehmen; andere benutzten knappe Urlaubstage, um einmal wieder an einer Seminarstunde teilzunehmen oder ein Examen abzulegen; andere schrieben aus dem Felde nicht nur von äußeren Erlebnissen, sondern von inneren Erfahrungen, die an das Zentrum von Religion und Theologie rührten. Einer solchen Zuhörerschaft mußte man anders begegnen, als das vor dem Kriege im ruhigen Fluß der Dinge üblich war. Sie konnte man nur packen, indem man das Ganze vor sie hinstellte; und darum las Harnack im Winter 1916/17 noch einmal „Das Wesen des Christentums" und bemühte sich in seinen gedruckten und geschriebenen Mitteilungen an seine Schüler im Felde um äußerste Schlichtheit in der Form und einprägsame, an Volks- und Kirchenlied anklingende Gestaltung:

Sorg dich nicht um deinen Leib,
Noch um deine Glieder;
Was in dir lebendig ist,
Kehrt verdoppelt wieder.
Des gerechten Abels Blut
Stockt nicht in der Erde;
Solcher Saat, von Gott gesät,
Gilt sein: „Stirb und Werde."[12]

---

[11] Vergl. Berichte über die Ausgabe der griechischen Kirchenväter 1891-1915 und 1916-1926. Smend-Verzeichnis Nr. 1230 und 1223; 1491 und 1581.
[12] Smend-Verzeichnis Nr. 1191 und 1223.

Die Frage nach der Beziehung zwischen Religion und Weltkrieg mußte Harnack auf das Tiefste bewegen. Hat der Weltkrieg den Bankrott der Religion offenbart? Harnack verneint diese oft aufgestellte Behauptung. Er sah in dem Erlebnis des Kriegsausbruchs auch den Aufbruch tiefer, oft verschütteter Quellen des religiösen Lebens: „An Stelle des eigenen Lebens, das nicht mehr der Güter höchstes ist, tritt etwas Ideales, sei es das Leben des Vaterlandes, sei es ein Gut, das für die ganze Menschheit zu erringen ist. … Diese hochgemute und zu Leben und Sterben gleich bereite Stimmung ist aber der Religion aufs nächste verwandt. … Und gerade solche [Menschen], die bisher nichts mit der Religion gemein zu haben glaubten, weil sie sie nur als offizielle kannten, und ihr eigenes Innenleben vernachlässigten, fühlen sich nun plötzlich von ihrem Fittich emporgetragen, sehen sich wie durch einen Zauber von den Schwergewichten an ihren Füßen befreit und gewinnen ein neues Verhältnis zu den Brüdern und das Bewußtsein einer überzeitlichen Bestimmung[13]." Harnack täuschte sich jedoch nicht darüber, daß der lange Krieg hierbei wirkt wie „ein überheißer Sommer": die religiöse Erhebung bleibt im Felde wie in der Heimat nur bei einem kleinen Teil der Menschen in Kraft. Aber er reift die starken religiösen Persönlichkeiten zu besonderer Vollendung und gibt ihnen eine weite und tiefe Wirkung. Das erfuhr Harnack an manchem jungen und älteren Schüler, von denen im Leben und in der Todesbewährung Ströme des Segens ausgingen. Allen diesen stand hier das Bild des siebzigjährigen Professors der Theologie und Leutnants Caspar René Gregory voran, der die Liebe zu den Brüdern und zu seinem Wahlvaterland mit dem Tode besiegelte. Harnack verneinte aber auch die Behauptung, daß der Krieg der Übel größtes, gewissermaßen die Sünde an sich sei, und daß daher „jeder Christ ein Pazifist sein müsse". „Die Waffe, die ich ergreife, um den Bruder, Weib und Kind und das Vaterland zu schützen, damit sie nicht leiblich und geistig verhungern, damit auch noch die folgenden Generationen leben können, und damit mein Volk seine Mission in der Welt nicht verliere – diese Waffe ist geheiligt; die Waffe aber, die zu Unterdrückungen und Eroberungen ergriffen wird, ist verfehmt." „Auch zwischen ‚Pazifist' und ‚Pazifist' sind gewaltige Unterschiede.

[13] Smend-Verzeichnis Nr. 1279 und 1369.

Das Wort richtig verstanden, muß jeder wahrhafte Christ und jeder fromme Mensch ein ‚Pazifist' sein, d.h. er darf den Schauder vor der Bosheit und dem Schrecken des Krieges nie verlieren, er muß in den Krieg ziehen, lediglich um einen edleren Frieden zu gewinnen, als der war, welcher zum Kriege geführt hat, und er darf trotz aller Proteste der Weltgeschichte den Glauben daran und die Arbeit dafür nicht aufgeben, daß das Reich Gottes komme, d.h. eine Verbrüderung der Menschheit sich verwirkliche, so umfassend wie das menschliche Leben und so tief wie die menschliche Not. Diese Gesinnung aber ist sehr verschieden von jenem flachen Pazifismus, der, jeden Krieg als das Schrecklichste in der Geschichte von vornherein verurteilend, aus dem wohlverstandenen Interesse der Einzelnen und der Völker den ewigen Frieden konstruiert und sich nicht genug wundern kann, daß die rückständigen Nationen und Regierungen immer noch zögern, ihn zu verwirklichen. Als ob jeder bittere Streit in den Familien, als ob Ungerechtigkeit, Neid, Haß, heimliche Erdrosselung im Konkurrenzkampfe und die ganze See von Plagen innerhalb eines und desselben Volkes nicht viel schlimmer sind als der Krieg, und als ob es möglich wäre, die Kriege früher zu beseitigen als jene Zustände!" – „Wer Pazifist im tiefen Sinn des Wortes ist, der soll sich im Kriege aufgerufen fühlen, nicht den Krieg um jeden Preis zu beendigen, sondern vom ersten Tage an darüber nachzusinnen, wo die Schwächen der Nation liegen, wie sie sittlich zu stärken ist, und wie sie in Zukunft ihre Stärke besser geltend machen kann, ohne zu verletzen. An dieser Aufgabe gilt es zu arbeiten, und auch der soll hier Hand anlegen, der einstweilen nicht zu sehen vermag, wie die wirtschaftlichen Realitäten und Spannungen jemals friedlich ausgeglichen werden können und wie die Bosheit der Menschen gebrochen werden kann. Idealist, das heißt ein sittlicher Mensch sein, heißt ‚nicht sehen und doch glauben und doch wirken'. Pazifist im tiefen Sinne des Wortes ist nur der, der in dieser Weise aus dem Dunkeln ins Helle strebt, auch wenn er weiß, daß der Weg zum Ziele unendlich lang ist[14]."

[14] Smend-Verzeichnis Nr. 1279 und 1369.

Über den Kreis der Schüler und Mitarbeiter in der Bibliothek, den Instituten und der Hochschule hinaus fühlte sich Harnack verantwortlich für die geistige Haltung und das gesamte innere Schicksal seines deutschen Volkes. Was der Kriegsanfang an religiösen, sittlichen und nationalen Kräften entbunden hatte, das galt es zu erhalten und zu vertiefen. Darum schloß Harnack sich den Bestrebungen an, die wie die „Deutsche Gesellschaft von 1914" die Partei-, Klassen- und Standeszerklüftung des deutschen Volkes überbrücken wollten; darum beteiligte er sich führend mit an der „Freien Vaterländischen Vereinigung", die sich unter dem Vorsitz von Wilhelm Kahl ein ähnliches Ziel gesteckt hatte, und darum benützte er gern die Gelegenheit, sich in volkstümlicher Form an einen großen Kreis zu wenden, um darzulegen, was das deutsche Volk bereits gewonnen habe, und was noch gewonnen werden müsse[15]. Aber Harnack wußte sehr wohl, daß in dem jahrelangen, zermürbenden Krieg mit Worten allein die Stimmung nicht gehalten werden konnte, und daß die religiös-sittliche Erneuerung des Volkes und die Befestigung vaterländischer Gesinnung immer auch eine innenpolitische Aufgabe ist, die mit politischen Mitteln gelöst werden muß. Diese Aufgabe durchdachte er, und er stellte die Ergebnisse seines Denkens in zwei großen Niederschriften zusammen, die er im Sommer 1916 und im Juni 1917 dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg einreichte. Die erste dieser Niederschriften war von dem Kanzler erbeten worden, die zweite dem freien Entschluß Harnacks entsprungen[16]. Nimmt man zu diesen Darlegungen den politischen Aufsatz „Abschied von der weißen Weste" vom 21. April 1916[17] sowie die umfangreiche Korrespondenz über innenpolitische Fragen, die Harnacks Nachlaß enthält, so kann man das, was er für erforderlich und wünschenswert hielt, deutlich übersehen.

In drei Gedankenkreisen stellten sich seine Forderungen dar. Der erste galt der Erhaltung unserer Volkskraft im physischen und geistigen

---

[15] Smend-Verzeichnis Nr. 1208; ferner: *An der Schwelle des dritten Kriegsjahres*. Smend-Verzeichnis Nr. 1228 und 1223.

[16] Smend-Verzeichnis Nr. 1369.

[17] Smend-Verzeichnis Nr. 1241 und 1223.

Sinn. Leben, das an der Front millionenmal verschwenderisch zum Opfer gebracht wurde, sollte in der Heimat auf das sorglichste gepflegt und unter die besten Bedingungen gestellt werden. Das hieß: Schutz den Kindern, Schutz der Jugend, Ausbau aller Einrichtungen, die hierzu erforderlich waren unter staatlicher Sicherung und Aufsicht. Es hieß aber auch Kampf gegen die Volkskrankheiten, vor allem gegen Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten, und eine ganz neue, durchgreifende Wohnungs- und Siedlungspolitik. Und es erforderte endlich die Ermöglichung früher Eheschließungen auf bescheidenster wirtschaftlicher Grundlage. Zur Erhaltung des geistigen Lebens gehörte eine Vertiefung – nicht eine Verbreiterung! – von Bildung und Wissen in unserem Volk; hier schien Harnack der Ausbau des Fachschulwesens und die Einrichtung von Volkshochschulen wichtig – nicht aber ein wahlloses Einströmen in die Hochschulen, wie es später erfolgte.

Der zweite Gedankenkreis umfaßte die *sittliche* Beziehung der Einzelpersönlichkeit zur Gemeinschaft. Harnack wünschte, daß jedem Einzelnen die größtmögliche verantwortliche Selbständigkeit und der größtmögliche Spielraum gewährt werde, um seine Kräfte zu entwickeln, zu steigern und mit Freiheit in den Dienst des Ganzen zu stellen: aber gerade der Krieg hatte gezeigt, daß die falsch verstandene individuelle Freiheit schwer mißbraucht und eine Gefahr für die Volksgemeinschaft werden kann. Kriegsgewinne und Kriegswucher bewiesen deutlich, daß es in unserm Wirtschaftsleben vielfach an nationalem Gemeingeist noch fehlte. Harnack klagte „das ganze System“ an, „welches den vollen Handelsegoismus und das rücksichtslose Verdienen auch im Kriege erlaubt, weil man eben überhaupt Grenzen hier nicht gekannt hat und kennt[18].“ Darum hielt er die Überführung großer Industriezweige wie Kohle, Bergbau und Forstwirtschaft in „gemischte Unternehmungen“ für notwendig, an denen außer dem Privatkapital der Staat oder die Kommunen maßgebend beteiligt sind. Die offene Aussprache dieser Gedanken brachte Harnack in einen starken Gegensatz zu einem Teil der Großindustriellen, und im Mitgliederbestand der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft gab es daraufhin einige Erschütterung; aber auch aus industriellen Kreisen kam ihm manche Zustimmung zu seinen Gedanken.

---

[18] Smend-Verzeichnis Nr. 1228 und 1223.

Wichtiger noch als die volkswirtschaftliche Neuregelung aber schien Harnack ein Wandel in der Gesinnung oder zum mindesten in dem Umgangston der Klassen und Stände untereinander. Er glaubte beobachtet zu haben, daß es auf diesem Gebiet in Deutschland und insbesondere in Nord- und Ostdeutschland schlechter stehe, als in den übrigen Ländern westeuropäischer Kultur. „Wir haben später mit der Kultur angefangen, und die Kultur beginnt immer mit solchen Kastenordnungen und solchen Zuständen, wie wir sie nicht wünschen, und wie sie unserer nicht mehr würdig sind. … Dieser Kastengeist, diese, wie soll ich sagen, patriarchalische Begönnerung, aber auch jener inhumane Geist, der zuerst auf den Stand und dann auf den Menschen sieht, er muß aufhören." Das Ideal eines solchen Zusammenlebens schien ihm, wenn auch in kleinem Kreise, in der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost unter ihrem Leiter Siegmund-Schultze verwirklicht, und gerade die jungen Akademiker wies er bei jeder sich bietenden Gelegenheit auf ihre besondere Verpflichtung hin, sich ohne Bildungsdünkel dienstwillig und lernbereit mitten in die Volksgemeinschaft zu stellen.

Endlich glaubte Harnack, daß der Weltkrieg auch zu einer *politischen* Neuordnung zwischen Individuum und Gemeinschaft führen müsse. Das deutsche Volk hatte in seinen Augen den Beweis geliefert, daß es ein mündiges Volk sei. Die Haltung der Sozialdemokratie bei Kriegsausbruch hatte auf ihn tiefen Eindruck gemacht und einen großen Teil des Mißtrauens weggeräumt, das er dieser Partei gegenüber vor dem Kriege empfunden hatte. Dem mündigen deutschen Volk, das war Harnacks Überzeugung, sollte endlich volle religiöse Freiheit, aufrichtige Anerkennung des Koalitionsrechts und der Gewerkschaften und ein neues Wahlrecht gegeben werden. Der Staat sollte anerkennen, daß Konfessionslosigkeit, wenn Tüchtigkeit und sittlicher Charakter einer Persönlichkeit feststeht, kein Hindernis mehr ist, um im Zivildienst oder im Heere angestellt zu werden; er sollte den Gewerkschaften allen Schutz verheißen und alle Förderung, wo noch Rückständigkeiten übrig geblieben sind, und er sollte in freiem Entschluß das preußische Dreiklassenwahlrecht abschaffen und das preußische Wahlrecht dem des Reichs angleichen.

Der Kaiser hatte durch seine Osterbotschaft vom 7. April 1917 hierfür große Hoffnungen erweckt; aber sie wurden von der Regierung nicht

erfüllt. Eine Reihe von Professoren und Politikern erhob am 3. Juli 1917 in öffentlicher Erklärung die Forderung, daß die kaiserliche Zusage nun auch verwirklicht werden solle – eine Erklärung, die der Kaiser persönlich sehr ungnädig vermerkte[19]. Aber Bethmann ging und Michaelis kam, ohne daß sich etwas änderte. Nach Michaelis' Abgang entschloß sich Harnack noch einmal, dem Chef des Kaiserlichen Zivilkabinetts, v. Valentini, den ganzen Ernst der Lage vorzustellen; er schrieb ihm am 30. Oktober 1917: „Nach Überlieferung und geschichtlichem Studium darf ich mich als einen durch und durch konservativen Mann bezeichnen; aber es ist mir eben als solchem gewiß, daß *jetzt* die Stunde geschlagen hat, die Stein-Hardenbergsche Reform zu Ende zu führen. Denn nur unter diesem Gesichtspunkt vermag ich die innere Lage zu beurteilen. Es ist gewiß unsäglich schwer, daß wir mitten im furchtbarsten Krieg die Lösung dieser Aufgabe auch noch übernehmen müssen; aber daß ein solcher Krieg auch im Innern nach drei Jahren alle tiefen Probleme aufregt, ist unvermeidlich, und es liegt nicht in unserer Hand, das zu ändern. Wir müssen sie aufnehmen und müssen sie *mit unserem Willen* zu unsern eigenen machen, als die Führenden und nicht als die Gezwungenen. Das heißt aber nichts Anderes, als daß wir in dieser Stunde als Reichskanzler eines Mannes bedürfen, der die Wahlreform überzeugt, stark und schnell zur Durchführung bringt. Die Widerstände sind gewiß sehr groß – ich brauche sie nicht aufzuzählen bis zu den kurzsichtigen Professoren hin – aber die die Wahlreform stützenden Mächte sind größer. Gewiß besteht dieser Block nur bis zur Wahlreform; aber für diese besteht er, und daß er später nicht mehr bestehen wird, ist kein Unglück, sondern vielmehr erwünscht. Den ‚Parlamentarismus' – übrigens in Wahrheit ein schillernder Begriff – werden wir – sofern er unsern monarchistischen Traditionen widerspricht – m.E. am sichersten vermeiden, wenn wir ihn jetzt nicht durch Zögern und Unwilligkeit großziehen helfen. Macht die Regierung aber jetzt die Wahlreform nicht oder nur halb und zögernd und unwirsch, stellt sie sich nicht an die Spitze der Bewegung und findet sie nicht das Wort und die Tat, die das zu Schaffende als ihren freudigen Willen verkündet –, so ist nicht abzusehen,

[19] Unterzeichnet hatten: Delbrück, Dominikus, Fischer, Harnack, Meinecke, Graf Monts, Nernst, Rohrbach, Thimme und Troeltsch.

welches Unglück entstehen wird. Die Feinde der Wahlreform sagen jetzt, die Sozialdemokratie übe eine Erpresserpolitik gegenüber der Regierung; aber das ist eine schlimme Entstellung der Tatsachen: ihre Führer, denen man tiefen Patriotismus nicht absprechen kann, und die selbst in der Tiefe ihr preußisch-monarchistisches Herz entdeckt haben, können die Massen nicht bei sich halten, wenn nicht geschieht, was geschehen muß. Unaufhaltsam werden die Massen Ledebour zuströmen; und was dann in Bezug auf Kriegskredite und alle Folgeerscheinungen werden wird, dafür braucht es keine Prophetie. … Wäre es eine schlechte, gefährliche Sache, um die es sich handelt, so müßte man auch der schlimmsten Krise mutig ins Auge sehen und vor keinem Mittel zurückscheuen; aber es handelt sich um den großen Schlußstrich zur inneren Entwicklung Preußens seit einem Jahrhundert und um eine Maßnahme, die den Thron nicht erschüttert, sondern stabilisiert. Davon bin ich im Innersten überzeugt und zahlreiche geschichtskundige Patrioten mit mir."[20]

Der Brief erreichte Valentini erst, nachdem die Ernennung Hertlings zum Kanzler bereits vollzogen war. Harnacks Wünsche und Pläne erfüllten sich nicht, wohl aber seine Befürchtungen.

Nicht minder schwer als die innerpolitischen Sorgen war für Harnack die Sorge um den Gang unserer Außenpolitik. Zunächst sah er es mit den übrigen deutschen Gelehrten als seine Aufgabe an, der Propaganda des feindlichen Auslands nach Kräften entgegenzutreten. Was die Propaganda für Blüten trieb, liest man noch heute, nach 20 Jahren, mit ungläubigem Erstaunen; auch Gelehrte von Rang verloren völlig das Augenmaß; den Höhepunkt stellte vielleicht ein Aufsatz des Engländers Professor Sayce (Queen's College Oxford) dar, der in der Times nachwies, daß die Deutschen in allen Wissenschaftszweigen nichts, schlechterdings *nichts* geleistet, sondern sich immer nur auf Nachahmungen oder geistigen Diebstahl beschränkt hätten (22. 12.1914)[21]. Solchem gefährlichen Unsinn mußte entgegengetreten und alle die Kräfte im

[20] Nach dem Konzept wiedergegeben.

[21] Als Proben: „Schiller was a milk-and-water Longfellow." „Kant was more than half Scottish and it is difficult to say, what the Hegelian philosophy would have been, had the German language been more cultivated." „Bopps Indo-European family of speech was stolen (as usual, without acknowledgement) from Sir Wiliam Jones" usw.

Ausland mußten bestärkt werden, die sich um Gerechtigkeit und Wahrheit in der Beurteilung des Weltgeschehens bemühten. Unter ihnen leuchtete die Reihe der Männer, die als Studierende oder „Austauschprofessoren“ vor dem Kriege in Deutschland gewesen waren: Peabody, Burgess, Wheeler, Sloane, Shepherd und Andere, und es zeigte sich, wie richtig Althoff seinerzeit die Bedeutung solchen geistigen Austausches eingeschätzt hatte. Harnack bemühte sich um jede Verbindung, die Aufklärung in das Ausland tragen konnte; in die feindlichen Länder ging der Weg nur über die Neutralen, vor allem über Schweden, Norwegen und über die Schweiz. Aber oft genug war auch dieser Weg ungangbar; so verhinderte z. B. die englische Regierung längere Zeit, daß Harnacks „Antwort auf das Schreiben von elf großbritannischen Theologen“ (s. [ZAHN-HARNACK 1936,] S. 444) in England bekannt wurde[22].

Man darf nun in diesem Zusammenhang nicht verhehlen, daß nicht alle von deutscher Seite getriebene Kulturpropaganda wirkungsvoll und zweckdienlich war. Besonders das sogenannte „Manifest der Intellektuellen“, unter dessen 93 Unterzeichnern sich auch Harnack befand, und das in der Entrüstung über den ersten Lügenansturm des Auslandes einen falschen Ton anschlug, wirkte ungünstig. Max Planck hat daher mit Zustimmung und unter Nennung von Harnack, Nernst, Waldeyer und v. Wilamowitz-Möllendorff in einem offenen Brief an einen holländischen Kollegen (im März 1916) den Aufruf noch einmal erläutert und die besonderen Umstände erklärt, aus denen er hervorgegangen war: als „ein ausdrückliches Bekenntnis, daß die deutschen Gelehrten und

[22] Ein norwegischer Freund schrieb darüber an Harnack: „Leider muß ich Ihnen melden, daß Ihre Antwort an die Engländer an die Adressaten nicht gelangt ist. Sie wurde rekommandiert geschickt, ist aber von der englischen Zensur angehalten worden. Gleichzeitig mit der Absendung Ihrer Antwort wurde aber nun St. benachrichtigt, daß sie abgesandt war. Als er sie nicht erhielt, wandte er sich an das Ministerium des Innern, das ihm versprach, falls Ihre Antwort gedruckt würde, dann sie ihm zu verschaffen … Selbst ihm das Heft zu schicken, habe ich für etwas Vergebenes gehalten. Die Zensur ist jetzt eine so gestrenge, daß alle Reisenden untersucht werden, ob sie Briefe mitbringen. Wenn das Ministerium das Versprechen an St. nicht halten sollte, wird meine Tochter versuchen. Ihre Antwort, übersetzt, inmitten eines gewöhnlichen Briefes Mr. St. zugehen zu lassen. Vielleicht wird die Zensur in einem Briefe, von Damenhand geschrieben, nicht so gefährliche Bomben ahnen. Eine Schrift von Ihnen einschmuggeln zu sollen kommt mir als etwas Sonderbares vor. Ich sehe aber … keinen anderen Ausweg.“

Künstler ihre Sache nicht trennen wollen von der Sache des deutschen Heeres. Denn das deutsche Heer ist nichts anderes als das deutsche Volk in Waffen, und wie alle Berufsstände, so sind auch die Gelehrten und Künstler untrennbar mit ihm verbunden."[23]

Während der vier Kriegsjahre verstummten auch in den Ländern der Gegner die Stimmen der einstigen Freunde, der Menschen *bonae voluntatis*, nicht ganz; aber sie drangen fast nie über die Grenzen, und sie waren auch in ihren eigenen Ländern zu schwach, um sich wirklich Gehör zu verschaffen. Diese Erfahrung gehörte für Harnack zu dem Bittersten, was der Krieg ihm brachte.

Aber wie stand es im eigenen Lande? Wie zu den innerpolitischen Fragen so mußte Harnack auch Stellung nehmen zu der Führung unserer Außenpolitik. Die heldenhafte Haltung des Heeres, die überlegene Führung der Truppen allein konnten den Sieg und einen würdigen Frieden nicht erringen, wenn nicht Klugheit, Umsicht und Größe der politischen Leitung der militärischen Macht zur Seite standen. Zu einem Moltke einen Bismarck! Dies einzigartige Glück des siebziger Krieges war dem deutschen Volke diesmal nicht beschieden! Harnack hatte von Bethmann Hollwegs Persönlichkeit, von seinem sittlichen Ernst, seiner Bildung und seinem Arbeitswillen eine hohe Meinung; aber er sah auch des Kanzlers Mangel an Entschlußfähigkeit und seine Neigung, durch Rückschau die Kraft zum Vorwärtsschreiten zu beeinträchtigen. Bethmann war persönlich von zartester Gewissenhaftigkeit; seine Worte über den Durchmarsch unserer Truppen durch Belgien waren der Ausdruck seines sittlichen Empfindens. Und es war tragisch, daß seine Gewissenhaftigkeit gerade die Stimmen in Deutschland auf den Plan rief, die in skrupellosem und mißverstandenem Machiavellismus vor der Belastung mit Gewissensbedenken warnten, die dem deutschen Volk rieten, die „weiße Weste", das heißt die Reinheit des Gewissens, nebst der „Sentimentalität" in der Versenkung verschwinden zu lassen und sich nicht

[23] Nach Kriegsende, als das Manifest von Clemenceau noch einmal in einer Hetzrede mißbraucht wurde, hat sich Harnack in einem „Offenen Brief" an diesen gewendet, einige Behauptungen des Manifestes eingeschränkt, aber zugleich einen starken Appell an den Ministerpräsidenten gerichtet, daß Frankreich seine Archive öffnen und damit eine vorurteilslose Prüfung der Kriegsursachen ermöglichen solle. (Smend-Verzeichnis Nr. 1299 und 1369.)

aus Furcht vor der künftigen Prüfung der Geschichte in politischen und militärischen Entschließungen hemmen zu lassen[24]. Harnack wandte sich im Einverständnis mit dem Auswärtigen Amt gegen eine solche Auffassung: „Es gibt" – so schrieb er – „eine Privatethik und eine Sozialethik und eine politische Ethik. Es gibt eine Ethik im Friedensstande und im Stande der Notwehr, und so fort. Man kann nicht einfach Übertragungen aus dem einen Gebiet auf das andere vornehmen, ja man würde unsittlich handeln, wenn man es täte; aber überall waltet ein und dasselbe sittliche Bewußtsein – nicht als eine unveränderliche Größe, aber in jedem Moment als eine absolute. Das ist die Majestät und das Geheimnis des Sittlichen. … Nachdem das unschöne, ja fast frivol klingende Bild einmal gewählt ist, mag es bleiben: wir vertrauen unserer Regierung, weil sie ‚die weiße Weste' trägt, und wir würden automatisch dieses Vertrauen einbüßen, wenn sie ihr den Abschied gäbe." Harnack ging dann auf den zweiten Gedanken von Zedlitz ein, der sich gegen „Schlappheit" und „Flaumacherei" im deutschen Volke ausgesprochen hatte. Harnack wehrt sich gegen die Vorstellung, daß „gedankenlose Draufgänger Leute seien, bei denen der vaterländische Sinn besonders stark ausgeprägt ist". Er führte aus, „daß der Feind keineswegs nur durch restlose Einsetzung aller elementaren Machtmittel, sondern auch durch die Einsetzung moralischer und ideologischer [Mittel] geschwächt und vernichtet wird, und daß es eben die Aufgabe der Staatsmänner sei, diese untereinander abzuwägen. … Das deutsche Volk ist keine urteilslose Masse; man kann ihm vielmehr alles sagen, und es wird seine Energie und Begeisterung nicht verlieren, wenn man ihm nachweist, daß die restlose Anwendung aller unserer Machtmittel nicht ausschließlich in der rücksichtslosen Einsetzung aller unserer Kanonen besteht." Es war nicht ganz leicht, diesen Aufsatz in der Presse unterzubringen; die „Tägliche Rundschau" z.B. lehnte ihn ab; aber die Zustimmungen, die Harnack von vielen Seiten erhielt, zeigten ihm, daß er richtig verstanden worden war. Valentini schrieb ihm aus dem Großen Hauptquartier (23.4.1916): „[Ich] kann mich nicht enthalten, Ihnen mein lautestes und herzlichstes Bravo, Bravissimo zu übersenden. Es ist die höchste Zeit, daß diesen Rabulisten und Pächtern patriotischer Gesinnung einmal die

[24] Freiherr v. Zedlitz und Neukirch im „Tag" vom 13. April 1916.

Wahrheit gesagt wird, und daß es von so geistig führender Stelle geschieht, wird seines Eindrucks in der denkenden Öffentlichkeit nicht fehlen. Der Artikel Octavios [v. Zedlitz] war so schamlos zynisch, daß er eine Kritik geradezu herausforderte; aber daß sie so gründlich und vernichtend ausgefallen ist, freut mich besonders, und Sie haben sich dadurch den Dank aller noch nicht vom alldeutschen Dunst umnebelten Menschen erworben." Zugleich schickte Valentini an Harnack das Blatt, auf dem der Kaiser Randbemerkungen zu dem Aufsatz gemacht hatte, aus denen hervorging, daß er dem Inhalt zustimmte.

Die zweite Hälfte des Aufsatzes gegen Zedlitz ging schon auf das Problem ein, das Harnack, wie seinen Schwager Delbrück, vom ersten Kriegstage an beschäftigt hatte, das Problem des Friedensschlusses. Mit tiefer Sorge sahen beide Männer, welchen Täuschungen sich die Öffentlichkeit hingab über das, was *erreichbar*, ja auch über das, was *wünschenswert* war; *erreichbar*, wenn man die Welt von Feinden betrachtete, gegen die Deutschland mit so unzulänglichen Bundesgenossen kämpfte, *wünschenswert*, wenn man bedachte, daß der künftige Friede nicht den Keim zu neuen Kriegen in sich tragen dürfe. Nicht die Männer an der Front waren uneinsichtig und maßlos in ihren Hoffnungen und Forderungen, oft aber gewisse Interessentengruppen in der Heimat und naive, durch geschichtliche Erkenntnis nicht geschulte Ideologen. Daß ein Friedensschluß nie die Opfer voll rechtfertigen und die an ihn geknüpften Hoffnungen ganz erfüllen kann, hatte Harnack von Wilhelm v. Humboldt gelernt: „Welchen Frieden man auch machen möge, darüber muß niemand sich täuschen, wird es den eigentlich Gutgesinnten immer sein, als wenn nach einem glänzenden Feuerwerk nun so nach und nach die Lampen verlöschen; *der* Frieden, den die Anstrengungen einer so großen Zahl edler und trefflicher Menschen verdienten, kann möglicherweise unter keinen gegebenen Umständen zustande kommen. Vaterlandsliebe und Heldenmut sind idealistische und ganz unbegrenzte Gefühle, und jede menschliche, wirkliche, nun gar politische Übereinkunft ist von allen Seiten bedingt und beengt. Darum ist auch Friedenmachen eines der undankbarsten Geschäfte, dem man sich nur aus einer Art Aufopferung unterziehen kann, so sehr jeder Vernünftige den Frieden wünscht und wünschen muß. Es kommt hier der wahre Widerstreit des an sich Wünschenswürdigen und des unter den Umständen Erreichbaren zur Spra-

che, und man entgeht nie dem Vorwurf, unter dem Erreichbaren geblieben zu sein." (Humboldt an seine Gattin, Châtillon, 9.2.1814.)

Harnack schloß sich den Politikern an, die den *erreichbaren* Frieden vorzubereiten suchten, also dem „Deutschen Nationalausschuß", den Fürst Wedel führte und dessen zweiter Vorsitzender Harnack wurde. Er hatte auch schon im Jahre 1915 (27. Juli) die Eingabe an den Kanzler mit unterzeichnet, die unter Führung von Dernburg, Kahl und Delbrück sich zu dem Grundsatz bekannte, „daß die Einverleibung oder Angliederung politisch selbständiger und an Selbständigkeit gewöhnter Völker zu verwerfen ist." „Das Deutsche Reich", so wurde hier ausgesprochen, „ist hervorgegangen aus dem Gedanken der nationalen Einheit, der nationalen Zusammengehörigkeit. Es hat national-fremde Elemente nur langsam und unvollkommen mit sich verschmolzen, und wir wollen uns weder durch Ereignisse, noch durch Personen, noch durch leicht erzeugbare Stimmungen dazu drängen lassen, die leitenden Grundsätze der Reichsschöpfung aufzugeben und zu verändern und den Charakter des Nationalstaates zu zerstören." Der Kanzler selbst teilte diesen Standpunkt; aber er wurde durch stärkere Kräfte immer wieder von seiner Linie abgedrängt. Ihn zu stützen und stark zu machen, war Harnacks ernstestes Bestreben; daß es nicht gelang, daß der Kanzler am 14. Juli 1917 gestürzt wurde, ohne daß seine Gegner auch nur eine Ahnung davon hatten, wer an seine Stelle treten könnte, sah Harnack als den Anfang unseres politischen Zusammenbruchs an. Harnack hatte seine eigenen Gedanken über die Kriegsziele im Lauf der Jahre mehrfach niedergeschrieben oder in Gesprächen zusammenhängend dargestellt. Mit dem Anwachsen der feindlichen Mächte hat er sie in den Jahren 1915-17 oft umgestaltet; aber über einen schmerzlichen Verzicht hat er sich in keiner Phase des Krieges getäuscht: es war der Verzicht auf die Möglichkeit, die heißgeliebte baltische Heimat an das deutsche Reich anzugliedern. Wie hatte er gejubelt, als von dort die ersten Siegesnachrichten kamen! „In Oriente lux! Lux Germanica über meiner alten Heimat!" Wohin seine persönlichen Wünsche gingen, das zeigt das Konzept eines Briefes an den Reichskanzler vom 2. Mai 1915:

„Die Nachricht, daß unsere Truppen in breiter Front auf Mitau marschieren, hat mich, wie kaum eine andere in diesem Kriege, bewegt und erhoben. Aus dieser tiefen inneren Bewegung entbindet sich der heiße

Wunsch, dem deutschen Vaterlande in den baltischen Landen meine Dienste leisten zu dürfen. Sind doch unsre Truppen wahrscheinlich nur noch wenige Kilometer von der kurländischen Grenze und nur noch etwa 100 Kilometer von Riga entfernt! Freilich weiß ich nicht, ob beabsichtigt ist, dorthin zu marschieren: aber wenn es der Fall ist, so würde ich es als eine Krönung meines Lebens betrachten, wenn ich auf baltischem Boden mich nützlich machen könnte. Zwar Kurland kenne ich nicht genug, um meine Dienste anbieten zu dürfen, aber Livland kenne ich ganz genau, bin noch vor vier und vor eineinhalb Jahren dort gewesen, habe mit den jetzt dort leitenden Männern studiert und verkehrt und verfüge über eine genaue Personalkenntnis, deren Lücken ich ohne Schwierigkeit ergänzen kann. Vor allem kenne ich baltische Art, baltische Überlieferung und Verwaltungsweise und traue mir zu, die Personen dort richtig zu behandeln – sowohl unter der Parole: ‚Wir behalten das Land', als auch unter der leider viel wahrscheinlicheren: ‚Wir behalten das Land nicht'. Was mir vorschwebt, ist, der, sei es militärischen, sei es Zivil-Verwaltung zur Beratung beigegeben zu werden."

Aus dem Nachlaß Harnacks ist nicht zu ersehen, welche Antwort dieser Brief erhielt, ja, ob er überhaupt abgeschickt wurde. Aber er läßt einen Einblick in Harnacks Empfindungen tun und läßt erkennen, wie furchtbar schwer es für ihn war, daß er sich der alsbald unter Führung von Reinhold Seeberg einsetzenden Agitation der in Deutschland lebenden Balten nicht anschließen konnte. Sie forderten die Einbeziehung des Baltikums von Polangen bis Reval und Narva in den Ring des Deutschen Reiches[25]. Harnack wußte, daß das für Deutschland unmöglich sei – unmöglich wegen der unhaltbaren Grenze, die dadurch entstehen würde; unmöglich wegen des erwachenden Nationalgefühls der Esthen und Letten, das er seit Jahren schon stärker und richtiger einschätzte als die meisten Deutschbalten, unmöglich auch, weil Harnack von Monat zu Monat deutlicher erkannte, daß bei dem Friedensschluß Deutschland überhaupt nicht der Fordernde sein würde.

Die bittere Feindschaft vieler seiner baltischen Landsleute, die Harnack wegen dieser seiner Überzeugung auf sich zog, schlug ihm tiefe

[25] Denkschrift des Baltischen Vertrauensrates, dem Herrn Reichskanzler übersandt am 28. Juli 1915.

Wunden, tiefere als alle Angriffe des Alldeutschen Verbandes oder sonstiger reichsdeutscher Politiker, welche die Friedensfrage anders betrachteten als er[26]. Es bedurfte langer Jahre, um die hier entstandenen Spannungen wieder zu lockern und wenigstens bei einem Teil der alten Freunde das einstige Vertrauensverhältnis wieder herzustellen[27].

Der Kriegsausgang stellte die Deutschbalten vor ganz neue und fast übermenschlich schwere Aufgaben; wie sie diese erfüllen könnten, und wie sie sich insbesondere zu den neuen Herren der Länder, den Esthen und Letten, verhalten sollten, das war eine Frage, der Harnack unablässig nachsann, und die er in eingehendem Briefwechsel mit seinem Freunde, Vetter und oft auch Gegner Roderich Baron Engelhardt erörterte. Bis in Harnacks letzte Lebensjahre ziehen sich diese Betrachtungen. Am 1. Februar 1927 schrieb er an Engelhardt: „Wie soll sich das baltische Deutschtum zu den Esthen und Letten stellen? Vielleicht täusche ich mich in dem Eindruck, daß diese Kapitalfrage nicht mit der gebührenden Bedeutung anerkannt wird, ja daß sie von den Landsleuten geflissentlich umgangen oder gar rein negativ entschieden und deshalb als nicht existierend angesehen wird. Aber sie ist da und verlangt ein positives, friedliches Programm, wie ein solches die Siebenbürger Sachsen den Ungarn gegenüber hatten und jetzt gegenüber den Rumänen ausbilden. Gewiß ist die Lage dort und hier eine sehr verschiedene, gewiß ist die Frage nicht geeignet, jetzt schon in Deiner Zeitschrift behandelt zu werden, und vielleicht ist auch die furchtbare Wunde, die dem Deutschtum von den Nationen geschlagen worden ist, noch zu brennend, um ein positives Programm zu gestalten; aber der baltische Patriot muß doch schon jetzt in der Stille, und vorbereitend auch gemeinsam, die Beantwortung der Frage behandeln: ‚Wie soll und muß sich die friedliche Arbeit *für das ganze Land* gestalten, wie kann das baltische *Corpus Germanicum* dem alten Besitz von Reval bis Memel am segensreichsten werden trotz und innerhalb der Herrschaft der jungen Nationen?' Vielleicht liegt es nur an meiner Unkenntnis, daß ich diese Frage aufwerfe, und Ihr seid

[26] Vergl. Smend-Verzeichnis Nr. 1238, 1239, 1240.

[27] Um in Deutschland Verständnis für das baltische Deutschtum zu erwecken, schrieb er 1915: „Die deutsche Universität Dorpat, ihre Leistung und ihr Untergang," und „Die Leistung und die Zukunft der baltischen Deutschen." Smend-Verzeichnis Nr. 1210, 1211 und 1223.

längst mit ihr beschäftigt; aber wenn ich diesen oder jenen Emigranten hier gesprochen habe, trat mir öfters die schroffste Zurückweisung des Gedankens entgegen, als könne man sich jemals damit abfinden, daß die Deutschen nicht mehr der *politisch* herrschende Stand im Lande sind, und doch kann das nächste Ziel nur sein – was *einst* sein kann und wird, wissen wir nicht –, daß, wie im alten römischen Kaiserreiche der Lateiner regierte, aber der Grieche die ganze Kultur bestimmte." Von dieser Kultur der Deutschbalten hatte er allerdings trotz mancher Kritik die höchste Meinung. Er hat sie ausgesprochen in seiner Rede zum hundertjährigen Jubiläum der Livonia, das im September 1922 in Jena gefeiert wurde[28]: „Da steht allem voran die Tapferkeit, die es mit dem Leben aufnimmt, und die zugleich mit jener Aufrichtigkeit verbunden ist, welche zu vornehm ist, um irgend etwas anderes sein zu wollen als sie selbst. Dazu gehört weiter die innere Geschlossenheit und die Notwendigkeit des Bewußtseins, das ein Jeder hatte, der auf seinem Gute saß, daß er unter Umständen allein stehen müsse und könne. Diese Geschlossenheit, die an die Souveränität von Königen heranreicht, drückte dem Livländer den Stempel auf. Als Gegenstück trat zu dieser aristokratischen Geschlossenheit die unbegrenzte Brüderlichkeit, die sich ohne Besinnen, wo Not vorlag, unbedingt zur Verfügung stellte." Und als weiteren, für die Balten charakteristischen Zug erkannte Harnack den Gemeinsinn, der sich rückhaltlos in den Dienst des Ganzen stellt. So habe das Baltenland Persönlichkeiten erzogen, die jeder Lage gewachsen sind, in die sie vom Leben gestoßen werden, die sich niemals deklassiert fühlen können, weil sie in ihrem Wesenskern unzerstörbar sind.

Die Bewährung dieser Eigenschaften sah Harnack in vielen jungen baltischen Freunden, die in Deutschland oder in der alten Heimat ihren tapferen Lebenskampf führten; an ihnen erfüllte sich das Goethewort, das Harnack immer wie für das Schicksal der Balten geprägt erschien:

Komm! Wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz –
Pfeiler, Säulen kann man brechen,

[28] Erinnerungsblätter an die Feier des hundertjährigen Jubiläums der Livonia … herausgegeben vom Jubiläumsfestausschuß Berlin 1922. Smend-Verzeichnis Nr. 1366.

Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Hilfeleistung in Kriegsnot

Harnack hat während des Krieges zweimal in dem Akademischen Gottesdienst der Berliner Universität gepredigt, am 4. März 1917 und am 28. Juli 1918. In der ersten Predigt sprach er über das Reich Gottes und wählte als Text das Gleichnis vom Sauerteig unter dem Mehl (Matth. 13, 33); in der zweiten legte er eine Stelle aus dem Epheserbrief aus: „Stark werden durch Gottes Geist am inwendigen Menschen“[29]. Die Wahl dieser Texte kennzeichnet den Geist, unter den Harnack seine ganze Hilfstätigkeit während des Krieges stellte. Das Reich Gottes sollte gebaut werden; auch mitten in Leiden, Zerreißungen und Zersetzungen sollen wir „in der Wüste die Brunnen Gottes sehen und überzeugt bleiben, daß sein Reich unter uns begründet ist und sich ausbreitet.“ Es wird gebaut durch die unter uns, die stark sind am inwendigen Menschen: „Wo du einen Gedanken faßt und durchsetzt, der Gottes Reich bauen hilft auf dieser Erde, und sei es auch im Kleinsten, da schafft Gottes Heiliger Geist durch dich.“ Der „inwendige Mensch“ aber „steht in einer tiefen Verwandtschaft mit dem Creator-Spiritus, mit dem schöpferischen Geist, und er ist angelegt auf die Welt des Guten, Wahren, Schönen, ja, sie sind seine eigentliche Welt.“ Und er ist „eingewurzelt und gegründet in der Liebe“. „Nur ein geschlossener, starker Mensch vermag wahrhaft zu lieben; alle anderen versuchen es nur; nur ein geschlossener starker Mensch vermag die Ungerechtigkeiten der Welt zu ertragen und doch liebevoll zu bleiben.“

Um Geist und Liebe ging es – das war der ganze Sinn von Harnacks Arbeit im Kriege. Wenn er zu Vorträgen nach Warschau, nach Brüssel und nach Bukarest berufen wurde, so wollte er dort nichts anderes, als

[29] Smend-Verzeichnis Nr. 1250, 1274 und 1369.

den nach Geist hungernden, von tausend Gefahren des Leibes und der Seele bedrohten jungen deutschen Menschen das Beste und Tiefste bringen, was er in seinen Schatzkammern hatte. Die Organisation der geistigen Arbeit in den Etappen bewunderte Harnack sehr. In Bukarest z.B. war eine wirkliche Hochschule eingerichtet worden, bei der die Kurse sich in einem fein durchdachten Aufbau folgten. In der vierten Vortragsreihe, in der Harnack sprach, wurden in 14 Tagen etwa 240 Vorlesungen von den ersten Gelehrten Deutschlands gehalten. Abends vereinigte häufig ein Vortrag über ein großes allgemeines Thema sämtliche Teilnehmer; Harnack sprach bei einer dieser Veranstaltungen vor 2000 Zuhörern, zu denen sich auch der Feldmarschall von Mackensen gesellt hatte, über „Weltkrieg und Christentum". „Die Situation war wirklich erhebend und ergreifend, und ich änderte sehr bald meinen Redeplan und sprach vor diesem Auditorium aus dem Herzen"[30]. Harnack sah bei dieser Reise auch alle anderen Bildungseinrichtungen, die das deutsche Militär – so unendlich weit von der Heimat – hier für die Truppen geschaffen hatte; und wie mußte es ihn bewegen, wenn man ihm, der sich in Bukarest viel Freundschaft gewonnen hatte, später schrieb: „Das Studentenheim steht im Zeichen des Kriegsabituriums. Die Schwestern haben alle Hände voll zu tun, um den Muli die letzten Tage in Bukarest so angenehm wie möglich zu gestalten, die von hier an die Front gehen, um dort das erste Semester zu verleben …"

Es war selbstverständlich, daß Harnack auch da überall beratend mitwirkte, wo man ihn bei der Gestaltung des geistigen Lebens, bei der Bewahrung wissenschaftlicher und künstlerischer Werte in den besetzten Gebieten brauchte, mochte es sich um den Aufbau der Universitäten Gent und Warschau handeln, um die Pflege der Bibliotheken und

---

[30] An Frau von Harnack 15.4.1918; vergl. auch Smend-Verzeichnis Nr. 1280. Auch in Craiova sprach Harnack damals – mit einer amüsanten kleinen Vorgeschichte, die einer der Teilnehmer an dem Vortrag in der „Tägl. Rundschau" vom 7.5.1931 berichtet hat: „Als ich während des Kriegs in Rumänien war, da brachte einen Glanz in die schweren Tage die Nachricht: Harnack kommt zu Vorträgen hierher. Fast wäre allerdings die Freude vereitelt worden; denn auf Harnacks Anfrage … hatte der Kommandant, für den der Name Harnack kein Begriff war, kurzer Hand abtelegraphiert. Doch der Telegraphist war besser bewandert; er sagte sich: Einem Harnack telegraphiert man nicht ab; gut für uns alle, wenn wir mal etwas Religiöses hören – und hielt auf eigene Verantwortung das Telegramm zurück. Es gehörte Mut dazu, so zu handeln."

wissenschaftlichen Einrichtungen in Belgien und Nordfrankreich, oder um die seinem Herzen unendlich viel näherstehende Wiederaufrichtung der deutschen Universität Dorpat[31]. Mit fast leidenschaftlichen Worten rief er für Dorpat zur Tat auf: „Mitten im Kriege haben wir die polnische Universität Warschau wieder hergestellt und haben den Flamen die Universität in Gent geschaffen. Aber was ist uns Warschau, was ist uns selbst Gent! Dorpat jedoch war eine deutsche Universität, so deutsch wie Jena und Göttingen und die andern alle. Ihre deutsche Art und Mission war auch keine geschichtliche Zufälligkeit, sondern entsprang aus geschichtlichen Nötigungen, welche selbst die russischen Kaiser vor Alexander III. anerkannt haben. Gegen die deutsche Universität Dorpat hat sich auch kein Lette und kein Esthe aufgelehnt, bevor eine skrupellose Verhetzung einsetzte; aber auch heute noch müssen alle besonnenen Elemente dort wissen, daß sie die Wurzeln ihrer eigenen Kraft durchschneiden und sich selbst zum geistigen Tode verurteilen, wenn sie die deutsche Universität Dorpat nicht wieder aufrichten helfen."

Er selbst allerdings konnte sich nicht entschließen, im Jahr 1918 in Dorpat Vorlesungen zu halten, denn er sah sehr bald, daß für die Hoffnungen und Zielsetzungen der Balten wie der für die Universität tätigen Reichsdeutschen in der politischen Wirklichkeit kein Raum war; aber es freute ihn, daß seine Tochter auf einer Etappenreise zu einer baltischen und feldgrauen Zuhörerschaft von dem Katheder in der alten Aula in Dorpat aus sprechen konnte, auf dem einst ihr Großvater und ihr Urgroßvater gestanden hatten, und daß die Büste Karl Gustav Ewers' noch in der Universität stand[32].

Zu der Mitarbeit und Hilfeleistung in den großen staatlichen Aufgaben brachte die Kriegszeit Harnack eine geradezu unübersehbare Zahl von Fällen persönlicher Not und Bedrängnis, für die er sich helfend einsetzte. Der Ausbruch der Feindseligkeiten hatte Tausende von Menschen auf der Reise überrascht; diese konnten nun nicht in ihre Heimat zurück, wurden mittellos oder wollten, wie viele Balten, sich nicht auf russische Seite stellen. Andere, die seit Jahrzehnten in Deutschland und

---

[31] Smend-Verzeichnis Nr. 1282.

[32] Sie schmückt auch heute noch dort das Zimmer des Rektors und zeigt an, daß die jetzt esthnische Hochschule ihre eigene Geschichte nicht verleugnet.

für Deutschland gelebt hatten, waren plötzlich „feindliche Ausländer" und kamen als solche in Gefangenenlager oder mußten sich unter sehr einschneidende Polizeimaßnahmen beugen. Harnacks hochbetagte Stiefmutter sollte sich mehrmals wöchentlich polizeilich melden; Chamberlain schrieb an Harnack: „Ich hatte gehofft, mich einige Tage mit meiner Frau an Berliner Kunstschätzen. Darbietungen, Anregungen zu erholen und erfrischen, und bei dieser Gelegenheit auch die stärkende Freude mir zu gönnen, Bw. Exzellenz Hand drücken zu dürfen, doch die Regierung verweigerte mir als ‚feindlichem Ausländer" die Reiseerlaubnis." Das geschah dem Manne, über den Harnack ganz kurz vorher (am 26. September 1915) an den Kaiser geschrieben hatte: „Unter den Schriften dieser Kriegszeit stehen, soweit ich es zu beurteilen vermag, die von *Chamberlain* in erster Linie. Soeben hat mich wieder eine Schrift von ihm *‚Politische Ideale'* tief ergriffen und erhoben. Chamberlain vermag die deutsche Eigenart und die aus ihr sich ergebenden Ziele besser zu erkennen als die Anderen, weil er sich einst in einer Distanz zu ihnen befunden hat. Er sieht, was die Anderen mehr oder weniger dunkel *empfinden*. Dieses klare Schauen, dieser wundervolle Blick macht ihn wirklich zum *Deuter* und *Propheten*. Dazu kommt aber noch, daß er zu sagen versteht, was er sieht. Seine Sprache ist so treffsicher wie ein starker Sonnenstrahl, der nicht funkelt, aber leuchtet. Die Metamorphose, die aus einem Engländer einen Deutschen gemacht hat, ist eine gute Schöpfung!"[33]

Für die Personen, die in einer solchen Kriegsnotlage persönliche Beziehungen zu Hilfe rufen konnten, waren die Schwierigkeiten vielleicht zu überwinden. Aber das Heer der Namenlosen, Unberühmten, Kranken, Alten war dem bittersten Elend preisgegeben. Ihnen erstand ein Helfer in der Person von Otto Peterson[34], der, selbst „feindlicher Ausländer", ohne andere Mittel als die Kraft seines wahrhaft franziscanischen Mitleids, ein großes Hilfswerk aufbaute, und der erreichte, daß dieses Hilfswerk an eine deutsche militärische Behörde, die Kommandantur in Berlin, angeschlossen wurde. Dieser Arbeit stand Harnack mit Rat und Tat zur Seite; Mittagstische und Stellenvermittlung, Darlehnsgewährung und Bürgschaften, Kleider- und Unterkunftsbeschaffung – und vor

[33] Nach dem Konzept wiedergegeben.

[34] Jetzt Professor in New York; Verfasser von: Schiller in Rußland. New York 1934.

allem die Hergabe von Zeit, das sich Hineindenken in jede Notlage: das alles nahm auch Harnack in großem Umfang auf sich, und die Briefschaften aus jenen Jahren zeugen von dem Dank und der Liebe, die er sich erwarb.

Aber noch weiter wurde der Kreis der Hilfeleistung gezogen. Auf Harnacks Schreibtisch stand bis zu seinem Tode ein schön gearbeitetes goldenes Kreuz; es war ein Dankgeschenk von russischen Staatsangehörigen griechischer Konfession. Drei Jahre lang war ihnen in Berlin keine Seelsorge durch griechisch-orthodoxe Geistliche zugebilligt worden; ihre Toten konnten nicht eingesegnet werden, ihren Kranken und Sterbenden nicht der Trost der eigenen Kirche gespendet werden. Den vereinten Bemühungen von Peterson und Harnack gelang es nach großen Schwierigkeiten und vielen Zwischenfällen endlich im Sommer 1917 diesem unchristlichen Zustand ein Ende zu machen[35].

Auch an weiteren Stellen bemühte sich Harnack, die Härten des Krieges zu mildern, indem er z. B. mit anderen evangelischen Theologen im Auswärtigen Amt versuchte, das grausame Schicksal der christlichen Armenier in der Türkei zu erleichtern. Wie eng begrenzt jedoch die Möglichkeiten für den Einzelnen sind, wenn die zermalmende Kriegswalze einmal im Rollen ist, das mußte er hier und an vielen anderen Stellen mit Bitterkeit erfahren.

Durch keine Politik begrenzt aber war das, was er in diesen Notjahren an persönlicher Güte, menschlichem Verständnis, Rat und Weisheit auf die Menschen ausströmen ließ, die in seinen Lebenskreis traten. Um alle menschlichen Beziehungen jener großen und schrecklichen Jahre schwebt etwas Geheimnisvolles und Einzigartiges; sie alle waren durchweht von dem Flügelschlag des Todes; jeder Einzelne, vor letzte Entscheidungen seines Lebens gestellt, streckte suchende und flehende Hände aus; und wenn die Tagesarbeit so drängend und dringend war, daß sie dem Tätigen kaum eine Minute zu ruhiger Überlegung ließ – nachts wachte auf, was Jeder im Herzen trug an Sehnsucht nach Verlorenem oder Nie-Besessenem, an Reue über Schuld und Versäumnis, an

[35] Die Genehmigung erfolgte durch Schreiben des Kriegsministers v. Stein an Harnack (Schreiben Nr. 330/7. 17. U3 vom 12. Juli 1917). Von der Berliner Kommandantur hatte Syndikus Braumüller die Bemühungen nachdrücklich unterstützt.

Angst vor der Zukunft Deutschlands und vor der eigenen Zukunft. Harnack war in ruhigen Zeiten ein Mensch, der anderen Menschen nicht gern, und nie ohne Not, an ihre Seele rührte. Er übte da eine feine Zurückhaltung; oft verschloß er sogar seine Augen vor dem, was in seinen Mitmenschen vorging, um sie nicht durch einen Blick zu verletzen oder auf eine Wunde zu schauen, die der Andere in tapferer Verborgenheit tragen wollte. Diese Zurückhaltung wahrte er gerade auch denen gegenüber, die ihm am allernächsten standen. „Meine Kinder", so schreibt er einmal, „sie haben alle – fast die größte Freude meines Lebens – ein unbedingtes Vertrauen zu mir; aber sich voll zu erschließen, kann kein Vater seinem Kinde zumuten oder von ihm erwarten. Warum nicht? Sie stehen sich zu nahe, und das Kind würde nie selbständig werden oder seine Freiheit verlieren, wem es nicht instinktiv Distanz hielte." Aber wo der Ruf nach Hilfe zu ihm drang, da wollte er sich nicht verschließen. Ja, es war, als ob er selbst durch das Erlebnis des Krieges aufgelockerter, reicher und gebefreudiger geworden wäre. […]

Durch die dunkelsten Jahre – Stellungnahme zur politischen Neuordnung

Niederlage und Revolution – sie kamen über Deutschland nicht als „das große, gewaltige Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt" – sondern sie kamen mit unzähligen kleineren und größeren Schändlichkeiten, mit Treubruch, Fahnenflucht, Schwäche und Selbstaufgabe. Es schien fast unmöglich, inmitten dieser tief beschämenden Erfahrungen auch nur *eine* schmale Linie zu sehen, auf der man weitergehen, das Reich erhalten und aus dem Tal der Todesschatten wieder heraufführen konnte. Denn der, der ihm als Führer gesetzt war, hatte selbst seine Grenzen verlassen und seine Diener ihres Treueids entbunden. Für Harnack waren Niedergang und sozialer Umschwung seit langem eine traurige Gewißheit, und er hatte sich innerlich darauf vorbereitet. Aber, so schrieb er am 31.10.1918 an Bertha Thiersch: „Wie schwer werden besonders alle diejenigen betroffen, die auf solche Ausgänge des Krieges gar nicht vorbereitet waren, sondern sich bis zuletzt in Illusionen wiegten! Wie schlecht war ihr Augenmaß für die Wirklichkeit der Lage,

die sich hinter unproduktiven ‚Siegen' und unzureichenden Erfolgen verbarg! An erster Stelle ist hier die Oberste Heeres- und Marineleitung verantwortlich zu machen, die 1 ½ Jahre hindurch allen Ermahnungen, Frieden zu schließen, Widerstand entgegensetzte und im Bunde mit Alldeutschen und Annexionisten Jeden mundtot machte, der erklärte, wir seien trotz aller ‚Siege' und Eroberungen (im Osten) in der Hinterhand, die Zeit arbeite für die Gegner, und wir müßten auf der Höhe unsrer unsoliden Erfolge einen Frieden mit Opfern anbieten. Noch im Frühjahr dieses Jahres war es möglich, einen leidlichen Remis-Frieden zu erhalten, ja vielleicht noch im Juni. Hätte man von Anfang des Krieges an nur das Eine gepredigt: ‚Wir führen einen reinen Verteidigungskrieg', und hätte man den ganzen Siegeswillen stets nur mit dieser Losung begründet und unablässig dem Volke klar gemacht, daß wir in einem Krieg der ganzen Welt gegen uns *niemals* einen anderen Ausgang erhoffen können, als daß wir unseren Besitzstand verteidigen und erhalten, so hätten wir nicht erlebt, was wir jetzt erleben."

Harnack bezeichnet mit diesen Worten die äußeren Tatsachen, die nach seiner Meinung den Zusammenbruch verschuldet hatten. Aber es entsprach nicht seiner Geschichtsauffassung, ein solches Ereignis nur aus einzelnen Fehlern oder Versäumnissen zu erklären. Er fragte nach dem Tieferen, fragte nach der „Schuld" im ethischen und christlichen Sinne des Worts, und die Antwort, die er sich auf diese Frage gab, war eine sehr ernste. Er empfand eine „tiefe Schuld schon von einem früheren Zeitpunkt an". „[Wir haben] nicht nur im Mammonismus gesündigt: die Zeichen der Zeit haben wir nicht verstanden, und die Überschätzung unserer Kraft und Macht war schlimmer als eine falsche Berechnung oder Täuschung. Aber von Bußgesinnung und Willensänderung, das Volk ergreifend, spüre ich fast nichts, und diese Wahrnehmung ist mir das Schwerste bei allem Leid! Daß wir im Sozialen, dem Äußeren und dem Inneren, uns umdenken und sittlich umfühlen müssen, wenn wir nicht alle Kosten der Weltrevolution tragen sollen, das ist mir gewiß" (an Holl, 13. Mai 1919). Die beiden Worte: „Demokratisierung" und „Sozialisierung" entsprachen dem, was Harnack unter „Umdenken und sittlich umfühlen" verstand, nur sehr unvollkommen; unter diesen Bezeichnungen konnte sich die Gleichmacherei und die „umgekehrte Auslese", d.h. die Herrschaft der Wertlosen ausbreiten, es konnte eine neue Klassen-

herrschaft, die von unten, ans Ruder kommen, ja, es bestand die Gefahr, daß die ganze Revolution in eine habsüchtige Lohnbewegung ausartete. „Mit der Demokratisierung allein, die ich übrigens aufrichtig begrüße, ist es natürlich nicht getan. Wenn wir nicht den Hochmut, den Mammonismus und die Gott- und Ideallosigkeit bekämpfen und unter die Füße bekommen, wird uns auch der Bolschewismus nicht erspart bleiben; denn neue liberale Formen schaffen nichts, müssen vielmehr nur noch ‚liberaleren' weichen, wenn sie nicht von Gemeinsinn, Ernst und Opfermut durchwaltet werden." So hatte Harnack schon im Oktober 1918 geschrieben – und nun, da das Chaos hereinzubrechen drohte, sollte er beiseite stehen und der ewig blinden Masse ihren Lauf lassen? Das konnte er nicht; als Deutscher nicht und als Christ nicht. Bei dem akademischen Gottesdienst, den er in den dunkelsten Tagen, am 2. Februar 1919, zu halten hatte, wählte er als Text die Erzählung von Petri wunderbarem Fischzug: „Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen."[36] Diesem Ruf wollte auch er folgen; was an Kräften und Können in ihm war, das wollte er in den Dienst seines Vaterlandes stellen, gerade jetzt, wo es sich im Fieber wand und in Krämpfen selbst zerfleischte.

Er war überzeugt, daß die deutsche Geschichte mit dem Weltkrieg und der Revolution in ein neues Zeitalter getreten sei. „Denjenigen, die die Parole ausgeben, wir Deutsche dürften und könnten nichts Anderes tun als uns auf das Zeitalter Bismarcks besinnen und es zurückführen, sage ich: diese Parole ist falsch. Dieses Zeitalter ist unwiederbringlich dahin; der Zeiger der Zeit steht nicht mehr hier und kehrt niemals wieder dorthin zurück." Als Grundsätze für sein eigenes politisches Handeln, wie für die akademische Jugend, zu der er in diesen erregten Wochen wiederholt sprach, hatte er sieben kurze Maximen aufgestellt:

1. Ohne nationales Bewußtsein kein Volk, ohne Humanität keine wahre Größe.
2. Ohne Autorität keine Organisation.
3. Ohne Persönlichkeit kein lebenstüchtiges und lebenswertes Leben.
4. Ohne Bekämpfung der Klassengegensätze kein innerer Friede.
5. Ohne Kapital keine Kultur.

[36] Smend-Verzeichnis Nr. 1287 und 1369.

6. Ohne Macht kein Staat.
7. Ohne Selbstlosigkeit und Gottesfurcht keine Zukunft.[37]

Rückschauend hat er im Jahr 1925 seinen Entschluß, das neue Deutschland mitbauen zu helfen, einmal in einem Brief in zusammenfassender Darstellung begründet:

„Lassen Sie mich auf den Winter 1918/19 und die nächste Folgezeit zurückgreifen – die Situation ist z.T. auch heute noch nicht anders: Sollten ich und meine Freunde, die wir die Verantwortung für Kirche, Schule, Wissenschaft und Studenten empfanden, ein Vakuum entstehen lassen, das sofort zu einer Katastrophe führen mußte? Viele Beamte sagten Ja, aber ließen sich auf die Verfassung verpflichten, die sie doch indirekt zu sabotieren gedachten; denn man sabotiert eine Verfassung, wenn man sie nicht stützt, und verfällt dabei dem gerechten Urteil W. v. Humboldts: ‚Wenn man in hohen Stellen einer Regierung dient, die man mißbilligt, ist es nie verzeihlich.' Indessen es gab hier manches Verzeihliche.

Ich stellte mich nun auf den Boden der Verfassung, weil ich *wirken* und versuchen mußte, im Vereine mit Anderen soviel Güter der Vergangenheit auf den neuen Boden zu verpflanzen als irgend möglich. In diesem Sinne habe ich in Weimar mit Naumann und Anderen an den Paragraphen über Kirche, Schule und Wissenschaft gearbeitet, und es ist wenigstens etwas Leidliches zustande gekommen; selbst die Theologischen Fakultäten sind nicht nur gerettet, sondern sogar in der Verfassung ausgezeichnet worden. Bei diesen Verhandlungen und anderen – nicht mit den Parteien, sondern mit einzelnen Mitgliedern der Parteien – habe ich viel mehr Verstand und guten Willen gefunden, als ich erwartete. Hätte ich abwarten sollen, bis eine bessere Demokratie sich bildete, hätte ich mich auf eine ideologische Kritik zurückziehen sollen? In den folgenden Jahren und bis heute liegen die Dinge nicht anders. Wenn die Wissenschaft nicht sterben, die Studenten nicht verhungern, die materiellen Interessen nicht alles verschlingen sollen, so mußte man sich auf den Boden des Gegebenen stellen und nicht nur das Beste aus ihm zu machen suchen, sondern es selbst verbessern. Dazu brauchte man eine freund-

[37] Smend-Verzeichnis Nr. 1369.

liche Verhandlung mit Reich und Staat und mit Reichstag und Landtag und dies fort und fort. Archimedes konnte behaupten, daß er die Welt aus ihren Angeln heben werde, wenn man ihm einen Standort *außerhalb* der Welt ausfindig machen könne – aber für das Vaterland kann man nicht wirken, wenn man lediglich einen kritischen Standpunkt außerhalb einnimmt, d.h. nichts für die Gegenwart; aber eben um diese handelt es sich; für sie muß man tatkräftige Sorge tragen; denn der Ideologe wird *kein* Vaterland mehr vorfinden, das er nach seinem Plan formen kann, wenn er sich aus der Gegenwart zurückzieht. Welche Privatmeinungen ich über die beste Verfassung habe, darf nicht den *Boden* meines Bauens bilden, solange in dem Gegebenen noch ein Fuß breit anständigen Landes ist. Auf dies Stück muß ich mich stellen, dort bauen und neues Land zu gewinnen suchen."[38] […]

[38] Vgl. auch Smend-Verzeichnis Nr. 1481.

D.
„Zeitgenössisches“

1.
National-sozialer Katechismus

Erklärung der Grundlinien des National-Sozialen Vereins[1]
(1897)

Friedrich Naumann

Vorwort

Am 24. November 1896 wurde in Erfurt der nationalsoziale Verein gegründet. Er hat seinen Sitz in Leipzig (Vereinssekretär M. Wenck, Blücherstr. 451). Die Grundlinien dieses Vereins werden auf den folgenden Blättern dargelegt. Für das Einzelne in diesen Darlegungen ist nur der Verfasser verantwortlich. Er bittet alle Freunde, in der Agitation für unsere Grundlinien unermüdlich zu sein.

Berlin, 1. März 1897
Fr. Naumann.

Grundlinien

§ 1. Wir stehen auf nationalem Boden, in dem wir die wirtschaftliche und politische Machtentfaltung der deutschen Nation nach außen für die Voraussetzung aller größeren sozialen Reformen im Innern halten, zugleich aber der Ueberzeugung sind, daß die äußere Macht auf die Dauer ohne Nationalsinn einer politisch interessierten Volksmasse nicht erhalten werden kann. Wir wünschen darum eine Politik der Macht nach außen und der Reform nach innen.
§ 2. Wir wünschen eine feste und stetige auswärtige Politik, die der Ausdehnung deutscher Wirtschaftskraft und deutschen Geistes dient. Um

[1] Textquelle | NAUMANN 1897 = Friedrich Naumann: National-sozialer Katechismus. Erklärung der Grundlinien des National-Sozialen Vereins. Berlin: Buchverlag der „Zeit" (Bousset & Kundt) 1897. [http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb11124407-6]

sie zu ermöglichen, treten wir für die ungeschmälerte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, für eine angemessene Vermehrung der deutschen Kriegsflotte, sowie für Erhaltung und Ausbau unserer Kolonien ein. Im Interesse der vaterländischen Macht und Ehre werden wir Mißstände in unseren militärischen und kolonialen Einrichtungen stets offen bekämpfen.

§ 3. Wir stehen fest auf dem Boden der deutschen Reichsverfassung und wünschen ein kräftiges Zusammenwirken der Monarchie und der Volksvertretung. Wir sind für Unantastbarkeit des allgemeinen Wahlrechts zum Reichstage und für Ausdehnung desselben auf Landtage und Kommunalvertretungen. Wir fordern Verwirklichung der politischen und wirtschaftlichen Vereinsfreiheit und ungeschmälerte Erhaltung der staatsbürgerlichen Rechte aller Staatsbürger.

§ 4. Wir wollen eine Vergrößerung des Antheils, den die Arbeit in ihren verschiedenen Arten und Formen in Stadt und Land unter Männern und Frauen an dem Gesammtertrag der deutschen Volkswirtschaft hat, und erwarten dieselbe nicht von den Utopien und Dogmen eines revolutionären marxistischen Kommunismus, sondern von fortgesetzter politischer, gewerkschaftlicher und genossenschaftlicher Arbeit auf Grund der vorhandenen Verhältnisse, deren geschichtliche Umgestaltung wir zu Gunsten der Arbeit beeinflussen wollen.

§ 5. Wir erwarten, daß die Vertreter deutscher Bildung im Dienst des Gemeinwohls den politischen Kampf der deutschen Arbeit gegen die Uebermacht vorhandener Besitzrechte unterstüßen werden, wie wir andererseits erwarten, daß die Vertreter der deutschen Arbeit sich zur Förderung vaterländischer Erziehung, Bildung und Kunst bereit finden werden.

§ 6. Wir sind für Regelung der Frauenfrage im Sinne einer größeren Sicherung der persönlichen und wirtschaftlichen Stellung der Frau und ihre Zulassung zu solchen Berufen und öffentlich rechtlichen Stellungen, in denen sie die fürsorgende und erziehende Thätigkeit für ihr eigenes Geschlecht wirksam entfalten kann.

§ 7. Im Mittelpunkt des geistigen und sittlichen Lebens unseres Volkes steht uns das Christenthum, das nicht zur Parteisache gemacht werden darf, sich aber auch im öffentlichen Leben als Macht des Friedens und der Gemeinschaftlichkeit bewähren soll.

[Erklärung der Grundlinien des National-Sozialen Vereins]

§ 1.
Wir stehen auf nationalem Boden, indem wir die wirtschaftliche und politische Machtentfaltung der deutschen Nation nach außen für die Voraussetzung aller größeren sozialen Reformen im Innern halten, zugleich aber der Überzeugung sind, daß die äußere Macht auf die Dauer ohne Nationalsinn einer politisch interessierten Volksmasse nicht erhalten werden kann. Wir wünschen darum eine Politik der Macht nach außen und der Reform nach innen.

1. *Warum nennt ihr euch nationalsozial*? Weil wir überzeugt sind, daß das Nationale und das Soziale zusammengehören.

2. *Was ist das Nationale*? Es der Trieb des deutschen Volkes, seinen Einfluß auf der Erdkugel auszudehnen.

3. *Was ist das Soziale*? Es ist der Trieb der arbeitenden Menge, ihren Einfluß innerhalb des Volkes auszudehnen.

4. *Wie hängt beides zusammen*? Die Ausdehnung des deutschen Einflusses auf der Erdkugel ist unmöglich ohne Nationalsinn der Masse, und die Ausdehnung des Einflusses dieser Masse im Volke ist unmöglich ohne weitere Entwickelung der deutschen Macht auf dem Weltmarkte.

5. *Inwiefern hängt die Ausdehnung deutschen Einflusses auf der Erdkugel vom Nationalsinn der Masse ab*? Weil die großen Opfer, welche für Flotte und Heer gebracht werden müssen, wenn Deutschland in Asien, Afrika, Amerika und vor allem auch in Europa etwas bedeuten soll, nicht auf die Dauer ohne den Willen der arbeitenden Menge aufgebracht werden können.

6. *Kann denn die arbeitende Menge die Bewilligungen für Flotte und Heer hindern*? Heute kann sie es noch nicht, aber sie wird es vielleicht in zehn oder zwanzig Jahren können, wenn ihr politischer Einfluß weiterhin steigt.

7. *Ist es wahrscheinlich, daß der Einfluß der arbeitenden Menge steigen wird*? Es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar gewiß, denn die Zahl und die Bildung der arbeitenden Bevölkerung wächst unaufhörlich.

8. *Wird es aber nicht gerade zu wünschen sein, daß durch den steigenden Einfluß der arbeitenden Menge die Bewilligung von Kriegsmitteln gehindert wird*? Nein, denn dadurch werden die Kriege selbst nicht aus der Welt geschafft.

9. *Sind also noch große Kriege zu erwarten*? Ja, sehr große. England, Rußland und China sind die drei großen Mächte, deren Zusammenstoß unvermeidlich ist.

10. *Sollte man diesen Mächten nicht Schiedsgerichte vorschlagen*? Dies würde ganz vergeblich sein.

11. *Können wir Deutschen uns nicht in den großen Kämpfen der Zukunft neutral verhalten*? Wir können es, wenn wir wollen, daß unser Volk untergeht.

12. *Inwiefern würde eine Neutralität den Untergang herbeiführen*? Weil sie zu unserer wirtschaftlichen Abschließung und damit zu Mangel und Not führen müßte.

13. *Wird uns nicht die Großmut der anderen Völker schützen*? Wer das glaubt, kennt die Weltgeschichte nicht. In den Völkerkämpfen gilt ein Volk nur so viel als es leistet.

14. *Ist dann das Steigen des politischen Einflusses der arbeitenden Menge nicht sehr gefährlich*? Sehr gefährlich für das ganze Volk, wenn diese Menge nicht national denken lernt.

15. *Ist es darum nötig, den Einfluß der arbeitenden Menge zu dämpfen*? Es würde nötig sein, wenn keine Hoffnung bestände, daß die Menge Nationalsinn erwirbt. Dann müßte um der Volkserhaltung willen der Versuch gemacht werden, den Sieg nicht nationaler Volksteile zu verhindern.

16. *Wäre dies nicht eine Verzweiflung am Deutschen Volke*? Jawohl, denn jede Dämpfung der wachsenden Menge kann nur vorübergehenden Erfolg haben. Es ist unmöglich, daß eine von der Menge bekämpfte Minderheit auf die Dauer Deutschlands Größe erhält.

17. *Ist also die Gewinnung des Nationalsinnes der Masse das einzige Mittel der Erhaltung der deutschen Macht*? Ja!

18. *Wie kommt es, das die politisch interessierte Volksmenge bis jetzt nicht national denkt*? Weil sie bis jetzt kein Gefühl ihrer politischen Verantwortlichkeit besitzt.

19. *Warum hat sie noch kein Gefühl der politischen Verantwortlichkeit*?

Weil sie bisher nur als Oppositionspartei aufgetreten ist, aber die Erhaltung der Staatskraft ihren politischen Gegnern überlassen hat.

20. *Ist ein solches Verhalten nicht ganz erklärlich*? Es ist erklärlich, aber nicht klug. Erklärlich ist es durch den Gegensatz gegen die bisherigen herrschenden Klassen, unklug aber ist es, weil nur ein vaterländischer Sozialismus Aussicht auf Erfolge hat.

21. *Warum ist ein internationaler Sozialismus aussichtslos*? Weil die Kulturstufe der verschiedenen Völker sehr verschieden und der Fortschritt eines Volkes vom Rückgang eines anderen abhängig ist.

22. *Kann sich der Einfluß aller Kulturvölker nicht gemeinsam ausdehnen*? Nein, denn dazu ist der Absatzmarkt für die Waren dieser Völker nicht groß genug. Dieser Markt wächst langsamer als das Streben nach Ausdehnung in den Kulturvölkern. Der Kampf um den Weltmarkt ist ein Kampf um's Dasein.

23. *Ist es nicht richtiger, den Markt im eigenen Volke ausdehnen*? Dieses soll soviel als möglich geschehen, aber es wird an der Thatsache nichts ändern, daß wir immer mehr Getreide, Petroleum, Baumwolle und andere Lebensbedürfnisse vom Ausland beziehen müssen, wenn wir leben wollen.

24. *Was ist am internationalen Gedanken richtig*? Richtig ist, daß durch den Weltverkehr der alte Gegensatz der mitteleuropäischen Völker unter sich geringer wird, und daß zahlreiche neue Vereinbarungen der Staaten der Erdkugel unter einander und der Berufsverbände aller Länder notwendig werden. Gegen internationale Verbindungen der Arbeitervereine ist nichts einzuwenden.

25. *Was ist am internationalen Gedanken falsch*? Falsch ist, daß man die jetzigen Staaten schwächen will, statt sie zu stärken.

26. *Was ist der Staat*? Der Staat ist das Volksleben selbst, soweit es in Gesetzgebung und Verwaltung zu Tage tritt. Er ist nicht eine Einrichtung der herrschenden Klasse, obwohl er von dieser gemißbraucht wird.

27. *Worin besteht dieser Mißbrauch*? Er besteht in der ungebührlichen Ausnutzung der arbeitenden Volksmenge mit Hilfe der Gesetzgebung und Verwaltung.

28. *Wie kann dieser Mißbrauch beseitigt werden*? Dadurch, daß die arbeitende Menge ihren Einfluß innerhalb des Staates ausdehnt.

29. *Wird die arbeitende Menge die ganze Staatsgewalt erlangen können*?

Nein, denn dazu ist sie wirtschaftlich zu abhängig. Sie wird aber einen Teil der Macht erlangen und die Macht der bisherigen herrschenden Klassen wesentlich einschränken können.

30. *Läßt sich die wirtschaftliche Abhängigkeit der Volksmenge nicht vermindern*? Ja, dieses ist das Ziel der sozialen Reform. Der Erfolg der Reform hängt von dem Gedeihen des Volkskörpers im ganzen ab.

31. *Inwiefern hängt die soziale Reform vom Gedeihen des ganzen Volkskörpers ab*? Weil in einem sinkenden Volke keine neuen wirtschaftlichen Schichten sich emporarbeiten können, wie man an Spanien und Italien sehen kann.

32. *Was versteht man unter einem sinkenden Volke*? Ein Volk, dessen Menschenzahl nicht wächst und dessen Unternehmungslust nicht zunimmt. In einem solchen Volke kann die Arbeiterbewegung so wenig etwas erreichen, wie sie in einem abwärtsgehenden Arbeitszweig einen Lohnkampf gewinnen kann.

33. *Ist Deutschland ein sinkendes Volk*? Nein, es ist, Gott sei Dank! ein aufsteigendes Volk mit wachsender Bevölkerungszahl und wachsender Unternehmungslust.

34. *Hat also die Sozialreform in Deutschland gute Aussichten*? Ja, sobald sie in Zusammenhang mit der Machterweiterung des deutschen Volkes betrieben wird.

35. *Hängt auch der englische Arbeiter von der Macht Englands ab*? Ja, denn wenn England seinen Weltmarkt an die Deutschen oder Franzosen verliert, so kann sich der Einfluß der arbeitenden Menge in England nicht ausdehnen.

36. *Warum kann sich dieser Einfluß dann nicht ausdehnen*? Weil dann der englische Arbeiter froh sein wird, sich ein notdürftiges Leben zu erhalten.

37. *Aus welchem Grunde muß also die arbeitende Menge national sein*? Aus Selbsterhaltungstrieb.

38. *Was für eine Politik muß sie demnach fordern*? Eine Politik der Macht nach außen und der Reform nach innen.

§ 2.

Wir wünschen eine feste und stetige auswärtige Politik, die der Ausdehnung deutscher Wirtschaftskraft und deutschen Geistes dient. Um sie zu

ermöglichen, treten wir für die ungeschmälerte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, für eine angemessene Vermehrung der deutschen Kriegsflotte, sowie für Erhaltung und Ausbau unserer Kolonien ein. Im Interesse der vaterländischen Macht und Ehre werden wir Mißstände in unseren militärischen und kolonialen Einrichtungen stets offen bekämpfen.

39. *Was versteht ihr unter einer Politik der Macht nach außen*? Wir verstehen darunter eine Politik, wie sie jetzt von England, Rußland und Frankreich betrieben wird, eine Politik, welche davon ausgeht, daß in der gegenwärtigen Zeit die Erdoberfläche verteilt wird.

40. *Warum wird gerade jetzt die Erdoberfläche verteilt*? Weil nach der Entdeckung des inneren Afrika die Zeit der Entdeckung neuer Länder beendigt ist und weil nach dem Bau der sibirischen Eisenbahn der Kampf um Ostasien beginnen wird.

41. *Inwiefern hat es für Deutschland einen Wert, sich an der Verteilung der Erdoberfläche zu beteiligen*? Weil uns, wenn wir uns nicht beteiligen, große Kraftverluste bevorstehen.

42. *Welche Kraftverluste stehen uns dann bevor*? Wir verlieren den deutschen Seehandel, die deutschen Kolonien und die deutsche Auswanderung, wir verlieren unsere Großindustrie und damit die Quelle der Ernährung für die deutsche Bevölkerungsvermehrung, wir verlieren aber auch den Einfluß deutschen Geistes in der Welt.

43. *Was heißt Ausdehnung deutschen Geistes*? Es heißt: ob die deutsche Sprache nur im alten Deutschland gesprochen werden und ob die Nachkommenschaft unserer Auswanderer englisch werden soll. Bis jetzt giebt es kein deutsches Sprachgebiet in fremden Erdteilen.

44. *Wie groß ist der deutsche Seehandel*? Wir besitzen mehr als 1000 Handelsdampfer und übertreffen damit die Handelsflotte aller Länder außer England. England hat 5700, Frankreich 500, Nordamerika 440, Spanien 350, Rußland 300, Japan 240 und Italien 200 Handelsdampfer.

45. *Wie groß ist unsere Einfuhr*? Sie betrug im Jahre 1895 nicht weniger als 4.246 Millionen Mark. Darunter befanden sich 55 Millionen Doppel-Zentner Getreide, 14 Millionen Doppel-Zentner Öl und Petroleum, 14 Millionen Doppel-Zentner Material- und Kolonialwaren, 10 Millionen Doppel-Zentner Droguen und Apothekerwaren, 6 Millionen Doppel-

Zentner Wolle und Baumwolle, über 2 Millionen Stück Vieh.

46. *Wie groß ist unsere Ausfuhr*? Sie betrug im Jahre 1895 nicht weniger als 3.424 Millionen Mark. Darunter befanden sich 19 Millionen Doppel-Zentner Material- und Spezereiwaren, 16 Millionen Doppel-Zentner Eisenwaren, 8 Millionen Doppel-Zentner Getreide, 6 Millionen Doppel - Zentner Droguen und Apothekerwaren. Die Ausfuhr enthält meist verarbeitete Stoffe, während die Einfuhr vielfach aus Rohstoffen besteht.

47. *Warum soll sich Ausfuhr und Einfuhr beständig vergrößern*? Weil die Volkszahl Deutschlands in jedem Jahrzehnt um 5 bis 6 Millionen Menschen zunimmt. Für diesen Zuwachs brauchen wir Brot von außen und Arbeit nach außen.

48. *Ist dieser Zuwachs an Menschen ein Segen*? Ja, denn er ist lebendige Kraft.

49. *Kann dieser Zuwachs zum Fluch werden*? Ja, wenn unsere Volkswirtschaft sich nicht beständig erweitert.

50. *Was ist also die Aufgabe einer festen und stetigen auswärtigen Politik*? Die Ausdehnung deutscher Wirtschaftskraft und deutschen Geistes.

51. *Was ist der größte Schaden unserer jetzigen äußeren Politik*? Die Geheimniskrämerei.

52. *Worin zeigt sich dieser Schaden*? In dem mangelnden Interesse und Verständnis des Volkes für die äußere Politik und der aus diesem Mangel zu erklärenden Abneigung, für die Erweiterung der deutschen Macht Opfer zu bringen.

53. *Wie kann ein Interesse des Volkes für seine äußere Politik erweckt werden*? Wenn die Grundsätze der äußeren Politik im Reichstag regelmäßig erörtert werden.

54. *Ist durch die Erörterung allein schon Festigkeit und Stetigkeit garantiert*? Nein, es muß eine Partei entstehen, welche vom Standpunkte der Volksmasse aus vaterländische Politik treibt und feste Grundsätze über solche Politik der Volksmenge einprägt.

55. *Welcher Art können solche Grundsätze sein*? Es muß festgestellt werden, ob wir uns für einen großen Kampf gegen die erste Seehandelsmacht der Erde, d.h. gegen England, vorzubereiten haben, wenn wir unseren wirtschaftlichen Einfluß ausdehnen wollen und ob bei Gegnerschaft gegen England nicht der alte Gegensatz gegen Frankreich geringer werden und die politische Freundschaft mit Rußland nötig sein wird.

56. *Welche Folgen müßte ein solcher Plan der äußeren Politik haben*? Er müßte dazu veranlassen, die Kampfmittel daraufhin anzusehen, wie sie sich zur Durchführung eines Streites mit England eignen.

57. *Wird durch einen solchen Plan das Landheer überflüssig*? Nein, denn ohne Landheer können wir uns bei jetziger Lage der Dinge in Europa nicht erhalten. Erst ein glücklicher gemeinsamer Seekrieg kann Frankreich und Deutschland veranlassen, sich des Gedankens europäischer Grenzstreitigkeiten zu entschlagen.

58. *Was fordert ihr darum hinsichtlich des Landesheere*? Ungeschmälerte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht.

59. *Was aber fordert ihr hinsichtlich der Flotte*? Angemessene Vermehrung der deutschen Kriegsflotte.

60. *Wie groß ist jetzt die deutsche Kriegsflotte*? Die deutsche Kriegsflotte gilt jetzt für die sechste, d.h. sie kommt nach den Flotten von England, Frankreich, Rußland, Italien und Nordamerika, während unsere Handelsflotte an zweiter Stelle steht.

61. *Was heißt eine angemessene Vermehrung der Flotte*? Eine solche Vermehrung, die der Größe der Handelsflotte entspricht.

62. *Welche Kosten erfordert bis jetzt die deutsche Flotte*? Im Jahre 1895 kostete die deutsche Flotte 86 Millionen Mark. Auf den Kopf der Bevölkerung bedeutet dies 1,66 Mark. Diese Summe kann von dem deutschen Volke ohne Not getragen werden, sobald man sie auf tragkräftige Schultern legt.

63. *Wer wird dafür sorgen, daß die Opfer für die Flotte auf tragfähige Schultern gelegt werden*? Dafür wird die arbeitende Menge sorgen, sobald sie zu größerem politischen Einfluß gelangt ist.

64. *Warum sagt ihr Kriegsflotte und nicht Verteidigungsflotte*? Weil eine Verteidigungsflotte nur die deutschen Küsten, aber nicht unsere überseeischen Besitzungen schützen kann.

65. *Wie denkt ihr über Kolonien*? Wir halten Kolonialbesitz für eine Notwendigkeit, da ohne ihn die Erhaltung deutscher Kraft in anderen Erdteilen nicht gesichert werden kann.

66. *Genügen die bisherigen deutschen Kolonien euren Anforderungen*? Nein, aber sie sind besser als gar keine Kolonien und müssen deshalb festgehalten werden.

67. *Was für Kolonien sind zu erstreben*? Kolonien in gemäßigtem Klima, wo deutsche Ansiedelungen möglich sind.

68. *Bei welchen Gelegenheiten können solche Kolonien gewonnen werden*? Bei Friedensschlüssen nach glücklichen Seekriegen.

69. *Giebt es nicht in den Kolonien auch arge Mißstände*? Ja, es kommen leider grobe Ungerechtigkeiten und Unsittlichkeiten gegen die eingeborene Bevölkerung vor.

70. *Finden sich ähnliche Mißstände nicht auch bei der Flotte und besonders beim Landheer*? Ja, es kommen Mißhandlungen der Soldaten und Mißachtung des übrigen Volkes durch die Offiziere vor.

71. *Soll man um solcher Mißstände willen Kolonien, Flotte und Heer verwerfen*? Nein, keinesfalls, denn Mißstände kommen bei allen guten Sachen vor.

72. *Ist es nicht besser, wenn solche Mißstände vertuscht werden*? Nein, denn solche Vertuschung verbittert die Menge des Volkes gegen Kolonien, Flotte und Heer.

73. *Was wollt ihr also thun*? Wir wollen im Interesse der vaterländischen Macht und Ehre solche Mißstände stets offen bekämpfen. –

§ 3.

Wir stehen fest auf dem Boden der deutschen Reichsverfassung und wünschen ein kräftiges Zusammenwirken der Monarchie und der Volksvertretung. Wir sind für Unantastbarkeit des allgemeinen Wahlrechts zum Reichstage und für Ausdehnung desselben auf Landtage und Kommunalvertretungen. Wir fordern Verwirklichung der politischen und wirtschaftlichen Vereinsfreiheit und ungeschmälerte Erhaltung der staatsbürgerlichen Rechte aller Staatsbürger.

74. *Welche Aussichten hat die arbeitende Menge, einen Einfluß auf die äußere und innere Politik zu gewinnen*? Sie hat Aussicht, durch das allgemeine Wahlrecht die Zahl ihrer parlamentarischen Vertreter fortdauernd zu vermehren.

75. *Hat sie Aussicht, im nächsten Menschenalter die Gesetzgebung nachhaltig zu beeinflussen*? Nur in dem Fall, daß die Vertreter der arbeitenden Menge den Staat selbst anerkennen.

76. *Warum nur in diesem Falle*? Weil die Staatsregierung nicht dauernd

gemeinsame Politik mit einer Partei machen kann, die den Staat selbst schwächen will.

77. *Kann aber die arbeitende Menge nicht die Staatsregierung stürzen*? Nein, das kann sie nicht, denn dazu ist sie viel zu schwach.

78. *Inwiefern ist sie dazu zu schwach*? Weil sie aus Leuten besteht, die jeder für sich abhängig sind von ihren Arbeitgebern, Kunden und Gläubigern, die nur zum geringeren Teile ein selbständiges Verständnis für Politik haben und denen die Übung der Erledigung von Staatsgeschäften fehlt.

79. *Kann sie nicht wenigstens vorübergehend die Regierung beseitigen*? Nein, denn die Regierung hat die militärische Macht und wird im Fall des Angriffs von der ganzen Macht der besitzenden Schichten gestützt werden.

80. *Welche Wahl haben also die parlamentarischen Vertreter der arbeitenden Menge*? Sie können wählen zwischen einer dauernden grundsätzlichen Opposition, die den Staat schwächen will, ohne die Regierung stürzen zu können, und einer geordneten politischen Interessenvertretung auf Grund der vorhandenen Reichsverfassung.

81. *Was von beiden ist das erfolgreichere*? Die Vertretung der Interessen der Arbeit auf Grund der Reichsverfassung.

82. *Schließt diese Anerkennung nicht auch die Anerkennung der Monarchie ein*? Jawohl.

83. *Aber ist denn nicht die Monarchie der Arbeiterbewegung entgegengesetzt*? Einzelne Äußerungen des Monarchen mögen so verstanden werden, aber die Monarchie als Einrichtung ist der Arbeiterbewegung günstig.

84. *Wie ist das zu verstehen*? Da es die erste Aufgabe der Monarchie ist, die Macht und Größe der Nation zu erhalten, wird die Monarchie sich nicht dauernd nur auf Volksteile stützen können, die an wirtschaftlicher und politischer Bedeutung verlieren.

85. *Welche Volksteile sind dies*? Die preußischen Großgrundbesitzer.

86. *Warum verlieren diese an Bedeutung*? Weil es kein Mittel giebt, ihnen auf dem heutigen Getreidemarkt eine bevorrechtete Stellung zu sichern.

87. *Welche Folgen wird die Umwandlung des Großgrundbesitzes in landwirtschaftlichen Geschäftsunternehmungen haben*? Sie wird die Folge haben, daß die Macht der bisherigen einflußreichen Klassen für sich allein nicht

ausreicht, die für die Staatsregierung verantwortliche Monarchie in den großen nationalen Zukunftsaufgaben zu unterstützen.

88. *Was wird also voraussichtlich die Monarchie in Zukunft thun*? Sie wird ihren Frieden mit der Arbeiterbewegung machen wollen.

89. *Wann geschahen bereits Annäherungen in dieser Richtung*? In den Jahren 1881 und 1890 durch kaiserliche Botschaften und Erlasse.

90. *Warum haben die kaiserlichen Erlasse von 1890 nicht größere Folgen gehabt*? Weil die Vertreter der arbeitenden Menge damals ihrerseits der Monarchie nicht entgegenkamen.

91. *War dieses eine große Versäumnis*? Ja, eine Versäumnis von mindestens 10 Jahren für die Arbeiterbewegung.

92. *Wird der Zustand von 1890 wiederkehren*? Er wird sich mit Notwendigkeit im Verlauf der politischen Entwicklung wieder einstellen müssen, da die Gründe, welche 1881 und 1890 wirksam waren, sich inzwischen sehr verstärkt haben.

93. *Welche Haltung müssen bei Wiederkehr der Annäherung der Monarchie die Vertreter der Arbeit einnehmen*? Sie müssen staatserhaltend sein wollen, damit die Monarchie für die Interessen der arbeitenden Menge eintreten kann.

94. *Wünscht ihr absolute Monarchie*? Keineswegs, sondern ein kräftiges Zusammenwirken der Monarchie und der Volksvertretung.

95. *Wie seht ihr das gegenwärtige Verhältnis von Monarchie und Volksvertretung an*? Es sind zwei gleichberechtigte Größen, von denen jede nur Gott und ihrem Gewissen verantwortlich ist und welche beide vom deutschen Volke hochgehalten werden müssen.

96. *Sind Privatäußerungen des Monarchen für euer politisches Verhalten maßgebend*? Nein.

97. *Wollt ihr das Kaisertum gegen jeden Angriff mit aller eurer Kraft verteidigen*? Ja, das Kaisertum und das allgemeine Wahlrecht zum Reichstage.

98. *Warum gerade diese beiden Stücke*? Weil sie die Grundpfeiler der Reichsverfassung sind.

99. *Ist die Reichsverfassung besser als die Verfassung der meisten deutschen Einzelstaaten*? Ja, denn die preußische, sächsische und andere Landesverfassungen schließen den politischen Einfluß der arbeitenden Menge aus.

100. *Worauf muß also hingearbeitet werden*? Es muß darauf hingearbeitet werden, daß die Verfassungen der Einzelstaaten den Grundsätzen der Reichsverfassung entsprechen.

101. *Gilt dies auch von Kommunalvertretungen*? In noch höherem Grade als von den Landtagen, denn der Geist der Stadtverwaltungen ist für das Leben der arbeitenden Menge von höchster Bedeutung.

102. *Wird die arbeitende Menge reif sein, in Kommunalverwaltungen mitzuwirken*? Sie ist es, wie verschiedene süddeutsche Länder beweisen, überall da, wo sie seit längerer Zeit zur Kommunalpolitik hinzugezogen wurde.

103. *Wie ist im allgemeinen über die jetzige Verwaltung unserer großen Städte zu denken*? Sie ist meist technisch gut, aber nicht darauf bedacht, den Bodenwucher zu hindern und die städtischen Arbeiter musterhaft zu behandeln. Auch muß für das Schulwesen der ärmeren Kinder noch mehr gethan werden.

104. *Welches ist der Hauptgegensatz in städtischen Vertretungen*? Der Gegensatz von Grundstücksbesitzern und Mietern.

105. *Auf wessen Seite werdet ihr stehen*? Auf Seite der Mieter.

106. *Wie ist im allgemeinen über die jetzige Verwaltung der kleineren Ortsgemeinden zu denken*? Sie geschieht von und für Grundbesitzer unter Geringachtung der übrigen Bevölkerungsteile.

107. *Ist heute die arbeitende Menge im stande, sich das allgemeine Wahlrecht für Landtage und Kommunalvertretungen zu erkämpfen*? Nein. Wir sehen an der Wahlverkürzung im Königreich Sachsen, wie wenig der Protest der arbeitenden Menge bis jetzt nützt.

108. *Hat sich die Volksmasse das allgemeine Reichstagswahlrecht selbst erkämpft*? Nein, es ist ihr durch Bismarck aus Gründen der äußeren und inneren Politik gegeben worden, ehe sie im stande war, es zu erkämpfen.

109. *Ist heute die arbeitende Menge im stande, das allgemeine Reichstagswahlrecht zu schützen*? Nur mit Hilfe bürgerlicher Kreise.

110. *Was muß geschehen, damit die politische Kraft der Menge wächst*? Sie muß ernsthaft und fortdauernd über politische Fragen aufgeklärt und in Verwaltungsangelegenheiten erzogen werden.

111. *Wie kann das geschehen*? Durch Bildung politischer oder beruflicher Vereinigungen.

112. *Welches ist das Haupthindernis derartiger Vereinigungen*? Der jetzige

Zustand der Vereinsgesetzgebung in den meisten deutschen Einzelstaaten.

113. *Wodurch kann dieser Mißstand beseitigt werden*? Durch ein freiheitliches Reichsgesetz über politische und wirtschaftliche Vereinsbildungen.

114. *Soll man allen Richtungen im Volksleben freie Bewegung gewähren*? Ja, sofern sie nicht gegen allgemein gültige Gesetze verstoßen.

115. *Wie ist darüber zu denken, daß von Staatswegen gewisse Volksteile verfolgt werden*? Es ist unklug und ungerecht.

116. *Gilt das auch hinsichtlich der Juden*? Ebenso wie hinsichtlich der Ultramontanen und Sozialdemokraten.

117. *Warum würde es unklug sein, durch staatliche Maßregeln das Judentum einzuschränken*? Weil man dieselbe Erfahrung machen würde wie beim Kulturkampf und beim Sozialistengesetz.

118. *Worin besteht diese Erfahrung*? Durch Ausnahmegesetze schafft man Staatsfeinde.

119. *Besteht eine Judenfrage*? Ja.

120. *Worin besteht sie*? Darin, daß die Israeliten ein anderer Stamm sind als die Deutschen.

121. *Befinden sich in Deutschland noch andere nichts Deutsche Stämme*? Die Wenden, Litthauer, Polen, Dänen, Franzosen.

122. *Läßt sich ein Staat herstellen, der nur germanische Staatsbürger hat*? Das ist völlig unmöglich.

123. *Läßt es sich erreichen, daß die Israeliten allein die Staatsbürgerrechte verlieren*? Es läßt sich nicht erreichen, aber selbst, wenn es erreichbar wäre, würde es ein Unglück sein.

124. *Inwiefern würde es ein Unglück sein*? Die geeinigte Kraft des Judentums würde dann staatsfeindlich werden. Es giebt nichts unklügeres, als eine einflußreiche Minorität in die Staatsfeindschaft zu treiben, ohne sie doch entkräften zu können.

125. *Ist aber nicht der Gegensatz zwischen Deutschen und Israeliten durch ihre Verschiedenheit begreiflich*? Er ist begreiflich und wird als gesellschaftlicher Gegensatz nur insoweit überwunden werden, als die Israeliten deutsche und christliche Denkweise annehmen. Der gesellschaftliche Gegensatz hat aber mit der Politik nichts zu thun. Er gehört zu den Privatangelegenheiten der einzelnen Staatsbürger.

126. *Inwieweit ist die soziale Frage eine Judenfrage*? Sie ist es nur in einzelnen Gegenden und Berufszweigen und wird in diesen nicht durch politischen Antisemitismus, sondern durch wirtschaftspolitische Maßregeln der Lösung näher geführt werden.

127. *Wird sich nicht eine Schließung der Ostgrenze gegen nicht deutsche Elemente überhaupt empfehlen*? Wenn es möglich ist, den Wandertrieb von Osten nach Westen durch staatliche Mittel einzuschränken, so werden wir ohne Zweifel zustimmen.

128. *Was für ein Geist soll im deutschen Reiche walten*? Ein gerechter, freier, deutscher, christlicher Geist.

§ 4.

Wir wollen eine Vergrößerung des Anteils, den die Arbeit in ihren verschiedenen Arten und Formen in Stadt und Land unter Männern und Frauen an dem Gesamtertrag der deutschen Volkswirtschaft hat, und erwarten dieselbe nicht von den Utopien und Dogmen eines revolutionären marxistischen Kommunismus, sondern von fortgesetzter politischer, gewerkschaftlicher und genossenschaftlicher Arbeit auf Grund der vorhandenen Verhältnisse, deren geschichtliche Umgestaltung wir zu Gunsten der Arbeit beeinflussen wollen.

129. *Worin besteht eure Sozialreform*? In der Vergrößerung des Anteils der Arbeit am Gesamtertrag der deutschen Volkswirtschaft.

130. *Wie entsteht der Gesamtertrag der deutschen Volkswirtschaft*? Er wird einerseits gewonnen durch Bebauung des vaterländischen Bodens, Benutzung seiner Flüsse, Seen und Bergwerke und Pflege seines Viehstandes, andererseits durch den Ertrag unseres Land- und Seehandels mit anderen Völkern und durch Anlage deutscher Kapitalien im Ausland.

131. *Wodurch steigt das Nationaleinkommen*? Durch seine lebhafte, treue, erfindungsreiche Arbeit auf allen diesen Gebieten und durch staatliche Förderung einer vaterländischen Wirtschaftspolitik im Innern und nach Außen.

132. *Soll sich Deutschland nur der Vermehrung seines Einkommens aus Landwirtschaft, Viehzucht, Bergbau und Fischfang widmen*? Das würde eine Unmöglichkeit sein, da diese Arten des Einkommens gar nicht so wachsen können wie unsere Bevölkerungszahl wächst.

133. *Soll sich Deutschland nur der Vermehrung seines Einkommens aus Handel und Kapitalanlage widmen*? Das würde die größte Gefahr für das Vaterland sein, denn ohne eine gesunde zahlreiche Landbevölkerung werden wir an wirtschaftlicher, körperlicher und geistiger Kraft verlieren.

134. *Was ist also von der Frage nach Industriestaat oder Agrarstaat zu halten*? Sie ist nicht richtig, da beides nötig ist. Die widerstreitenden Interessen von Handel und Industrie einerseits und Landwirtschaft andererseits müssen um der Volkserhaltung willen von Fall zu Fall vereinbart werden.

135. *Was für ein Staat soll Deutschland werden*? Ein Arbeitsstaat.

136. *Was heißt das*? Das Nationaleinkommen soll in erster Linie der Arbeit gehören.

137. *Wem gehört es jetzt*? Es gehört fast zur Hälfte dem Zins und der Rente.

138. *Sind Zins und Rente grundsätzlich zu verwerfen*? Nein, denn sie gehören noch immer zu den Vorbedingungen des Fortschrittes, da sie die Entstehung von Luxus, von Betriebsvermehrung und von Gewinn aus anderen Ländern ermöglichen.

139. *Ist der Luxus verwerflich*? Er kann es sein, sobald er im Gegensatz zum Elend auftritt, im ganzen aber ist er nötig, denn durch den Luxus Einzelner hebt sich die Lebenshaltung der Masse. Je kräftiger der Einfluß der Menge ist, desto leichter wird der Luxus Gemeingut des Volkes werden.

140. *Ist Betriebsausdehnung verwerflich*? Sie kann verwerflich sein, wenn sie kleinere Betriebe tötet, ohne den Markt zugleich zu erweitern; im ganzen aber ist Betriebsausdehnung nötig, denn nur durch sie kann immer neue Arbeit für die immer neuen Arbeitskräfte beschafft werden.

141. *Ist Kapitalgewinn aus fremden Ländern verwerflich*? Er kann verwerflich sein, wenn er durch Unterdrückung und Grausamkeit gewonnen wird, im ganzen aber ist er sehr zu wünschen, ebenso wie es erreicht werden muß, daß wir nicht anderen Völkern zinspflichtig sind.

142. *Welche Arten von Zins und Rente müssen demnach bekämpft werden*? Diejenigen Arten, durch welche der Ertrag der Arbeit in Deutschland geschmälert wird.

143. *Welches sind diese Arten*? Die Reichs-, Staats- und Gemeindeschul-

den und die städtische und ländliche arbeitslose Bodenrente.

144. *Was ist hinsichtlich der Reichs-, Staats- und Gemeindeschulden zu erstreben*? Daß ihr Wachstum dadurch aufhört, daß Reich, Staat und Gemeinde gewinnbringende Großunternehmungen selbst betreiben, daß bestehende Schulden durch Vermögenssteuer abgetragen und daß laufende Ausgaben aus regelmäßigen Steuern gedeckt werden.

145. *Ist zu wünschen, daß die arbeitende Menge steuerfrei sei*? Es ist zu wünschen, daß alle Bürger im stande sind, Steuern zu bezahlen, weil das Recht der Steuerbewilligung das wichtigste politische Recht der Masse ist, und sie ohne dieses Recht keinen Einfluß im Staat gewinnen kann.

146. *Was muß die arbeitende Menge hinsichtlich des Steuerwesens verlangen*? Daß die Verteilung den Kräften entspricht und daß die Besteuerung von Lebensmitteln aufhört, besonders die Besteuerung solcher Dinge, die in Deutschland nicht hergestellt werden oder deren Herstellung nicht von dem Zollschuß abhängt, wie Petroleum, Kaffee und Salz.

147. *Welche gewinnbringenden Unternehmen eignen sich zur Übernahme in die öffentliche Hand*? Alle solche Unternehmungen, welche völlig durch Beamte betrieben werden können und in denen die freie Konkurrenz aufgehört hat, den Preis zu bestimmen, wie z.B. Kohlenbergwerke und Hypothekenbanken.

148. *Warum soll das Hypothekenwesen in öffentliche Hand kommen*? Weil es nicht zulässig ist, daß der Staat die größte Sicherung des Besitzes, die es giebt, an Privatpersonen abtritt, ohne dadurch für die ganze Volkswirtschaft etwas zu gewinnen, und weil es durchaus falsch ist, den mühelosen Gewinn aus der steigenden Bodenrente den zufälligen Besitzern steigender Bodenteile zu überlassen.

149. *Wer führt die Steigerung der Bodenrente herbei*? Das wachsende arbeitende Volk.

150. *Wer genießt die Steigerung der Bodenrente*? Die Grundstücks- und Hypothekenbesitzer.

151. *Wer trägt die Verluste an Bodenrente*? Der Besitzer solcher Grundstücke, die an Wert verlieren.

152. *Soll der Staat Gewinn und Verlust der Bodenrente in gleicher Weise tragen*? Er kann es, denn der Gewinn übersteigt den Verlust bei weitem. Wenn das ganze deutsche Land dem deutschen Volke in seiner Menge dient, wird die Vaterlandsliebe sehr gekräftigt sein.

153. *Läßt sich die Bodenreform mit einem Male durchführen*? Sie läßt sich nicht mit einem Male durchführen, weil sie kein einzelner Gesetzesvorschlag ist, sondern eine Richtung innerhalb der Wirtschaftspolitik.

154. *Welches sind die nächsten Ziele der Bodenreform*? Außer der Übernahme obligatorischer Hypothekenbanken durch die öffentliche Hand ist es eine Wohnungspolitik im Interesse der arbeitenden Menge und eine allmähliche Verteilung des Großgrundbesitzes im östlichen Deutschland in Bauernland.

155. *Inwiefern würde eine solche Zerteilung des Großgrundbesitzes der arbeitenden Masse nützen*? Sie würde Raum schaffen für zahlreiche Familien, würde dem Handwerk, das heute im Gebiet des Großgrundbesitzes weit mehr darniederliegt als im Gebiet der Großindustrie, einen gewissen Aufschwung im deutschen Osten sichern und zugleich verhüten, daß zuviel ungelernte Arbeitskräfte vom Osten nach Westdeutschland auswandern, während Polen in den Osten eindringen.

156. *Wer gehört zur arbeitenden Menge*? Jeder, dessen Einkommen mehr auf Arbeit beruht als auf Zins und Rente.

157. *Rechnet ihr also auch Kaufleute, Unternehmer, Beamte, Handwerker, Bauern zum arbeitenden. Volke*? Vollständig, und wir wollen ihre Interessen vertreten, soweit es Interessen der Arbeit gegenüber dem Besitz sind. Sie alle sind, soweit sie von Arbeit leben, an der Beseitigung der Staatsschulden, an einer anderen Steuerpolitik und an der Bodenreform interessiert.

158. *Sind im übrigen die wirtschaftlichen Interessen dieser Berufsgruppen gemeinsam mit denen der Industriearbeiter und Landarbeiter*? Sie können es sein, müssen es aber nicht sein. Es kann Fälle geben, in denen die Wünsche der Gehilfen und Meister, des Gesindes und der Bauern, des Handwerks und der Industrie, der Arbeit in Stadt und Land, unter Männer und Frauen sich direkt gegenüberstehen.

159. *Für wen wollt ihr in solchen Fällen eintreten*? Für diejenige Gruppe, deren Bestand für das Staatsganze am notwendigsten, deren Organisationskraft am größten und deren Notlage am drohendsten ist.

160. *Würde es nicht besser sein, eine Sozialpolitik zu machen, die allen nützt und keinem schadet*? Eine solche Politik gehört in das Gebiet der frommen Wünsche und heißt deshalb Utopie.

161. *Oder würde es nicht besser sein ein für allemal anzugeben, wie das*

Verhältnis der verschiedenen Volksteile geordnet sein soll? Eine solche Angabe würde ein Dogma sein, welches keine Beziehung zum wechselnden praktischen Leben hat.

162. *Bei wem finden sich sozialpolitische Utopien und Dogmen*? Utopien finden sich bei fast allen Oppositionsparteien, die den ganzen Staatsbestand erschüttern wollen, und Dogmen finden sich bei allen Parteien, die keine Gegenwartspolitik treiben.

163. *Wie steht ihr zur Sozialpolitik der Sozialdemokratie*? Wir erkennen in ihr alles an, was zu praktischen Erfolgen für die arbeitende Menge führen kann, erwarten aber nichts von den Utopien und Dogmen des marxistischen Kommunismus.

164. *Ist dieser marxistische Kommunismus schädlich*? Er hat gewisse Vorteile bei der Agitation gehabt, hindert aber heute eine Sozialpolitik innerhalb der gegebenen Verhältnisse, indem er die Arbeiterbewegung international, revolutionär und darum unfähig macht, die Gesetzgebung dauernd zu beeinflussen.

165. *In welcher Weise soll die Gesetzgebung von den einzelnen Volksgruppen beeinflußt werden*? Es müssen besondere Programme der einzelnen Volksteile aufgestellt werden, z.B. für Industriearbeiter, Landarbeiter, Handwerker, Bauern, arbeitende Frauen, Unterbeamte, Handelsangestellte, Kaufleute.

166. *Wollt ihr dahin arbeiten, daß solche Spezialprogramme aufgestellt werden*? Wir halten dies für eine unserer dringendsten Aufgaben. Die Spezialprogramme werden für unsere praktische Politik von grundlegender Bedeutung werden.

167. *In welcher Weise kann sonst noch der Anteil der Arbeit am Nationaleinkommen vermehrt werden*? Durch Gewerkschaften und Genossenschaften.

168. *Welche Aufgaben haben die Gewerkschaften*? Sie sind Unterstützungsverbände, Lohnkampforganisationen und sozialpolitische Erziehungsanstalten für die Lohnarbeiter und Angestellten eines Berufes. Es ist anzustreben, daß sich aus ihnen Arbeitervertretungen entwickeln, die von der Staatsregierung und den Unternehmerverbänden anerkannt werden, und welche einen mitbestimmenden Einfluß auf die deutsche Wirtschaftspolitik gewinnen.

169. *Welche Aufgaben haben die Genossenschaften*? Sie sind Einkaufs-,

Kredit-, Arbeits- oder Verkaufsverbände, die für Kleinbauern, Handwerker und Kleinkaufleute die Mißstände der wirtschaftlichen Vereinzelung dadurch beseitigen sollen, daß sie ihn zum Glied eines größeren Wirtschaftskörpers machen, die beim häuslichen Konsum die Nachteile des kleinen Käufers gegenüber dem Verkäufer vermindern, und in denen ein Korpsgeist der sonst unzusammenhängenden Berufe entstehen kann.

170. *Sind die Genossenschaften nicht eine Schädigung kleiner Gewerbetreibender*? Sie können es in einzelnen Fällen sein, sind aber in viel höherem Grade ein Schutz kleiner Existenzen im Wirtschaftskampfe, auch die Kleingewerbetreibenden selbst.

171. *Genügt nun aber das alles, um eine neue Gesellschaftsordnung herbeizuführen*? Eine Gesellschaftsordnung giebt es überhaupt nicht, sondern nur ein stets sich entwickelndes Volks- und Wirtschaftsleben.

172. *Welche Aufgabe haben wir hinsichtlich der beständigen geschichtlichen Umgestaltung*? Wir wollen sie zu Gunsten der Arbeit mit allen Kräften beeinflussen. Mehr kann keine Partei und keine menschliche Gewalt thun.

§ 5.

Wir erwarten, daß die Vertreter deutscher Bildung im Dienst des Gemeinwohls den politischen Kampf der deutschen Arbeit gegen die Übermacht vorhandener Besitzrechte unterstützen werden, wie wir andererseits erwarten, daß die Vertreter der deutschen Arbeit sich zur Förderung vaterländischer Erziehung, Bildung und Kunst bereit finden werden.

173. *Bringt ihr neue Kräfte für die soziale Bewegung*? Mit uns kommen zahlreiche Vertreter deutscher Bildung.

174. *Wen rechnet ihr zu diesen Vertretern deutscher Bildung*? Diejenigen Leute, die eine höhere Schulbildung genossen haben, ohne mit den Interessen des Besitzes verbunden zu sein, also beispielsweise zahlreiche Geistliche, Lehrer, Juristen, Ärzte, Techniker, kaufmännische Beamte, Privatangestellte, Künstler, Schriftsteller.

175. *Wie beurteilt ihr den politischen Einfluß dieser Kreise*? Der direkte Einfluß ist gering, aber der indirekte ist sehr groß.

176. *Inwiefern ist der direkte Einfluß der Bildungsvertreter gering*? Sie können keine eigene politische Partei gründen, sondern müssen sich stets an andere Gruppen anschließen.

177. *Warum kann es eine politische Partei der Gebildeten nicht geben*? Weil ein großer Teil der Bildungsvertreter direkte Staatsbeamte und schon dadurch dem Mitwirken bei der Oppositionsbewegungen entzogen sind, weil ein anderer Teil indirekte Staatsbeamte oder Gemeindebeamte und dadurch am freien Auftreten gehindert sind, weil ein weiterer Teil im Dienst kapitalistischer Unternehmungen steht oder doch von besitzenden Schichten abhängig ist, und weil im Ganzen die Zahl der Bildungsvertreter zu eigener Politik zu gering ist.

178. *Wie verhält es sich mit der Zahl der Bildungsvertreter*? Sie betragen annähernd 2% der Gesamtbevölkerung, sind aber ziemlich gleichmäßig über das ganze Land verstreut und können deshalb nirgends als achtunggebietender politischer Körper auftreten.

179. *Inwiefern ist der indirekte Einfluß der Bildungsvertreter sehr groß*? Sie sind in den Parteien die Träger des Wissens, Schriftsteller, Redner und oft auch Organisatoren.

180. *Wie ist bis jetzt das Verhältnis der Bildungsvertreter zur Arbeiterbewegung*? Gegenüber der Sozialdemokratie und der Gewerkschaftsbewegung war es bis jetzt ein ablehnendes. Nur wenige Akademiker haben sich der Arbeiterbewegung angeschlossen.

181. *Ist es wünschenswert, daß mehr Gebildete an der Gewerkschaftsbewegung teilnehmen*? Es ist unbedingt notwendig, wenn mehr als bisher erreicht werden soll. Die Gewerkschaften müssen sich eine Vertretung schaffen, die an geistiger und technischer Tüchtigkeit den Vertretungen der Arbeitgeber nicht nachsteht, und bedürfen regelmäßig einer starken Mitwirkung der Gebildeten, wenn sie die geistige und sittliche Hebung ihrer Mitglieder erzielen wollen.

182. *Ist es wünschenswert, daß mehr Gebildete am politischen Sozialismus teilnehmen*? Es ist unbedingt notwendig, wenn der Sozialismus sich an den Arbeiten der Gesetzgebung und Verwaltung erfolgreich beteiligen will.

183. *Warum halten sich bis jetzt die Gebildeten von der sozialistischen Bewegung fern*? Weil sie die besitzende Schicht als Grundlage von Erziehung, Bildung und Kunst ansehen und weil sie den bisherigen Sozia-

lismus für verderblich halten.

184. *Warum halten sie den bisherigen Sozialismus für verderblich*? Sie sehen, daß er dem Gemeinwohl des deutschen Volkes nicht dient, weil er nur einseitige Klassenpolitik treibt ohne nationale Grundgedanken.

185. *Sind die Gebildeten an sich Vertreter des Klassenkampfes*? Nein, sie sind im Gegenteil Vertreter des Staatsgedankens, des Rechtes und der Wohlfahrt des Ganzen. Gerade, weil sie nicht im Stande sind, selbst als Partei aufzutreten, können sie die Interessen der Gesamtheit rückhaltslos vertreten.

186. *Welche Bedeutung hat es, wenn die Bildungsvertreter sich einer politischen Bewegung zuwenden*? Es bedeutet, daß diese politische Bewegung eine geschichtliche Notwendigkeit für die Entwicklung der Gesamtheit ist.

187. *Welches ist die jetzige politische Lage zahlreicher Bildungsvertreter*? Sie sind politisch heimatlos, weil sie an die staatserhaltende Kraft der alten Parteien nicht mehr glauben und zu der sozialistischen Bewegung noch kein Zutrauen haben.

188. *Was muß der Sozialismus thun, um die Mitwirkung der Bildungsvertreter zu gewinnen*? Er muß die Interessen der Gesamtheit zugleich mit den Interessen der arbeitenden Menge vertreten wollen.

189. *Wie kann er das thun*? Wenn er sich zum staatserhaltenden, nationalen Sozialismus umgestaltet.

190. *Warum sind die Bildungsvertreter national gesinnt*? Weil sie die deutsche Geschichte am besten kennen und im vorigen Menschenalter zur Aufrichtung des Deutschen Reiches wesentlich beigetragen haben.

191. *Aus welchen Gründen werden sie sich einem nationalen Sozialismus anschließen*? Aus Liebe zu ihrem Volk und aus Interesse für die Entwicklung von Erziehung, Wissenschaft und Kunst.

192. *Welches ist das Verhältnis der Besitzenden zu Erziehung, Wissenschaft und Kunst*? Sie pflegen sie, soweit es den Interessen ihrer Schicht entspricht, hemmen sie aber, wenn sie zur Stärkung des Einflusses der arbeitenden Menge dienen.

193. *Woraus kann man dieses erkennen*? Aus den beständigen Klagen über „Kathedersozialisten“ und politische Pastoren, aus der sogenannten „Umsturzvorlage“, aus der Ablehnung von Lehrerbesoldungsanträgen und dem Verbot volksfreundlicher Kunstdarstellungen.

194. *Was kann die heutige besitzende Schicht der Kunst bieten*? Geld aber keine Ideale.

195. *Was für eine Kunst wird also durch diese Schicht gefördert*? Eine Kunst, bei der die Kunstfertigkeit höher steht als der Geist.

196. *Was kann die arbeitende Menge der Kunst bieten*? Einen Geist des Kampfes und der Hoffnung, aber bis jetzt keine materiellen Mittel.

197. *Welches Ziel muß die soziale Bewegung hinsichtlich der Kunst haben*? Sie muß auf die Ermöglichung einer volkstümlichen Kunst hinarbeiten.

198. *Was versteht ihr unter volkstümlicher Kunst*? Eine Kunst, welche den Luxus Einzelner zum Eigentum der Menge macht.

199. *Wo kann solche Kunst ihre Heimat finden*? In öffentlichen Gebäuden aller Art, insbesondere in Volksmuseen, Lesehallen, Badehallen, Schulen, Kirchen, Versammlungssälen, in Volkstheatern, öffentlichen Konzerten und dichterischen Vorträgen.

200. *Kann es auch eine volkstümliche Wissenschaft geben*? Der Betrieb der Wissenschaft selbst kann immer nur von einer Minderzahl geleitet und verstanden, aber die Teilnahme der arbeitenden Menge an der Wissenschaft kann sehr gehoben werden.

201. *Wodurch kann dies geschehen*? Durch Volkshochschulen, Vorträge und eine von wissenschaftlichen Kräften hergestellte Volkslitteratur.

202. *Was ist der Hauptschaden unserer jetzigen Litteratur*? Die mangelnde Kaufkraft der Menge.

203. *Kann auch die Erziehung volkstümlicher werden*? In mancherlei Weise, besonders aber durch die allgemeine Volksschule und durch die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel.

204. *Welches ist das Ziel der allgemeinen Volksschule*? Die Kinder aller Stände sollen wenigstens in den ersten Schuljahren einen gemeinsamen Unterricht haben, damit die Trennung der verschiedenen Volksteile gemindert wird.

205. *Warum verlangt ihr Unentgeltlichkeit der Lehrmittel*? Um den begabten Kindern armer Eltern das Emporsteigen zu ermöglichen.

206. *Was verlangt ihr von den höheren Schulen*? Daß sie weniger Lateinschulen und mehr deutsche Schulen werden.

207. *Was ist das Ziel aller Erziehung*? Eine alle Volksteile umfassende und in ihren wesentlichen Bestandteilen einheitliche deutsche und christliche Bildung.

208. *Wodurch kann eine volkstümliche Erneuerung von Erziehung, Bildung und Kunst herbeigeführt werden*? Sie kann nur durch den wachsenden politischen Einfluß der arbeitenden Menge herbeigeführt werden.

209. *In welchem Wort spricht sich dieser Gedanke aus*? In dem Wort: „Arbeit und Bildung!"

§ 6.

Wir sind für Regelung der Frauenfrage im Sinne einer größeren Sicherung der persönlichen und wirtschaftlichen Stellung der Frau und ihre Zulassung zu solchen Berufen und öffentlich rechtlichen Stellungen, in denen sie die fürsorgende und erziehende Thätigkeit für ihr eigenes Geschlecht wirksam entfalten kann.

210. *Warum bekümmert ihr euch um die Frauenfrage*? Weil Frauen die Hälfte unseres Volkes, die Mütter unserer Kinder und unsere Schwestern sind.

211. *Worin besteht die Frauenfrage*? In dem Streben der Frauen nach größerer materieller, rechtlicher und geistiger Selbständigkeit.

212. *Wodurch ist dieses Streben hervorgerufen*? Durch die Veränderung der Betriebsweise und durch die Vermehrung der allgemeinen Bildung der Frauen.

213. *Worin besteht diese Veränderung der Betriebsweise*? Sie besteht in der beständigen Zunahme lohnarbeitender Frauen und Mädchen in Fabrikindustrie, Hausindustrie, Handel und auch in litterarischen und künstlerischen Arbeitszweigen.

214. *Wie groß ist die Zahl der selbständigen weiblichen Personen*? In selbständigem Erwerb standen nach der letzten Berufszählung 5.264.000 und als berufslose selbständige Frauen und Mädchen wurden gezählt 1.116.000.

215. *Ist es denkbar, diese große Zahl wieder in ihre häusliche Betriebsweise zurückzuführen*? Es ist ganz undenkbar.

216. *Was ist die Folge dieses Zustande*? Da einmal die Frauen so zahlreich in das Erwerbsleben eingetreten sind, so müssen sie auch diejenigen Rechte erhalten, die zu ihrem Schutze nötig sind.

217. *Welche Rechte sind das*? Sie müssen in bürgerlichen Rechtsfragen ebenso selbständig auftreten können wie die Männer und volle Freiheit ihrer Organisation besitzen.

218. *Wie verhält es sich mit den nichtselbständigen Frauen*? Sie sind entweder Ehefrauen und Hausangehörige oder stehen im Dienstverhältnis.

219. *Was ist für Ehefrauen zu verlangen*? Das Recht selbständiger Vermögensverwaltung und gesicherter Anspruch auf standesgemäßen Unterhalt, solange der Mann diesen leisten kann.

220. *Wie groß ist die Zahl der dienenden Frauen und Mädchen*? Es sind 1.314.000 dienende Frauen und Mädchen, von denen die Mehrzahl in der Landwirtschaft stehen.

221. *Was ist für diese zu verlangen*? Aufhebung der Gesindeordnung und Einführung der Gewerbeordnung.

222. *Sollen den Frauen alle Berufe geöffnet werden*? Alle diejenigen Berufe, in denen Gesundheit oder Sittlichkeit nicht in besonderem Maße gefährdet sind, insbesondere aber diejenigen, wo es sich um einen Dienst an Kindern oder Frauen handelt.

223. *Soll man höhere Schulen für Frauen errichten*? Man soll es thun, soweit es zur Vorbildung für solche Berufe nötig ist, die von Frauen ausgefüllt werden können.

224. *Welche öffentlichen Stellungen eignen sich für Frauen*? Sie kann als Erzieherin, Ärztin, Gewerbeinspektorin in öffentlichem Berufe stehen und in den Vertretungskörpern für Schulverwaltung und Armenpflege eine den Männern gleichwertige Stellung einnehmen.

225. *Kann das Ziel der Frauenbewegung die Gewinnung aller von Männern ausgeübten Thätigkeiten sein*? Keineswegs, denn es giebt Berufe, die sich niemals für Frauen der Kulturvölker eignen werden, wie Kriegsdienst, Staatsleitung, Pfarramt.

226. *Können die Frauen die Ziele ihrer Bewegung aus eigener Kraft erreichen*? Sie können es nicht, denn sie haben bis jetzt eine zu geringe politische Bedeutung und sind mit wenigen Ausnahmen persönlich zu abhängig, um einen erfolgreichen Kampf für Frauenrechte beginnen zu können.

227. *Was sollen die Frauen thun, um an politischer Bedeutung zuzunehmen*? Sie sollen alle vorhandenen Mittel zu ihrer Fortbildung benutzen und sich in Frauenvereinen an gemeinsames Wirken gewöhnen.

228. *Welcher Art soll dieses gemeinsame Wirken sein*? Die Frauen der besser gestellten Schicht sollen soziale Hilfsarbeit an solchen thun, die der Hilfe bedürfen, die Frauen und Mädchen aber, die um ihr Brot arbeiten,

sollen sich der Gewerkschaftsbewegung anschließen.

229. *Sind besondere weibliche Gewerkvereine erwünscht*? Im allgemeinen sind sie schwer herzustellen und wahrscheinlich wenig lebensfähig. Es empfiehlt sich überall da, wo es möglich ist, der Anschluß an männliche Organisationen.

230. *Ist eine Gewerkschaftsthätigkeit der Frauen den Männern schädlich*? Im Gegenteil, sie ist eine Förderung des sozialen Kampfes der Männer, denn nur die unorganisierte Frau ist eine gefährliche Konkurrentin der Männer.

231. *Welchen Grundsatz sollen arbeitende Frauen in der Lohnfrage vertreten*? Für gleiche Leistung gleicher Lohn!

232. *Können heute die Frauen politisches Wahlrecht erlangen*? Nein, denn heute ist es schwer, das allgemeine Wahlrecht der Männer zu erhalten und durchzuführen.

§ 7.

Im Mittelpunkt des geistigen und sittlichen Lebens unseres Volkes steht uns das Christentum, das nicht zur Parteisache gemacht werden darf, sich aber auch im öffentlichen Leben als Macht des Friedens und der Gemeinschaftlichkeit bewähren soll.

233. *Warum habt ihr in eurem Programm einen Platz für die Religionsfrage*? Weil sie die wichtigste Frage des geistigen Volkslebens ist und weil wir uns nach unserer eigenen Vergangenheit über diesen Punkt aussprechen müssen.

234. *Welches ist eure Vergangenheit*? Viele unserer Freunde sind christlich-sozial gewesen.

235. *Warum nennt ihr euch jetzt nicht mehr christlich-sozial*? Weil wir das Christentum nicht zur politischen Parteisache machen wollen.

236. *Welche Gefahren hat es, wenn das Christentum zur Parteisache gemacht wird*? Dadurch wird die Bedeutung des Christentums für das gesamte Volksleben verkannt und die Entwicklung christlicher Gesinnungen in anderen Parteien gehindert.

237. *Giebt es hierfür geschichtliche Beweise*? Durch die parteimäßige Vertretung des Christentums bei den Konservativen wurde die Abneigung des Liberalismus gegenüber dem Christentum vergrößert und durch die

parteimäßige Vertretung desselben beim Zentrum werden Katholiken, die sich der Politik des Zentrums nicht anschließen können, leicht zu einem Gegensatz gegen das Christentum gebracht.

238. *Aber ist nicht vielleicht eine konservative Politik christlicher als eine liberale*? Sowohl konservative als liberale Politik kann von wahren Christen betrieben werden.

239. *Aber ist nicht doch eine sozialistische Politik christlicher als die Politik der alten Parteien*? Sie kann es im einzelnen Falle sein, aber ist es nicht mit Notwendigkeit.

240. *Warum ist sie es nicht mit Notwendigkeit*? Weil die Emporentwicklung der arbeitenden Menge im Volke nicht ohne gewisse Härten und Rücksichtslosigkeiten möglich sein wird.

241. *Kann man denn nicht eine Politik machen, die niemanden schädigt*? Nein, denn jede neue Rechtsbildung ist Beseitigung früherer Rechte.

242. *Kann es eine Politik der reinen Gerechtigkeit geben*? Nein, da es sich in der Politik stets um den Kampf von Kräften handelt, bei denen geschichtliches und sittliches Recht verschieden verteilt sind.

243. *Kann es wenigstens eine Politik der reinen Barmherzigkeit geben*? Nein, denn in schwierigen Fällen steht die Lebenserhaltung der Gesamtheit höher als das Mitleid mit dem Einzelnen.

244. *Bedeuten also Gerechtigkeit und Barmherzigkeit für die Politik nichts*? Im Gegenteil, sie bedeuten sehr viel, denn sie sind die edelsten Triebkräfte öffentlichen Handelns, nur soll keine Partei sagen, daß sie allein und in vollem Maße diese Triebkräfte besitze, während sie bei anderen Parteien gar nicht vorhanden seien.

245. *Ist es denkbar, daß entgegengetzte politische Standpunkte von gläubigen Christen vertreten werden*? Es ist nicht nur denkbar, sondern es entspricht der Wirklichkeit.

246. *Worin wird sich in solchen Fällen das Christliche in der Politik zeigen*? In der Art und Weise wie der notwendige politische Kampf geführt wird.

247. *Worin besteht diese Art und Weise*? Auch in den Kämpfen des öffentlichen Lebens soll sich das gemeinsame Christentum als Macht des Friedens und der Gemeinschaftlichkeit bewähren.

248. *Was ist das Christentum*? Es ist die ganze geistige Bewegung, die von der Person Jesu Christi aus durch die Menschheit geht.

249. *Besitzt das Christentum ein bestimmtes politisches Programm*? Es besitzt keins, denn in der Geschichte der christlichen Völker finden sich patriarchalische, absolutistische, konstitutionelle und demokratische Verfassungsformen, ohne daß eine dieser Formen für das Christentum unentbehrlich geworden wäre.

250. *Besitzt das Christentum ein bestimmtes wirtschaftliches Programm*? Es besitzt keins, denn in der Geschichte der christlichen Völker sind die verschiedensten Betriebs- und Rechtsformen aufgetreten ohne den Einfluß der Person Jesu Christi wesentlich zu vermehren oder zu vermindern.

251. *Warum ist der Einfluß der Person Jesu Christi unauslöschlic*h? Gerade weil er uns nicht zeitgeschichtlich veränderliche Grundsätze bringt, sondern Offenbarung ewiger Wahrheit für die Menschen ist.

252. *Wird die soziale Bewegung in ein Verhältnis zum Christentum treten*? Sie wird es müssen, sobald der Materialismus als Weltanschauung sich ausgelebt haben wird, da die aufstrebende arbeitende Menge einer gemeinsamen Geistesrichtung bedarf die den Willen und die Gemeinsamkeit weckt.

253. *Werdet ihr für den Übergang vom Materialismus zum Christentum eintreten*? Wir werden es thun ohne aber damit einen Druck oder Zwang auf unsere Freunde oder Mitarbeiter ausüben zu wollen.

254. *Was hat in dieser Hinsicht der erste national-soziale Vertretertag in Erfurt beschlossen*? Er hat folgende Resolution angenommen: „Der Delegiertentag erklärt ausdrücklich, daß § 7 der Grundlinien nicht ein Gewissenszwang für die einzelnen Mitglieder sein soll. Jeder, der ehrlich an der Erreichung unserer nationalen und sozialen Ziele mitarbeiten will, ist uns zur Mitarbeit willkommen."

255. *Warum werdet ihr trotz dieser Resolution für den Übergang vom Materialismus zum Christentum eintreten*? Weil eine aufstrebende Völkerbewegung in ihrer Gesamtheit nicht ohne eine ideale Gesamtanschauung sein kann und wir überzeugt sind, daß bei der gegenwärtigen Lage des geistigen Lebens für die sozialistische Bewegung der Anschluß an ein geläutertes Christentum natürlich und notwendig ist.

256. *Ist es wahrscheinlich, daß der soziale und politische Fortschritt von christlichen Einflüssen gefördert wird*? Es ist sehr wahrscheinlich, daß sowohl die sozialen wie auch die politischen Ideale der sozialen Bewegung

in ihren Anfängen von stark religiös bewegten Personen und Gruppen ausgehen.

257. *Hat nicht das Christentum auch oft den Fortschritt gehindert*? Dem Fortschritt war mehr das Kirchentum als das Christentum hinderlich.

258. *Was ist Kirchentum*? Es ist ein zur Form oder zum irdischen Machtmittel gewordenes Christentum.

259. *Seid ihr gegen die Kirche*? Keineswegs, aber wir sehen die Kirchen als veränderungsbedürftige und veränderungsfähige Organisationen an.

260. *Inwieweit wollt ihr euch mit kirchlichen und konfessionellen Fragen befassen*? Soweit es durch staatspolitische Interessen gefordert ist. Unsere Behandlung kirchenpolitischer Fragen wird von dem Gesichtspunkt ausgehen müssen: wie werden die kirchlichen Organisationen für die geistige Entwickelung der arbeitenden Menge am besten gestaltet?

261. *Wollt ihr eine besondere Konfession vertreten*? Nein, sondern wir wollen Evangelische aller Formen und Bekenntnisse, Katholische und sonstige Christen als Vertreter eines gemeinsamen praktischen und lebendigen Christentums in gleicher Weise heranziehen.

262. *Wie denkt ihr über das Verhältnis von Staat und Kirche*? Wir sehen die Lockerung ihres alten Verhältnisses für eine geschichtliche Notwendigkeit an, glauben aber, daß sie allmählich erfolgen wird.

263. *Wie denkt ihr über das Verhältnis von Kirche und Schule*? Wir halten eine kirchliche Herrschaft in der Schule für verwerflich, aber eine Mitwirkung für nötig. Die geistliche Ortsschulinspektion muß durch Fachaufsicht ersetzt werden.

264. *Wollt ihr auch Israeliten zur Mitarbeit hinzuziehen*? Wir wollen es thun, sobald sie nationalsozial denken und dem Christentum nicht feindlich gegenüberstehen.

265. *Liegen in dieser ganzen Stellung zur Religionsfrage für eine politische Partei nicht große Schwierigkeiten*? Die Schwierigkeit liegt darin, daß die Religion nicht als Parteisache angesehen und doch in ihrer allgemeinen Bedeutung anerkannt werden soll.

266. *Läßt sich diese Schwierigkeit nicht vermeiden*? Nur dadurch, daß man einen dieser beiden Gesichtspunkte außer Acht läßt. Die Schwierigkeit liegt in der Natur der Dinge selbst.

267. *Werden sich diese Schwierigkeiten vermindern*? Sie werden es in dem

Maße thun, in dem sich die christliche Gesinnung innerhalb unserer Richtung als wirkliche Förderung des Aufstrebens der arbeitenden Menge erweist.

268. *Was ist also euer Grundbekenntnis*? Nationaler Sozialismus auf christlicher Grundlage.

[„*Friedrich Naumann* (1860-1919) aus Sachen. In konservativ-lutherischem Pfarrhaus aufgewachsen, Oberhelfer im Rauhen Haus, Hinwendung zur liberalen Theologie, in Frankfurt Pfarrer der Inneren Mission, 1898 Aufgabe des Pfarramts, freier Schriftsteller in Berlin; sein Programm statt ‚christlich-sozial' nun ‚national-sozial'. 1895 Gründung der ‚Hilfe', 1903 Übergang zur Freisinnigen Vereinigung, 1907 Reichstagsabgeordneter, 1918 Gründung der ‚Deutschen Demokratischen Partei' und Mitarbeit an der Weimarer Verfassung." HAMMER 1974, S. 376.]

2.
Die deutschen Professoren und der Weltkrieg

(1915)[2]

Walther Schücking

Einer der tüchtigsten Diplomaten des Deutschen Reiches, unser Botschafter in den Vereinigten Staaten, Graf Bernstorff, hat in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg eine große Anzahl amerikanischer Universitäten besucht und dort über allgemein interessierende Dinge wie unsere Sozialgesetzgebung und anderes selbst einen wissenschaftlichen Vortrag gehalten. Zahlreiche amerikanische Hochschulen haben ihm dafür die Würde eines Ehrendoktors verliehen. Als er aber einmal gefragt wurde, ob denn die Sammlung amerikanischer Doktorhüte für ihn zu einem neuen Sport geworden, hat er resigniert geantwortet, seine Aufgabe läge vornehmlich auch darin, Sympathien für seinen deutschen Heimatstaat zu erwecken, die *einzigen* Kreise, die dafür einen geeigneten Boden abgäben, seien die Gelehrten und so wende er sich zunächst an die amerikanische Wissenschaft, um dort für Deutschland zu wirken. Die geistige Isolierung Deutschlands bei Ausbruch des gegenwärtigen Krieges beweist zur Genüge, daß jener Diplomat sich in Bezug auf die allgemeine Stimmung in den Vereinigten Staaten uns gegenüber keinem falschen Pessimismus hingegeben, sondern die Dinge durchaus richtig beurteilt hat. Das gilt aber auch von seiner positiven Meinung über die Wertschätzung deutscher Wissenschaft im Auslande. Wer selbst als Gelehrter gelegentlich draußen war, unter den Gelehrten des Auslandes etwa bei wissenschaftlichen Kongressen, konnte sich wirklich nicht über Zurücksetzung beklagen, er spürte etwas von einer gewissen Weltpopu-

[2] Textquelle | SCHÜCKING 1915 = Walther Schücking: Die deutschen Professoren und der Weltkrieg. (= Flugschriften des Bundes „Neues Vaterland“ Nr. 5). Berlin: Verlag Neues Vaterland 1915. [http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb11124793-3]

larität seiner Zunft und rührend war es, wie sich einem andere Gelehrte aus den fernsten Erdteilen näherten und erzählten, was sie ihrem Studium in Deutschland verdankten. Es waren keineswegs nur Werte der Erkenntnis, die sie aus Deutschland mitgebracht, es waren oft Klänge des Herzens, die bei ihnen wieder auflebten, wenn sie der Poesie unserer Universitätsstädte gedachten. In diesem Ansehen deutscher Wissenschaft im Auslande lag für uns Deutsche ein großes Kapital, doppelt wertvoll in einer Zeit, wo nun einmal tatsächlich unsere Aktivposten dort so überraschend gering waren.

Es stellt dem vaterländischen Eifer unserer Professoren ein ausgezeichnetes Zeugnis aus, daß sie sich sofort bemüht haben, bei der Krisis des deutschen Gedankens da draußen dieses Kapital für ihr Vaterland nutzbar zu machen. Aber in der Art, wie das geschehen, ist man in Erklärungen und Broschüren vielfach so ungeschickt gewesen, daß ich fürchte, es ist der entgegengesetzte Effekt eingetreten. Das neutrale Ausland ist durch diese Kundgebungen deutscher Gelehrter vielfach so peinlich berührt worden, daß dieser große Aktivposten im Saldo des Völkerlebens, den für uns das Ansehen der deutschen Wissenschaft bedeutete, noch wesentlich herabgemindert ist, ohne daß der gewünschte Erfolg auch nur im geringsten erreicht wäre. Wer das Geistesleben an unseren Universitäten aus eigener Anschauung kannte, konnte freilich dadurch kaum überrascht werden. Unsereinem war es kein Geheimnis, daß die Vertreter der Geisteswissenschaften seit Jahrzehnten in Deutschland vorzugsweise nach *rückwärts* orientiert sind, daß z.B. für die neueren Historiker in der großen Mehrzahl die nationale Einigung im Jahre 1870/71 noch den Brennpunkt ihres Denkens ausmacht. Von diesem Standpunkt alldeutsch gefärbter nationalliberaler Gesinnungen aus, die für das Denken unserer Professoren charakteristisch sind, gab es zwischen Deutschland und dem Ausland keine geistige Brücke mehr, die man mit Erfolg hätte beschreiten können. Wie viel Gutes hätte sich z.B. gegen den Vorwurf des Militarismus sagen lassen. Wenn der Zar während obschwebender von ihm selbst erbetener diplomatischer Verhandlungen Kaiser Wilhelms II. heimlich ein Heer von 8 Millionen gegen uns mobil macht, und trotzdem er damit die Schuld auf sich ladet, die diplomatische Situation in eine militärische verwandelt zu haben, von den Kulturmächten des Westens weiter unterstützt wird, heißt das den

deutschen Militarismus bekämpfen? Aber statt sich mit solcher Feststellung zu begnügen, konstatieren über 3000 deutsche Professoren frisch und munter, daß es in Deutschland gar keinen Militarismus gibt. Als ob sie damit unser unvergleichliches Heer schützen müßten, obgleich Militär und Militarismus doch ganz verschiedene Dinge sind. Denn unter Militarismus hatte man bisher die Übertragung spezifisch militärischer Anschauungen auf die Dinge des bürgerlichen Lebens verstanden, wo sie nicht hingehören. Wenn der junge Hindenburg aus dem deutsch-französischen Feldzug nach Hause schreibt, der Krieg ist sozusagen der natürliche Zustand für den Soldaten, so wäre der ein Narr, der daran Anstoß nähme. Daß sich aber unsere gute Gesellschaft jahrzehntelang durch alle möglichen pensionierten Generale in den nationalen Zeitungen überzeugen ließ, daß die Friedensbewegung ein Blödsinn sei, ist im höchsten Maße bedauerlich. Wenn ich als Völkerrechtslehrer mich über strategische Probleme äußern wollte, so würde mich niemand ernst nehmen und es würde mir wahrscheinlich nicht einmal gelingen, meine darauf bezüglichen geistigen Produkte in irgend einer besseren Zeitung unterzubringen, aber über die völkerrechtlichen Probleme des Ausbaues einer internationalen Rechtsordnung bestimmten tatsächlich die Meinungen alter Generale das öffentliche Denken. Gerade hier liegen aber die tieferen Wurzeln für die allgemeine Hetze gegen den deutschen Militarismus. Jüngst haben sich wenigstens die „Preußischen Jahrbücher" zu der Erkenntnis durchgerungen, daß Frankreich und die angelsächsischen Länder mit dem pazifistischen Gedanken geradezu durchtränkt wären und daß, wenn selbstverständlich für jeden „tiefen Denker" dieser Standpunkt auch unmöglich sei (!!!), es doch ein schwerer politischer Fehler wäre, diese Tatsache völlig zu übersehen. Des letzteren Fehlers haben sich all die Kundgebungen deutscher Gelehrter schuldig gemacht, die mir bisher zu Gesicht gekommen sind. Nirgendwo hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß alle praktische Friedensliebe, die Deutschland in 44 Jahren betätigt hat, in der öffentlichen Meinung des Auslandes den Schaden nicht hat wettmachen können, den die Haltung Deutschlands gegenüber der theoretischen Bewegung, statt des Krieges den Frieden zu rüsten, im Auslande verursacht hat. Wer von all den Professoren, die Kundgebungen unterzeichnet und Kriegsbroschüren geschrieben haben, weiß denn überhaupt etwas davon, wie sehr Deutsch-

land gerade in dieser Frage die Auslandsmächte auf den Haager Konferenzen vor den Kopf gestoßen hat? Wer von den neueren Historikern in Deutschland hat es denn überhaupt für notwendig erachtet, sich mit dem Hergang der Dinge auf den Haager Friedenskonferenzen auch nur eingehend vertraut zu machen? Auch das mangelnde Verständnis Deutschlands für die pazifistische Kulturbewegung hätte sich durch unsere Gelehrten mit Leichtigkeit gegenüber dem Auslande aus unserer politischen Vergangenheit erklären lassen. Es hätte nur des Hinweises darauf bedurft, daß wir der jüngste unter den Nationalstaaten, daß nur die Tüchtigkeit der preußischen Waffen uns aus einer politischen Misere von sechs Jahrhunderten herausgeführt hat, daß die militärische Ohnmacht Deutschlands von unseren Nachbarn früher so böse ausgenützt ist, daß sie selbst schon damit an unseren Tendenzen gesteigerter Rüstungen die Schuld tragen und daß der Krieg, den sie gegenwärtig gegen uns führen, leider zunächst nicht geeignet ist, auch bei uns das pazifistische Ideal zu fördern. Das alles hätte gesagt werden können und gesagt werden müssen. Aber leider ist es nicht geschehen, weil man die Probleme auf der deutschen Seite überhaupt nicht gesehen hat. Damit bringe ich aber nur ein Beispiel, das mir als modernem Völkerrechtslehrer besonders nahe liegt. Mit andern Dingen steht es ebenso. Immer wieder wird der Neid des Auslandes auf unsere wirtschaftliche Entwicklung betont und dabei übersieht man ganz, daß schon unser ganzes Verfassungssystem uns auch zu den Völkern verwandten Blutes in Gegensatz stellt, die wie das norwegische keinen Grund haben uns gerade unter dem Gesichtswinkel des wirtschaftlichen Konkurrenten zu betrachten. Ebenso unsympathisch wie uns der Zarismus ist, ebenso peinlich empfindet das Ausland unser autoritäres Prinzip des deutschen Konstitutionalismus. Demokratie, bei uns eine, bei den herrschenden Schichten übelbeleumundete Parteiforderung, ist im Ausland nicht nur eine Selbstverständlichkeit, sondern wird geradezu als ein Gebot der Moral angesehen. Darum werden wir uns natürlich unsere Verfassungsform nicht von dem Auslande vorschreiben lassen, aber wenn man über den Gegensatz zwischen Deutschland und der übrigen Welt schreiben und versuchen will für unsere Sache Verständnis zu erwecken, muß man diese Gegensätze zunächst einmal kennen.

Nach dem Krieg wird in Preußen-Deutschland bekanntlich alles anders! Hoffen wir, daß wir dann auch ein Geschlecht von Gelehrten bekommen, das die Sache Deutschlands besser zu vertreten weiß, indem es zum Auslande auch in politischen Dingen wie oben gesagt, die „geistigen Brücken“ findet. –

[„*Walther Max Adrian Schücking* (* 6. Januar 1875 in Münster; † 25. August 1935 in Den Haag) war liberaler Politiker, Völkerrechtler und Pazifist und als erster und einziger Deutscher von 1931 bis zu seinem Tod ständiger Richter am Ständigen Internationalen Gerichtshof in Den Haag.“ https://de.wikipedia.org/wiki/]

3.
Deutschchristentum aus rein-evangelischer Grundlage

95 Leitsätze zum Reformationsfest 1917[3]

Von Hauptpastor Friedrich Andersen in Flensburg,
Professor Adolf Bartels in Weimar,
Kirchenrat D. Dr. Ernst Katzer in Oberlößnitz bei Dresden,
Hans Paul Freiherrn von Wolzogen in Bayreuth

An das deutsche Volk!
Aufräumen hilft zum Aufbauen.

Luther, der kerndeutsche Mann, dessen Riesenwerk mit dem 31. Oktober 1917 nach vierhundert Jahren wieder neu vor uns ersteht, hat unserm Volke vor allem damit den größten Dienst erwiesen, daß er fortzuräumen verstand, was zu seiner Zeit den Weg zu Gott versperrte. Und, ein größerer Entdecker als sein Zeitgenosse Columbus, hat er eine neue Welt innerlicher Reichtümer und ewiger Werte uns eröffnet, indem er nicht nur mit seinem freien und heldenhaften Glauben den Herzpunkt des Evangeliums, nämlich die Person des Heilandes, uns erschloß, sondern auch in gemütvoller Innigkeit die Tiefe der deutschen Volksseele offenbarte. Durch beides fand er zugleich den Weg zu den Herzen seiner lieben Deutschen wie keiner sonst.

Das Christentum, welches im Laufe einer mehr als tausendjährigen Geschichte sich als unendlich segensreich für unser Volkstum erwiesen hat, läßt sich auch heute und in alle Zukunft durch keine andere Religion ersetzen, geschweige durch die altgermanische, uns viel zu wenig genau

[3] Textquelle | ANDERSEN u.a. 1917 = *Deutschchristentum aus rein-evangelischer Grundlage*. 95 Leitsätze zum Reformationsfest 1917 von Hauptpastor Friedrich Andersen in Flensburg, Professor Adolf Bartels in Weimar, Kirchenrat D. Dr. Ernst Katzer in Oberlößnitz bei Dresden, Hans Paul Freiherrn von Wolzogen in Bayreuth. Leipzig: Verlag Theodor Weicher 1917. [https://digital.staatsbibliothek-berlin.de]

bekannte Religion unserer Vorfahren, so sehr wir uns für eine solche auch interessieren und sie zum Vergleiche mit dem Christentum verwenden mögen. Das Rad der Geschichte läßt sich einmal nicht zurückdrehen.

Wohl aber ist der immer wieder zu erneuernde Versuch zur Vereinfachung und Verinnerlichung der Religion eine wichtige Aufgabe auch in unserer Zeit. Gesundes Wachstum nimmt nicht nur neue Elemente in sich aus, sondern scheidet auch alte aus.

Auf diesen Weg sollen, angesichts des Reformationsfestes, auch die nachfolgenden Ausführungen verweisen. Nach bekannten Vorgängen ist dafür die Form der Leitsätze gewählt. Und die vier Männer aus den verschiedensten deutschen Gauen, welche diesen Weg hiermit empfehlen, haben sich in völligem Einverständnis miteinander dazu zusammengefunden, nachdem sie, jeder unabhängig von dem andern und doch genau in dem gleichen Sinne, jahrelang vorher schon dasselbe Ziel ins Auge gefaßt hatten.

Wir wenden uns nun an alle in unserem Volke, denen Religion und Deutschtum gleicherweise eine Herzenssache ist.

Im Juli 1917.
Friedrich Andersen
Adolf Bartels
Ernst Katzer
Hans von Wolzogen.

[Die Leitsätze]

I.

1. Die Notwendigkeit, dem deutschen Volke klar zu machen, was Christentum ist, und wie dieses mit dem Deutschtum zusammengeht, ist zweifellos vorhanden, und die Sehnsucht danach sehr groß.

2. Es gibt aber auch in unserm Volke schon weite Kreise, die ebensosehr religiös-gestimmt wie entschieden deutsch-gesonnen sind, jedoch des-

halb vom Christentum sich abwenden, weil sie an der Möglichkeit verzweifeln, es vollständig vom Judentum zu lösen.

3. Der Aufgabe einer Verdeutschung des Christentums können wir schon deswegen nicht aus dem Wege gehen, weil wir durch die Befreiungskriege von 1813-15 und dann besonders durch den letzten Weltkrieg ganz anders unseres Volkstums bewußt geworden sind als vorher.

4. Luther hat mit der Reformation den ersten gewaltigen Schritt getan zur Befreiung des deutschen Volkes aus fremdem geistigen Bann; Bismarck den zweiten, indem er es politisch mündig machte; den dritten müssen wir alle selber tun durch Verdeutschung des Christentums in uns selbst.

5. Führende Geister wie Klopstock und Herder, Goethe und die Romantiker, Kant und Schiller, Fichte und E. M. Arndt, Richard Wagner und Lagarde haben dabei die Vorarbeit geleistet, indem sie uns lehrten, unser eigenes deutsches Wesen in seiner Tiefe und Eigenart gründlicher zu erfassen.

6. Die neuere Rassenforschung endlich hat uns die Augen geöffnet für die verderblichen Wirkungen der Blutsmischung zwischen germanischen und nicht-germanischen Volksangehörigen und mahnt uns, mit allen Kräften dahin zu streben, unser Volkstum möglichst rein und in sich geschlossen zu erhalten.

7. Religion ist die innerste Kraft und feinste Blüte im geistigen Leben eines Volkes, kann aber nur in völkischer Ausprägung kulturkräftig wirken. Daher ist auch die ihrer selbst bewußt gewordene Volksseele gegen störende religiöse Einflüsse besonders empfindlich.

8. Eine innigere *Verbindung* zwischen *Deutschtum* und *Christentum* ist nur zu erreichen, wenn dieses aus der unnatürlichen Verbindung gelöst wird, in der es nach bloßem Herkommen mit der jüdischen Religion steht.

9. Schon Kant hat das auffällige Verfahren der christlichen Kirche treffend gerügt, daß sie noch heute alle Menschen so behandele, als ob sie samt und sonders in Judenchristen verwandelt werden müßten, zu denen der jüdische Messias gekommen sei; ebenso hat Schleiermacher mit voller Entschiedenheit die Überzeugung vertreten, daß „das lebendige Christentum gar keines Stützpunktes in dem Judentum bedürfe".

10. Die *christliche* Kirche hat kein Recht, die religiösen Schriften des Judentums als ihr Eigentum an sich zu nehmen, geschweige zu behaupten, daß das Judentum seine eigene Literatur nicht richtig verstanden habe, was eine religiöse Vergewaltigung bedeutet, deren wir als Christen uns schämen sollten.

11. Es mag sein, daß die Anlehnung an die *jüdische Literatur* der christlichen Kirche zur Zeit ihrer ersten Ausbreitung in gewissem Sinne genützt hat, namentlich solange sie unter Juden wirkte. (In Athen knüpfte Paulus bekanntlich an *griechische* Kulteinrichtungen an.) – Nachdem aber das Evangelium von Christus sich seine eigene Literatur geschaffen hat, ist diese Anlehnung überflüssig und mit der Zeit schädlich geworden und ist daher zu beseitigen, gerade so wie man ein Gerüst abbricht, nachdem das Haus fertig gebaut ist.

12. Es ist eine naive Leichtgläubigkeit, die Juden deswegen für *Lieblinge Gottes* zu halten, weil sie es von sich selber behauptet haben. Ebenso ist es eine falsche Annahme, die göttliche Leitung der Weltgeschichte habe sich nur um das „auserwählte" Volk Israel bemüht und alle anderen Völker sich selbst überlassen, während doch die genauere Kenntnis der wirklichen Geschichte eine religiöse Betätigung innerhalb *aller* Völker der vorchristlichen Kulturwelt erweist, von denen die Juden sogar erst vielfach gelernt haben und in vielen Fällen wegen ihrer Beschränktheit nicht einmal lernen konnten.

13. Rätselhaft ist es, wie aus der schlichten und doch so charaktervoll ausgeprägten Laienreligion Jesu eine abgestufte *päpstliche Hierarchie*, aus der herzerquickenden Predigt von der freien Erlösungsgnade Gottes ein knechtisches *System der Werkerei* werden konnte; es erklärt sich aber bei

näherem Zusehen ganz natürlich daraus, daß mit dem sogenannten Alten Testament auch das Vorbild des jüdischen Priesterstaates und im Zusammenhang damit auch der jüdische Pharisäismus als geheime *Triebkräfte* in die christliche Kirche wieder eingeschlüpft waren und dann im Mittelalter neben den Einflüssen des römischen Imperiums und den Charakterschwächen der romanischen Völker immer weiter fortwirkten, bis die Kirche von diesen üblen Wirkungen ganz durchsetzt war, und so die Reformation Luthers notwendig wurde.

14. Auf demselben Wege wurde gleichzeitig die *Unduldsamkeit* und *Verfolgungssucht* des Judentums das Erbteil der Kirche, so daß die Religion der Liebe sich verirrte zu Bannstrahl und Inquisition, zu Hexenverbrennungen und Ketzergerichten bis zur Ausrottung ganzer Völker und Greueln, wie denen der Pariser Bluthochzeit und der Schlächtereien Cromwells in Irland, alles zu Ehren Gottes, d. h. nicht des christlichen, sondern des jüdischen, der nach jüdischer Auffassung alle Feinde der Juden auch als die seinigen ansah und sie verbannen und grausam ausrotten ließ.

15. Wie sehr die jüdisch-babylonische *Schöpfungsgeschichte* die Entwickelung der bei den Griechen schon hochstehenden Naturkunde Jahrhunderte lang aufgehalten und zu kindlich-deistischen Vorstellungen wieder zurückgeschleudert hat, zeigen nicht nur die Verirrungen des sogenannten finsteren Mittelalters mit seinen Nachwirkungen bis zu Galilei hin, sondern auch noch beklagenswerte Vorkommnisse auf evangelischem Boden bis in die neueste Zeit hinein, wodurch der üble Anschein erweckt wird, als ob das Christentum mit der wahren Kultur und Wissenschaft nicht zusammengehe.

16. Der zornige jüdische *Gewittergott Jahwe*, der mit den Beweggründen von Strafe und Lohn an den Menschen arbeitet, ist ein anderer Gott als der, den Jesus als „Vater“ und als „Geist“ uns verkündet hat, und den unsere Vorfahren schon mit ihrem Glauben an den „Allvater“ ahnten. – Im übrigen eignet sich das Alte Testament schon deswegen nicht zum Religionsbuche für uns Christen, weil es keine einheitliche Gottesvorstellung enthält, sondern als ein geschichtliches Dokument anzusehen

ist, das aus den verschiedensten Einflüssen auch der israelitischen Amwelt, darunter auch arisch-persischen, zusammengeflossen ist, – alles aber zusammengehalten von dem immer wieder durchschlagenden Rassegedanken des um seine politische Existenz besorgten Judentums.

17. Mit Recht sagt Goethe, daß für einen fortgeschrittenen Standpunkt keine Religion mehr geachtet werden könne, die noch auf die *Furcht* gegründet sei. Die knechtische Furcht vor Gott ist aber durchaus die Grundlage der jüdischen Religion, während das christlich-kindliche Gottvertrauen nur auf *Liebe* begründet ist, die wohl mit der Ehrfurcht vor Gott sich verbinden kann, aber von jener knechtischen Furcht vor Gott völlig befreit.

Luthers sonst so evangelische Auffassung zeigt sich in diesem Stück durch jüdisch-mittelalterliche Restbestände getrübt, wenn er fordert, daß wir Gott *fürchten* und lieben sollen, – ein Beispiel dafür, wie bedenklich es ist, die christliche Kirche auf beiden Füßen hinken zu lassen.

Übrigens war es der *spätere* Luther, der zu diesen getrübten Anschauungen zurückkehrte, während der frühere Luther, der uns die drei großen Programmschriften der Reformation
„An den christlichen Adel", „Von der babylonischen Gefangenschaft" und „Von der Freiheit eines Christenmenschen" schenkte und uns auf der Wartburg das Neue Testament verdeutschte, vollständig für ein echtes Deutschchristentum in Anspruch zu nehmen ist.

18. Eine *materialistische Sittlichkeit*, die von dem Grundsatz geleitet wird „auf daß es dir wohlergehe, und du lange lebest auf Erden", oder wie es Spr. Sal. 10, 22 noch etwas deutlicher heißt, daß „der Segen Jahwes reich macht ohne Mühe", steht im äußersten Gegensatz zu der *idealistischen* Auffassung Jesu, nach welcher man das Gute tun soll ohne Rücksicht auf Vorteil und Lohn oder, wie Kant sagt, „allein um des Guten willen"; weshalb denn auch Jesus mit seinem ganzen Auftreten, vor allem seinem Selbstopfer, nicht nach jüdischem, sondern nach christlichem Grundsatz gehandelt hat.

19. Die *israelitischen Vorfahren der Juden*, soweit sie hervorragen als Volkshelden und sogenannte Patriarchen, eignen sich durchaus nicht zu Vor-

bildern und Anschauungsstoffen für uns Deutsche, die wir ganz andere Ideale haben, und sollten daher je eher je lieber aus dem Lehrplan unserer Schulen verschwinden. Namentlich gilt dies von einer Gestalt wie Jakob, der nach unseren Begriffen gegen jedes Sittengesetz verstieß, trotzdem aber der „Liebling" des jüdischen Jahwe blieb.

20. Wie jedes rechte Elternpaar seinem Kinde von vornherein volle Liebe entgegenbringt, welche die notwendige Zucht von selber in sich schließt, so hat auch jedes Kind ein Anrecht auf Erziehung im Geiste des Evangeliums und braucht nicht durch eine *unterchristliche Lehrweise* erst auf ein falsches Geleise gebracht zu werden; wodurch die Gefahr entsteht, daß der Weg zum Verständnis der Lehre Jesu ihm nicht erleichtert, sondern erschwert, ja ihm vielleicht sogar zeitlebens die Religion verleidet wird. – Vor allem darf die christliche Kirche nicht ihren Beruf so verfehlen, daß sie gleichsam eine Anstalt zur Verbreitung des Judentums wird.

21. Je größer die Bedeutung ist, die das Alte Testament für ein Volk hat, mag dieses äußerlich auch der Christenheit angehören, desto weiter ist das Volk innerlich entfernt von eigentlichem Christentum. Hierfür ist das beste Beispiel das *englische Volk*, das sich seit etwa drei Jahrhunderten eine im Wesentlichen alttestamentlich-bestimmte Religiösität angeeignet hat und daher auch mit seiner pharisäischen Proselytenmacherei, seinen ausschließlich auf Gelderwerb gerichteten Instinkten, seinen brutalen Weltherrschaftsansprüchen und seiner naiven Einbildung, die Verheißungen des jüdischen Jahwe an sein „auserwähltes" Volk heute für sich beanspruchen zu können, in ganz auffälliger Weise Züge aufweist, welche an die typischen Züge jüdischer Religiösität erinnern, wie Jesus sie grade bekämpft hat.

22. Das Christentum ist jedem Feinde gewachsen, nur nicht dem der *Selbstverfälschung*. Es ist aber ein erschreckender Gedanke, daß unser deutsches Volk, welches den Ruhm hat, die Reform der Christenheit durch Luther vollbracht zu haben, über lang oder kurz um das Christentum selber kommen könnte, indem zum Dienst des Christentums Berufene in falscher Anhänglichkeit an das Alte es hinderten, die dem Wesen

des Christentums entgegenstehenden fremden Bestandteile entschlossen hinauszutun.

23. Weil aber offenbar Gefahr im Verzüge ist, so gilt es, um der Wahrheit willen nicht zu fragen nach dem, was „zu den Alten gesagt“ ist, sondern über den Widerspruch gegen das wohlbegründete und hochnotwendige Neue ebenso fest und energisch hinwegzugehen, wie *Jesus* es tat, als er im Gegensatz zu Pharisäern und Schriftgelehrten die wahre Religion für die Menschheit schuf, und wie *Luther* gegen den Klerus verfuhr, als er das christliche Volk sich selber helfen lehrte.
(*A. Bartels. F. Andersen*.)

II.

24. Als Haupterrungenschaft der Reformation ist es anzusehen, daß sie zu der *ursprünglichen Quelle* des Christentums, zum *Evangelium* Jesu zurückgekehrt ist.

25. Es ist hierdurch ein verheißungsvoller Anfang gesetzt zu einer seinem Wesen voll entsprechenden *Weiterentwickelung* des Christentums.

26. Luther erkannte, daß *Christus allein Maßstab* für dieses Wesen der christlichen Religion sein kann und darf. „Moses geht uns Christen nichts an.“

27. Die aus dieser Erkenntnis zu ziehenden praktischen Folgerungen wurden aber an ihrer Durchführung gehindert dadurch, daß Luther den *ganzen Schriftkanon* von der römisch-katholischen Kirche übernahm und der Protestantismus die Verbindung des neuen mit dem alten Testamente festhielt.

28. Infolgedessen blieben die religiösen Urkunden der jüdischen Religion mit denen der christlichen Religion fortdauernd verbunden, und es wurde hierdurch ein *Fremdkörper* in den Organismus der christlichen Kirche eingeführt.

29. Der protestantischen Theologie entging die *Gefahr* und die *Gewaltsamkeit* dieser Einführung. Sie suchte die Verbindung beider Testamente dadurch zu rechtfertigen, daß sowohl Christus als das Christentum ohne das vorbereitende alte Testament nicht zu hinreichendem Verständnis zu bringen seien, da das Christentum aus dem Judentum hervorgegangen wäre.

30. Doch das Christentum ist entstanden allein durch die *Offenbarung Gottes in Christo und durch Christus*, wie von Christus selbst in verschiedenen Aussprüchen bezeugt wird. Die christliche Religion ist demnach eine von der alttestamentlich-jüdischen völlig unabhängige *selbständige* Religion.

31. Dieses wurde von der christlichen Kirche und ihrer Theologie insofern und insoweit anerkannt, als sie die alttestamentliche Offenbarungsstufe als eine *niedere* bezeichnete gegenüber der neutestamentlich-christlichen. Sie war zu dieser Anerkennung durch das Gewicht und den Inhalt der christlichen Religion gezwungen.

32. Daraus folgt, daß das alte Testament *nicht zur Erklärung der christlichen Religion* und zu dem Verständnis der Person Christi erforderlich und verwendbar ist, weil das Vollkommenere niemals durch das Unvollkommene verständlich gemacht und erklärt werden kann.

33. Wenn es sich aber um das *geschichtliche* Verständnis der christlichen Religion und der Person Christi handelt, so ist zu unterscheiden zwischen dem religiösen, dem dogmatischen und geschichtlichen Verständnis. Das geschichtliche kann sich immer nur auf die *neutestamentliche Zeitgeschichte*, nicht auf das alte Testament und die Geschichte der jüdischen Religion beziehen.

34. Jede Religion ist eine für sich bestehende Größe und ist nur aus sich selbst und durch sich selbst zu verstehen. Alttestamentlich-jüdische und neutestamentlich-christliche Religion sind *zwei von einander verschiedene* und in den Hauptpunkten sogar einander entgegengesetzte Religionen.

Sie haben einen verschiedenen Gottes-, Welt-, Menschen- und Geschichtsbegriff.

35. Diese Verschiedenheit ist durch die neuere *vergleichende Religionswissenschaft* klar herausgestellt und wird durch die fortschreitende Kritik des alten Testaments und des Judentums zu stetig wachsender Deutlichkeit gebracht sowie dadurch, daß das jüdische Volk das Christentum entschieden ablehnte.

36. Auf *geschichtlichem* Wege schon ist diese Verschiedenheit zu erkennen. Von Anfang an entwickelten sich in der christlichen Urgemeinde *Gegensätze* durch die Streitigkeiten des *Heidenchristentums* mit dem *Judenchristentum*.

37. Diese Gegensätze bestehen *noch in der Gegenwart* und geben Anlaß zu fortgesetzten Auseinandersetzungen und Streitigkeiten, die zum Austrag gebracht werden müssen um der christlichen Religion willen.

38. Diese wird durch Beibehaltung des alten Testaments zu einer krankhaften religiösen *Zwitterbildung*.

39. Diese Zwitterbildung zerstört den einheitlichen Charakter der christlichen Religion, hindert ihre naturgemäß notwendige Weiterbildung, macht eine innerliche harmonische christliche Frömmigkeit unmöglich und bringt schädigenden *Zwiespalt* in die Kultur der christlichen Völker, da die Religion von größtem Einfluß ist auf das Kulturleben.

40. Deshalb ist die Verbindung zwischen der christlichen und der alttestamentlich-jüdischen Religion sobald als möglich zu lösen und die christliche Religion *allein auf sich selbst* zu stellen.

41. Diese Lösung hat zu geschehen dadurch, daß das alte Testament und alle Anklänge daran aus dem christlichen Religionsunterricht, aus dem christlichen Kultus, insonderheit aus der Predigt des Evangeliums und aus den Gesangbüchern entfernt werden und die alttestamentliche

Theologie in die *philosophische* Fakultät (allgemeine Religionswissenschaft) verwiesen wird.

42. Hierdurch wird der schädigende *Fremdkörper* des alten Testaments aus dem Organismus der christlichen Kirche ausgeschieden, die christliche Religion zu der erforderlichen Selbständigkeit gebracht, um durch sich selbst zu wirken, und in ihrem eigentümlichen Wesen erkannt und anerkannt zu werden.

43. Auf diese Weise wird es möglich, daß die christliche Religion von *allen* Völkerindividualitäten voll angeeignet werde und den entschiedensten Einfluß auf sie ausübe, für sich selbst aber einen immer wachsenden Reichtum gewinne.

44. Unter allen Völkern ist anerkanntermaßen das *deutsche* dem Christentum am meisten geistesverwandt. Durch sein inniges Gemütsleben, sein liebevolles Verständnis für die Eigenart jedes Volkes und seinen Idealismus.

45. Deshalb sind *Christentum* und *Deutschtum*, wie in der Reformation geschehen, in immer innigere Verbindung zu bringen, nicht um eine deutsche Religion herzustellen, sondern um das deutsche Volk zu einem wahrhaft christlichen werden zu lassen.

46. Hieraus erwächst der deutsch-protestantischen Kirche und Theologie die Aufgabe, die *Reinheit des Christentums* allmählich herbeizuführen und es dadurch allen anderen Völkern erkennbar und ihnen seine volle Aneignung als die vollkommene Religion möglich zu machen.

47. Wenn das geschehen sein wird, dann erst ist die deutsche Reformation vollendet und der deutsche Protestantismus hat seine Sendung erfüllt.

(*D. Katzer.*)

III.

48. *Jesus* ist nicht der jüdische Messias, die Erfüllung der politischen Hoffnungen des angeblichen Volkes Gottes, sondern steht in vollkommenem *Gegensatz* zum Judentum, von dem er ja auch ausgestoßen und getötet worden ist. Sein Auftreten in Palästina läßt sich aus der Lage dieses Landes, in dem die drei Weltteile Asien, Europa und Afrika wie in einem Angelpunkte zusammenstoßen, und geschichtlichen Umständen verstehen.

49. Zur geschichtlichen Vorbereitung seines Auftretens hat nicht nur das Judentum, sondern die *gesamte vorchristliche Kulturwelt* beigetragen, wie denn das Judentum selber ja auch von allen möglichen Einflüssen der babylonischen, persischen, kleinasiatischen, ägyptischen, griechischen und römischen Welt durchsetzt ist. Die äußeren Verhältnisse, unter denen Christus auftritt, sind überhaupt nur mit der Wiege zu vergleichen, in die das Kind gelegt wird, alleiniger Träger der christlichen Religion ist Jesus, die Persönlichkeit.

50. Als *Galiläer* wird Jesus kein rassereiner Jude gewesen sein, ja, die Möglichkeit arischer Herkunft ist nicht ausgeschlossen, wie denn nicht nur der Gesamtcharakter seiner Lehre als unjüdisch erscheint, sondern auch bestimmte Äußerungen den bewußten Gegensatz zum Judentum festlegen. Doch muß davon abgesehen werden, Jesus aus Rasse, Volk und menschlichen Verhältnissen überhaupt zu *erklären*, weil sein inneres Wesen dafür zu groß und zu geheimnisvoll ist.

51. Die Bedeutung Jesu, für die Menschheit wird am einfachsten mit dem Satze umschrieben, daß er der Menschheit die *vollkommene* Religion, die Religion der völligen Selbsthingabe an Gott, gebracht habe.

52. Jesus hat diese vollkommene Religion zunächst als Wanderprediger durch *Lehre* in die Menschenherzen zu bringen gesucht, und zwar als eine *frohe Botschaft von der freien Gnade* eines himmlischen *Vaters*, der sich über alle Menschen, die guten wie die bösen, erbarmt: eine Botschaft, die zum Zusammenstoß mit den Anschauungen der ihrem Wesen nach

selbstgerechten und unduldsamen jüdischen Religion und vor allem mit deren amtlichen Vertretern führen mußte.

53. Steht Jesus so unbedingt im Gegensatz zum Judentum, so ist andererseits seine Auffassung *Gottes als ewig wirkenden Geistes* mit der griechischen Philosophie in Verbindung zu setzen, wie denn überhaupt der Gottesbegriff Christi, dem Wesen der vollkommenen Religion entsprechend, alle früheren und späteren Entwickelungen höherer, d.h. von den menschlichen Schranken gelöster Art in sich schließt.

54. Leben und Lehre Jesu können wir durch die nach den Gesetzen der Mythenbildung zu beurteilenden, einander öfter widersprechenden Berichte der Evangelien gewissermaßen nur *wie durch einen Schleier* schauen: wir erhalten von der Persönlichkeit Christi nicht die volle Anschauung, sondern nur den mehr oder minder deutlichen Widerschein. Doch ist so viel gegeben, daß sich sowohl die hochentwickelte Nachschöpfungskraft wie der einfache Glaube ein Bild machen und vor allem die Lehre Jesu mit dem Herzen erfassen kann.

55. Ein sicheres Urteil darüber, inwieweit der wahrhaftige Mensch Jesus von Volk und Zeit bestimmt war, ist nicht zu gewinnen, aber es ist möglich, die eigentliche, innerste *Persönlichkeit des Heilandes* aus der zeitgeschichtlich-jüdischen Einkleidung *herauszulösen* und ein vergeistigtes Bild herzustellen, das den Idealen jedes Volkes und jeder Zeit entspricht. Es ist das Recht und die Pflicht jedes christlichen Volkes, sich dieses Bild zu schaffen und sein Gesamtleben darauf einzustellen.

56. Im Zusammenhang mit der neuen Botschaft Jesu von der Liebe Gottes steht seine gleichfalls völlig neue Lehre von der *allgemeinen Menschenliebe*, am besten verdeutlicht durch das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Durch sie ist das Christentum die allgemeine Menschheitsreligion geworden, in entschiedenem Gegensatz zu den älteren Volksreligionen, im besonderen der jüdischen, die den Grundsatz vertrat und noch vertritt: Du sollst deinen Nächsten, d.h. deinen Volksgenossen lieben und deinen Feind hassen. Das Christentum als Menschheitsreligion schließt aber die Entwickelung der einzelnen Völker zu der ihrem Wesen

entsprechenden Höhe nicht aus, es muß sie im Gegenteil seinem Gesamtcharakter nach wollen, damit die *eine Herde* des einen Hirten würdig werde.

57. Völlig neu ist ferner der Grundsatz Jesu, daß die *Wahrheit über* der religiösen Gemeinschaft steht, und nicht etwa die religiöse Gemeinschaft über der Wahrheit, ein Grundsatz, der die religiöse Entwickelung im Christentum, die ewig erneute Rückkehr, zu Christus, aber auch den Ausbau aller religiösen Einrichtungen und Formen im tiefsten und wahrsten Geiste der Völker und Zeiten sichert.

58. Der alles übersteigende sittliche Wille, den Jesus durch sein Auftreten in die Menschheit gebracht hat, beruht vornehmlich aus seiner Lehre von dem *unendlichen Werte der einzelnen Menschenseele*, der nach ihm größer ist, als die ganze Welt, ja Leben und Tod. Damit ist zugleich erst die ganze Innerlichkeit, die eine allgemein gelten sollende Religion haben muß, vollkommen ermöglicht und der Gefahr der Veräußerlichung zum Satzungswesen und bloßen Kirchentum wirksam begegnet.

59. Endlich muß als Neues, was Jesus gelehrt hat, auch seine *Trennung* von *Weltlichem* und *Geistlichem* genannt werden, wie sie der Grundsatz: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist“ besonders schlagend ausdrückt. Dadurch ist jeder sogenannten Theokratie oder Hierarchie das Lebensrecht abgesprochen, während andererseits Vaterlandsliebe und Bürgerpflicht zu ihrem vollen Rechte kommen und sich dem nicht weltfremden Geiste des Christentums gemäß entwickeln können.

60. In allen Lehren Christi zeigt sich bei aller Glut heiliger Leidenschaft eine vollkommene innere *Harmonie* und *sittliche Schönheit*, die ihn durchaus als Vertreter edelsten Menschentums erscheinen läßt, in dem die Gegensätze von Wahrheit und Liebe, Liebe und Wahrheit mit einander verbunden und zu tiefstem Verständnis alles Menschlichen ausgeglichen sind, ohne daß doch die Gefahr schwächlicher Duldung dabei jemals eintreten könnte.

61. Jesus hat seine vollkommene Religion nicht bloß gelehrt, sondern auch gelebt und durch tiefeingreifendes Wirken und Kämpfen auf den verschiedensten Lebensgebieten betätigt; gerade da tritt auch seine *Selbständigkeit, Mannhaftigkeit, Tapferkeit* und *Unbeugsamkeit* deutlich ans Licht, welche Eigenschaften die notwendige Ergänzung seiner freundlichen und milden Züge sind. Es ist bezeichnend, daß gerade unsere Vorfahren das Tapfere im „Heliand" gesehen und Christus als „unsern Helden" dargestellt haben.

62. Als der tiefste Untergrund aller herrlichen Eigenschaften des Heilandes tritt uns seine *Frömmigkeit* oder *Gottinnigkeit* entgegen, durch welche vor allem er sich uns bezeugt als die höchste Offenbarung Gottes, den wir so gar nicht kennen würden, wenn nicht Jesus ihn uns durch Lehre und Leben veranschaulicht hätte. Diese Fülle Gottes, die in ihm gleichsam leibhaftig oder, wie wir zu sagen pflegen, „Fleisch" geworden ist, läßt uns ihn, da alle anderen menschlichen Begriffe nicht reichen, in Anlehnung an die Zeugnisse seiner Zeitgenossen, als *„Sohn Gottes"* schauen und als solchen ehren, wenngleich die größte Ehrung, die ihm von uns erwiesen werden kann, in dem Handeln nach seinem Sinne besteht.

63. Das furchtbare Trauerspiel der *Kreuzigung Jesu*, das in erschütternder Weise zeigt, wie der Allerbeste hienieden gerade die allerschlechteste Aufnahme in der Menschheit gefunden hat, also deren ganze Blindheit und Verworfenheit abgrundtief beleuchtet, erscheint als göttliche Veranstaltung, deren Geheimnis sich um so mehr erschließt, je mehr man den Willen der Selbstaufopferung bei Jesus und daneben die volle Verwirklichung der freien Gnade Gottes zu erfassen imstande ist. Für die tiefste Menschensünde und die höchste Gottesvergebung ist der beste Fingerzeig zum Verständnis das Gleichnis vom verlorenen Sohn, das höchste Sinnbild aber das Bild des Gekreuzigten, das uns den Heiland in seiner ganzen Liebe, Würde und Schönheit vor Augen stellt.

64. Der freiwillige *Opfertod Christi* hat weder mit den jüdischen Prophezeiungen, die erst vergewaltigt werden müssen, um auf dieses Ereignis zu passen, noch mit jüdischen Kulteinrichtungen (wie das der Hebräerbrief darzutun strebt) noch mit den durch jüdische Rechtstheorien

bestimmten Begriffen der paulinischen Theologie etwas zu schaffen. Er ist lediglich aus sich selber heraus zu erklären und zugleich seelisch zu erfassen.

65. Wenn auch im neuen Testament der falsche Weg, den Opfertod Christi zu verdeutlichen, nicht vermieden worden ist, so ist doch auch aus ihm erkennbar, daß es der *persönliche Eindruck* des ganzen Lebens Jesu, besonders seines Kampfes in Gethsemane und seines Sterbens auf Golgatha gewesen ist, was seinen durch diese Ereignisse anfangs im Glauben erschütterten Anhängern allmählich zu der festen Überzeugung verholfen hat, daß ihr Herr und Meister trotz gegenteiligen äußeren Augenscheins über seine Feinde *gesiegt* und damit auch über Tod und Sünde triumphiert habe. Dieser *Glaube* wurde ihnen der Sieg, der die Welt überwand.

66. Zu der Bedeutung Jesu als des Heilandes und Gottessohnes tritt damit die des *Erlösers*, der uns innerlich befreit von allen Übeln, Gebrechen und Hemmungen dieses irdischen Daseins, vornehmlich auch von dem Gefühl der Gottesknechtschaft, das in der Furcht sich äußert, und der uns Gott zuführt, ohne den wir der Sünde verfallen sind, wie es uns in dem Gleichnis vom verlorenen Sohn deutlich gemacht wird.

67. Die Sünde erscheint in dem Gleichnis zunächst als *Blindheit* oder *Torheit* des irrenden Menschen, sofern sie ihn innerlich erniedrigt und äußerlich ins Elend führt, wobei er sich selbst betrügt und sein wahres Heil verkennt. Diese Torheit und Blindheit des Menschen ist es auch gewesen, die ihn Christus hat verkennen und zur Kreuzigung führen lassen, eine Handlung, die ihre sinnbildliche Bedeutung für alle Zeiten behält und die Abhängigkeit des Menschen von der Gnade Gottes immer wieder deutlich macht.

68. Sodann wird uns in Christus die zunächst mit der Blindheit zusammenhängende, aber auch durch das Erwachen nicht aufgehobene Schuld der Sünde vor Augen gestellt, die mit der von Jesu gelehrten Verantwortung vor uns selbst, vor Gott, aber auch vor den Menschen zusammenhängt, und deren Kennzeichen das böse Gewissen ist. Von dieser Schuld

befreit uns die durch Jesus gebrachte Vergebung, die, durch die Tat des Selbstopfers Jesu auf Golgatha veranschaulicht und verwirklicht, ganz anders auf uns wirkt, als das bloße Wort von der Vergebung.

69. Endlich erlöst uns Jesus von der dunklen *Macht* der Sünde, die nicht nur Blindheit und Torheit, auch nicht nur Zweifeln und Straucheln, sondern die, in der Welt *außer uns* gesehen, das Zusammenstehen und -arbeiten gottesfeindlicher und unsittlicher Kräfte ist, die den Einzelnen in ihren Bann zu zwingen suchen. Ihre Herrschaft ist für die Zeit Christi, für die Luthers, aber auch für die Gegenwart besonders offenbar, und es ist einzig und allein der christliche Erlösungsglaube, der, indem er eine Vorsehung und Regierung Gottes vorausseht und die sieghafte Hoffnung auf das Durchdringen des Guten stärkt, sich ihnen gewachsen zeigt und ein fröhliches Leben in Gott auf Erden möglich macht.

70. Mit der äußeren bricht Jesus aber auch die *innere* Macht der Sünde, d.h. die Selbstsucht und das Übergewicht eines ungeordneten Trieblebens, wie sie dem Menschen anhaften und nur in stetem Kampf zu überwinden sind. Auch der beste Christ gleicht hier dem verlorenen Sohn, der zwar ins Vaterhaus zurückgekehrt ist, aber auch dort noch gegen seine Schwachheiten zu ringen hat, über die ihn nur das Gefühl der Gotteskindschaft hinwegheben, und von denen es ihn nur langsam und nie vollständig befreien kann.

71. Eben darum ist der Erlösungsglaube das *wirksame Lebensprinzip*, welches das sittliche Wachstum und das ewige „Stirb und Werde“ nach sich zieht, das mit dem irdischen Leben verbunden ist. Er gibt auch die fröhliche Zuversicht eines *neuen* und *höheren* Lebens, zu dem sich das irdische nur als Vorbereitungszeit verhält, wenn es auch seinen Wert bereits in sich trägt. Eine *dreifache Kraft*, ist es, die den rechten Christen bei der unermüdlichen inneren Arbeit an sich selber erfüllt: hinter sich hat er die Erlösungstat Jesu am Kreuze, vor sich das Vorbild Jesu als eines nie zu erreichenden Ideals, endlich in sich das, was Jesus selbst den *Heiligen Geist* genannt hat, der nichts anderes ist als der in der ewigen Vollendung und im Lerzen seiner Erlösten fortlebende Heiland.
(*F. Andersen. A. Bartels*.)

IV.

72. Wenn wir von unserem Christentum abzulösen suchen, was im Laufe der Geschichte aus Judentum, Griechentum und Römertum seinem Wesen Fremdartiges sich ihm angeheftet hatte, so gelangen wir zurück zu jenem ursprünglichen Galiläismus, wo wir die schlichte und echte Persönlichkeit des *Heilandes* treffen, dessen Namen es trägt.

73. Dann erfahren wir zu unserer Freude, daß dieses Christentum des Heilandes unserem inneren *Deutschtum* grundverwandt ist, so zwar, daß das Deutschtum nicht nur auch solch ein beeinflussendes Element in der Geschichte des Christentums wäre, sondern vielmehr das natürliche Gefäß des Glaubens, welches das Christentum in seiner menschlich möglichsten Wesensreinheit aufnimmt.

74. Die Verwandtschaft des Christentums mit dem Deutschtum beruht auf der wesentlichen Bedeutung, welche das *Seelische*, die *Innerlichkeit*, und deren lebendiger Ausdruck als glaubensstarker und tatkräftiger *Wille* für beide weltgeschichtlichen Geisteserscheinungen hat.

75. Es mag eine christliche Glaubensform mit viel Gefühl und Phantasie, auch mit viel geistiger Arbeit verbunden sein, sie wird doch nicht die eigentliche *deutsche* Form heißen können, wenn nicht der Ausdruck der *Seele* als *Wille* darin lebendig sich kundgibt, als welcher in seiner religiösen Verbindung mit dem über das Ich erhabenen Ewigen im *Glauben* der wahrhaft *freie* Wille ist.

76. Deutsches Christentum ist nicht eine dogmatisch festgesetzte und erstarrte Religionsform; auch der Begriff der „Konfession“ ist im deutschen Sinne als *Bekenntnis* und damit als persönlicher Ausdruck eines inneren *Erlebnisses* und daraus gewonnener *Willenskraft* in der Beziehung der Menschenseele zum Gotteswesen aufzufassen.

77. Das deutsche Christentum als *Erlebnis* der Seele hat die Kraft, wiederum *Leben* zu schaffen und dadurch über die reine religiöse Glaubenssache hinaus, wenn auch durchaus vom Glauben an das Ewige als

Lebenskraft bestimmt, zur wirkenden *Kulturmacht* innerhalb der christlichen Welt zu werden.

78. Christentum ist wesentlich Befreiung vom *Gesetz*, und wo noch Gesetzeswesen wirkt, ist Christentum nicht rein, sondern von fremden Einflüssen bestimmt; Befreiung vom Gesetz heißt aber nicht Freiheit der Ungesetzlichkeit, sondern bedeutet den seelischen Wandel aus Gesetzlichkeit zur *Pflicht*, als welche wiederum aus äußerer Handlungsweise zum eigenen Willen der Menschenseele sich verinnerlicht.

79. Wir stehen zu unserem Gotte nicht in dem jüdischen Verhältnisse der *Verrechnung*, wovon noch in christlich-römischer Zeit solche Irrtümer, wie Ablaß, Verdienst der Werke, Schatz der Heiligen, übrig geblieben waren, in deren Aufhellung und Aufhebung die Reformation als besonders deutsche Reinigung des Christentums sich bewährt hat, wodurch gleichsam anstelle des *Credits* das *Credo* getreten ist.

80. Das apostolische Glaubensbekenntnis nennt Gott den „Schöpfer Himmels und der Erden", in Erinnerung an die alttestamentliche Schöpfungsgeschichte; wir aber verstehen darunter nicht einen göttlichen Handwerker, welcher Stück für Stück die Dinge der Wirklichkeit formt und in Bewegung setzt, sondern die ewig beseelende Kraft, welche gleich wie die Seele überall den Körper baut, den Bau des ganzen Weltalls wirkt, und die so wenig der Körper ist oder ihm gleicht, wie die menschliche Seele der Körper ist und ihm gleicht; denn Welt und Leib bleiben immer unvollkommenes Stückwerk, während Gott und Seele an sich die Vollkommenheit sind.

81. In unserem Glaubensbekenntnisse sollte der *erste Artikel Christo* gelten, in welchem uns die Gottheit zuerst als *reiner Mensch* erschienen ist, der in uns die Gottheit als *heiligen Geist* erweckte und die Gottheit als *ewige Liebe* uns erkennen ließ, also daß durch Erscheinung, Erweckung und Erkenntnis mitsammen die innere Kraft des *Glaubens* an die Gottheit in uns lebendig ward.

82. Christus ist uns nicht der orientalische Messiaskönig, sondern der

„liebe Heiland“, gleich wie Gott nicht die orientalische Zornesgottheit, sondern der „liebe Gott“, der deutschen Seele innig vertraute Vorstellungen. – (So sind auch in der „Mutter Gottes“ alle Züge der orientalischen Götter- und Weltbeherrscherin uns ausgelöscht und dafür die „liebe Maria“, wie Luther sagt, uns geblieben, als das Bild traulicher Weiblichkeit der „guten Mutter“ und „lieben Frau“, worin die altgermanische Verehrung des Göttlichen im Weiblichen ihre geweihte Fortwirkung und dauernde Befriedigung gefunden hat.)

83. Im apostolischen Glaubensbekenntnisse wird das Leben des Heilandes erzählt, das wir im Sinne des religiösen Glaubens nicht als die bloßen tatsächlichen Vorgänge aufzufassen haben, sondern als die wunderbaren Bilder, womit das Wunder aller Wunder, das göttliche Wesen selbst, einmal die Welt der Körperlichkeit durchschienen hat und damit eben der einzig wahre und würdige Gegenstand unseres Glaubens geworden ist.

84. Christus ist nicht der „Sohn Davids“, was uns Deutschen nichts bedeuten kann, sondern die menschliche Verkörperung des göttlichen Wesens, des guten Willens, und die Gewähr der anderen Welt, des „Himmelreiches in uns“, darin keine Sünde lebt, der sündige Erdenmensch vor Gott zur gereinigten Seele des guten Willens, also erlöst, worden ist.

85. Christus vereinigt in sich *Milde* und *Kraft*, eine Einheit, welche auch für die Eigenart des *deutschen* Wesens bezeichnend ist, dergestalt, daß die Kraft eine Milde ermöglicht, welche nicht zur Schwäche wird, die Milde wiederum zu einer Kraft wird, von welcher die Roheit ausgeschlossen ist; wo aber Schwäche und Roheit sich zeigen, da dürfen wir sagen, daß, indem der Deutsche sich selbst vergaß, auch das Christentum versagte.

86. In der Versöhnung der uns geschichtlich entfremdeten Gottheit, in der Befreiung des Göttlichen in uns, richtet sich der Mensch auf zu frohbewußter Kraft, zu aufrechtem Dienst, zu frommem Ehrgefühl, zu freiem Seelenadel, vor Gott und Welt: eine neue Gestalt des Menschentums, welche dem heldischen Sinne des deutschen Geistes durchaus

entspricht, indem sie ihn auf die höchste Stufe seiner Eigenart erhebt.

87. Deutscher Eigenart entspricht durchaus eine Vereinigung von *Gegensätzen*, wie Milde und Kraft, Realismus und Idealismus, Individualität und Gemeingefühl, Freiheit und Pflicht, Glauben und Wissen; darin ist die Vorbedingung schon gegeben, auch den großen geheimnisvollen Urgegensatz von *Gott* und *Menschen* in der vereinigenden Persönlichkeit des Heilandes gläubig zu erfassen.

88. Christus als „Richter der Toten und Lebendigen" können wir nicht mehr im Sinne des orientalisch beeinflußten Mittelalters auffassen, sondern wir sehen in ihm, welcher als unser lieber Heiland nicht gekommen ist, die Welt zu richten, sondern selig zu machen, vielmehr den Scheider und Entscheider zwischen denen, die da lebendig sind, weil sie den Glauben haben, und denen, die da tot sind, weil ihnen die Liebe fehlt.

89. Im apostolischen Glaubensbekenntnisse heißt es nach jüdisch-sinnlicher Ausdrucksweise: „Auferstehung des Fleisches"; darunter verstehen wir deutsch, getreu der Bezeichnung der heiligen Schrift, die „Verklärung des Leibes", gleichwie der Heiland nach dem Tode den Jüngern verklärt erschienen ist; als welches nichts anderes bedeutet, als die Überwindung des irdischen Todes durch das ewige Leben, das die erlösten Seelen in Gott leben: unseres alten germanischen Walvaters selige Einherier verklärt zur „Gemeinschaft der Heiligen".

90. Unser Glaube geht nicht auf die diesseitige Welt, er haftet nicht an den Dingen, die in Raum und Zeit erscheinen, sondern er erfaßt mit der Seele, was wiederum seelisch ist, das Wesen der Dinge außer Raum und Zeit; auch nicht nur die Vorstellungen von Gott, sondern Gott selbst, der uns im Glauben lebt.

91. Was Luther Glaube nennt, heißt bei Kant *Freiheit*, und es ist nichts anderes, als der gute *Wille* in uns, welcher nach außen hin das Gute, d.h. die „*Liebe*" wirkt, gleichwie der „kategorische Imperativ" die sittlichen Handlungen wirkt; und hierauf beruht das ganze Christentum, wie es deutscher Geist versteht.

92. Der innerste Kern des Christentums ist, wie alles Göttliche, Wunderbare und Metaphysische, *mystisch*; doch ganz „realistisch“, lebendigste Wirklichkeit, soll sein *Leben* in der Außenwelt sein, wo keine Wunder und Geheimnisse uns mehr nötig sind, um das Werk des Glaubens zu tun, wo vielmehr Natur und Vernunft Zusammenwirken müssen, um mit dem Geiste der göttlichen Wahrheit, der *Liebe*, die Breite des wirklichen Lebens zu durchdringen.

93. Wir sehen in den germanischen Überlieferungen die gewaltigen Bilder der Götterdämmerung und der Wiedergeburt der Götter und der Welt, und wir müssen, selbst wenn wir der Wissenschaft glauben wollten, daß diese Bilder durch das Christentum beeinflußt worden seien, in ihnen dennoch mehr als dies erkennen: nämlich den echten Sinn des uralten nordarischen Sonnenmythos, von welchem der Untergang und die Wiederkehr unzertrennlich ist; damit aber ist die Verwandtschaft der mythischen und der ethischen Lichtreligion, Deutschtum und Christentum, bereits tief und fest begründet, wie ihnen beiden der Heiland Jesus Christus das „*Licht* der Welt“ bedeutet.

94. Was deutsches Christentum sei, tut sich verwandter Seele alsobald kund in den reinen Erscheinungen *deutscher Kunst*, vom alten „Heliand“ an zur vertieften Ritterdichtung der Gralssuche, wie von der geheimnisvollen Strenge romanischer Dome zur hohen Freiheit der Gotik, und in den wahrhaft empfundenen und ehrlich geschaffenen Bildwerken altdeutscher Holzschnitzer und Maler bis zu Dürers Meistertum, im evangelischen Kirchenlieds seit Luther bis zu Bachs Musik: eine große Einheit innerlicher Gestaltungskräfte deutscher Seele und christlicher Ethik, welche den sicheren Untergrund bildet für jede fernere Hochentwickelung deutscher Kunst durch die Jahrhunderte werdender christlicher Kultur.

95. Von dem Standpunkte der gewonnenen Freiheit deutscher Art und christlichen Glaubens aus gewinnen wir auch endlich erst die gerechte Stellung zum Wesen und Werte des alten Testamentes, welches nun nicht mehr als ein religiöser Zwang aus fremder Welt uns aufliegt, sondern als ein bedeutsames, für die Kenntnis des Judentums und seiner

Geschichte unentbehrliches Hauptstück der Weltliteratur von hohem dichterischen (epischem und lyrischem) Werte, und auch als ein vielfach ergreifendes Zeugnis tiefen Gottesglaubens und inbrünstiger Frömmigkeit einzelner großer religiöser Persönlichkeiten, innerhalb der Gesamtheit unsrer geistigen Güter, bestehen bleibt, ohne fernerhin die uns zunächst liegenden Überlieferungen eigner Sage und Geschichte in unsrer Haus- und Schulbildung zurückzudrängen oder gar beseitigen zu sollen, und ohne damit unser Christentum durch sein fremdartiges Wesen von unserem Deutschtum in einem ebenso unnatürlichen wie für beide Teile gefährlichen Abstand zu erhalten. Das Alte Testament verlor seine religiöse Bedeutung vor der Erscheinung des von seinen Gläubigen verleugneten Heilands, das deutsche Christentum begann seinen segensreichen Gang durch die Weltgeschichte mit der herzlichen und reinen Aufnahme der Erscheinung des Heilands in deutscher Seele und Welt.

(*v. Wolzogen.*)

4.
Die politische Blindheit im deutschen Protestantismus

Kommentar aus dem Jahr 1925[4]

Friedrich Wilhelm Foerster

Immer mehr Einzelheiten vom Stockholmer weltlichen Kongress dringen ins Publikum und zeigen, in welchem Grade sich wieder Deutschland durch die Stellungnahme seiner Vertreter zum Krieg isoliert hat! Es handelte sich vor allem um die Zustimmung zu folgender Resolution, die den Deutschen zu radikal schien: „Wir betrachten es als die Pflicht der Kirche, mit uns dem Abscheu vor dem Krieg Ausdruck zu geben und erklären, dass der Krieg vollkommen unfähig ist, Streitfälle zwischen den einzelnen Völkern zu erledigen."

Wie sich dem Ausland nun die deutsche Haltung gegenüber diesem Problem darstellt, tritt in besonders lehrreicher Weise in folgenden Bemerkungen der Basler Nationalzeitung hervor:

„Die obige Resolution wurde veranlasst vor allem durch die Angelsachsen. Sie vor allem erkannten, was der christlichen Kirche gegenwärtig dringend nottut. Entweder entscheidet sich die Kirche gegen den Krieg, oder sie ist im Urteil der Völker gerichtet. Die Hindernisse der Kirchenkonferenz verursachen besonders die deutschen Vertreter. Einmal unmittelbar und ganz zeitgemäß: Für die Angehörigen siegreicher Staaten sei es leicht, von Frieden und Versöhnung zu reden, und wie bequem sei es zu sagen: Lasst uns das Gewesene vergessen und gemeinsam für den Frieden der Zukunft arbeiten. ‚Man kann von den Deutschen aber nicht verlangen, dass sie immer nur dem Gerede von Völkerbefriedung Gehör schenken, wenn ihnen die Segnungen eines wahren Friedens versagt bleiben.' Grundsätzlicher und deutscher Veranlagung,

[4] Textquelle | Friedrich Wilhelm FOERSTER: Streiflichter zur gegenwärtigen Lage IV. In: Die Menschheit, 12. Jg., Nr. 38, S. 246, 18. September 1925. (Verlagsarchiv von H. Donat.)

Entwicklung, deutschem Schicksal bis zu den Wurzeln hinunterleuchtend, waren aber Worte und Glaubenssätze wie: Der Krieg und das politische Leben überhaupt haben ihre eigenen Gesetze, Staat und Christentum sind zweierlei, das Christentum ist eine ganz innerliche Angelegenheit und hat mit der rohen Wirklichkeit nichts zu tun.

Hie Staat und hie Christentum! Die deutsche Delegation oder jedenfalls ihre gewichtigsten Vertreter standen mit dieser ihrer Auffassung unter den christlichen Glaubensgenossen, denen es unter verschiedenstem Ausdruck allen um die Einheit, möglichste Einheit von Staat und Christentum, Einheit des Lebens, ging, ganz verlassen da. Ihre überzeugte und ehrlich vorgebrachte Auffassung der absolut berechtigten Zweiheit von Staats- und Privatmoral, von ‚kollektivem' und ‚individuellem' Gewissen zeigt den ganzen Zwiespalt, das Doppelgesicht der deutschen Natur, angeboren und anerzogen vom Tage an, da der entscheidende Deutsche, Luther, der große Reformator, versagte, als er sein praktisches Christentum, seine gepredigte Einheit des Lebens, ganz verwirklichen sollte – im Krieg der deutschen Bauern gegen ihre fürstlichen Unterdrücker."

Ganz das Gleiche sagt der badische Staatspräsident Dr. Hellpach in einer Betrachtung über das Versagen des deutschen protestantischen Christentums in der Auseinandersetzung zwischen dem Politischen und dem Ewigen (Vossische Zeitung, Nr. 208):

„Für den deutschen Protestanten ist es ein trübseliges Bild, das er erblickt: die anglopuritanische Welt als Vorhut des großen neuen christlichen Ringens um den Besitz der Wirklichkeit, danach der Katholizismus, von seiner deutschen Landsmannschaft und Jungmannschaft geführt, im Begriff, auf derselben Straße eine machtvolle Heeressäule zu formieren; dann ein paar regellose Fähnlein und Schützenschwärme deutscher evangelischer Sekten und Gemeinschaften; die eigentliche Protestantenkirche der deutschen Nation aber, die Schöpfung Luthers, als eine widerwillige Nachhut am Ende der großen Armee des Weltchristentums dahintrottend."

Es kann wohl nicht der geringste Zweifel sein, dass der deutsche Protestantismus verloren ist, wenn er nicht die religiöse und die sittliche Kraft hat, sich aus diesem Fatalismus und Quietismus in Bezug auf das wirkliche Weltgeschehen herauszuretten.

E.
Zur Nachbetrachtung

Zwischen Schuldabwehr und Demokratieablehnung

Vom Umgang der protestantischen Kirchen mit der Niederlage und ihren Folgen[1]

Rainer Hering

1. Kirche und Revolution

„Wir Christen können uns zu einer ungetrübten Freude an dem Neuen, das sich jetzt gestaltet, nur schwer verstehen. [...] Religiöse Menschen sind nun einmal Gemütsmenschen, denn das Gemüt ist der Sitz der Religion. Und zu viele Gemütswerte fallen doch mit der Neuordnung der Dinge dahin, als dass es uns nicht in tiefster Seele schmerzen sollte!" – So kommentierte der Herausgeber des Hamburgischen Gemeindeblattes, der Pastor am Waisenhaus Lic. Paul Gastrow (1866-1950), in der Ausgabe vom 1. Dezember 1918 die politischen Veränderungen in Deutschland.[2] Damit hatte er sehr vorsichtig die Vorbehalte ausgedrückt, die nicht nur in der Hamburger Landeskirche bestanden.[3] Die Versamm-

[1] Textquelle | https://www.denk-mal-gegen-krieg.de – Vortrag, gehalten am 14. Juni 2014 um 11.00 Uhr im Rahmen der Tagung: „Gott mit uns!" Deutscher Protestantismus und 1. Weltkrieg in der Evangelischen Akademie Hamburg im Dorothee-Sölle-Haus. Der Text basiert auf Rainer Hering: Auf dem Weg in die Moderne? Die Hamburgische Landeskirche in der Weimarer Republik. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 82 (1996), S. 127-166. Wieder abgedruckt in: In: Kirchliche Zeitgeschichte (20. Jahrhundert). Hamburgische Kirchengeschichte in Aufsätzen, Teil 5. Herausgegeben von Rainer Hering und Inge Mager (Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs 26). Hamburg 2008, S. 37-74. – Die Darbietung in der vorliegenden Sammlung erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verfassers.

[2] Paul Gastrow, Der „Himmel auf Erden" und das „Himmelreich". In: Hamburgisches Gemeindeblatt. 11. Jg. Nr. 9 vom 1.12.1918, S. 33.

[3] Vgl. beispielsweise Jochen Jacke , Kirche zwischen Monarchie und Republik. Der preußische Protestantismus nach dem Zusammenbruch von 1918 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, 12). Hamburg. 1976; Kurt Nowak, Evangelische Kirche und Weimarer Republik. Zum politischen Weg des deutschen Protestantismus zwischen 1918 und

lung ihrer Pastoren gab sich zunächst in einer Erklärung optimistischer: „Wir befinden uns mitten in einer Neugestaltung der staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Die christliche Religion steht und fällt nicht mit irgendeiner Staatsform. Daher sehen wir, als Verkünder dieser Religion, mit Zuversicht und Arbeitsfreudigkeit der Zukunft entgegen. [...] Wir wollen daher vollen Ernst damit machen, dass bei der kirchlichen Arbeit und Verwaltung nicht auf die politische Parteistellung, sondern allein auf das kirchliche Interesse geachtet wird, damit unsere Kirche und ihre Verfassung mehr als bisher den Aufgaben der Gegenwart gerecht werden kann."[4] Schon fast euphorisch war ein Leitartikel des „Hamburgischen Gemeindeblattes", der die „Morgenröte einer neuen Zeit" anbrechen sah: „Sie bringt uns Frieden, Klarheit, Fortschritt für die ganze Welt." Aufgrund der durch Jahrzehnte gewachsenen deutschen Selbst- und Weltachtung sei auch der Eintritt in den Völkerbund kein Problem, schrieb Hermann Rieffenberg (1867-1929), Pastor an St. Gertrud (Hohenfelde).[5] Diese positive Einschätzung war aber keineswegs die der Mehrheit.

2. Kirche und Kriegsniederlage

Die Niederlage im Ersten Weltkrieg und das Ende der Monarchie – verbalisiert in Ausdrücken wie „furchtbare Katastrophe" oder „gewaltige Erschütterung" – wurden von Theologen als Gottesgericht interpretiert „als eine Mahnung des Ewigen an das deutsche Volk zur Selbstbesinnung". Auch die Kirche sei zur Selbstprüfung aufgerufen.[6] Gott habe den Gegnern der Deutschen die Kraft zum Sieg gegeben, um den Deutschen die eigenen Fehler – „Äußerlichkeit, Genusssucht, Gewaltsinn und

1932. Göttingen 1981.

[4] Abgedruckt in: Hamburgisches Gemeindeblatt. 11. Jg. Nr.9 vom 1.12.1918, S. 35f.

[5] (Hermann) Rieffenberg, Die Morgenröte einer neuen Zeit. In: Hamburgisches Gemeindeblatt. 11. Jg. Nr.10 vom 8.12.1918, S. 37.

[6] Arminius Claussen, Zukunftsaufgaben der Kirche. In: Hamburgisches Gemeindeblatt 11. Jg. Nr.16 vom 19.1.1919, S. 62-64, S. 63. Claussen (1876-1961) war Pastor an St. Markus (Hoheluft).

Gewinnsucht" – erkennen zu lassen.[7] Dem Weltkrieg wurde von Seiten der Kirche ein transzendenter Sinn zugewiesen, er wurde religiös interpretiert. Zugleich wurden die Deutschen moralisch entlastet: Die Schuld des Weltkrieges wurde als „Gesamtschuld unseres Geschlechts" gesehen: „die geistigen Gewalten, die vor und in diesem Kriege tätig waren; das äußere Verhalten, zu dem sie geführt haben." Eine Schuld einzelner oder des deutschen Volkes wurde abgelehnt, allein vor Gott sollte ein allgemeines Schuldbekenntnis erfolgen.[8] Immer wieder wurde in Veröffentlichungen im „Hamburgischen Gemeindeblatt" betont, dass Gott weiterhin zu den Deutschen halte, wenn sie sich demütig zu ihm bekennen würden. Nachdem während des Krieges die Siegeseuphorie geschürt worden war, trug diese Interpretation dazu bei, die Niederlage zu bewältigen, ohne das bisherige Weltbild allzu sehr infrage zu stellen. Vor allem sollte das durch den Krieg und die enormen Opfer in der Bevölkerung geschwächte Vertrauen in Gott und die Kirche wieder gestärkt und dem Trend zur Entkirchlichung entgegengewirkt werden. Dazu wurden die besonderen Leistungen der Deutschen hervorgehoben und die siegreichen Feinde diffamiert: Die deutsche Art sei sittlicher und innerlich tiefer als die fremde, die deutsche Kraft könne nur für einige Zeit geschwächt, nicht aber wirklich gebrochen werden, der Stolz auf die Leistungen der Front und des „Heimatheeres" sei auch im Angesicht der militärischen Niederlage berechtigt. Schließlich hätten die deutschen Gegner „die ganze Welt gegen ein einziges Volk" zusammengerufen. Ihr „Siegestaumel", ihre mangelnde Bereitschaft zur Vergebung, zeige ihre mangelnde Jesusliebe. Daher stünden sie moralisch weit unter den Deutschen, die sogar ihren Feinden vergeben würden.[9] Dabei fiel kein Wort über die Rolle der Deutschen beim Beginn des Ersten Weltkrieges. Theologen übernahmen hier kritiklos gängige zeitgenössische Interpretationen zur Legitimierung ihrer eigenen Funktion. Dementsprechend war die scharfe Ablehnung des Versailler Vertrages nicht überraschend: Die Synode verfasste eine Erklärung, die den Siegern des Weltkrieges

---

[7] (Hermann) RIEFFENBERG, Gott bleibt uns treu mit seiner versöhnenden Liebesmacht. In: Hamburgisches Gemeindeblatt 11. Jg. Nr. 20 vom 16.2.1919, S. 77f, das Zitat S. 78.

[8] (Hermann) RIEFFENBERG, Gott bleibt uns treu mit seiner Vergebung. In: Hamburgisches Gemeindeblatt 11. Jg. Nr. 18 vom 2.2.1919, S. 69.

[9] RIEFFENBERG, Gott.

„unchristliche(n) Haß“, „widergöttliche(n) Uebermut“ und „gewissenlose Unwahrhaftigkeit“ unterstellte. Unter dem schweren Druck des Friedensvertrages seien Religion und Religionsbekundung „Gemeinschaftssache und Volkssache“, „ein Halt, wie für den inwendigen, so auch für den von den allgemeinen Nöten bedrängten äußern Menschen“. Die Synode rief auf zu „deutscher Festigkeit und deutscher Vaterlandsliebe“, zur Stärkung durch die Gemeinschaft im Gottesdienst. Offenbar bestand die Befürchtung, dass angesichts der Niederlage sich weite Teile der Bevölkerung von der Kirche abwenden würden, zumal sich die Geistlichkeit in Kriegspredigten und Kanonensegen eindeutig für den Krieg erklärt hatte. Und tatsächlich: Viele Kriegsteilnehmer traten mit dem Spottvers „Die Pfaffen, sie segnen die Waffen“ aus der Kirche aus. Die vor 1918 praktizierte Funktionalisierung des christlichen Glaubens für einen Krieg mit völlig neuen Dimensionen führte nunmehr zu einer entsprechenden Gegenreaktion.[10]

3. Evangelische Christen und die Kirchenaustrittsbewegung

Die Hansestadt Hamburg verfügte 1919 über 1.050.380 Einwohner, 1932 waren es schon 1.218.447.[11] Die Zahl derer, die einer Religionsgemeinschaft angehörten, nahm in diesem Zeitraum kontinuierlich ab. Während des Kaiserreiches, im Jahr 1907, lag der Anteil der Evangelischen bei 92,3 Prozent, der der Katholiken bei 5,2 Prozent, zur jüdischen Religion bekannten sich zwei Prozent und nur 0,3 Prozent der Bevölkerung gehörten einer anderen nichtchristlichen bzw. gar keiner Religionsgemeinschaft an.[12] 1925 lag der Anteil derjenigen, die keiner Religionsge-

[10] Hamburgisches Gemeindeblatt 11. Jg. Nr. 38 vom 22.6.1919, S. 152. Die Erklärung vom 17.6.1919 schließt: „Laßt uns geloben, Gottes Volk zu sein und immer mehr zu werden, und dann darauf hoffen, daß Gott unser Gott sein will. Werfet euer Vertrauen nicht weg, auch nun nicht, da uns Geduld not ist! Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“; 100 Jahre Apostelgemeinde Hamburg-Eimsbüttel. Hrsg. vom Kirchenvorstand der Apostelgemeinde. Hamburg 1990, S. 55.

[11] Ernst Christian Schütt, Die Chronik Hamburgs. Dortmund 1991, S. 603.

[12] Statistische Mitteilungen über den Hamburgischen Staat. Hrsg. von Wilhelm Beuke-

meinschaft angehörten, bei 6,2 Prozent. Die Angehörigen der Landeskirche zählten nur noch 85,5 Prozent, die Zahl der Katholiken war konstant geblieben, die der Juden auf 1,73 Prozent zurückgegangen. Auf Reichsebene waren es 63,3 Prozent Protestanten zu 32,3 Prozent Katholiken und 1,8 Prozent Konfessionslosen.[13] In Hamburg überwogen im Vergleich zum Reich also traditionsgemäß die Protestanten, aber ebenso bei weitem auch diejenigen, die keiner Konfession angehörten; die Folgen der Kirchenaustrittsbewegung waren nachhaltig zu spüren. Bei den Angehörigen der Landeskirche waren die Frauen in der Mehrzahl (87,6 Prozent gegenüber 83,1 Prozent der Männer). Bei denen, die keiner Religionsgemeinschaft angehörten, lag der Anteil der Männer erheblich über dem der Frauen (7,9 Prozent zu 4,6 Prozent), was damit erklärt wurde, dass Frauen im allgemeinen nicht so schnell die überlieferte Religionszugehörigkeit aufgeben. Sieht man sich den Anteil der evangelischen Bevölkerung nach Wohngebieten an, so fällt auf, dass er in der Stadt Hamburg bei 85,7 Prozent, im Landgebiet jedoch bei 92,7 Prozent lag (Gesamtgebiet: 86,1 Prozent). Die Bindungskraft traditioneller Überlieferung und die soziale Kontrolle sind in ländlicheren Gebieten größer als in der Stadt, wo die säkularen Tendenzen sich eher durchsetzen. Innerhalb des Stadtgebietes lagen die Vororte Finkenwerder, Alsterdorf, Groß Borstel, Ohlsdorf und Klein Borstel über dem Durchschnitt, die Stadtteile St. Pauli-Nord und -Süd, St. Georg-Nord, Barmbek, Billwerder Ausschlag und der Vorort Langenhorn weit darunter. Hier waren auch die Anteile derjenigen, die keiner Gemeinschaft angehören, sehr hoch. Diese Gebiete wurden besonders von Arbeitern bewohnt.[14] Acht Jahre später, 1933, setzte sich der hier beschriebene Trend noch weiter fort. Nunmehr gehörten nur noch 76,4 Prozent der Einwohner der evangelischen Landeskirche an, wohin gegen sich 16 Prozent zu keiner Religionsgemein-

---

MANN. Nr. 2: Berufsaufnahme vom 12.Juni 1907. Hamburg 1913, S. 276.

[13] JACKE, S. 308; Rainer HERING, Säkularisierung, Entkirchlichung, Dechristianisierung und Formen der Rechristianisierung bzw. Resakralisierung in Deutschland. In: Stefanie von Schnurbein/Justus H. Ulbricht (Hrsg.): Völkische Religion und Krisen der Moderne. Entwürfe „arteigener" Glaubenssysteme seit der Jahrhundertwende. Würzburg 2001, S. 120-164.

[14] Hamburger statistische Monatsberichte. Hrsg. vom Statistischen Landesamt. November 1926, S. 271-274.

schaft zählten. Der Anteil der Katholiken war bei 5,3 Prozent weiterhin stabil geblieben, der der Juden war weiter auf 1,5 Prozent gesunken. Zwischen 1925 und 1932 waren ca. 104.000 Personen aus der Evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate ausgetreten, die Zahl der Wiedereintritte nahm erst 1933 kurzzeitig zu.[15] Generell waren die Kirchen in Deutschland nicht in der Lage, diesem Trend wirksam entgegenzutreten.

Die äußere, zahlenmäßige Entwicklung setzte einen Trend fort, der schon im 19. Jahrhundert begonnen hatte und sich in der immer geringer werdende Akzeptanz der Landeskirche und des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses in der Bevölkerung der Millionenstadt äußerte. Auch die innerliche Verbindung zwischen der Hamburger Bevölkerung und ihrer Landeskirche war gering und oftmals durch Desinteresse und Gleichgültigkeit gekennzeichnet.

Die Kirche nahm diese Entwicklung aber nicht als gegeben hin, sondern versuchte vielmehr, ihr entgegenzutreten. Vor allem durch Hausbesuche bei Ausgetretenen oder Ehepaaren, die nicht kirchlich getraut waren bzw. ihre Kinder nicht taufen ließen, sollte der Trend gestoppt und die kirchliche Bindung des einzelnen wieder erhöht werden. So arbeitete seit 1926 die studierte Theologin Margarete Schuster (1899-1978) als Gemeindehelferin der Hauptkirche St. Michaelis vor allem auf diesem Sektor.[16]

---

[15] Aus Hamburgs Verwaltung und Wirtschaft. Monatsschrift des Statistischen Landesamtes 11. Jg. Nr. 7 vom 15.9.1934, S. 155-158.

[16] Hierzu und zum folgenden: Landeskirchliches Archiv der Nordkirche, Kiel [NEK], 32.03.01 Personalakten Pastoren, Personalakte Margarete Schuster, bes. Bl. 4, Arbeitsbericht Februar 1926 bis Oktober 1927, dort auch die Zitate. Zu Schuster vgl. Rainer HERING, Schuster, Margarete Adele Caroline Elisabeth. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Begründet und hrsg. von Friedrich Wilhelm Bautz. Fortgeführt von Traugott Bautz. Bd. IX. Herzberg 1995, S. 1145-1148; DERS., Die Theologinnen Sophie Kunert, Margarete Braun und Margarete Schuster (Hamburgische Lebensbilder in Darstellungen und Selbstzeugnissen, 12), Hamburg 1997, S. 99-119.

4. Kirchenverfassung

Die politischen Veränderungen nach dem Ende des Weltkrieges mit der Etablierung der ersten demokratischen Republik in Deutschland ließen auch die Kirche nicht unberührt. Erneut zeigt sich hier, dass sie in einem engen Wechselverhältnis zur Gesellschaft steht und kirchliche Entwicklungen stark von denen auf der politischen und sozialen Ebene bestimmt werden.

Die Weimarer Reichsverfassung vom 11. August 1919 bestimmte in Artikel 137: „Es besteht keine Staatskirche". Damit wurde der Prozess der Trennung der engen Verbindung von Thron und Altar abgeschlossen, der in Hamburg bereits 1860/70 eingeleitet worden war. Der Anteil des Senats beschränkte sich seitdem auf das neu eingeführte „Patronat" der lutherischen Senatsmitglieder[17], das vor allem die Bestätigung kirchlicher Gesetze und von Senior- und Pastorenwahlen sowie der Ernennung einiger Mitglieder der von Geistlichen und Laien gewählten Synode, des Kirchenrates und der Gemeindevorstände umfasste. Im März 1919 gaben die evangelisch-lutherischen Senatoren ihr Patronatsrecht über die Hamburgische Landeskirche auf. Mit der neuen Kirchenverfassung von 1923, die bis 1959 gültig war, verwaltete die „Evangelisch-lutherische Kirche im Hamburgischen Staate" als Körperschaft des öffentlichen Rechts ihre Angelegenheiten selbständig. Wie im politischen Bereich wurde nun auch in der Kirche das aktive und passive Frauenwahlrecht eingeführt.[18] Die Synode war das oberste Organ der Hamburgi-

---

[17] § 3 und § 4 der Verfassung der evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate vom 9.12.1870 (Hamburgische Gesetzessammlung 1870 I, S. 137-155, S. 138).

[18] Staatsarchiv Hamburg (StA HH), 111-1 Senat, Cl.VIII No.Xa, Protokoll der Senatssitzung vom 14.3.1919 (Bl. 377f). In der Senatssitzung vom 7.5.1919 stellte Senator Max Schramm (1861-1928) deutlich fest, dass „[...] die auf staatlichem Gebiet sich vollziehende Umwälzung der Verhältnisse die völlige Trennung von Staat und Kirche zur Folge hat [...]" (ebd., Bl. 680f). Verfassung der Evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate vom 30.5.1923. In: Hamburgisches Gesetz- und Verordnungsblatt (HGVBl.) 1923, S. 427-442; Georg Daur, Von Predigern und Bürgern. Eine hamburgische Kirchengeschichte von der Reformation bis zur Gegenwart. Hamburg 1970, S. 258. Auf Beschluss der Synode vom 24.6.1919 wurde eine Interimsverfassung vom 16.7.1919 verabschiedet (in: Amts-Blatt der Freien und Hansestadt Hamburg Nr. 163 vom 17.7.1919, S. 1217-1233). Im Laufe der zwanziger und dreißiger Jahre wurden auch die acht Stellen der Staatsgeistlichen am Waisen-

schen Landeskirche. Sie bestand aus Abgeordneten der Kirchenvorstände und Konvente und wählte den Kirchenrat für Aufgaben der Verwaltung und zur Vorbereitung der Vorlagen für die Synode. Ihm gehörte ex officio der Senior an, der von der Synode aus dem Kreis der Hauptpastoren gewählt wurde. Er hatte die Dienstaufsicht über die Geistlichen und den Vorsitz im Hauptpastorenkollegium und in den Kollegien der Pastoren. Das Geistliche Ministerium umfasste alle Geistlichen, hatte allerdings nur gutachterliche Befugnisse bei verfassungsändernden Beschlüssen der Synode.[19]

5. Finanzen

Die finanzielle Situation der Hamburger Kirche war nachhaltig von der gesamtwirtschaftlichen Lage des Deutschen Reiches bestimmt. Mit dem Ersten Weltkrieg setzte 1914 die Inflation ein, die sich 1922/23 zur Hyperinflation steigerte. Auf eine Phase der relativen Stabilisierung ab 1924 folgte 1929 ein Konjunkturabschwung, der in der Weltwirtschaftskrise gipfelte. Erst durch die systematisch erhöhten Staatsausgaben ab 1933 gab es einen konjunkturellen Aufschwung, der jedoch im Zusammenhang mit Aufrüstung und Kriegsvorbereitungen zu sehen ist.[20]

---

haus, am „Werk- und Armenhaus", an den Gefängnissen und an den Krankenhäusern St. Georg und Eppendorf aufgehoben und in kirchliche Hand überführt, vgl. (Paul) GASTROW, Die Staatsgeistlichen in Hamburg. In: Hamburgische Kirchenzeitung 2 (1925), S. 75f. – Es ist auffallend, dass die staatlichen Verfassungen der Hansestadt von 1921 und 1952 keine Aussagen über das Verhältnis zur Kirche treffen, vgl. Hans Peter IPSEN, Hamburgs Verfassung und Verwaltung. Von Weimar bis Bonn. Hamburg 1956, S. 254.

[19] §§ 40-44 der Verfassung der evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate vom 9.12.1870 (Hamburgische Gesetzessammlung 1870 I, S. 137-153, 148f) sowie §§ 48-59 der Verfassung der Evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate vom 30.5.1923 (HGVBl 1923, S. 427-442); Wolf HARM, Ausschnitt aus der Geschichte der Ev.-luth. Kirche in Hamburg und ihre Struktur in der Gegenwart. Ms. Hamburg 1980, Bl. 37; Heinz STOOB, Die Entwicklung des kirchlichen Oberamtes in Hamburg. Ms. Hamburg 1955, Bl. 22.

[20] Eberhard KOLB, Die Weimarer Republik (Oldenbourg-Grundriss der Geschichte, 16). 3. durchges. u. erg. Auflage München 1993, S. 177ff; Knut BORCHARDT, Grundriss der deutschen Wirtschaftsgeschichte. 2., verb. Aufl. Göttingen 1985, S. 61-70; Gerald D. FELDMAN, The Great Disorder. Politics, Economics and Society in the German Inflation 1914-1924.

Durch die Inflation hatte die Kirche fünf Millionen Mark verloren, und die Steuerkraft der Gemeindemitglieder ging zurück, da der Ertrag der Kirchensteuer von der Höhe der Einkommen abhängig war. In der Inflationszeit wurde diese Steuer direkt in den Gemeinden bezahlt, um der Geldentwertung vorzubeugen.[21] Vor allem in den Jahren 1919 bis 1924 war die Arbeit der Synode durch die schwierige finanzielle Lage gekennzeichnet. Doch auch noch 1925 wurden die Kirchenvorstände zur Sparsamkeit gemahnt, vor allem bei der Instandhaltung der Gebäude.[22] Wie andere Berufsgruppen auch, so mussten die kirchlichen Mitarbeiter erhebliche Einbußen im Lebensstandard hinnehmen; 1930 wurden ihnen Gehaltsvorschüsse nur gegen eine Verzinsung gewährt.[23]

Ende der zwanziger Jahre wurde die Haushaltslage der Kirche wieder schwierig: Das Rechnungsjahr 1928 schloss mit einem „bedeutenden Fehlbetrag" ab und für 1929 und die folgenden Jahre rechnete man mit einem erheblichen Steuerausfall. Immer wieder appellierte der Kirchenrat an die Gemeinden, diese Situation in den Voranschlägen zu berücksichtigen, und behielt sich vor, diese einer „scharfen Überprüfung" zu unterziehen. Mit Wirkung vom 1. Februar 1931 wurden die Gehälter um fünf, ab April um sechs Prozent der Bruttobezüge gekürzt.[24] Die Zahl der Kirchenaustritte nahm weiter zu und erreichte 1931 mit 15.849 die höchste Ziffer seit 1920. Da die Austrittszahlen vor allem in den Monaten der Steuerzahlung besonders anstiegen, scheint die schlechte wirtschaftliche Lage ausschlaggebend gewesen zu sein. Vor allem ungelernte Arbeiter verließen die Kirche, aber auch die Gehaltskürzungen im „Mittelstand" veranlassten etliche zu diesem Schritt.[25]

New York-Oxford 1993.

[21] Martin HENNIG, Beiträge zur nordelbischen und zur hamburgischen Kirchengeschichte. Breklum 1988, S. 42.

[22] Gesetze, Verordnungen und Mitteilungen aus der Evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate (GVM) 1925, S. 71-73, S. 73 (An die Kirchenvorstände 20.11.1925).

[23] DAUR, S. 260; GVM 1930, S. 1 (23.1.1930, der Zinssatz betrug sechs Prozent p.a.).

[24] Z.B. GVM 1929, S. 67f (An die Kirchenvorstände 3.12.1929); ebd., 1930, S. 49 (25.9.1930); ebd., S. 71 (23.12.1930); ebd., 1931, S. 3 (30.1.1931); ebd., S. 13; Heinz BECKMANN, Die Etat-Synode. In: Hamburgische Kirchenzeitung 8 (1931), S. 33f.

[25] Theodor KNOLLE, Kirchliche Chronik. In: Hamburger Kirchenkalender 1933. Hamburg o.J. (1932), S. 121-130, S. 121f.

6. Die Frage der Frauenordination

Ein wichtiges Problem für die protestantischen Landeskirchen stellte in den zwanziger Jahren die Frage dar, ob die im staatlichen Bereich eingeführte Gleichberechtigung der Frauen auch in der Kirche umgesetzt werden sollte, und Frauen mithin ordiniert und als Pastorinnen eingestellt werden dürften. Seit der Jahrhundertwende durften Frauen sich an deutschen Universitäten immatrikulieren und im Wintersemester 1908/09 gab es die erste Studentin der evangelischen Theologie. In Hamburg wurde die „Frauenfrage" ausgelöst durch eine Anfrage Sophie Kunerts (1896-1960), die seit 1925 als Sozialpädagogin in der Strafanstalt Fuhlsbüttel tätig war, nachdem sie vier Jahre zuvor in Berlin das erste theologische Examen abgelegt hatte. Auf ihren Antrag wurde sie zum zweiten Examen zugelassen, das sie im Herbst 1925 bestand. Umstritten war nun ihr Ziel, für ihre Tätigkeit in der Strafanstalt auch ordiniert zu werden. Im November 1927, nach zwei Jahren heftigster Auseinandersetzungen, wurde eine gesetzliche Regelung über „die Verwendung theologisch vorgebildeter Frauen in der Hamburgischen Kirche" verabschiedet. Obwohl sie dieselbe Ausbildung hatten, wurden Frauen nicht als Pastorinnen, sondern als geringer besoldete Pfarramtshelferinnen angestellt: Ihr Aufgabenbereich lag in der Wortverkündigung in Andachts- und Bibelstunden vor Frauen und Jugendlichen, im Abhalten von Kindergottesdiensten oder Religionsunterricht, in der Vorbereitung und Mitarbeit am Konfirmandenunterricht sowie in der seelsorgerlichen und sozialen Gemeindearbeit an Frauen und Mädchen. In Frauenanstalten und geschlossenen Frauenabteilungen von Anstalten durfte der Pfarramtshelferin auf Beschluss des Kirchenrats und des zuständigen Pfarramtes in besonderen Fällen der Einzelseelsorge auch die Verwaltung der Sakramente übertragen werden, wie Sophie Kunert es erbeten hatte.

Die Stellen von Pfarramtshelferinnen konnten nur mit Zustimmung des Kirchenrates von der Synode bewilligt werden, im Falle der Eheschließung schieden sie ohne Anspruch auf Ruhegehalt aus dem Dienst der Kirche aus. Die Tätigkeit der Pfarramtshelferin wurde nicht als geistliches Amt verstanden, sie wurde zum Dienst eingesegnet, nicht ordiniert.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass durch das Gesetz von 1927 Frauen in verstärktem Maße eine theologische Tätigkeit in der Hamburgischen Landeskirche ermöglicht wurde, ihre generelle Gleichberechtigung aber noch längst nicht erreicht war. Nicht nur in ihren Rechten und Wirkungsmöglichkeiten, auch in ihrer geistlichen und finanziellen Anerkennung waren Frauen trotz gleicher Vorbildung in keiner Weise den Männern gleichgestellt, diesen vielmehr unterstellt.[26]

Auch für andere weibliche Beschäftigte in der Kirche gab es keine volle Gleichberechtigung. Wie in anderen Arbeitsverhältnissen lag ihr Lohn deutlich unter dem ihrer männlichen Kollegen.[27]

7. Kirche und Republik

Wie schon ausgeführt, bestand ein ausgesprochen großes Spannungsverhältnis zwischen den hohen nationalen Erwartungen und ihrer Enttäuschung durch die vielfach als demütigend empfundene und nicht akzeptierte Niederlage am Ende des Ersten Weltkrieges. Da die Kirche mit Kriegspredigten und Waffensegnungen am Aufputschen der nationalen Empfindungen direkt beteiligt gewesen war, erfuhr sie entsprechend deutlich das Scheitern der nationalen Ambitionen. So verband sie sich auch mit der nachfolgenden Radikalisierung des Nationalismus, die sich auf Ablehnung der juristischen Festschreibung der Niederlage im Versailler Vertrag und seine Unterzeichner konzentrierte. Zugleich bedeutete aber der Ausgang des Ersten Weltkrieges den Untergang der Monarchie und das Ende des engen „Bündnisses von Thron und Altar". Daher wurde die aus Krieg und Revolution hervorgegangene erste demokratische Republik, getragen von Sozialdemokraten, bürgerlichen Demokraten und Liberalen sowie teilweise vom katholischen Zentrum, von Anfang an mit Misstrauen betrachtet.

---

[26] Rainer Hering, Frauen auf der Kanzel? Die Auseinandersetzung um Frauenordination und Gleichberechtigung der Theologinnen in der Hamburger Landeskirche. Von der Pfarramtshelferin zur ersten evangelisch-lutherischen Bischöfin der Welt. In: ZHG 79 (1993), S. 163-209; ders., Theologinnen.

[27] So betrug der Stundenlohn ab 1.3.1932 für Männer 0,90 RM, für Frauen nur 0,70 RM, also keine 80 Prozent (GVM 1932, S. 13).

Der schon im Kaiserreich sichtbar gewordene Konflikt zwischen Nationalismus und demokratischen Vorstellungen verschärfte sich und wandte sich erstmals gegen den Staat und seine Verfassung. Dadurch veränderte sich Stoßrichtung und Radikalität des Nationalismus. Die parlamentarisch-demokratische Republik wurde nicht als angemessene Fortführung der deutschen Nationalgeschichte betrachtet. Der Nationalismus trug jetzt nicht mehr – wie am Ende des 19. Jahrhunderts – zur Integration bei, vielmehr arbeitete er an der Zersetzung der Weimarer Republik.[28] Der Begriff des Volkes trat anstelle des Staates – bzw. des Reiches –, um sich so von der demokratischen Staatsform distanzieren zu können.

Vor diesem Hintergrund muss das Verhalten der Hamburger Landeskirche und ihrer Vertreter zur Republik betrachtet werden. Die Kritik am Versailler Vertrag war – wie geschildert – geläufig, die Distanz zur Republik groß. Der zehnjährige Gedenktag der Unterzeichnung des Vertrages von Versailles, der 28. Juni 1929, wurde als Trauertag gestaltet. Die Kirchen sollten offen gehalten, die Kirchenflaggen mit Trauerflor gehisst werden, und um 15 Uhr, der „Stunde der Unterzeichnung des Diktats", wurde Trauergeläut angeordnet. Am darauffolgenden Sonntag sollte des Tages besonders gedacht und die Erklärung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses verlesen werden.[29]

1931 erklärte der Ausschuss zur Kriegsschuldfrage:

„Dieses Unrecht wird vor dem Gewissen der Völker immer wieder zu rechtfertigen gesucht durch die Belastung unseres Volkes mit der Kriegsschuld. Durch diese Belastung wird das deutsche Volk zum Verbrecher unter den Völkern der Erde gestempelt. Das können wir nicht ertragen, ohne uns der Selbstachtung zu berauben und uns der Lüge mitschuldig zu machen. Seit dem Jahre 1922 hat der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne gegen die Kriegsschuldlüge seine Stimme zu erheben. [...] die Behauptung der Kriegsschuld zehrt am Marke unseres Volkes."[30] Auch 1933 ordnete

[28] Jürgen KOCKA, Das Problem der Nation in der deutschen Geschichte 1870-1945. In: Ders., Geschichte und Aufklärung. Aufsätze. Göttingen 1989, S. 97-99.
[29] GVM 1929, S. 19.
[30] GVM 1931, S. 87.

Landesbischof Simon Schöffel an, dass alle kirchlichen Gebäude zum Zeichen der Ablehnung des Versailler Vertrages mit Trauerflor zu flaggen seien.[31]

In den zwanziger Jahren gewann die Kirchenleitung ein zumindest nach außen hin loyales Verhältnis zum Staat, wie sich in der Begehung des Verfassungstages zeigte: Auf Bitten des Senats wurden die Glocken mittags für eine Viertelstunde geläutet und den Geistlichen wurde anheim gestellt, „in einer Ihnen geeignet erscheinenden Form des Verfassungstages zu gedenken“[32] Die inhaltliche Füllung ließ diese Formulierung nun offen, so dass den Geistlichen ein gewisser Freiraum gewährt wurde, und die Kirche als ganzes sich möglichen Protesten entzog. 1932 wurde kirchenöffentlich ein – allerdings nicht namentlich genannter – Kirchenvorstand gerügt, der kurzfristig das Geläut am Verfassungstage verweigert hatte: „Der Kirchenrat weist, wie gelegentlich schon in früheren Jahren, darauf hin, daß eine solche Nichtbeachtung und -befolgung eines Ersuchens des Kirchenrats von seiten einer Einzelgemeinde in derartigen Fällen untragbar ist. Die ganze Handlung des Glockenläutens an einem solchen Tag würde ihren Sinn verlieren, wenn sie nicht allgemein durchgeführt würde.“[33] Offensichtlich ging es in dieser Angelegenheit aber nicht nur um den Verfassungstag, sondern auch um die Autorität des Kirchenrates gegenüber den Gemeinden. Die grundsätzliche Distanz zwischen Kirchen und Sozialdemokraten ließ auch das Verhältnis zu einem sozialdemokratisch geprägten Staat nicht sehr eng werden, wenn nicht sogar in weiten Teilen der Geistlichkeit eine ausgesprochene Gegnerschaft vorhanden war. Schon 1925 hatte der Pastor an der Gnadenkirche und spätere Landesbischof Franz Tügel (1888-1946), der 1931 in die NSDAP eintrat, das Geläut am Verfassungstag verweigert. Für ihn

---

[31] GVM 1933, S. 43.

[32] GVM 1927, S. 43. Zum zehnjährigen Verfassungstage wurde sogar ein festlicher Gottesdienst in St. Nikolai vom Kirchenrat veranstaltet, Glockengeläut und Beflaggung der Kirchen wurden angeordnet (GVM 1929, S. 33).

[33] GVM 1932, S. 67. Weiter hieß es: „Liegen Bedenken bei einzelnen Kirchenvorständen vor, so entspricht es der Sache und der allgemeinen Gepflogenheit, die angeordnete Maßnahme nicht in letzter Stunde einseitig zu durchkreuzen, sondern bei Durchführung der angeordneten Maßnahme die Bedenken anzumelden und eine grundsätzliche Prüfung der Frage zu beantragen.“

war der Tag „aus dem Verbrechen der Revolution von 1918“ erwachsen, der nur von Kreisen gefeiert werden könnte, die „größtenteils international empfinden und zugleich der Kirche gleichgültig oder feindlich gegenüberstehen“. „Den national Gesinnten – und zu ihnen gehören die meisten unserer Kirchenleute – stehen der Feier des 11. August innerlich fern, ja mit Groll im Herzen gegenüber.“ Der Kirchenrat teilte Tügels Auffassung aber nicht.[34]

8. Kirche und Politik

Eine Statistik über die Parteimitgliedschaften der Hamburger Geistlichen in der Weimarer Republik gibt es bislang nicht. Der überregionalen Literatur ist zu entnehmen, dass sich auch Pastoren nicht so „überparteilich“ verhielten, wie sie oft postulierten, vielmehr zahlreiche von ihnen sich parteipolitisch engagierten, vornehmlich auf Seiten der rechten, der Republik distanziert bis feindlich gegenüberstehenden Parteien, wie Deutsche Volkspartei (DVP) und Deutschnationale Volkspartei (DNVP). Die Gruppe der religiösen Sozialisten war demgegenüber zahlenmäßig und in ihrem Einfluss verschwindend gering.[35] Solange

---

[34] NEK, 32.03.01 Personalakten Pastoren, Personalakte Tügel, Bl. 51, Tügel an Kirchenrat 7.8.1925, abgedruckt in: Franz TÜGEL, Mein Weg 1888-1946. Erinnerungen eines Hamburger Bischofs. Hrsg. von Carsten Nicolaisen (Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs, 11). Hamburg 1972, S. 423; Rainer HERING, Die Bischöfe Simon Schöffel, Franz Tügel (Hamburgische Lebensbilder in Darstellungen und Selbstzeugnissen, 10). Hamburg 1995, S. 66f.

[35] NOWAK, Kirche, bes. S. 307-339; DERS., Protestantismus und Weimarer Republik. Politische Wegmarken in der evangelischen Kirche 1918-1932. In: Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen (Hrsg.), Die Weimarer Republik 1918-1933. Politik - Wirtschaft - Gesellschaft (Schriftenreihe, 251). 2. durchges. Aufl. Bonn 1988, S. 218-237, bes. S. 222ff (Nowak problematisiert den Begriff der „Überparteilichkeit“ leider nicht); Karl-Wilhelm DAHM, Pfarrer und Politik. Soziale Position und politische Mentalität des deutschen evangelischen Pfarrerstandes zwischen 1918 und 1933 (Dortmunder Schriften zur Sozialforschung, 29). Köln-Opladen 1965; JACKE, bes. S. 323ff; Ulrich PETER, Der ‚Bund der religiösen Sozialisten‘ in Berlin von 1919 bis 1933. Geschichte - Struktur - Theologie und Politik (Europäische Hochschulschriften, Reihe XXIII Theologie, 532). Frankfurt am Main u.a. 1995; Rainer HERING: „Parteien vergehen, aber das deutsche Volk muß weiterleben“. Die Ideologie der Überparteilichkeit als wichtiges Element der politischen Kultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. In: Völkische Bewegung - Konservative Revolution -

genaueres Material nicht vorliegt, wird man diese Erkenntnisse auch als Hypothese für Hamburg übernehmen können.

An einzelnen Beispielen lässt sich aber auch für die Hansestadt das parteipolitische Engagement von Geistlichen aufzeigen: Der Eilbeker Pastor Johannes Wehrmann (1877-1941) war nicht nur im Stahlhelm aktiv, sondern auch Bürgerschaftsabgeordneter der DNVP von 1921 bis 1927. In dieser Partei dominierten in Hamburg die völkischen Antisemiten, die die meisten Funktionäre stellten und den politischen Kurs bestimmten. Bereits im Mai 1923, ein Jahr früher als in der Reichsorganisation, wurde hier der „Arierparagraph" eingeführt. Eine Zusammenarbeit mit gemäßigten bürgerlichen Parteien wurde abgelehnt, Ziel war die Wiederherstellung der Monarchie. Der Hamburger Landesverband gehörte zu den aktivsten und radikalsten regionalen Organisationen.[36] Der Hauptpastor an St. Petri und Senior seit 1920, Friedrich Rode, war wohl der prominenteste und am längsten aktive Politiker der Landeskirche. 1895 wurde er in die Bürgerschaft gewählt, wo er sich der Fraktion der Rechten anschloss und 1918 die Nationalliberalen führte. In der Weimarer Republik war er Fraktionsvorsitzender der DVP. Daneben leitete er den Hauptverein des Evangelischen Bundes in Hamburg und gehörte dem Ausschuss der Antiultramontanen Wahlvereinigung, also zwei dezidiert gegen die Katholische Kirche gerichteten Organisationen, an. Der Hamburger Landesverband der DVP war am rechten Rand der Partei angesiedelt. Es gab hier sehr starke Sympathien für das Kaiserreich und die Bismarckfeiern der Vaterländischen Verbände.[37] Auch in diesen

---

Nationalsozialismus. Aspekte einer politisierten Kultur. Hrsg. von Walter Schmitz/ Clemens Vollnhals (Kultur und antidemokratische Politik in Deutschland 1; Kulturstudien 2). Dresden 2005 [2006], S. 33-43.

[36] Günther SEVERIN, Jahre einer Gemeinde. Eilbek 1872-1943. Hamburg 1985, S. 423-453; vgl. auch Reinhard BEHRENS, Die Deutschnationalen in Hamburg. Phil. Diss. Hamburg 1973.

[37] Rainer HERING, Theologie im Spannungsfeld von Kirche und Staat. Die Entstehung der Evangelisch-Theologischen Fakultät an der Universität Hamburg 1895 bis 1955 (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, 12). Berlin-Hamburg 1992, S. 435f; DERS., Rode, Friedrich Gottlieb Theodor. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Begründet und hrsg. von Friedrich Wilhelm Bautz. Fortgeführt von Traugott Bautz. Bd. VIII. Herzberg 1994, S. 470-476; DERS., „Der Typus des echt hamburgischen Bürgerpastors". Vor 140 Jahren ist Friedrich Rode geboren. Uni-„Ehrenmitglied" seit 1921. In: Uni hh. Berichte,

engagierten sich Hamburger Pastoren, was am Beispiel des völkischen, antisemitischen Alldeutschen Verbandes gezeigt werden soll: Der Gefängnisgeistliche Heinrich Reuß (1862-1923) war viele Jahre Vorsitzender der Hamburger Ortsgruppe und Mitglied des Gesamtvorstandes sowie des Geschäftsführenden Ausschusses. Als Redner trat er sowohl in der Hansestadt wie auch überregional auf und sprach z.B. über Themen wie „Der deutsche Gedanke in der Welt". Darüber hinaus war er Vorstandsmitglied des 1884 gegründeten Reichstagswahlvereins. Er erlitt 1923 bei der Gedenkfeier der Alldeutschen zum 25-jährigen Todestag Bismarcks in Friedrichsruh einen tödlichen Schlaganfall.[38] Die Traueransprache für ihn hielt sein Veddeler Amtsbruder Paul Ebert (1865-1944), der in den zwanziger Jahren Vorsitzender der Hamburger Alldeutschen war.[39]

Das politische Engagement der Geistlichen in der Hansestadt überwog auf Seiten der politischen Rechten. Den religiösen Sozialisten stand der Pastor und spätere Philosophieprofessor Kurt Leese (1887-1965) nahe, in seiner Wohnung wurden 1928 die „Neuen Blätter für den Sozialismus" gegründet.[40] Demokratisch engagiert war insbesondere Heinz Beckmann (1877-1939), der Bruder der Oberschulrätin und Vorkämpferin für die Gleichberechtigung der Frauen, Emmy Beckmann (1880-1967). So kämpfte auch er für dieses Ziel, in erster Linie die Gleichberechtigung der Theologinnen in der Kirche, und wirkte als Herausgeber der „Hamburgischen Kirchenzeitung" in demokratischem Sinne. Vor

---

Meinungen aus der Universität Hamburg. 26.Jg. Nr.2 (April 1995), S. 45-47; Ursula BÜTTNER, Politische Gerechtigkeit und sozialer Geist. Hamburg zur Zeit der Weimarer Republik (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, 20). Hamburg 1985, S. 47-62.

[38] StA HH, 331-3 Politische Polizei, S 19361; ebd., Zeitungsausschnittsammlung (ZAS) A 767; Alldeutsche Blätter 33.Jg. Nr.9 vom 22.9.1923, S. 41; Rainer HERING, Konstruierte Nation. Der Alldeutsche Verband 1890-1939 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte 40). Hamburg 2003; DERS., Eliten des Hasses. Der Alldeutsche Verband in Hamburg 1892 bis 1939. In: Hamburger Arbeitskreis für Regionalgeschichte Mitteilungen 43 (2005), S. 44-69.

[39] BEHRENS, S. 40; Hamburger Nachrichten Nr. 356 vom 3.8.1923; StA HH, ZAS A 755.

[40] August RATHMANN, Ein Arbeiterleben. Erinnerungen an Weimar und danach. Wuppertal 1983, S. 161; Rainer HERING, Leese, Kurt Rudolf Hermann Anton. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Begründet und hrsg. von Friedrich Wilhelm Bautz. Fortgeführt von Traugott Bautz. Bd. XVII. Herzberg 2000, S. 826-848.

allem in der sehr sensiblen Schulpolitik setzte er sich für gutnachbarliche Beziehungen zwischen sozialdemokratisch beeinflusstem Staat und lutherischer Kirche ein.[41]

Antisemitismus bzw. judenfeindliche Äußerungen gab es auch unter Hamburger Geistlichen. 1922 veröffentlichte Julius Hahn (1880-1956), Pastor in Eilbek, eine tendenziöse Schrift über „Die Judenfrage", und ein entsprechender Vortrag, den er zwei Jahre später hielt, führte zu einer ergebnislosen Beschwerde der Jüdischen Gemeinde beim Kirchenrat wegen antisemitischer Hetze.[42] Allein die Feststellung, dass es eine „Judenfrage" gäbe, bildete schon ein Zugeständnis an antisemitische Kreise. Die Informationen über das Judentum waren nur spärlich; gängige, bis heute noch verbreitete Klischees bestimmten das Bild in Unterricht und Verkündigung. Selbst ein Judaist wie Pastor Walter Windfuhr (1878-1970), der der DNVP angehörte und ab 1929 als Honorarprofessor an der Universität lehrte, sah 1919 die „Gefahr einer Ueberschwemmung von Osten her" und stellte fest, dass „von den östlichen Juden her zur Zeit ein besonderer Einfluss auf die Geschicke unseres Vaterlandes ausgeht", weil sich angeblich unter den führenden Revolutionären „zahlreiche jüdische Namen" finden würden. Wenngleich er sich von einem direkten Antisemitismus distanzierte und einigen Vorurteilen entgegentrat, so trug er doch dazu bei, andere Klischees weiterzuverbreiten: Den Juden fehle es an „Bodenständigkeit", sie seien mit „auffallenden Rassenmerkmalen" ausgestattet und wären in einigen Veröffentlichungen den Deutschen gegenüber überheblich. Auf diese Art wurde ebenfalls antisemitische Vorstellungen verbreitet und die Akzeptanz von völkischen Gedanken erhöht. Später nahm Windfuhr aber eine andere Haltung ein und distanzierte sich im „Dritten Reich" nachdrücklich vom Nationalsozialismus.[43]

---

[41] Rainer HERING, Die letzten beiden Hauptpastoren an der Hamburger Hauptkirche St. Nikolai am Hopfenmarkt: Heinz Beckmann und Paul Schütz. In: Auskunft 16 (1996), S. 27-47; DERS., Heinz Beckmann und die „Hamburgische Kirchenrevolution" (Veröffentlichungen des Archivs des Kirchenkreises Hamburg-Ost 1). Hamburg 2009.

[42] NEK, 32.03.01 Personalakten Pastoren, Personalakte Julius Hahn.

[43] (Walter) WINDFUHR, Zur heutigen Judenfrage. In: Hamburgisches Gemeindeblatt 11. Jg. Nr. 31 vom 4.5.1919, S. 122f, die Zitate S. 122, Nr.33 vom 18.5.1919, S. 132, Nr.34 vom 25.5.1919, S. 135f. Zu Windfuhr siehe Rainer HERING, „Sprache und Kultur des Judentums"

Die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg und der damit verbundene Wechsel von der Monarchie zur Republik konfrontierte die Kirchen in aller Deutlichkeit mit den durch die Moderne hervorgerufenen gesellschaftlichen und politischen Veränderungen. Der Erste Weltkrieg kann als deutlicher Schub dieser längst überfälligen Auseinandersetzung verstanden werden. Die evangelischen Landeskirchen reagierten jedoch weitgehend mit dem Festhalten an der Tradition und ließen Veränderungen nur insoweit zu, als sie durch die gesellschaftliche Entwicklung unumgänglich geworden waren. Die Mehrzahl der Angehörigen der Leitungsebenen, der kirchenleitenden Elite, bildeten weiterhin ein retardierendes Moment im Kontext der Weiterentwicklung und versuchten die Veränderungen, insbesondere eine Demokratisierung und die Gleichberechtigung der Geschlechter zu verhindern bzw. zu verzögern.

Im vorangegangenen ist deutlich geworden, dass die Hamburger Kirchengeschichte der Weimarer Republik in vielen Punkten wesentlich von der gesamtgesellschaftlichen und politischen Entwicklung geprägt und bestimmt worden ist. Kirchengeschichte kann daher adäquat nur als Gesellschaftsgeschichte verstanden werden. Der zentrale Begriff, der diese Zeit charakterisiert, ist der der Entkirchlichung.[44] Die evangelische Kirche verlor als Institution enorm an Rückhalt in der Bevölkerung und konnte inhaltlich immer weniger Einfluss, z.B. durch Schule und Univer-

---

im Nationalsozialismus. Walter Windfuhrs Lehrtätigkeit an der Hamburger Universität. In: ZHG 80 (1994), S. 141-151; DERS.: Windfuhr, Walter. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Begründet und hrsg. von Friedrich Wilhelm Bautz. Fortgeführt von Traugott Bautz. Bd. XIII. Herzberg 1998, S. 1365-1375.

[44] Jonathan SPERBER, Kirchengeschichte als Sozialgeschichte - Sozialgeschichte als Kirchengeschichte. In: Kirchliche Zeitgeschichte 5 (1992), S. 11-17, sieht für die deutsche Gesellschaft der letzten zwei Jahrhunderte neben der Entkirchlichung auch die Bikonfessionalität als zentralen Faktor an (S. 17). Für Hamburg ist diese These zu modifizieren, da dem Katholizismus hier nur eine untergeordnete Rolle zukommt, er nur in einem Segment der Öffentlichkeit wahrgenommen worden und nur für einen kleinen Teil der Gesellschaft prägend gewesen ist. – Mit Sperber wird der Terminus „Säkularisierung" nicht angewandt, da der Wandel der Rechtsstellung der Institution Kirche vom Wandel der Mentalität getrennt werden muss. Der Rückgang der Institution Kirche ist nicht geradlinig verlaufen, und die Suche des Menschen nach Transzendenz besteht weiter und ist für die Gesellschaft als solche zum Teil konstitutiv (ebd., S. 17).

sität, in Gottesdiensten und anderen öffentlichen Veranstaltungen, ausüben. Die hier am Beispiel der Hamburger Landeskirche skizzierte Entwicklung der zwanziger Jahre war wesentlich durch den Ersten Weltkrieg und die Haltung der Kirchen in der Kriegssituation bedingt. Auch in der Kirchengeschichte bedeutet er eine Zäsur und steht am Beginn des 20. Jahrhunderts.

Zum Verfasser: Prof. Dr. Dr. Rainer Hering, geb. 1961 in Hamburg, studierte Geschichtswissenschaft, evangelische Theologie und Erziehungswissenschaft. Promotion zum Dr. phil.; Habilitation am Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaft der Universität Hamburg. Nach seiner Tätigkeit als Archivar im Staatsarchiv Hamburg von 1987 bis 2006 übernahm er im Oktober 2006 die Leitung des Landesarchivs Schleswig-Holstein. Er ist Professor für Neuere Geschichte und Archivwissenschaft am Fachbereich Geschichte an der Universität Hamburg. (Quellen: wikipedia.org; www.verlagsgruppe.de/hering-rainer.html – abgerufen am 14.04.2021)

Statt eines Nachwortes

Kriegsdienst als Gottesverachtung

Frühchristliche Friedenstheologie bis zur konstantinischen Wende

Uwe-Karsten Plisch[1]

1. Das biblische Friedenszeugnis

Nicht alle biblischen Texte sind gleich wichtig. Martin Luther hat als Unterscheidungskriterium das schöne Wort geprägt: „Was Christum treibet". Das Gebot „Du sollst deinen Nächsten Lieben wie dich selbst / denn er ist wie du" (Lev 19,18) gehört ohne Zweifel zu den zentralen Geboten der jüdisch-christlichen Tradition; es hat fraglos einen höheren Stellenwert als das Gebot: „Lass nicht zweierlei Art unter deinem Vieh sich paaren und besäe dein Feld nicht mit zweierlei Samen und lege kein Kleid an, das aus zweierlei Faden gewebt ist" (Lev 19,19) – obschon es in Lev 19 unmittelbar auf das Gebot der Nächstenliebe folgt. In seinem biblischen Kontext im Buch Leviticus bedeutet „Liebe deinen Nächsten" zunächst nicht viel mehr als „Sei nett zu deinen Nachbarn" und gewinnt erst in der jüdischen Auslegungstradition einschließlich der Jesu, die im Doppelgebot der Liebe mündet (Mk 12,28-34), einen höheren Stellenwert, den sich auch die Theologen der Alten Kirche konsequent zu eigen machen.

Zu den zentralen biblischen Themen, den roten Fäden, die sich durch die gesamte Schrift ziehen, gehört etwa die Trias Befreiung (nicht: „Freiheit"!), Gerechtigkeit, Frieden. Dabei ist der biblische Schalom stets mehr als die bloße Abwesenheit von Krieg; er beinhaltet vielmehr die göttliche Verheißung eines umfassenden Heilszustandes (der z.B. Gerechtigkeit einschließt). Zu denken wäre an die prophetischen Verheißungen in Jes 2 und Micha 4, dass die „Schwerter zu Pflugscharen und

[1] Textquelle | Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers, zuerst in: epd-Dokumentation 4/2015 (hier nach: https://www.denk-mal-gegen-krieg.de/assets/Texte/4-Theologie/Kriegsdienst-als-Gottesverachtung-epd.pdf).

die Spieße zu Sicheln“ umgeschmiedet werden „und sie hinfort nicht mehr lernen werden, Krieg zu führen“, oder die (uneingelöste) Vision der Völkerwallfahrt in Jes 60. Frieden ist ohne Gerechtigkeit nicht zu haben, Gerechtigkeit nicht ohne Frieden, wie es Psalm 85 verheißt:

> … dass Güte und Treue einander begegnen,
> Gerechtigkeit und Friede sich küssen;
> dass Treue auf der Erde wachse
> und Gerechtigkeit vom Himmel schaue;
> dass uns auch der HERR Gutes tue
> und unser Land seine Frucht gebe;
> dass Gerechtigkeit vor ihm her gehe
> und seinen Schritten folge.

Für Christinnen und Christen zentral ist die radikale, gelebte Friedensethik Jesu. Sie drückt sich nicht nur in der Seligpreisung der Friedensmacher (so wörtlich: eirēnopoioi) in Mt 5,9 aus, sondern auch in Forderungen wie diesen: ‚Wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar‘ (Mt 5,39); ‚Und wenn dich jemand nötigt, eine Meile mitzugehen, so geh mit ihm zwei‘ (Mt 5,41). Letztere Forderung ist übrigens eine ganz konkrete Anweisung für den Umgang mit dem Militär: Jeder römische Soldat, Angehöriger der damaligen Besatzungsmacht, hatte das Recht, einen Bewohner des okkupierten Landes zu nötigen, ihm das Gepäck eine römische Meile (= 1,5 km) zu tragen. Jesu Strategie ist dabei weniger ein Akt stiller Duldung, als vielmehr eine Strategie ironischer Überbietung, die das Gegenüber ins Unrecht setzt und zum Nachdenken bringen soll. Sie setzt allerdings eine Mindestschnittmenge gemeinsamer Werte voraus.

Zu Jesu radikaler Friedensethik gehört die Auslegung des alttestamentlichen Tötungsverbots in Mt 5,21f: „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist (Ex 20,13; 21,12): ‚Du sollst nicht töten‘; wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Du Nichtsnutz!, der ist des Hohen Rats schuldig; wer aber sagt: Du Narr!, der ist des höllischen Feuers schuldig.“ Die Auslegung mündet schließlich in den unbedingten Vorrang der Versöhnung. Der Höhe-

punkt und stärkste Anstoß der Friedensethik Jesu ist schließlich die Forderung, seine Feinde zu lieben, mit der das erste Kapitel der Bergpredigt schließt. Feindesliebe ist das Ideal christlicher Vollkommenheit. Sie ist, mit Brecht zu reden, „das Einfache, das schwer zu machen ist", weshalb man die Kirchen- und Theologiegeschichte auch als Versuch beschreiben kann, sich vor der Bergpredigt zu drücken.

Das eigentlich Radikale an Jesu Friedensethik ist nun allerdings nicht, dass er sie gelehrt, sondern dass er sie auch gelebt hat. Er bietet selbst im Verhör die Backe dar, wird gefoltert, gedemütigt und stirbt am Kreuz. Ganz am Ende der Bibel schließlich steht nicht die Vision vom Untergang des herrschenden Imperiums (das ist das Vorletzte), sondern die Vision eines 1000jährigen Friedensreiches, das sogar ohne Kirche auskommt, weil Gott selbst bei den Menschen wohnt (Offb 21,22).

Christinnen und Christen steht es nun nicht frei, von solcher Friedensethik einfach abzusehen, schon gar nicht, wenn sie sich als evangelisch, und also ihr Handeln als schrifttreu und schriftgemäß verstehen (sola scriptura). Sie müssen sich zu den (Heraus-)Forderungen Jesu verhalten. Und sie müssen dies zunächst ohne Rücksichten auf die politischen Verhältnisse und die politische Durchsetzbarkeit tun. Eine Kirche ohne kirchliches Friedenszeugnis ist keine – wie immer dieses aussehen mag.

Die Radikalität der jesuanischen Friedensethik wird in der Alten Kirche zunächst bemerkenswert konsequent durchgehalten und praktisch interpretiert. Das ändert sich erst mit der Konstantinischen Wende, in deren Folge das Christentum Staatsreligion wird und Kirche und staatliche Macht beginnen, Hand in Hand zu gehen, was bis heute weitgehend durchgehalten wird. Erst mit der konstantinischen Wende, also mit dem Aufstieg des Christentums zunächst (313 n.Chr.) zur geduldeten und dann – 380 n. Chr. unter Kaiser Theodosius – zur Staatsreligion, wird auch das Kreuz zum christlichen Symbol, also ein staatliches Tötungsinstrument, noch dazu ein besonders grausames. Bis dahin taucht das Kreuz nur gelegentlich in heidnischen Graffiti zur Verspottung der Christen auf. Unter Christen war bis dahin u.a. die Darstellung Jesu als Guter Hirte üblich.

385 n.Chr. wird schließlich in Trier der erste Ketzer, Priscillian von Avila, Anführer einer kirchlichen, geistorientierten, asketischen Erneue-

rungsbewegung hingerichtet, verklagt von den intriganten und korrupten Bischöfen Hydatius von Emeritia und (Sankt) Rufus von Metz, verurteilt von Kaiser Magnus Maximus.

2. Jesuanische Friedensethik: Zeugnisse der Alten Kirche

In einer der ältesten Kirchenordnungen, der Traditio apostolica aus dem 2. Jahrhundert (auch Kirchenordnung Hippolyts genannt) wird Soldaten das Töten strikt untersagt und die Unvereinbarkeit von christlicher Taufe und Soldatenberuf herausgestellt:

> *Traditio apostolica 16*
> Ist ein Soldat im Dienst der weltlichen Obrigkeit, so darf er keinen Menschen töten. Wenn es befohlen wird, soll er die Sache nicht ausführen und auch keinen Schwur leisten. Wenn er aber nicht will, soll er zurückgewiesen werden.
> Wer die Schwertgewalt oder die Verwaltung einer Stadt innehat, wer den Purpur trägt, trete ab, oder man weise ihn zurück. Wenn ein Taufbewerber oder Gläubiger Soldat werden will, dann weise man ihn zurück, denn er hat Gott verachtet (… *quia contempserunt deum*).

In den Randgebieten des Römischen Reiches hält sich die Auffassung von Kriegsdienst als Verachtung Gottes noch über die konstantinische Wende hinaus. Im Testamentum domini nostri, einer syrischen Kirchenordnung aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts heißt es ganz ähnlich:

> Den Soldaten oder Beamten belehre man, dass sie niemanden unterdrücken, nicht töten, nicht stehlen, sich nicht erzürnen und nicht gegen irgendeinen sich hinreißen lassen. … Wenn sie aber danach verlangen, die Taufe im Namen des Herrn zu empfangen, dann sollen sie ihren Militärdienst oder ihre obrigkeitliche Stellung aufgeben. Wenn ein Taufbewerber oder ein Gläubiger Soldat werden will, so ändere er seinen Sinn oder man weise ihn zurück. Denn mit dieser Absicht hat er Gott beleidigt, den Weg des Geistes verlassen, an den

Dingen des Fleisches sein Gefallen gefunden und den Glauben verhöhnt.

Auch wer mit Luther und der Confessio Augustana Artikel 16 der Meinung ist, dass auch der Soldat (mittlerweile) im seligen Stande sein könne, muss sich zumindest fragen, ob die Taufe eines Soldaten *im Kriegseinsatz* nicht der Ausnutzung einer existentiellen Notlage gefährlich nahekommt. Manch gewissenhafter Gefängnisseelsorger tauft nicht im Knast, sondern, sofern Wille und Voraussetzung noch bestehen, erst nach der Haftentlassung.

Am Ende des zweiten Jahrhunderts fragt Tertullian, der erste bedeutende lateinisch schreibende Theologe in einer bezeichnenderweise „Über den Götzendienst" betitelten Schrift, nach der Vereinbarung von Christsein und Militärdienst. Seine scharfzüngige Ablehnung wurzelt in der absoluten Friedfertigkeit Jesu, nicht in der Gefahr, am Kaiserkult teilnehmen zu müssen (dieses Argument überspringt er quasi, da selbstverständlich, im ersten Absatz):

de idolatria 19

Es fragt sich gegenwärtig, ob Christen sich dem Soldatenstande zuwenden dürfen, ob Militärpersonen zum Christentum zugelassen werden können, und ob sich mit dem Glauben der Dienst der Gemeinen und der sämtlichen niederen Chargen vereinbaren lasse, welche nicht zu opfern brauchen und mit Urteilen über Leben und Tod nichts zu tun haben.

… Zwar hat auch Moses, wenn wir uns auf Scherze einlassen wollen, einen Stab getragen, Aaron eine Spange, Johannes gürtete sich mit einem Riemen. Josua stand an der Spitze eines Heerhaufens und das Volk hat Krieg geführt. Wie aber wird der, dem der Herr das Schwert weggenommen hat, Krieg führen, ja auch nur zu Kriegszeiten ohne Schwert Soldat sein? Wenn auch Soldaten zu Johannes kamen und die Richtschnur für ihr Verhalten hinnahmen, wenn sogar ein Hauptmann gläubig wurde, so hat doch der Herr durch die Entwaffnung des Petrus (Joh 19,11) jedem Soldaten den Degen abgeschnallt. Keine Tracht, die ein Zubehör unerlaubter Handlungen ist, gilt bei uns als erlaubt.

Tertullian spielt im zweiten Absatz auf die Bußpredigt Johannes des Täufers an (Lk 3,14: Da fragten ihn auch die Soldaten und sprachen: Was sollen denn wir tun? Und er sprach zu ihnen: Tut niemandem Gewalt oder Unrecht und lasst euch genügen an eurem Sold!) und schließt vom Kleineren auf das Größere: wenn schon Johannes Soldaten Anweisungen zu geben vermochte, so ist durch Jesus erst recht jeder Militärdienst obsolet geworden.

Origenes, der größte christliche Theologe vor Augustinus, muss sich im 3. Jahrhundert in seiner Auseinandersetzung mit dem heidnischen Philosophen Celsus auch Argumenten stellen, die direkt einer Gewissensprüfung im Kreiswehrersatzamt entnommen sein könnten. Das Niveau der Auseinandersetzung ist in den letzten gut 1700 Jahren mithin nicht gestiegen:

> *Origenes, Contra Celsum VIII, 68*
> (Argument des Celsus:) „Handelten nämlich alle so wie du, so wird nichts im Wege stehen, dass er (der Kaiser) allein und einsam übrigbleibt, die Herrschaft auf Erden aber den gesetzlosesten und wildesten Barbaren zufällt und dass weder von deiner Gottesverehrung noch von der wahren Weisheit unter den Menschen ferner eine Kunde übrigbleibt."
> (Dagegen argumentiert Origenes:)
> ‚Handelten nämlich', wie Celsus sagt, ‚alle so' wie wir, so werden natürlich auch ‚die Barbaren', die sich dem Wort Gottes zugewendet haben, ganz gesetzlich und gesittet sein. Dann wird auch alle andere Gottesverehrung aufgehoben werden, die christliche aber wird ‚allein' die Herrschaft haben; diese wird einst deshalb ‚allein' herrschen, da die christliche Lehre immerfort mehr Seelen gewinnt.

Eine Generation später, zu Beginn des 4. Jahrhunderts und kurz vor der Mailänder Vereinbarung zwischen Konstantin und Licinius, argumentiert Laktanz nicht nur für die Unvereinbarkeit von Christentum und Militärdienst, sondern weitet das christliche Tötungsverbot in einer ungeheuer modern anmutenden Argumentation auch auf die Todesstrafe aus:

Lactanz, divinae institutiones VI, 20,15-17

Wenn Gott das Töten verbietet, so untersagt er uns nicht bloß, Raubüberfällen nachzugehen, was ja auch nach dem bürgerlichen Gesetz nicht erlaubt ist. Sondern er warnt auch davor, dass nicht Dinge begangen werden, die bei den Menschen für rechtmäßig gelten. Den Militärdienst in üblicher Weise abzuleisten ist einem Menschen nicht möglich, dessen Dienst in der Ausübung der Gerechtigkeit besteht; ebensowenig darf man irgendwen eines Verbrechens beschuldigen, das die Todesstrafe nach sich zieht. Denn es macht keinen Unterschied, ob man mit dem Wort oder mit dem Schwert tötet, da ja das Faktum des Tötens an sich verboten ist. Das heißt also, dass es von dieser Anordnung Gottes keinerlei Ausnahme gibt. Es ist allezeit verboten, einen Menschen zu töten, weil Gott gewollt hat, dass der Mensch ein unverletzliches Lebewesen sei.

Scharfsinnig analysiert Laktanz zudem den Zusammenhang zwischen Krieg und wirtschaftlichen Interessen:

divinae institutiones VI, 6,18–24

Denn worin liegen die „Vorteile des Vaterlandes" sonst als darin, einem anderen Staat oder einem anderen Gebiet zu schaden? In Wahrheit geht es doch darum, die eigenen Grenzen zu erweitern, indem man anderen mit Gewalt ihr Land entreißt, die Macht des Staates zu vergrößern und seine Einkünfte zu vermehren sucht – alles Dinge, die man nicht als Tugenden bezeichnen kann, sondern im Gegenteil nur als die Vernichtung jeder Tugend. Denn die Eintracht unter den Menschen in der Gesellschaft, die Unschuld und die Achtung vor dem Eigentum des Nächsten schwinden als erstes. Dann entschwindet die Gerechtigkeit selbst, denn sie kann nicht mit ansehen, wie das Menschengeschlecht in Stücke gerissen wird. Überall, wo die Waffen sich Geltung verschafft haben, ist die Gerechtigkeit ausgelöscht und verbannt. [...]

Wie könnte der Mensch gerecht sein, der Böses tut, dessen Herz erfüllt ist von Hass, der plündert und mordet? Und doch werden alle diese Dinge vollbracht von denen, die vorgeben, ihrem Vaterlande zu dienen.

Schon der spätere Bischof Cyprian von Karthago (gest. 258) hatte die Perversion staatlicher Kriegsideologie in einem freimütigen Brief an seinen Jugendfreund Donatus auf den Punkt gebracht:

> *ad Donatum 6*
> Es trieft die ganze Erde von gegenseitigem Blutvergießen; und begeht der Einzelne einen Mord, so ist es ein Verbrechen; Tapferkeit aber nennt man es, wenn das Morden im Namen des Staates geschieht. Nicht Unschuld ist der Grund, der dem Frevel Straflosigkeit sichert, sondern die Größe der Grausamkeit.

Bei Cyprian dient diese Schilderung in erster Linie der Darstellung der Verkommenheit der heidnischen Welt. Mit der konstantinischen Wende und dem Siegeszug des Christentums ändert sich dann allmählich die Perspektive. Die Erfindung der Legende von der „Thebaïschen Legion" im 5. Jahrhundert über eine angeblich aus Christen bestehende römische Legion, deren Angehörige im 3. Jahrhundert den Märtyrertod erlitten haben sollen, dient gerade der ideologischen Verankerung eines christlichen Militärdienstes bereits in vorkonstantinischer Zeit. In Wahrheit gelten jedoch bis zur konstantinischen Wende das Vorbild Jesu und die verschärfte Auslegung des Tötungsverbotes erstaunlich konsequent. Es steht den christlichen Kirchen frei, sich jederzeit dieser Traditionen zu besinnen.

Zum Verfasser: Dr. Uwe-Karsten Plisch, geb. 1965 in Lutherstadt Wittenberg, ist Referent für Theologie, Hochschul- und Genderpolitik beim Verband der Evangelischen Studierendengemeinden in Deutschland (ESG) in Hannover und Senior Researcher an der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen im Projekt Digitale Gesamtedition des koptischen Alten Testaments.

Quellen- und Literaturverzeichnis

(mit Kurztiteln)

ANDERSEN u.a. 1917 = Deutschchristentum aus rein-evangelischer Grundlage. 95 Leitsätze zum Reformationsfest 1917 von Hauptpastor Friedrich Andersen in Flensburg, Professor Adolf Bartels in Weimar, Kirchenrat D. Dr. Ernst Katzer in Oberlößnitz bei Dresden, Hans Paul Freiherrn von Wolzogen in Bayreuth. Leipzig: Theodor Weicher 1917. [https://digital.staatsbibliothek-ber lin.de]

BESIER 1984 = Gerhard Besier: Die protestantischen Kirchen Europas im Ersten Weltkrieg. Ein Quellen- und Arbeitsbuch. Göttingen: V & R 1984.

BRAKELMANN 1974 = Günter Brakelmann: Protestantische Kriegstheologie im 1. Weltkrieg. Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus. Bielefeld: Luther-Verlag 1974.

BRAKELMANN 1991 = Günter Brakelmann: Krieg und Gewissen. Otto Baumgarten als Politiker und Theologe im Ersten Weltkrieg. Göttingen: V & R 1991.

BRAKELMANN 2015 = Günter Brakelmann: Protestantische Kriegstheologie 1914 – 1918. Ein Handbuch mit Daten, Fakten und Literatur zum Ersten Weltkrieg. Kamen: Spenner 2015. [Umfangreiches bibliographisches Hilfsmittel.]

BIGELMAIR 1902 = Andreas Bigelmair: Die Beteiligung der Christen am öffentlichen Leben in vorconstantinischer Zeit. Ein Beitrag zur ältesten Kirchengeschichte. München: Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung 1902.

BUCHHOLZ 2015 = René Buchholz: „Zu diesem Kanon darf das AT nicht gestellt werden". Marginalien zu einer These Harnacks. In: Zeitschrift für Katholische Theologie 131 (2009), S. 26-46; ungekürzte und aktualisierte Fassung Juni 2015. https://uni-bonn.academia.edu/Ren%C3%A9Buchholz

FLACH 2000 = Kurt Flach: Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Berlin: Alexander Fest Verlag 2000.

FOERSTER 1925 = Friedrich Wilhelm Foerster: Streiflichter zur gegenwärtigen Lage IV. In: Die Menschheit, 12. Jg., Nr. 38, S. 246, 18. September 1925.

GAEDE 2018 = Reinhard Gaede: Kirche – Christen – Krieg und Frieden. Die Diskussion im deutschen Protestantismus in der Weimarer Republik (= Schriftenreihe Geschichte & Frieden, Bd. 41). Bremen: Donat Verlag 2018.

GAILUS/LEHMANN 2005 = Manfred Gailus / Hartmut Lehmann (Hg.): Nationalprotestantische Mentalitäten. Konturen, Entwicklungslinien und Umbrüche eines Weltbildes. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005.

HAMMER 1972 = Karl Hammer: Adolf von Harnack und der Erste Weltkrieg. In: Zeitschrift für evangelische Ethik 16. Jg. (1972), S. 85-101.

HAMMER 1974 = Karl Hammer: Deutsche Kriegstheologie 1870-1918. [Zweite Auflage, zuerst: 1971 bei Kösel in München]. München: dtv 1974.

HÄRLE 1975 = Wilfried Härle: Der Aufruf der 93 Intellektuellen und Karl Barths Bruch mit der liberalen Theologie. In: Zeitschrift für Theologie und Kirche (Mohr Siebeck) 72. Jg. (1975), S. 207-224.

HARNACK 1905 = Adolf von Harnack: Militia Christi. Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten. Tübingen: Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1905.

HARNACK 1906a = Adolf von Harnack: Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Band I: Die Mission in Wort und Tat. Zweite neu durchgearbeitete Auflage. Leipzig: J.C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1906.

HARNACK 1906b = Adolf von Harnack: Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Band II: Die Verbreitung. Zweite neu durchgearbeitete Auflage. Leipzig: J.C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1906.

HARNACK 1910 = Adolf von Harnack: Gedanken über die Notwendigkeit einer neuen Organisation der Wissenschaft in Deutschland. Berlin: „Gedruckt in der Reichsdruckerei" 1910. [12 Seiten; nicht eingesehen.]

HARNACK 1915 = Adolf von Harnack: Das Wesen des Christentums. 16 Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität Berlin gehalten. Ausgabe fürs Feld (in zwei Heften). Leipzig: Hinrichs 1915. [Bibliographiert nach: http://d-nb.info/560551886]

HARNACK 1916a = Adolf von Harnack: An der Schwelle des dritten Kriegsjahres. Rede gehalten am 1. August 1916 in der Philharmonie zu Berlin. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1916.

HARNACK 1916b = Adolf von Harnack: Aus der Friedens- und Kriegsarbeit (= Reden und Aufsätze – Neue Folge, Dritter Band). Giessen: Verlag von Alfred Töpelmann 1916.

HARNACK 1917a = Adolf von Harnack: Einleitungsworte [Titel des Textes im Inhaltsverzeichnis: „Wilsons Botschaft und die deutsche Freiheit"]. In: Bund deutscher Gelehrter und Künstler (Hg.): Die deutsche Freiheit. Fünf Vorträge. von Harnack – Meinecke – Sering – Troeltsch – Hintze. Gotha: Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1917, S. 1-13. [Dem Deckblatt folgt der Zusatz: „Diese Vorträge wurden gehalten am 18., 22. und 25. Mai 1917 im Abgeordnetenhause in Berlin."]

HARNACK 1917b = Adolf von Harnack: Martin Luther und die Grundlegung der Reformation. Festschrift der Stadt Berlin zum 31. Oktober 1917. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1917. [Nicht eingesehen]

HARNACK 1923 = Adolf von Harnack: Erforschtes und Erlebtes (= Reden und Aufsätze – Neue Folge, Vierter Band). Giessen: Verlag Alfred Töpelmann 1923.

HARNACK 1924 = Adolf von Harnack: Marcion. Das Evangelium vom fremden Gott. Eine Monographie zur Geschichte der Grundlegung der Katholischen Kirche [zuerst 1921]. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig: J.C. Hinrich 1924. [https://archive.org]

HARNACK 1953 = Axel von Harnack: Der Aufruf Kaiser Wilhelm II. beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges. In: Die neue Rundschau (Fischer-Verlag Frankfurt) 64. Jahrgang (1953), S. 612-620.

HARNACK 1999 = Adolf von Harnack: Das Wesen des Christentums. Herausgegeben und kommentiert von Trutz Rendtorff. Gütersloh: Chr. Kaiser / Gütersloher Verlagshaus 1999.

HAUCK 1887 = Albert Hauck: Kirchengeschichte Deutschlands. Erster Theil. Leipzig: J. Hinrich'sche Buchhandlung 1887.

HERING 1996 = Rainer Hering: Auf dem Weg in die Moderne? Die Hamburgische Landeskirche in der Weimarer Republik. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 82 (1996), S. 127-166.

HOLZEM 2015 = Andreas Holzem: Erster Weltkrieg. In: Volkhard Krech / Peter Dinzelbacher (Hg.): Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum, Band 6.1: 20. Jahrhundert – Epochen und Themen. Paderborn: Schöningh 2015, S. 21-60.

JANTSCH 1996 = Johanna Jantsch: Der Briefwechsel zwischen Adolf von Harnack und Martin Rade. Theologie auf dem öffentlichen Markt. Berlin / New York: De Gruyter 1996.

JANTSCH 1998 = Johanna Jantsch: Christentum und Imperium Romanum in der Sicht Adolf von Harnacks. In: Kneissl, Peter / Losemann, Volker (Hg.): Imperium Romanum. Festschrift für Karl Christ zum 75. Geburtstag. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1998, S. 379-394.

K&W01 = Peter Bürger (Hg.): Katholische Diskurse über Krieg und Frieden vor 1914. Ausgewählte Forschungen nebst Quellentexten. (= Kirche & Weltkrieg, Band 1). Norderstedt: BoD 2020.

K&W02 = Ulrich Hentschel / Peter Bürger (Hg.): Protestantismus und Erster Weltkrieg. Aufsätze, Quellen und Propagandabilder. (= Kirche & Weltkrieg, Band 2). Norderstedt: BoD 2020.

K&W03 = Peter Bürger (Hg.): Frieden im Niemandsland. Die Minderheit der christlichen Botschafter im Ersten Weltkrieg. (= Kirche & Weltkrieg, Band 3). Norderstedt: BoD 2021.

K&W04 = Peter Bürger (Hg.): Katholizismus und Erster Weltkrieg. Forschungen und ausgewählte Quellentexte. (= Kirche & Weltkrieg, Band 4). Norderstedt: BoD 2020.

K&W05 = Franziskus Maria Stratmann: Weltkirche und Weltfriede [1924]. Neu hg. v. Thomas Nauerth. (= Kirche & Weltkrieg, Bd. 5). Norderstedt: BoD 2021.

KALTENBORN 1973 = Carl-Jürgen Kaltenborn: Adolf von Harnack als Lehrer Dietrich Bonhoeffers. Berlin: Evangelische Verlagsanstalt 1973.

KAUFMANN 2005 = Thomas Kaufmann: Die Harnacks und die Seebergs. „Nationalprotestantische Mentalitäten" im Spiegel zweiter Theologenfamilien. In: Manfred Gailus / Hartmut Lehmann (Hg.). Nationalprotestantische Mentalitäten. Konturen, Entwicklungslinien und Umbrüche eines Weltbildes. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005, S. 165-222.

KINZIG 2001 = Wolfram Kinzig: Harnack heute. Neuere Forschungen zu seiner Biographie und dem „Wesen des Christentums". Zu Harnacks 150. Geburtstag am 7. Mai 2001. In: Theologische Literaturzeitung (Leipzig) 126. Jg. (2001), Heft 5, S. 473-500.

KINZIG 2004 = Wolfram Kinzig: Harnack, Marcion und das Judentum. Nebst einer kommentierten Edition des Briefwechsels Adolf von Harnacks mit Houston Stewart Chamberlain. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2004.

KINZIG 2015 = Wolfram Kinzig: Harnack, Houston Stewart Chamberlain, and the First World War. In: Journal for the History of Modern Theology / Zeitschrift für Neuere Theologiegeschichte Band 22, Heft 2 (2015), S. 190-230.

KNAB 2017 = Jakob Knab: Luther und die Deutschen 1517-2017. Mit einem Geleitwort von Detlef Bald und einem Nachwort von Helmut Donat (= Schriftenreihe ‚Geschichte & Frieden', Bd. 40). Bremen: Donat Verlag 2017.

KÖNIG 2005 = Christopher König: Rezension „Kinzig, Wolfram: Harnack, Marcion und das Judentum. Nebst einer kommentierten Edition des Briefwechsels Adolf von Harnacks mit Houston Stewart Chamberlain. Leipzig 2004". In: H-Soz-Kult 28.06.2005. www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-7135

KÖRNER 2021 = Tom Körner (Interview): Historiker über Caritas-Gründer Werthmann: „Biografien als historische Sonden". Heiko Wegmann erforscht die Befürworter des Kolonialismus. Dabei stieß er auf Lorenz Werthmann. Dem ging es um die Christianisierung der Kolonialisierten. In: taz, 10.04.2021. https://taz.de/Historiker-ueber-Caritas-Gruender-Werthmann/!5759220/

KRANICH 2018 = Sebastian Kranich: Mit Gott in den Krieg – mit Luther zum Sieg? Der deutsche Protestantismus im Ersten Weltkrieg – und nach seinem Ende im November 1918. In: Literaturkritik 11/2018. https://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=25130

LEHNERT 2009 = Erik Lehnert: Adolf von Harnack – der Universalgelehrte am Hof. In: Männer um Kaiser Wilhelm II. (= Die Mark Brandenburg [Zeitschrift]. Heft 73). Berlin: Marika Großer Verlag 2009. [https://www.wilhelm-der-zweite.de/essays/harnack.php]

LIEBING 1966 = Heinz Liebing: „Harnack, Adolf von". In: Neue Deutsche Biographie 7 (1966), S. 688-690 [Online-Version]; URL: https://www.deutsche-biographie.de/pnd118546058.html#ndbcontent

NAUMANN 1897 = Friedrich Naumann: National-sozialer Katechismus. Erklärung der Grundlinien des National-Sozialen Vereins. Berlin: Bousset& Kundt 1897. [http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb11124407-6]

MARKSCHIES 2016 = Christoph Markschies: Revanchismus oder Reue? Der Erste Weltkrieg und die Frage nach Kontinuität und Diskontinuität im Denken von Reinhold Seeberg, Adolf Deissmann und Adolf von Harnack. In: Joachim Negel / Karl Pinggéra (Hg.): Urkatastrophe. Die Erfahrung des Krieges 1914-1918 im Spiegel zeitgenössischer Theologie. Freiburg i.Br. 2016, S. 242-280.

NEGEL/PINGGÉRA 2016 = Joachim Negel / Karl Pinggéra (Hg.): Urkatastrophe. Die Erfahrung des Krieges 1914-1918 im Spiegel zeitgenössischer Theologie. Freiburg in.Br.: Herder 2016.

NEUFELD 1980 = Karl H. Neufeld: Adolf von Harnack. In: Hans-Ulrich Wehler (Hg.): Deutsche Historiker. Band 7. Göttingen: V & R 1980, S. 24-38.

NIPPERDEY 1988 = Thomas Nipperdey: Religion im Umbruch. Deutschland 1870-1918. München: C. H. Beck 1988.

NOTTMEIER 2004 = Christian Nottmeier: Adolf von Harnack und die deutsche Politik 1890-1930. Eine biographische Studie zum Verhältnis von Protestantismus, Wissenschaft und Politik. Tübingen: Mohr Siebeck 2004.

NOWAK 1996 = Kurt Nowak (Hg.): Adolf von Harnack als Zeitgenosse. Reden und Schriften aus den Jahren des Kaiserreichs und der Weimarer Republik. (Zwei Bände.) Berlin: De Gruyter 1996.

NOWAK 2001 = Kurt Nowak: Was ist eine Nation? Die Antworten Ernest Renans und Adolf von Harnacks. In: Rechtshistorisches Journal 20. (2001), S. 311-324.

NOWAK/OEXLE 2001 = Kurt Nowak / Otto Gerhard Oexle (Hg.): Adolf von Harnack. Theologe, Historiker, Wissenschaftspolitiker. Göttingen: V & R 2001.

NOWAK/OEXLE/RENDTORFF/SELGE 2003 = Kurt Nowak / Otto Gerhard Oexle / Trutz Rendtorff / Kurt-Victor Selge (Hg.): Adolf von Harnack. Christentum, Wissenschaft und Gesellschaft. (Wissenschaftliches Symposion aus Anlaß des 150. Geburtstags). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2003.

PACHALY 1964 = Erhard Pachaly: Adolf von Harnack als Politiker und Wissenschaftsorganisator des deutschen Imperialismus in der Zeit von 1914-1920. Dissertation (phil.) Humbold-Universität Berlin. Berlin 1964. [Maschinenschriftlich; bibl. nach: HAMMER 1972; Bibliotheksorte: Frankfurt, Leipzig.]

PLISCH 2015 = Uwe Karsten Plisch: Kriegsdienst als Gottesverachtung – Frühchristliche Friedenstheologie bis zur konstantinischen Wende. In: Die gesellschaftliche Aktualität der Reformation: Friedenszeugnis ohne Gew(a)ehr. Die Kirche und der Krieg. Bausoldatenkongress 2014 der Ev. Akademie Sachsen-Anhalt, 5.-7.9.2014 (epd-Dokumentation 4/2015), S. 31-34.

PRESSEL 1967 = Wilhelm Pressel: Die Kriegspredigt 1914-1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1967.

RADMÜLLER 2012 = Angelo Radmüller: „Zur Germanisierung des Christentums". Verflechtungen von Protestantismus und Nationalismus in Kaiserreich und Weimarer Republik. In: Zeitschrift für junge Religionswissenschaft 7. [Online], 7|2012, Online erschienen am: 31 Dezember 2012, abgerufen am 22 April 2021. [URL: http://journals.openedition.org/zjr/399]

REBENICH 1997 = Stefan Rebenich: Theodor Mommsen und Adolf Harnack. Wissenschaft und Politik im Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts. (Anhang: Edition und Kommentierung des Briefwechsels). Berlin: De Gruyter 1997.

REBENICH 1999 = Stefan Rebenich: Die Altertumswissenschaften und die Kirchenväterkommission an der Akademie: Theodor Mommsen und Adolf Harnack. In: Jürgen Kocka (Hg.): Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich. Berlin: Akademie Verlag 1999, S. 199-233. [https://archiv.ub.uni-heidelberg.de/propylaeumdok/50/]

RUNDSCHAU 1915 = (W.): Aus der Reichshauptstadt. Kriegsvortrag von Adolf v. Harnack. Die deutschen Ostprovinzen, ihre Geschichte und ihre Leistungen. In: Tägliche Rundschau, Nr. 520 – Erste Beilage / Morgen-Ausgabe vom 13. Oktober 1915.

RUSTER 2000 = Thomas Ruster: Der verwechselbare Gott. Theologie nach der Entflechtung von Christentum und Religion. Freiburg i.Br.: Herder 2000.

SCHLINGENSIEPEN 2006 = Ferdinand Schlingensiepen: Dietrich Bonhoeffer 1906-1945. Eine Biographie. 2., durchgesehene Auflage. München: C.H. Beck 2006.

SCHMID u.a. 2019 = Rainer Schmid / Thomas Nauerth / Matthias-W. Engelke / Peter Bürger (Hg.): Die Seelen rüsten. Zur Kritik der staatskirchlichen Militärseelsorge. Norderstedt: BoD 2019.

SMEND/DUMMER 1990 = Friedrich Smend (Bearb.): Adolf von Harnack. Verzeichnis seiner Schriften bis 1930. Mit einem Geleitwort und bibliographischen Nachträgen bis 1985 von Jürgen Dummer. [= Reprint: Leipzig 1927, 1930 und 1977]. Leipzig: Zentralantiquariat der DDR 1990. [Nicht eingesehen]

SCHÜCKING 1915 = Walther Schücking: Die deutschen Professoren und der Weltkrieg. (= Flugschriften des Bundes „Neues Vaterland" Nr. 5). Berlin: Verlag Neues Vaterland 1915. [http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb11124793-3]

WEISSINGER 2020 = Johannes Weissinger: „Die große Befreiung" – Dietrich Bonhoeffers Wende vom nationalen Kriegstheologen zum ökumenischen Friedenstheologen 1930/1931. In: Thomas Nauerth / OekIF (Hg.): Was ist Friedenstheologie? Ein Lesebuch. Norderstedt: BoD 2020, S. 225-240.

WENZ 2001 = Gunter Wenz: Der Kulturprotestant Adolf von Harnack als Christentumstheoretiker und Kontroverstheologe. München: Herbert Utz 2001.

ZAHN-HARNACK 1936 = Agnes von Zahn-Harnack: Adolf von Harnack. Berlin: Hans Bott Verlag 1936.

Reihe
Kirche & Weltkrieg

Band 1
Katholische Diskurse über Krieg und Frieden vor 1914
Ausgewählte Forschungen nebst Quellentexten
Norderstedt 2020 – ISBN: 978-3-7526-7268-8

Band 2
Protestantismus und Erster Weltkrieg
Aufsätze, Quellen und Propagandabilder
Norderstedt 2020 – ISBN: 978-3-7526-0414-6

Band 3
Frieden im Niemandsland
Die Minderheit der christlichen Botschafter
im Ersten Weltkrieg – Ein Lesebuch
Norderstedt 2021 – ISBN: 978-3-7534-0205-5

Band 4
Katholizismus und Erster Weltkrieg
Forschungen und ausgewählte Quellentexte
Norderstedt 2021 – ISBN: 978-3-7534-2805-5

Band 5
Franziskus Maria Stratmann O.P.
Weltkirche und Weltfriede
Katholische Gedanken zum Kriegs- und Friedensproblem
Norderstedt 2021 – ISBN: 978-3-7534-3993-8

Band 6
Adolf von Harnack
Schriften über Krieg und Christentum.
„Militia Christi“ (1905) und Texte mit Bezug zum Ersten Weltkrieg
Norderstedt 2021 – ISBN: 978-3-7534-1759-2

Books on Demand – https://www.bod.de/buchshop/

Internetseite zum Editionsprojekt
https://kircheundweltkrieg.wordpress.com/